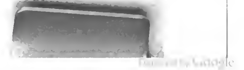
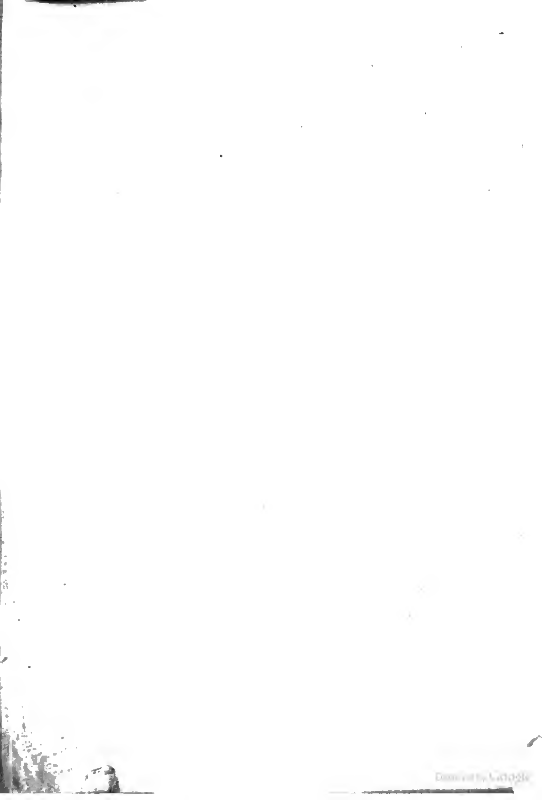


3400
.994



Dei
Sub Numine
Viget





Zeitschrift

für

deutsche Sprache.

Herausgegeben

von

Professor Dr. Daniel Sanders.

Achter Jahrgang.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1895.
Zweigniederlassungen in Münster i. W., Osnabrück u. Mainz.

Inhaltsverzeichnis.

Seite.

Seite

Druckfehler.

S. 28 Anm. 1 setze Genuss st. Genuß.
S. 52 Nr. 35 Z. 4 setze 302b st. 362.
S. 230 Absatz 2 Z. 2 setze setzen st. sehen.
S. 231 Z. 6 v. u. setze E. Schmidt's st. P. Schmidt's.
S. 415 Z. 3 v. u., l. um seines geschäftlichen Vortheils st. um seinen geschäftlichen Vortheil.

Zur gütigen Beachtung.

Die Ausstellungen, die ich an den Musterstücken hier und da gemacht habe und habe machen müssen, sind in aller Bescheidenheit gegen die Meister vorgebracht. Nirgend habe ich einen Tadel ausgesprochen, ohne ihn zu begründen, und auch außerdem möchte ich für mich hier ein-für allemal als Recht in Anspruch nehmen, was Goethe (Ausg. in 40 Bdn., Bd. 32 S. 222) für sich beansprucht hat in einer „Sammlung von Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet, jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überlässt." Also überall, wo die Gründe meines gegen einen Meister ausgesprochenen Tadels den Leser nicht vollständig überzeugen, schalte er je nach Belieben eine Wendung ein, wie: „wenn ich recht sehe"; „wenn ich nicht irre"; „nach meiner unmaßgeblichen Ansicht" oder Ähnliches.

Das Vorstehende aus dem Vorwort zu meinem „Deutschen Stil-Musterbuch" habe ich beim Beginn eines neuen Jahrganges meiner Zeitschrift wiederholen wollen, dazu angeregt durch eine mir von befreundeter Seite zugegangene Mittheilung. In dieser heißt es, dass ich in einer Zeitschrift für deutsche Sprache in Bezug auf das Sprachliche die Erzeugnisse der Gegenwart nicht unberücksichtigt lasse, finde man freilich begreiflich und in der Ordnung; aber, dass ich dabei auch mit meinem Tadel nicht zurückhalte, wo es sich um viel gelesene, weit verbreitete, anerkannte oder selbst vortreffliche Schriftsteller, Zeitungen und Zeitschriften handelt, wirke selbst da, wo man die Berechtigung des ausgesprochenen Tadels nicht in Abrede stellen könne, nicht nur bei den Getadelten, sondern auch in dem weiten Kreise ihrer Leser vielfach verstimmend oder selbst erbitternd.

Darauf hätte ich außer dem bereits Gesagten nur zu erwiedern: warum wollen die Getadelten und ihre Freunde nicht lieber, wie es thatsächlich der Fall ist, eine schmeichelhafte Anerkennung auch in dem Tadel erblicken, in so fern es bei jeder — sei es lobenden oder tadelnden — Bemerkung sich doch immer nur um Etwas handelt, dem der Besprechende eine Bedeutung für — und einen Einfluss auf — die Fortentwicklung unserer Sprache zuschreibt?

Ich wünsche und hoffe, dass aus diesem allein richtigen Gesichtspunkte die sprachlichen Bemerkungen in der Zeitschrift aufgefasst werden und nicht verstimmend oder gar erbitternd, sondern einzig, wie es meine Absicht ist, zur Förderung des reinen und richtigen Gebrauchs unserer Sprache wirken mögen.

Moltke als Dichter.

So lautet die Überschrift eines sehr schönen und lesenswerthen Aufsatzes von Gustav Karpeles in der „Gegenwart“ Bd. 44 S. 278b ff. Darin heißt es u. A., „dass Moltke's Stil und litterarische Eigenart lebhaft an einen andern, gleichfalls kriegsmuthigen Helden erinnere, an Lessing.“ Und daran schließt sich das Folgende, das hier zu wiederholen ich mir nicht versagen kann:

„Auch seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter: wahr, fest, schmucklos, schön und imposant durch die ihr innewohnende Stärke. Bei gleicher Knappheit theilt er mit Lessing die gleiche Grazie in seiner Art, zu sprechen und zu schreiben. Dieselbe Einfachheit, die gleiche Tiefe. Wort und Gedanken decken sich völlig und ohne Rest und allseitig wird heute anerkannt, dass Moltke nicht nur ein Held der Schlachten, sondern auch einer unserer ersten Schriftsteller ist.“

Vielleicht darf ich, wie es schon wiederholt geschehen ist, auf den Umstand hinweisen, dass Parchim, der Geburtsort Moltke's, zugleich auch der eines älteren Meisters der deutschen Prosa ist, Johann Jakob Engel's, von dem ich in meiner Geschichte der deutschen Litteratur ausgesprochen, dass er „in der durchsichtigen Klarheit und dem bewegten, anregenden Gange seiner in der belehrenden Abhandlung und der Erzählung sich oft bis zur dramatischen Lebhaftigkeit steigernden Prosa dem Meister Lessing von allen älteren am nächsten gekommen sei.“ Ich thue Das, weil nach meiner Beobachtung Engel noch immer nicht in dem vollen Maße und Umfang gelesen und gewürdigt wird, die er als Meister und Muster deutscher Prosa mit Recht beanspruchen darf.

Um nun aber auf Moltke zurückzukommen, so entsinnen sich wohl viele Leser meiner Zeitschrift, dass ich in dem 6. Jahrgange Moltke's Briefe an seine Braut mit ausführlichen sprachlichen Bemerkungen begleitet habe. Darin habe ich, eben so wie Karpeles, ihn als „Meister des Stils“ bezeichnet und demgemäß habe ich auch gegen manche mir als unrichtig und unhaltbar erscheinende sprachliche Aufstellungen Moltke's Beispiel und Muster ins Feld geführt. Andererseits aber habe ich freilich auch — wie ich wohl nicht erst besonders zu versichern brauche — in aller Bescheidenheit gegen den Meister, wie ich Dies auch gegen andere anerkannte Meister, z. B. gegen Lessing, Goethe, Schiller u. a. m. gethan — mit Ausstellungen nicht zurückgehalten, die ich für begründet erachtete und, so gut ich es vermochte, auch zu begründen versucht habe, ohne in jedem einzelnen Falle meine Ansicht als eine unmaßgebliche zu bezeichnen (s. den kurzen an die Spitze dieses Jahrgangs gestellten Aufsatz: „Zur gütigen Beachtung“). Hatte ich doch bei meinen Bemerkungen zu Moltke's Briefen von vorn-

herein ein- für allemal ausgesprochen, dass — zumal in nicht für die Veröffentlichung bestimmten Briefen, in denen der Schreibende sich bequem gehen lässt, — kleine Nachlässigkeiten auch dem größten Meister des Stils mit unterlaufen können, und solchen vertraulichen Mittheilungen sogar einen eigenen, besonderen Reiz, den der sogenannten grata negligentia verleihen.

Und nun will ich noch zu einzelnen Stellen Moltke's in Karpeles' Aufsatz einige Bemerkungen fügen, mit der Bitte und dem sicheren Vertrauen, dass man sie aus dem Gesichtspunkte auffassen möge, den ich in meinem Aufsatze: „Zur gütigen Beachtung" als den allein richtigen bezeichnet habe.

1. Zuerst will ich aus einem Brief Moltke's an seinen Bruder Ludwig vom 19. März 1842 eine Stelle anführen, die mich ganz besonders erfreut hat. Sie lautet: „Übrigens sind die technischen Schwierigkeiten des Übersetzens aus dem Englischen ins Deutsche, und namentlich bei Byron, oft unbesieglich. Dies liegt in einem Schönheitsfehler der englischen Sprache, der ihr zum Vortheil wird: in den vorherrschend einsilbigen Wörtern. Es ist meist unmöglich, in einer deutschen Zeile von 5 oder 6 Wörtern den Sinn einer englischen von doppelt oder dreifach so viel Wörtern wiederzugeben." Das stimmt, wie man sieht, mit Dem überein, was ich in der Zeitschr. VII S. 422 Nr. 10 in Bezug auf Meister Spielhagen's Übersetzung eines Gedichtes von Emerson gesagt habe.

2. In einer Übersetzung aus Thomas Moore schreibt Moltke:

Erblicktest du beim Mondenschein
Durch Epheuranken und Gestein
Unstäte Geister weben? —

vgl. meine Hauptschwier. S. 15a, wo ich unter „Accusativ mit dem Infinitiv" in 2a Beispiele von dieser Fügung nach „erblicken" gegeben, u. A. aus Goethe, Grimm, Gutzkow &c., vgl. auch Zeitschr. V S. 44 Nr. 37. Andere Belege dafür mitzutheilen bleibt einer andern Gelegenheit vorbehalten, nur will ich hier noch anführen, dass Moltke auch in der ungebundenen Rede diese Fügung anwendet, indem er in seiner Schrift „über Polen" sagt: „Dort erblicken wir die Tugenden der Einzelnen mit den Fehlern des Ganzen ringen" (Nation 2, 95b).

3. Und nun noch eine Stelle, die ich in aller Bescheidenheit gegen den Meister nicht unbeanstandet lassen kann. Hier handelt es sich nämlich um einen von einem Worte im Genitiv abhängenden sächsischen Genitiv, wovor ich in meinen Hauptschwier. S. 239 ff. Nr. 3 — wie ich meine, mit triftigen Gründen — warnen zu müssen geglaubt habe. Führe ich nun an, dass Moltke eine Übersetzung aus Thomas Moore mit dem Verse beginnt:

Denk' ich der Freunde froher Scharen &c.

1*

so führe ich Das als einen weitern Beleg für die von mir aufgestellte Regel an. Was ich an dem Verse zu tadeln habe, ist, dass der Leser oder Hörer im Unklaren bleibt, welcher von den beiden neben einander stehenden Genitiven der regierende und welcher der abhängige sei, ob es sich hier um Freunde froher Scharen handelt oder um frohe Scharen von Freunden. Indem ich das Beispiel von Moltke anführe, will ich die Leser meiner Zeitschrift anregen, zu prüfen, ob die von mir aufgestellte Regel richtig und stichhaltig sei oder ob das Beispiel eines Meisters wie Moltke das Zuwiderhandeln gegen die Regel rechtfertigen könne, so dass es als statthaft bezeichnet werden könne (s. u. S. 11 Nr. 57). Das Urtheil überlasse ich der Prüfung des Lesers; aber nur Das kann ich nicht zugeben, dass ich den Vers von Moltke in meiner Zeitschrift unbesprochen lassen sollte, weil er sich bei einem bereitwilligst auch von mir (und vielleicht noch mehr als von Andern) anerkannten Meister des Stils findet. Ich glaube, oder vielmehr ich bin überzeugt, wenn Moltke noch lebte und er in solchem Falle entscheiden sollte, seine Entscheidung würde nicht dahin lauten, dass wirkliche oder vermeinte Verstöße eines Meisters der deutschen Sprache in einer Zeitschrift für deutsche Sprache nicht sollten zur Besprechung und Erörterung gebracht werden dürfen. Amicus Plato, amicus Aristoteles, magis amica veritas.

4. Zum Schluss aber möchte ich noch die Aufmerksamkeit auf einen nicht ganz reinen Reim lenken, den sich Moltke übereinstimmend mit Goethe erlaubt, und der mir für die Aussprache und die Wortableitung nicht unbedeutsam erscheint. In meinem Abriss der deutschen Verskunst habe ich auf S. 102b (§ 161 Z. 155 ff.) gesagt:

„Die beiden Hauchlaute ch und f finden sich zuweilen im Reim gebunden (vgl. Formen wie: after und achter, Niftel und Nichte; Schluft und Schlucht ꝛc.), z. B. bei Goethe [Ausg. in 40 Bdn.]: beschäftigt, bemächtigt. 12, S. 300; begreifen, weichen. 3, S. 66; streifen, schleichen. 6, S. 373; erschaffen, machen. 4, S. 44 ꝛc" [s. auch mein Wörterb. III S. 853a die Anm. zu sanft in Bezug auf das dazu gehörige sacht].

Damit vergleiche man bei Moltke die Verse (a. a. O., S. 279a):

„Deine Werke, o Herr, sind die heilige Schrift
Geschrieben mit flammenden Zügen von Licht ꝛc."

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte von Bertha v. Suttner. (Dresden u. Leipzig, ohne Jahreszahl.)

Einigen kurzen sprachlichen Bemerkungen zu Stellen aus dem oben genannten Buche glaube ich im Nachfolgenden ein Plätzchen in meiner Zeitschrift einräumen zu dürfen.

1. Bd. I S. 8: „Diese rothen Hefte leisten mir heute, wo ich meine Lebenserinnerungen aufzeichnen will, gar gute Dienste. Dieselben ermöglichen mir, die vergangenen Ereignisse . . . bis in die kleinsten Einzelheiten zu schildern ꝛc.“ Für das breitspurige dieselben hätte hier das einfache sie vollkommen ausgereicht, vgl. S. 14: „Ferner ist das Thema: ‚junge Mutter‘ so vorzüglich kunst- und litteraturfähig. Dasselbe [statt: es] gehört zu den best besungenen und fleißigst bemalten Vorwürfen“, in welchem Satz (nebenbei bemerkt) „bemalt“ kein empfehlenswerther Ersatz für das Fremdwort „illustriert“ ist, vgl. etwa: „und gehört zu den von Dichtern und Malern mit besonderer Vorliebe behandelten (oder verherrlichten ꝛc.) Gegenständen.“ — S. 41: „Meine größten Lichtblicke waren selbstverständlich die Nachrichten, welche ich von Arno selber erhielt. Dieselben [statt: sie] waren sehr kurz gefasst ꝛc.“ und so oft.

2. S. 10: „Hatte ich etwas Unmädchenhaftes verbrochen?“ s. mein Wörterb. II S. 200b, vgl. meine „Neuen Beiträge zur deutschen Synonymik“ S. 106 ff.

3. S. 15: „Jene blinde, affenmäßige, jungmütterliche Fressliebe.“ Sprachüblich sind allerdings Ausdrücke wie: „Ich hätte Goethe vor Liebe fressen (oder auffressen) mögen. Jemand zum Fressen (oder fress-) lieb haben ꝛc.“, s. mein Wörterb. I S. 492b; II S. 127c; aber bei Fressliebe denkt der Leser doch wohl zunächst an etwas Ähnliches wie Fresslust ꝛc.

4. S. 15: „Es stirbt ja doch Jeder nur dort und dann, wie [vgl.: dort, wo — und dann, wann] es ihm bestimmt ist.“

5. S. 17: „Sagte mir mein Mann allen [richtiger: alles] Ernstes“, s. Nr. 14.

6. S. 21: „Zeitlicher als in andern Jahren sprosste das junge Laub hervor“, veraltend oder mundartlich statt: zeitiger, frühzeitiger, s. mein Wörterb. III S. 1728b Nr. 6; Ergänz.-Wörterb. S. 670a.

7. S. 21: „Auf die . . . Praterfahrten freute ich mich unbändig. Wir hatten uns zu diesem Zweck ein kokettes ‚Zeugel‘ angeschafft, nämlich einen Kutschierwagen mit einem Viererzug von ungarischen Juckern“, — wienerisch, s. Ergänz.-Wörterb. S. 671a Nr. 19a und 288c.

8. S. 23: „Diesem italiänischen Jammerpack . . . Mit dem wälschen Gesindel . . . Sie haben aber noch nicht genug daran, die Katzelmacher!“ — auch: „Sie wollen Prügel haben, die Katzelmacher!“ ꝛc. S. 32, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 296a, woraus ich das Folgende hersetze: „Katzelmacher (österr.) = Italiäner. Gegenwart 13, 25a ff. (Pfannen-, Kesselflicker, von ital. cazza).“

9. S. 32/3: „Weil . . . die Kriege stets als die wichtigsten und folgeschwersten Ereignisse dargestellt worden, so meinte ich, dass auch gegenwärtig ein solches — künftigen Geschichtsschreibern als Abschnittsüberschrift dienendes — Weltereignis im Gange war [statt: sei]. Diese gehobene wichtigkeitsüberströmende Stimmung war übrigens die allgemein übliche." Man versteht wohl einigermaßen aus dem Zusammenhange, was die Verfasserin mit der hervorgehobenen Zusammensetzung hat ausdrücken wollen; aber als empfehlenswerth sind solche Zusammensetzungen, deren Sinn man mehr errathen als aus dem Worte an und für sich erkennen kann, meiner Ansicht nach keineswegs zu bezeichnen.

10. S. 34: „Dem seine Schlechtigkeit liegt am Tage" statt: dessen, s. Hauptschwier. S. 70a Nr. 4e.

11. S. 34: „Alles, was von ihm [dem Feind] ausging, war von vornherein ‚bösewichterisch'" —, wo die Verfasserin das Wort dadurch, dass sie es in Anführungszeichen einschließt, als eigentlich nicht sprachüblich bezeichnet, vgl. das bei Luther &c. vorkommende, heute veraltete bösewichtisch und bösewichtlich in meinem Wörterb. III S. 1594a Nr. 2e; Ergänz.-Wörterb. 634c und ebd.: Bösewichterei = das Wesen, Thun &c. eines Bösewichts. Warum hat die Schriftstellerin nicht etwa gesagt? —: „Alles, was von dem Feind ausging, war von vornherein das Thun eines Bösewichts" oder ä. —

12. „Ist Frau von Ullsmann fortgezogen? — Vor 3 Tagen in die Irrenanstalt überführt worden" mundartlich als untrennbare Zusammensetzung statt der trennbaren (s. Ergänz.-Wörterb. S. 215b und Zeitschr. VII S. 181 Nr. 65). — In der allgemeinen Schriftsprache würde es gewöhnlich heißen: nach der Irrenanstalt gebracht &c.

13. S. 56: „‚Lori, mein armes Herz, was ist's?' fragte ich, tief begriffen" statt ergriffen. Liegt hier etwas Mundartliches oder ein bloßer Druckfehler zu Grunde?

14. S. 57: „Ich habe ihn fallen gesehen", vgl. S. 83: „Sie haben Arno sterben gesehen?", wofür es auch — und zwar wohl üblicher — in der dem Infinitiv gleich lautenden Form des Particips sehen heißen könnte, vgl.: „Ich habe eben die vier Glockenschläge von allen Glockenthürmen hallen gehört [= hören]", S. 123, vgl. Zeitschr. VII S. 85 Nr. 3.

15. S. 63: „Wenn es sich um uns allein handelte; so hätten wir wegen diesen kleinen Schachs in Solferino die Partie nicht aufgegeben", s. Nr. 5 (und die Inhaltsverzeichnisse der frühern Jahrgänge) über den falschen (vielfach um sich greifenden) Genitiv: allen (st. alles) Ernstes (s. unter Nr. 43) und z. B. S. 70: „Dass ich allein mich solchen (st. solches) Frevels schuldig mache" (s. Hauptschwier. S. 30a Nr. 12;

S. 253b Nr. 2a). Dass aber die Schriftstellerin auch ähnlich selbst den Genitiv diesen st. dieses bildet, übersteigt doch Alles. Man kann einem solchen Missbrauch nicht scharf und entschieden genug entgegentreten, damit er nicht weiter um sich greife. Nebenbei bemerkt, steht hier Schach nach dem französischen échec, wo man im Deutschen Verlust sagt: wegen dieses kleinen Verlustes (oder: dieser kleinen Schlappe) bei Solferino.

16. S. 64: „Er soll mich auslassen, der gute Mann!“ = in Ruhe, zufrieden lassen, s. Ergänz.-Wörterb. S. 331c Nr. 4a.

17. S. 68: „Ein abgeschlossenes Ganzes“, wofür ich: Ganze vorziehen würde, s. Hauptschwier. S. 280b/1a; doch herrscht hier allerdings noch Schwanken.

18. S. 72: „Die Erisäpfel . . ., welche die verschiedenen jungen Pariffe unter uns vertheilten“, wofür es auch — und wohl empfehlenswerther — in unveränderter Mehrzahl: Paris heißen könnte.

19. S. 73/4: „Von den Dingen, die ich in meinen Büchern von ferne erschaut und an denen mein Geist sich gelebt“ [lies: gelabt].

20. S. 76: „Wo ein paar unserer vielgereisten Diplomaten, beredten Reichsräthen oder sonstige bedeutende Männer über bedeutende Fragen ihre Meinungen austauschten.“ Natürlich muss es: Reichsräthe (im Genitiv) heißen. Ob die Verwechslung mit der Form des Dativs der Schriftstellerin oder dem Setzer zur Last fällt, vermag ich nicht zu entscheiden.

21. S. 79: „Sein Regiment ist erst seit kurzer Zeit hierher versetzt worden, daher hat man ihn noch nicht viel in der Gesellschaft begegnet“ statt: daher ist man ihm noch nicht viel . . . begegnet, s. Wörterb. I S. 555c/6a; Hauptschwier. S. 65b/6a und vgl. z. B. in unserem Buche S. 174: „Einem schöneren Jüngling, wie [als] diesem Gottfried v. Tessow bin ich in meinem ganzen Leben nicht begegnet.“ S. 184: „Den Tod . . . Ich habe zwar als Arzt öfter Gelegenheit, dem Gesellen zu begegnen.“ rc. (s. Nr. 28).

22. S. 86: „Ich bin froh, dass die Tanzerei vorüber ist“; S. 135: „Dass wir Sie Montag Abend zu einer kleinen Tanzerei erwarten“, s. Ergänz.-Wörterb. S. 550c, vgl. unten S. 11 Nr. 58.

23. S. 87: „Obgleich der Fasching mit seinen großen Ballfesten zu Ende war, so hatten die geselligen Vergnügungen darum nicht aufgehört“, s. über dies darum im Sinne von trotzdem rc. Wörterb. III S. 1411c Nr. 2.

24. S. 105: „Es war ein unangenehmes, ‚bösgewissiges‘, verwirrendes Gefühl.“ Diesem von der Schriftstellerin hier in Gänsefüßchen eingeschlossenen Eigenschaftswort bin ich — so weit mein Gedächtnis reicht,

hier zum ersten Mal begegnet, zur Bezeichnung eines Gefühls, bei dem man ein böses (oder wenigstens kein ganz gutes, freies) Gewissen hat.

25. S. 108: „Ich habe Nichts anders gründlich gelernt als die Soldaterei“, s. Ergänz.-Wörterb. S. 486c.

26. S. 109: „So sprachen wir . . . in leisem Ton . . ., um . . . nicht gehört zu werden; denn unsere getauschten Ansichten . . . paßsten nicht für die Ohren des Generals“, — üblicher und besser wohl: die Ansichten, die wir mit einander austauschten.

27. S. 112: „Wie konnte ich nur so kalt, so unhöflich, so beinahe grob mit einem Menschen sein, der mir so warme Sympathie einflößte?“ — statt: gegen einen Menschen.

28. S. 119: „In der hoffenden Erwartung, ihm zu begegnen“ (s. o. Nr. 21), statt: in der Hoffnung (und Erwartung) &c.; denn nicht die Erwartung, sondern die erwartende Person hofft, doch s. Hauptschwier. S. 55b ff. unter dem Titelkopf: „Attributive Participia Präsentis Nr. 2.

29. S. 120: „Ich brachte es jedoch nicht über mich, eine diesbezügliche Frage zu stellen“ st.: eine darauf bezügliche Frage &c. oder ganz kurz: nach ihm zu fragen.

30. S. 127: „Das habe ich zu allem Anfang gesagt“ st.: von Anfang an.

31. S. 128: „In den drei Jahren, die du in ländlicher Einsamkeit und mit Lesen schlechter Bücher zugebracht hast, sind deine Ideen so verschroben geworden.“ Hier (s. Hauptschwier. S. 335b Nr. 3a) ist werden nicht Hilfszeitwort zur Bildung des Passivs in Verbindung mit dem Particip des zielenden Zeitworts (in welchem Falle es statt geworden — worden heißen müßte), sondern selbständiges Zeitwort neben dem zum vollständigen Eigenschaftswort gewordenen Particip als Prädikat, vgl.: Deine Ideen sind so verschrobene geworden.

32. S. 151: „Gab ich Befehl, niemand Andern als Tilling vorzulassen“, statt: Niemand oder Keinen sonst (oder anders) oder keinen Andern als, s. Hauptschwier. S. 190a.

33. S. 159: „Althaus hatte seinem [statt: sein] Pferd die Gangart des meinen annehmen lassen“, s. Hauptschwier. S. 195b Nr. 3 unter lassen Nr. 3, ausführlich in meinem Wörterb. und in Herrig's Archiv für das Studium der neuern Sprachen Bd. 27, S. 233.

34. S. 173/4: „Was mir an den Norddeutschen besonders wohl gefiel, war die Sprache. Nicht nur, weil dieselbe [sie, s. Nr. 1] den Accent meines Mannes aufwies, — eine seiner Eigenthümlichkeiten, in welche ich mich zuerst verliebt hatte, — sondern weil sie mir, im Vergleich zu der in

Österreich üblichen Redeweise, ein höheres Bildungsniveau zu bekunden schien, oder vielmehr nicht nur schien, sondern in der That bekundete. Grammatikalische Verstöße, wie solche die Umgangssprache der besseren Wiener Kreise verunstalten, kommen in der guten Berliner Gesellschaft nicht vor. Die preußische Verwechselung des Dativ[s] und Accusativ[s]: ‚Gieb mich einen Federhut' bleibt auf die unteren Klassen beschränkt, während die in Wien üblichen Kasusfehler: ‚ohne dir' — ‚mit die Kinder' häufig genug in den ersten Salons gehört werden. ‚Gemüthlich' mögen wir immerhin unsere Sprache nennen und dieselbe [sie] auch von den Ausländern so befunden werden lassen, — eine Inferiorität stellt sie jedenfalls vor. Wenn man Menschenwerth nach der Bildungsstufe misst — und welchen richtigeren Maßstab gäb' es wohl als diesen? — so ist der Norddeutsche um ein Stückchen mehr Mensch als der Süddeutsche, — ein Ausspruch, der im Munde eines Preußen sehr ‚arrogant' klänge und aus der Feder einer Österreicherin sehr unpatriotisch erscheinen mag; — aber wie selten giebt es eine ausgesprochene Wahrheit, die nicht irgend wo oder irgend wen verletzte?"

Ich habe diesen Ausspruch einer österreichischen Schriftstellerin hier vollständig hergesetzt, aber ich möchte dabei doch auch einen von mir mehrfach ausgesprochenen Wunsch wiederholen, dass für Alldeutschland, wozu ich natürlich auch Deutsch-Österreich rechne, aus den anerkanntesten und berufensten Personen aller betheiligten Kreise möglichst bald eine „Akademie der deutschen Sprache" ins Leben treten möge, deren aus sorgfältigster, allseitiger Prüfung und Erwägung hervorgegangene Beschlüsse in allen noch schwankenden und zweifelhaften Fällen für den richtigen Gebrauch in unserer Muttersprache als Richtschnur zu gelten hätten.

35. S. 174: „Aus der Liebenswürdigkeit und geistigen Bedeutendheit dieser Frau" statt des richtigeren Bedeutenheit, vgl. Zeitschr. VII S. 453 Nr. 17.

36. S. 178: „Wahrscheinlich, dass man es sich nicht zum Beruf machen kann, bis an sein Lebensende ‚hochzeitzureisen'." Zu diesem von der Verfasserin scherzhaft aus dem zusammengesetzten Hauptwort „Hochzeitreise" gebildeten und als trennbar behandelten zusammengesetzten Zeitwort hochzeitreisen vgl. in der Zeitschr. V S. 303 ff. von Hrn. P. L. Ipsen in Kopenhagen einen Aufsatz, an dessen Spitze sich aus Bertha v. Suttner's Roman [I S. 246] der Satz findet:

Unter diesen wurde fleißig Karten gespielt, [wurden] gemäßigte Parkpromenaden gemacht, [wurde] den Tafelfreuden gehuldigt und unabsehbar viel „kannegegossen", worin die Zusätze in eckigen Klammern von mir herrühren, die das Schlusswort einschließenden Anführungszeichen von der Verfasserin,

und zu Herrn Jpsen's Aufsatz sehe man auch den von mir gebrachten Zusatz, besonders S. 306/7.

37. S. 179: „Könnte ich dir befehlen, dem Militärdienst Valet zu sagen und nur mehr [statt noch] meinem Dienst zu leben", vgl. S. 204: „Nun aber . . . wird das Land einer jüngeren Linie zugetheilt und gilt nur mehr [st. noch] als ein dänisches Fahnenlehen", u. ö., s. Wörterb. II S. 270b unter mehr 3f.

38. S. 190: „‚Edelleute' braucht die Zukunft keine [= nicht, s. Wörterb. I S. 892a/b unter kein Nr. 8], desto mehr Edelmenschen, bekräftigte Friedrich." Dieser Gegenüberstellung (entsprechend: Adlige — und edle Menschen) entspricht auch als Fortbildung auf S. 248: „Die Verheißung der Edelmenschlichkeit, welche berufen ist, . . . die alte Barbarei zu überwinden."

39. S. 196: „Dummheiten unserer eigene[n] Mitmenschen", wo das von mir hinzugefügte n wohl nur durch einen Druckfehler weggeblieben ist.

40. S. 208: „Dinge, die Einem [statt: Einen] absolut Nichts angehen", s. Hauptschwier. S. 42b; Zeitschr. VII S. 70 Nr. 8.

41. S. 214: „Noch immer trarate das ferne Hornsignal", s. Wörterb. III S. 1340b.

42. S. 216: „Dass der Scheidende eher mit Abscheu denn [als] mit Jubel an die Mordarbeit ging", vgl. S. 243: „Wie . . . unser Schmerz sich mehr in Thränen und Küssen denn in Worten geäußert" 2c. s. Hauptschwier. S. 308b/9a Nr. 5f, g; Zeitschr. VII S. 110 Nr. 22; 173 Nr. 11; 453 Nr. 15.

43. S. 216: „Es war noch unser bester Trost, dass Jedes seine Trostlosigkeit vom Andern wohl verstanden wusste", s. Hauptschwier. S. 214b ff. über das Neutrum als Zusammenfassung des männlichen und des weiblichen Geschlechts (von den beiden Personen des Ehepaars). Hier ist der süddeutsche Gebrauch genauer als der norddeutsche, der in solchen Fällen meist das männliche Geschlecht als das weibliche mit umfassend anwendet: „dass Jeder 2c."

44. S. 226: „Schaden können sie doch keinesfalls", s. mein Wörterb. I S. 891b, wo es unter Kein 1 heißt: „Abwandlung wie bei dein . . ., doch auch keinenfalls neben keineswegs". Doppelt auffällig ist, dass die Schriftstellerin, die für das heute durchgedrungene keinenfalls das allerdings strenger richtige keinesfalls setzt, doch (s. Nr. 14) von dies den ganz ungewöhnlichen Genitiv diesen statt dieses verwendet.

45. S. 231: „Den Schlachtruf der nach Menschlichkeit lechzenden Menschenheit" st. Menschheit s. mein Wörterb. II S. 292b Nr. 2.

46. S. 235: „Dass der Schlachteneifer nichts Übermenschliches, sondern Untermenschliches ist“ s. Wörterb. II S. 293a.

47. S. 249: „Erinnerst du dich unserer Hochzeitsreise, unserer Abfahrt von Wien, das erste Alleinsein [statt: des ersten Alleinseins] im Waggon, die [statt: der] Nacht in Prag?“ (als Ausweichung aus der Satzfügung.)

48. S. 252: „Eine Missbeurtheilung seines Charakters“, s. Wörterb. III S. 1310, vgl.: eine falsche Beurtheilung rc. — und: ein Missurtheil über seinen Charakter.

49. S. 255: „Du hast doch selber auf Italiäner und Dänen gehaut“ [st. gehauen], s. Wörterb. I S. 704c.

50. S. 264: „Ich war darum nicht . . . auf [statt: an] den Bettelstab gebracht.“

51. S. 267: „Ihr Interessenhorizont, dessen Enge ich immer erkannt hatte, machte mir den Eindruck, jetzt noch zusammengeschrumpfter zu sein“, wo auch ohne Steigerung das bloße zusammengeschrumpft ausgereicht haben würde.

52. S. 271: „Diese Entlarvung zweier geliebter [besser: geliebten] Wesen.“

53. S. 275: „Auf herzquälerische Weise“, vgl. Wörterb. II S. 613b, Ergänz.-Wörterb. S. 399a.

54. S. 278: „Das Noch-näher-Bringen von zwei so allernahesten Herzen“, s. über die mundartliche Form des Superlativs nahest (statt nächst) Wörterb. II S. 381c nah I 1c.

55. S. 278: „Vor dem Sterben hatte ich auch wohl gefürchtet“, üblicher (s. Wörterb. I S. 520b/c) entweder tr.: „Das Sterben hatte ich gefürchtet“ oder refl.: „Vor dem Sterben hatte ich mich gefürchtet.“

56. S. 290: „Et patati et patata, wie die Franzosen sagen, Tritschtratsch heißt es auf Deutsch“, auch S. 312, s. Wörterb. III S. 1354c; Ergänz.-Wörterb. I S. 572a.

57. S. 291: „Trotz meines Vaters dringenden Zuredens“, wo der sächsische Genitiv von einem selbst im Genitiv stehenden Hauptwort abhängt (s. Hauptschwier. S. 239/40) besser: Trotz meines Vaters dringendem Zureden oder: trotz des dringenden Zuredens meines Vaters (s. o. S. 3/4 Nr. 3).

58. S. 301: „Wenn Jene rüsten, müssen wir auch rüsten; wenn wir abrüsten, wer weiß, ob Jene abrüsten? So schlug die Rüsterei in allen möglichen Varianten an mein Ohr.“ Das hervorgehobene Hauptwort (wie freilich nach Ähnlichkeit fast von allen Zeitwörtern ähnliche gebildet werden können, vgl. oben S. 7 Nr. 22) trage ich hier als auch noch in meinem Ergänz.-Wörterb. fehlend nach. (Bem. zum 2. Bd. im nächsten Heft.)

Einige sprachliche Bemerkungen zu einem Aufsatze von Dr. O. E. Schmidt in den Grenzboten 52, 3, S. 253 ff.

1. S. 259: „Er wandte sich an einen ihm befreundeten Sekretär Francesco Bruni mit der Bitte, daſs er ihm irgend eine bescheidene Stellung bei der Kurie versorge“ statt verschaffe. Fast scheint es, als habe dem Schreibenden eine Wendung vorgeschwebt, wie: „Jemandem eine Stellung als Versorgung verschaffen“, aus der er sich das ungewöhnliche: „Jemandem eine Stellung versorgen“ gebildet habe, vgl. auch: ihn durch eine Stellung versorgen u. Ä. m.

2. S. 265: „Florenz ist die Stadt [, die] und die Florentiner sind das Volk, das nicht nur daheim die Tyrannei verabscheut, sondern auch auswärtiger Städte Freiheit mit allen Kräften zu vertheidigen bereit ist.“

Ohne das von mir in Klammern hinzugefügte „die“ enthält der Satz eine kleine Härte, da das Relativpronomen „das“ sich genau genommen eben nur auf das vorangegangene „Volk“, nicht auch auf das weibliche „die Stadt“ beziehen kann.

3. S. 266: „In einem umfangreichen Briefe an Francesco Bruni über die Verderbtheit der Kirche läſst er [d. i. Coluccio Salutati] den Apostel Petrus vom Himmel herniedersteigen und den päpstlichen Hof in Avignon besuchen. Da sieht er“, der Leser muſs doch zunächst annehmen, daſs dieses „er“ gleichfalls den Coluccio Salutati bezeichnen soll; gemeint ist aber nicht das Subjekt, sondern das Objekt des vorangegangenen Satzes; warum also nicht: Da sieht Petrus [oder der Apostel] seinen Nachfolger u. s. w.?

Dresden. Dr. Julius A . . . .

Ein Hühnerhund wird zu kaufen gesucht.

Eine analytische Frage. Von P. L. Ipsen in Kopenhagen.

(Mit einigen Fuß-Anmerkungen des Herausgebers.)

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie haben meine Bemerkungen und Einwände immer mit seltener Liberalität und großer Liebenswürdigkeit aufgenommen und beantwortet. Es wird Sie deshalb nicht wundern, daſs ich heute wieder einmal auf eine alte Streitfrage zurückkomme, um meine von der Ihrigen abweichende Meinung zu vertheidigen.

In dem als Überschrift benutzten Satz ist „Ein Hühnerhund“ Subjekt für „wird gesucht“. Diese passivische Konstruktion kann aber nach Ihrer Meinung — wie Sie in Ihrem Artikel Jahrgang II S. 240—44

entwickelt haben — richtig nur gebraucht werden, wo in dem entsprechenden aktivischen Satz — „Man sucht einen Hühnerhund zu kaufen" — „einen Hühnerhund" als unmittelbares Objekt für „sucht" aufzufassen ist, während der Infinitiv „zu kaufen" auf die Frage: „Wozu?" oder: „Zu welchem Zweck?" antwortet. Wenn es aber aktivisch heißt: „Der Betrüger versuchte, den unechten Edelstein für einen echten zu verkaufen", dann muſs nach Ihrer Ansicht der entsprechende passivische Satz heißen: „Es wurde von dem Betrüger versucht[1], den unechten Edelstein für einen echten zu verkaufen", nicht dagegen: „Der unechte Edelstein wurde von dem Betrüger für einen echten zu verkaufen versucht"[2], eben weil in dem aktivischen Satz (wie auch durch das Komma angedeutet) „den unechten Edelstein" nicht Objekt für „versuchte" ist; er versuchte ja nicht den Edelstein, sondern „Er versuchte zu verkaufen", und was versuchte er zu verkaufen? —: „den Edelstein".

Daſs diese Distinktion eben so scharfsinnig wie logisch richtig ist, will ich natürlich nicht leugnen. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daſs die Logik und der Sprachgebrauch nicht immer zusammenfallen. Es giebt viele logische Unterscheidungen, um welche die Sprache sich gar nicht kümmert.[3] So auch hier; die von Ihnen aufgestellte Unterscheidung wird nach meiner Erfahrung von dem Sprachgebrauch nicht beobachtet; wenn ich nicht irre, kann man ganz gut sagen: „Der unechte Edelstein wurde für einen echten zu verkaufen versucht."[4] Ich erlaube mir, einige Beispiele anzuführen, die mit Ihrer Regel im Widerstreit sind:

1. [Die unerquicklichen politischen und socialen Zustände Deutschlands,] welche durch den aufgeklärten Despotismus z. B. Friedrich's des Großen und Joseph's II. zu bessern versucht und eben damit gerichtet wurden.[5] Gottlob Egelhaf „Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte", Neunte Auflage, S. 105.

---

[1] (vgl.: der Versuch gemacht).

[2] vgl.: Den unechten Edelstein für einen echten zu verkaufen, wurde von dem Betrüger der Versuch gemacht.

[3] aber Jeder, der sich des richtigen Sprechens befleißigt, hütet sich doch sorgfältig vor Ausdrücken, die der Logik gradezu widerstreiten.

[4] Daſs dgl. hin und wieder gesagt wird, habe ich nie bestritten; aber daſs man „ganz gut" so sagen kann, muſs ich entschieden bestreiten. Die von Ihnen im Folgenden angeführten Beispiele zeigen eben nur, daſs das Fehlerhafte nicht immer gemieden wird; aber als „ganz gut" und als Muster zur Nachahmung kann ich diese Beispiele nicht gelten lassen. Ich werde im Folgenden möglichst kurz angeben, wie das nach meiner Ansicht Fehlerhafte zu vermeiden und zu verbessern gewesen wäre.

[5] vgl. tadellos: . . ., die . . . zu bessern gesucht wurde (oder: die der aufgeklärte Despotismus zu bessern suchte) und die eben damit gerichtet wurden.

2. [Die von allen Seiten angegriffene Handelspolitik des Kongostaates] wird jetzt officiös zu rechtfertigen gesucht.[6] Vossische Zeitung 1892 Nr. 352 Abend-Ausgabe.

3. . . .; S. 450 „raupig“ (740 rauchig, durch „rauh“ zu erklären gesucht;[7] . . . Sanders Zeitschrift für deutsche Sprache VI, 100 (in einer Abhandlung von Dr. K. Landmann).

Ähnlich bei den Verben „beginnen“ und „anfangen“:[8]

4. Der rasch entworfene Plan wurde, nachdem Kurt ein Telegramm aufgegeben, sogleich auszuführen begonnen, . . . Der Zeitgeist 1890 Nr. 3 S. 3a.

---

[6] vgl. fehlerlos: Es wird jetzt officiös gesucht (oder versucht, der Versuch gemacht — oder: man sucht ꝛc. . . .), die Handelspolitik zu rechtfertigen.

[7] Das mag noch am ehesten hingehen, eben weil kein vollständiger Satz vorliegt und die Ergänzung also dem Leser überlassen bleibt, vgl. z. B.: rauchig hat Koch durch rauh erklären gesucht.

[8] von denen in dem ursprünglichen Aufsatz nicht die Rede war; ich möchte darauf hinweisen, dass man sie in Verbindung mit einem Infinitiv und „zu“ nur selten im Passiv gebraucht, s. mein Wörterb. I S. 409b unter „anfangen“ 3: Das Kind hat angefangen, Französisch zu lernen . . . . Zuweilen auch passiv, einem Aktiv mit „man“ entsprechend. Dass „Treue um Treue“ angefangen worden zu drucken, ist mir gleichgültig. Platen [in einem nicht für die Veröffentlichung geschriebenen Briefe] —, vgl. üblicher und besser: Dass der Druck des Stückes angefangen worden ꝛc. (Kein Deutscher würde auch so leicht sagen: Von dem Kinde ist angefangen worden, Französisch zu lernen.) In den beiden von Herrn Ipsen angeführten Sätzen würde man üblicher und besser sagen: Man begann sogleich, den rasch entworfenen Plan auszuführen oder: mit der Ausführung des Plans ꝛc., vgl. passiv: Mit der Ausführung . . . wurde sogleich begonnen; ähnlich: Ehe man die angeregten Punkte nur recht zu erörtern angefangen (oder mit der Erörterung . . . angefangen) ꝛc.

In Bezug auf die weiter bei Herrn Ipsen folgenden Sätze wird er sich leicht überzeugen können, dass ich mit ihm — auch in Betreff der Stellung im Satze — vollkommen übereinstimme, wenn er nur achtsam nachlesen will, was ich in der Zeitschr. II S. 244 als „richtig“ bezeichnet habe. Ich wiederhole es hier:

„Es heißt richtig: Die und die Gegenstände (Subjekt in der Mehrzahl, Nominativ) werden (Mehrzahl) zu kaufen gesucht, — dagegen: Oft wird (Einzahl) von Betrügern versucht, einen Gegenstand — oder: verschiedene Gegenstände, (Objekt des Zeitworts verkaufen, im Accusativ) weit über den Werth zu verkaufen ꝛc.“

Ich habe mir aus der National-Ztg. 43, 662 noch den Satz aufgezeichnet:

„Weiter wird der Nachweis zu führen gesucht“

mit der hinzugefügten Verbesserung: „Weiter wird gesucht, den Nachweis zu führen“, nicht in der Stellung: „Weiter wird der Nachweis zu führen gesucht.“

Der Unterschied zwischen Herrn Ipsen's und meiner Ansicht ist, wenn ich es kurz aussprechen soll, der folgende: Ich erblicke in einem Satz, wie der zuletzt aus der National-Ztg. angeführte, eine Nachlässigkeit und halte ihn (als den Verhältnissen von Objekt und Subjekt widerstreitend) für unrichtig und verbesserungsbedürftig, Herr Ipsen giebt zu, dass darin eine Verwechslung von Subjekt und Objekt vorliegt, aber er meint

5. Hin und her flogen Rede und Antwort, die entgegengesetzten Punkte wurden angeregt, aber — ehe sie nur recht zu erörtern angefangen wurden — in echt französischer Weise wieder fallen gelassen. Otto Sigl „Zwei Abenteuer“ S. 17.

In meinem in Ihrem Artikel erwähnten Brief hatte ich (s. S. 243) folgende Beispiele angeführt:

6. Diese Idee wurde in die Gewerbenovelle von 1873 wieder einzuschmuggeln versucht.

7. Eine Wirkung, die sonst mit Hilfe des Schleiers hervorzubringen versucht wird.

8. Ein Mordattentat wurde gestern Abend in Eimsbüttel zu verüben gesucht.

Hierzu bemerken Sie S. 244: „Die von Herrn Ipsen gegebenen Belege beweisen Nichts, da darin nur Wörter mit gleicher Form für den Nominativ und den Accusativ (Subjekt und Objekt) vorkommen.“

Ich glaube doch, dass wenigstens in den Beispielen 6 und 8 „Diese Idee“ und „Ein Mordattentat“ als Subjekte im Nominativ aufgefasst werden müssen, und zwar wegen der Wortstellung; „wurde versucht“ und „wurde gesucht“ hätten, wenn sie als unpersönliche passivische Sätze aufzufassen wären, nicht in der Weise auseinandergerissen werden können, wie in den Beispielen geschehen ist. Wäre Ihre Analyse — „Diese Idee“ und „Ein Mordattentat“ als Objekte im Accusativ — richtig, dann müsste man dafür ein Objekt in der Mehrzahl einsetzen können, ohne Veränderung der übrigen Satztheile, also:

Diese Ideen wurde in die Gewerbenovelle von 1873 wieder einzuschmuggeln versucht.

Zwei Mordattentate wurde gestern Abend in Eimsbüttel zu verüben gesucht.

Wenn ich aber nicht ganz irre, sind diese Sätze unmöglich, ebenso unmöglich wie: „Einen Hühnerhund wird zu kaufen gesucht“; es müsste vielmehr heißen: „Diese Ideen wurden“ u. s. w., was meine Analyse bestätigt.

(worin ich ihm nicht zustimmen kann), dass diese Nachlässigkeit und dieser Fehler durch den Sprachgebrauch geheiligt sei, und will Das, wovor ich als Fehler warne, als „ganz gut“ bezeichnen. Die Leser mögen entscheiden, wem sie hier Recht geben und folgen wollen. Um jeder Missdeutung vorzubeugen, will ich noch aus meinem frühern Aufsatz zum Schluss das Folgende hersetzen:

Ich suche einen schönen, großen Garten, nicht zu kaufen, sondern zu miethen, — passivisch: Es wird von mir ein schöner Garten nicht zu kaufen, sondern zu miethen (vgl.: nicht zum Kauf, sondern zur Miethe) gesucht ꝛc.

Auch bei Beispiel 7 scheint mir die Wortstellung dafür zu sprechen, dass „die“ Subjekt ist. Wäre es Objekt für „hervorzubringen“, müsste dieses Wort unmittelbar darauf folgen; vergleichen Sie das von Ihnen S. 244 gegebene Beispiel: „Ein Effekt, den hervorzubringen, sonst mit Hilfe des Schleiers versucht wird.“ Und machen wir eine ähnliche Probe auf Beispiel 7 wie auf 6 und 8 mit einem Wort in der Mehrzahl: „Wirkungen, die sonst mit Hilfe des Schleiers hervorzubringen versucht wird“, — klingt das gut? Sagen wir aber: „versucht werden“, dann ist Alles in Ordnung.[9]

Auch die Beispiele 6—8 stimmen also nach meiner Ansicht nicht mit Ihrer Regel überein.

9. Es wird vielmehr der Nachweis zu erbringen versucht, dass . . . Berliner Tageblatt 1892 Nr. 427, Morgen-Ausgabe.

Nach Ihrer Auffassung ist dieses Beispiel nur richtig, wenn man wie bei dem entsprechenden aktivischen Satz analysieren kann: „Man versucht den Nachweis“, „Der Nachweis wird versucht“, — zu welchem Zweck? „zu erbringen“. Diese Analyse scheint mir aber sehr gezwungen. Das Beispiel müsste deshalb nach Ihrer Regel schlechtes Deutsch sein.

In folgenden Beispielen scheint es mir ebenfalls, auch wegen der Wortstellung, das Natürlichste, „fette Beute“ und „eine Erklärung“ als Subjekte im Nominativ aufzufassen:

10. Charakteristisch ist es übrigens, dass von dem plünderungslustigen Gesindel zumeist nur „fette Beute“ in den Schlächterläden zu machen gesucht worden ist, . . . Berliner Tageblatt 1892 Nr. 110 Morgen-Ausgabe. Erstes Beiblatt.

11. . . .; wo überhaupt einmal eine Erklärung abzugeben versucht wird, . . . Sonntagsbeilage Nr. 32 zur Vossischen Zeitung 1892 Nr. 365.

Die folgenden zwei Beispiele mögen hier einen Platz finden, nicht als Beweisstellen, sondern weil sie ein paar neue Verba — „wünschen“ und „vergönnen“ — enthalten:

[9] bis auf die Fehler gegen die Sprachlehre und gegen die Logik, da doch nun eben einmal nicht die Wirkungen versucht werden, sondern das Hervorbringen der Wirkungen versucht wird. Auch wüsste ich nicht, was ein deutsches Ohr gegen den Klang einzuwenden haben sollte, wenn es hieße: die hervorzubringen sonst mit Hilfe des Schleiers versucht wird. Vergleichen Sie noch: Ich bitte Dich, mir die Sachen sofort nachzuschicken, — passivisch: Du wirst gebeten, mir die Sachen sofort nachzuschicken — und (mit Weglassung des von „bitten“ abhängigen Objekts): Ich bitte, mir die Sachen sofort nachzuschicken, — passivisch: Es wird gebeten, mir die Sachen sofort nachzuschicken, auch wohl (in minder guter Stellung): Die Sachen mir sofort nachzuschicken wird gebeten, — aber nicht: Die Sachen werden gebeten mir sofort nachzuschicken u. ä. m.

12. 2 leere Zimmer werden in einer guten Familie für eine ältere Dame abzumiethen gewünscht, . . . Vierte Beilage zur Vossischen Zeitung 1892 Nr. 427.

13. . . . und es umfing ihn wieder jener schönste Traum, der einem sterblichen Menschen zu träumen vergönnt ist. Über Land und Meer 1893 Nr. 17 S. 354b.

Ich erlaube mir endlich, ein paar Beispiele für die unpersönliche Konstruktion zu geben:

14. Dabei wird versucht, die Sachlage zu verwirren, . . . Vossische Zeitung 1892 Nr. 362 Abend-Ausgabe.

15 . . ., als nach dem Frankfurter Frieden versucht wurde, die neue deutsche Kaisermacht als Sturmbock gegen das geeinte Italien zu benutzen, . . . Berliner Tageblatt 1888 Nr. 460 Montags-Ausgabe.

16. [Wenn andere Mittel gescheitert wären], würde versucht worden sein, eine Kundgebung gegen die Europäer nach Art Arabi Pascha's zu Wege zu bringen. Vossische Zeitung 1893 Nr. 32 Abend-Ausgabe.

Für „suchen", „versuchen" und einige andere Verba könnte man also vielleicht folgende Regel geben:

In der aktivischen Konstruktion: „Man sucht einen Hühnerhund zu kaufen", „Der Betrüger versuchte, den unechten Edelstein für einen echten zu verkaufen", „Man versuchte, eine Kundgebung gegen die Europäer zu Wege zu bringen", giebt es im Passiv zwei Konstruktionen, eine unpersönliche und eine persönliche:

1. Es wird gesucht, einen Hühnerhund zu kaufen.

Es wurde von dem Betrüger versucht, den unechten Edelstein für einen echten zu verkaufen.

Es wurde versucht, eine Kundgebung gegen die Europäer zu Wege zu bringen.

2. Ein Hühnerhund wird zu kaufen gesucht.

Der unechte Edelstein wurde für einen echten zu verkaufen gesucht.

Eine Kundgebung gegen die Europäer wurde zu Wege zu bringen versucht.

— und zwar wird nach meiner Meinung die 2. Konstruktion wie die 1. in allen Fällen gebraucht, gleich viel, wie der entsprechende aktivische Satz zu analysieren ist.

Diese passivische Konstruktion ist freilich sehr merkwürdig und enthält wenigstens in vielen Fällen eine sprachliche Unregelmäßigkeit, indem ein Wort, das im Aktiv nicht Objekt für das Hauptverbum ist, im Passiv

Subjekt wird. Ich möchte übrigens wissen, ob es nicht richtiger wäre, im Aktiv überall den Infinitiv als das nächste Objekt aufzufassen.

Hiermit, hochgeehrter Herr Professor, schließe ich diesen kleinen Aufsatz und übergebe ihn Ihrer sachkundigen Prüfung.

Mit besonderer Hochachtung
Ihr ergebener
B. L. Ipsen.

Zwei.

Über eine interessante sprachliche Eigenthümlichkeit, die an der Saar in der Nähe von Saargemünd herrscht, wird der „Straßb. Post“ berichtet. In jener Gegend hat man drei verschiedene Formen für das Zahlwort zwei, je eine für das männliche, das weibliche und das sächliche Geschlecht. Der Gebrauch dieser drei Formen für die verschiedenen Geschlechter ist so in Fleisch und Blut übergegangen, dass selbst bei Kindern eine Verwechslung nie vorkommt. In der Gegend von Saargemünd habe ich seiner Zeit einmal einem Buben von etwa fünf Jahren zwei Äpfel vorgelegt und ihn gefragt, was Das sei. Der Kleine antwortete, ohne zu zögern: „zween Ebbel“. Ich zeigte ihm dann zwei Gabeln und stellte dieselbe Frage: „Das sinn zwo Gaweln“ war die rasche Antwort. Als ich dann zwei Messer zur Hand nahm, sagte der kleine Bursche sofort, ohne meine Frage abzuwarten: „Das sinn zwei Mässere“. Ich habe, weil mir die Sache Vergnügen machte, öfters solche Fragen gestellt und die Leute im Gespräche beobachtet. Nie hat man das Geschlecht verwechselt. Die Leute sagen regelmäßig „zween Männer“, „zwo Fraue“ und „zwei Kinner“ und werden wahrscheinlich in hundert Jahren noch ebenso sagen.

Ich habe dem Vorstehenden aus der National-Ztg. 47, 117 ein Plätzchen in meiner Zeitschrift eingeräumt, nicht etwa als ob ich glaubte, dass die Scheidung nach den 3 Geschlechtern für das in der Überschrift genannte Zahlwort meinen Lesern etwas vollkommen Neues bieten könnte, kennen sie doch die meisten wenigstens aus Luther's Bibel; aber viele werden doch überrascht sein, dass diese aus der heutigen ungebundenen Schriftsprache ganz verschwundene Unterscheidung sich — wie theilweise überhaupt in Oberdeutschland — grade in einem Theile Lothringen's so zäh und rein forterhalten hat und voraussichtlich noch lange forterhalten wird. Für das Einzelne verweise ich auf die Anmerkung in meinem Wörterb. III S. 1806 und das dort namentlich aus Schmeller's bairischem und v. Schmid's schwäbischem Wörterbuch Angezogene und beschränke mich auf die Mittheilung, dass schon bei Luther sich das eigentlich sächliche

zwei neben dem männlichen zween und dem weiblichen zwo als Zusammenfassung für Mann und Frau findet (s. namentlich Prediger 4 V. 9—12 und vgl. Matth. 19, 5 ꝛc.). In meinem Wörterb. heißt es: „Allmählich griff zwei weiter um sich und verdrängte wenigstens für die gewöhnliche Prosa der heutigen Sprache zween und zwo gänzlich und so erklärt sich, daſs bei Späteren die nicht mehr ganz lebendigen Formen regelwidrige Anwendung finden, wofür ich — um von Andern zu schweigen — Belege aus Gellert, Goethe und Schiller beigebracht habe.

Eigen aber berührt es, daſs sich in dem Munde eines Saargemünder kleinen Buben die regelrechte Unterscheidung noch heute richtiger und kräftiger erhalten hat als bei einem Goethe und Schiller.

Aus einem kleinen Aufsatz in der National-Ztg. 47, 125 glaube ich nachträglich noch Folgendes hinzufügen zu müssen:

„Übrigens hat sich dieser Sprachgebrauch nicht allein in der Gegend von Saargemünd erhalten; auch in Solz, zwei Stunden von Bebra im ehemaligen Kurhessen, ist er jetzt noch ganz allgemein."

Vielleicht weiß auch noch einer oder der andere Leser meiner Zeitschrift weitere Gegenden anzugeben, in denen sich dieser Sprachgebrauch lebendig forterhalten hat.

Ein Brief an den Herausgeber, von Prof. Dr. Valentin Hintner in Wien.

Sehr geehrter Herr Professor!

Gestatten Sie mir, daſs ich als geborner Tiroler, der sich mit tirolischen Mundarten lange und eingehend beschäftigt hat, zu Ihren Bemerkungen im VII. Jahrg. dieser Zeitschr. S. 339—342; 371—375; 415—419 einige Gegenbemerkungen mache. Diese treffen ja nicht Sie, geehrtester Herr Professor, vielleicht auch nicht Rosegger, sondern ich halte sie zur Klarstellung des Sachverhaltes für nothwendig.

Um Misverständnissen vorzubeugen, hätte ich an Ihrer Stelle in der Überschrift nicht gesagt: „Zur Tirolersprache", sondern etwa: „Zu den Tiroler Mundarten", denn von einer Tirolersprache kann man doch eigentlich nicht reden. Ich muſs mich begnügen, in Bezug darauf auf meinen kurzen Aufsatz zu verweisen: „Über die tirolischen Dialekte", im sogenannten Kronprinzenwerke, d. i. in der österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild, Band Tirol. Freilich wäre auch diese Aufschrift thatsächlich nicht richtig, sondern dem wahren Sachverhalte entsprechend müſste es heißen: „Wie Rosegger die Tiroler Bauern sprechen läſst."

Ich habe Rosegger's Erzählung in der Zeitschr. vom Fels zum Meer mit großem Vergnügen gelesen, bin aber sofort zur Überzeugung gekommen, dass es dem Erzähler nicht darum zu thun sein konnte, wo er von der Schriftsprache abweicht, bloß tirolische Wörter oder Wendungen und Verbindungen zu gebrauchen, sondern dass er als „Steirer" die Wörter und Redefügungen, wie sie ihm gerade in die Feder kamen, niederschrieb. Sollte ich mich hierin getäuscht haben, wollte Rosegger wirklich das der Schriftsprache Fremde als irgend einer in Tirol heimischen Mundart eigen ausgeben, so müsste ich allerdings dagegen Einsprache erheben. Viele von der Schriftsprache abweichende Ausdrücke in der genannten Erzählung finden sich in Tirol gar nicht, ein Theil ist zwar dort heimisch, aber nicht ausschließlich, sondern kommt auch in anderen österreichischen Mundarten vor, einen großen Theil hat der Erzähler ohne Zweifel neu gebildet. Dass ihm Letzteres oft gut gelungen ist, will ich durchaus nicht bestreiten, freue mich vielmehr darüber, manche Neuerung ist freilich recht bedenklich: ein Tiroler Bauer wenigstens würde sie nicht verstehen. Ich könnte alle meine Behauptungen Wort für Wort durch Beweise erhärten, glaube aber nicht, dass mir zu diesem Zwecke so viel Raum zur Verfügung gestellt würde.

Allein auch das Gesagte wird genügen, um eine falsche Meinung, die sich in Folge Ihrer Bemerkungen nach meinem Gefühle in Deutschland bilden musste, zu zerstreuen. Auch möchte ich nicht den Vorwurf auf mich laden, dass ich als Kundiger dieser Meinung nicht entgegengetreten bin.

Mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebenster

Dr. Val. Hintner,

Prof. am akad. Gymn.

Wien, am 20. Febr. 1894.

Aus einem Briefe des Sanitätsraths Dr. Ed. Mayer in Halle a./S. an den Herausgeber.

1. Von den Halloren hier und auch von Droschkenkutschern und Dienstmännern wird bei einer kleinen Anzahl starkformiger Zeitwörter, nämlich durchgängig bei laufen und fallen, oft auch bei schlafen, seltner bei lassen das Imperfekt mit dem gedehnten u statt des allgemein üblichen ie als Ablaut gebildet, also: er lu(h)f, er fu(h)l, er schlu(h)f, er lu(h)s statt: er lief rc.

[Man vergleiche in meinem Wörterb. als mundartlich und veraltet: er loff, geloffen; in Schmeller's bair. Wörterbuch ich lief und luff rc.;

ferner in meinem Wörterbuch als mundartliche, volksthümliche Formen von blasen, z. B. bei Claudius und Gutzkow: er blus.]

2. Seitdem ich Rubenstein's Mittheilung über die Umwandlung von Schiller's „Lied an die Freiheit“ in ein „Lied an die Freude“ gelesen, [s. Zeitschr. VII S. 359. Der Herausg.], ist mir das Wort feuertrunken noch verdächtiger geworden, als es mir immer gewesen ist. Ursprünglich hat die Stelle offenbar geheißen (nicht „gehießen“, wie hier vielfach gesprochen wird) freudetrunken, was aber in einem Lied an die Freude nicht stehen bleiben konnte. Was heißt feuertrunken? Ich kenne wohl das schöne Studentenlied von Arndt: „Aus Feuer ward der Geist geschaffen. | Drum schenk mir süßes Feuer ein, | der Traube süßes Feuerblut, | das Wunder glaubt und Wunder thut“ u. s. w. Da weiß man doch, was für ein Feuer das ist, wodurch die Trunkenheit bewirkt wird.

Über das Geschlecht von Schiffsnamen im Deutschen.

In einem Aufsatz mit dem Titel: „Das Unglück an Bord des Panzerschiffs ‚Brandenburg‘“ in der National-Ztg. vom 28. Febr. d. J. (47. 117) heißt es gleich im Anfang:

„Die ‚Brandenburg‘ war an dem verhängnisvollen Morgen um 9 Uhr in See gegangen ꝛc.“

dagegen in dem Schlussabsatz:

Zufällig befanden sich zur Zeit der Katastrophe in der Nähe des ‚Brandenburg‘ einige Torpedoboote ꝛc.“

s. im 6. Jahrg. der Zeitschr. S. 196, wo ich in Nr. 14 den Satz aus der National-Ztg. 44, 599 angeführt habe:

„Der . . . neuerbaute Dampfer ‚Staßfurt‘ . . . lief vom Stapel . . . Als der ‚Staßfurt‘ zu Wasser gelassen war, brach die Ankerkette . . . Die ‚Staßfurt‘ scheint keinen Schaden erlitten zu haben“, —

unter Hinweis auf Jahrg. 4 der Zeitschrift S. 383, wo ich im Briefkasten einem Anfragenden geantwortet habe: „Die Ausdrucksweise: „Die ‚Rhein‘ ist von ihrer Reise zurück“ — ist wohl dem Englischen nachgebildet, in welcher Sprache die Ausdrücke für Schiff und Schiffsnamen auch in der gewöhnlichen Rede als weibliche Hauptwörter behandelt werden. Sie haben vollkommen Recht, dass es dem Geiste unserer Sprache entsprechender lauten müsste: „Der Dampfer ‚Rhein‘ ist von seiner Reise zurück.“

Ich glaube, das Vorstehende wird genügen, die Aufmerksamkeit auf das Schwanken des Gebrauches hinzulenken; eine allseitig anzuerkennende Feststellung geht wohl am füglichsten von amtlicher Stelle aus.

Die erste Scene im zweiten Theile des Faust.[1]

Von Dr. Herman Schrader.

Mit einer schrillen Dissonanz hatte der erste Theil geschlossen. Faust hatte das niederschmetternde Wort der heiß Liebenden und der innigst Geliebten hören müssen: „Heinrich, mir graut's vor dir", und sehen müssen, dass sie als Kindesmörderin hingerichtet wurde. Umsonst hatte er sein Leben an die Rettung der Geliebten wagen wollen. — Tiefes Weh, Reue und Ingrimm erfasste ihn; bis ins innerste Mark zerrissen und der Verzweiflung Preis gegeben, voller Groll gegen sich und die Welt, irrt er — ähnlich wie Kain — unstät und flüchtig durch die Lande, Wochen lang, vielleicht Monate lang, ruhelos, thränenlos, in herber Selbstqual erstarrt. Endlich finden wir ihn, erschöpft und im Innersten gebrochen, hingesunken auf blühender Au zur Zeit des erwachenden Lenzes. — Das ist die Voraussetzung der ersten Scene.

Wie kann dem „Unglücksmann" geholfen werden? — Es ist die göttliche erbarmende Liebe, die sich seiner annimmt. Sie heilt ihn aber nicht etwa durch ein Machtwort, durch ein Wunder, durch einen Zauberspruch, sondern — auf geordnetem Wege des großen Weltplanes, durch Vermittlung der Natur; man dürfte vielleicht sagen: die natura naturans durch die natura naturata. — Es ist wieder ein so feiner Zug unsers unvergleichlichen Dichters. Wie manches verwundete und zum Tode betrübte Herz hat nicht in der Natur Milderung und Besänftigung seines Leids und Erquickung und Gesundung gefunden! Ein bei Seite geschobener Feldherr pflegt in rührender Sorgfalt die Blumen seines ländlichen Gartens, und ein außer Amt gesetzter Staatsmann beschwichtigt den Sturm seiner Seele in dem Sturmesbrausen des Hochwaldes und in dem sanften Gesäusel auf Feld und Wiesen. — Goethe selbst, bei tiefem Seelenschmerz und bei lange nachzitternder Trauer, suchte — neben rastloser Arbeit — gern die Einsamkeit auf und gab sich sinniger Naturbetrachtung hin. So

[1] Als ich meinen Aufsatz „ein Schlüssel zum zweiten Theil des Goethischen Faust" schrieb, war es meine Absicht, zu einigen besonders schwierigen Stellen — wie schon früher über den Homunculus — Erläuterungen zu geben, zunächst zum Mummenschanz. Allein ich finde, dass gleich die erste Scene nicht bloß so überaus schön ist, sondern auch, dass sie sehr wohl eines erklärenden Wortes bedarf, damit sie in ihrer ganzen Schönheit verstanden und in ihrer großen Wichtigkeit gewürdigt werde. Der Dichter hätte ja gleich mit der jetzt zweiten Scene den zweiten Theil beginnen können; aber er will uns erst noch die innere Umwandlung des Faust zeigen, welche die richtige Auffassung des ganzen Dichterwerkes erschließt. Darum ist diese Scene unentbehrlich. — Den wohlwollenden Leser aber möchte ich bitten, noch vor meinem Aufsatze jene Scene lesen zu wollen.

im Sommer 1828 auf dem Schlosse Dornburg nach dem Tode seines fürstlichen Freundes Karl August. So Chamisso bei dem herben Zwiespalt in seiner Seele im Jahre 1813.

Hier müssen unserm Dichter die aus Shakespeare's Sturm und Sommernachtstraum bekannten und schon in der ersten Walpurgisnacht verwendeten Elfen als ausführende Mächte zum Symbol dienen, diese den Menschen wohlgesinnte Geisterschar. Man dürfte sie personificierte Naturkräfte nennen. Ariel's Gesang wird von musikalischen Instrumenten begleitet, aber nicht durch Menschenhände ertönenden, sondern von Äolsharfen, die von dem Windhauch der Natur selbst gespielt werden. Sicherlich werden wir nicht an metallische Äolsharfen denken müssen, wie man sie heut zu Tage meistens hat, sondern an die mit Saiten der Streichinstrumente bezogenen aus Holz mit Resonanzboden, die nicht den herben Ton der ersteren, sondern — den Elfen entsprechend — einen entzückend süßen Ton haben.

Die ganze Scene ist eine Perle Goethischer Dichtung. Ariel beginnt sie und schildert in wunderschönen Versen die augenblickliche Situation:

Wenn der Blüthen Frühlingsregen
über Alle schwebend sinkt,
wenn der Felder grüner Segen
allen Erdgebornen blinkt:
kleiner Elfen Geistergröße
eilet, wo sie helfen kann;
ob er heilig, ob er böse,
jammert sie der Unglücksmann.

Ariel giebt nun zuerst allgemeine Anweisung über Das, was die Elfen an Faust vollbringen sollen: das Weh des Herzens besänftigen, die Bitterkeit der Selbstvorwürfe entfernen und sein Inneres von dem grausigen Erlebnis reinigen. Dann stellt er ihnen im Besonderen vier Aufgaben. 1. Sie sollen den „schlaffuchenden, unruhigen" Faust in sanften, erquicklichen, friedebringenden Schlaf singen. 2. Sie sollen seine Seele im Thau der Vergessenheit baden, so etwa dass der grimme Schmerz sich in milde Wehmuth wandelt. 3. Sie sollen die krampferstarrten Glieder wieder gelenkig machen, und 4. dem in dieser Weise Gestärkten dem heiligen Lichte (der Erde) wieder zurückgeben.

Man hat diese „vier Pausen (oder Abschnitte) nächtiger Weile" — freilich wohl, ohne dass dadurch das Verständnis unsrer Stelle gefördert wird — mit den vier Nachtwachen oder Vigilien der Römer, zu je drei Stunden zusammengestellt. — Man hat auch gesagt, ein normaler gesunder Schlaf habe vier Abschnitte; bestätigen kann ich's nicht. Lieber will ich auf Jean Paul hinweisen, der im 13. Bande einen Aufsatz „über das

Träumen“ geschrieben hat. Einiges Wenige dürfte hierher passen. Er sagt: Die Träume sind voll Vergessenheit, ohne Gedächtnis für das Wachen. Vielleicht wurde darum die Lethe zur Schwester des Schlafs gemacht. — Der Inauguraltraum (beim Einschlafen) ist wild, kurz und wird immer dunkler; die vom rastenden Geiste nicht mehr gestoßenen Pendüle der Denkorgane machen immer kleinere Schwingungen, bis er endlich selber die schweren Pendüle nicht mehr regen kann. — Gegen Morgen treibt das erfrischte Gehirn die Frühlingsblumen heraus, die Morgenträume, die sich mit dem äußeren Morgen erhellen. — Diese Gedanken können wir allenfalls in den Goethischen Versen wiederfinden.

Es folgen nun, der Forderung Ariel's entsprechend, vier Strophen, die von dem Chor der Elfen einzeln oder zu zweien oder zu vieren gesungen werden, so dafs zugleich geschieht, was ihre Worte aussprechen. Die erste Strophe schildert die Dämmerung, etwa von 6 bis 9 Uhr, die zweite die Nacht, etwa von 9 bis 12 Uhr, die Zeit des tiefsten Niederganges, mit Einschlufs der sog. Geisterstunde, der letzten vor Mitternacht; die dritte die Zeit des beginnenden Aufgangs, die stillen Zurüstungen auf das kommende Licht, von Mitternacht bis 3 Uhr etwa; endlich die vierte die Zeit der Morgendämmerung. Innerhalb dieser Abschnitte vollzieht sich, was Ariel gefordert hatte. — Im Manuskript sind, wie berichtet wird, die vier Strophen der Reihe nach überschrieben: Serenade, Notturno, Matutino, Réveille. — Wenn man einen Vorgang ähnlicher geistiger Entwicklung sucht, so darf man wohl auf die vier Stufen oder Grade hinweisen, welche die Mystik für die Wiedergeburt des Menschen aufstellt: Reinigung, Läuterung, Erhebung, Verklärung; wobei man die ähnlichen Begriffe Reinigung und Läuterung so aus einander halten mag, wie wenn man ein Stück Silbererz erst äußerlich durch Wasser von Schmutz reinigt, dann aber durch Feuer das reine Silber von den unedlen Schlacken läutert. So erst äußerliche, dann innere Weltentsagung. — Sprachlich nur die eine Bemerkung zu dem etwas dunkeln Worte: Und den Augen dieses Müden schließt des Tages Pforte zu d. h. schließt ihm die Augenlider.

Als die Elfen ihr Werk vollbracht haben, vernimmt Ariel ungeheures Getöse, welches das Herannahen der Sonne verkündet. Diesem Getöse dürfen sich die zarten Elfen nicht aussetzen; sonst werden sie taub. Drum ermahnt sie Ariel, zu den Blumenkronen, in die Felsen, unters Laub schnell zu schlüpfen und dort in der Tiefe still zu wohnen. — Ariel schließt sich in seinen Worten an die griechische Mythe von Phöbus und dem Sonnenwagen an: Felsenthore knarren rasselnd, Phöbus Räder rollen prasselnd. Und das Getöse beim Herannahen der Sonne weist auf die Vorstellung des Pythagoras hin, dafs durch die Bewegung der Weltkörper (Sphären)

eine große gewaltige himmlische Musik entstehe, die Harmonie der Sphären oder die Sphärenmusik, die von uns nur darum nicht gehört werde, weil wir von Jugend auf daran gewöhnt seien. — Die gleiche Vorstellung findet sich schon im ersten Theile, wo der Erzengel Raphael den Prolog im Himmel mit den Worten beginnt:

Die Sonne tönt nach alter Weise
in Brudersphären Wettgesang,
und ihre vorgeschriebne Reise
vollendet sie mit Donnergang.

Aus dem klassischen Alterthum möchte hierher die Stelle gehören, wo Juvenal (14, 280) schildert, wie der Kaufmann um des Gewinnes willen die entlegensten Gegenden aufsucht und noch jenseit der Säulen des Herkules die Sonne mit Gezisch im atlantischen Ozean untergehen hört, gleichwie wenn glühendes Eisen ins Wasser getaucht wird (audiet Herculeo stridentem gurgite solem). — Die scheinbar widerspruchsvollen Worte an die Elfen: „Unerhörtes hört sich nicht" können nur bedeuten: meidet zu hören, was ihr nicht hören dürft.

Bevor wir nun den Monolog des neugestärkten, wiedergeborenen Faust betrachten, seien mir einige Worte über das Versmaß gestattet. Er ist in Terzinen geschrieben, fast den einzigen, die Goethe gemacht hat. (Nur die „Betrachtung bei Schillers Schädel" ist noch in Terzinen.) Da will ich nun von vornherein bekennen, dass mir für meine Person die Terzinen das widerwärtigste, schier unleidliche Versmaß sind. Die Terzinen (von tertius, Dreizeilen, Drillingsreime) sind dreizeilige, durch Reimstellung verbundene Strophen, so dass jedesmal die zweite Zeile in der ersten und dritten Zeile der folgenden Strophe ihren entsprechenden Reim findet. Das giebt den Terzinen, zumal in längeren Gedichten (Dante), etwas Unruhiges, Spannendes, Peinigendes, weil das Gefühl niemals zur Ruhe kommen kann, indem die zweite Zeile — wenn auch die Strophe den Gedanken ganz zu Ende geführt hat — fortwährend prickelt und Ohr und Seele auf die noch zu erwartenden zwei Reime in Spannung erhält. — Bei unsern Goethischen Terzinen hier aber will ich gern gestehen, dass ich sie schon oft gelesen hatte, ehe mir bewusst geworden, dass ich Terzinen gelesen. So übermächtig wirkten die großen Gedanken und der Kothurn der herrlichen Worte auf mich, dass ich des Versmaßes gar nicht inne wurde. — Goethe schließt das Ganze — wie es ja üblich ist, indem er auf die zweite Zeile der vorletzten Strophe nur noch einen einzigen Reim folgen läßt, wodurch Ohr und Gemüth befriedigt wird.*

* Hier werden vielleicht manche Leser nicht ungern angeführt finden, was ich in meinem „Abriss der deutschen Verskunst" (2. Aufl.) S. 108 b in § 166 Nr. 2 gesagt habe:

Faust nun erhebt sich von dem blumigen Rasen, auf dem er gebettet lag, und begrüßt in erhebenden Worten die Morgendämmerung und die durch die Nacht erquickte Erde. Er fühlt es und spricht es aus, dass er Kraft und Frische zu großen Entschließungen und zum Jagen nach hohem Ziele erlangt hat. — Er schaut um sich und schildert in lieblicher Rede das allmähliche Erwachen der Thier- und Pflanzenwelt und das Sichtbarwerden der Farben bei der leise schwindenden Dämmerung. — Da fällt sein Blick auf die Bergriesen der Alpen (denn diese haben wir uns als Schauplatz zu denken), die schon in hellem Lichte strahlen, das von Stufe zu Stufe sich bis auf die grünen Wiesen niedersenkt. — Jetzt tritt der Sonnenball selbst hervor mit seinem Gluthlichte — „und leider schon geblendet kehrt er (Faust) sich weg, vom Augenschmerz durchdrungen."

„Aus Reimgebinden nach dem mehr erwähnten Schema: aba entsteht die ursprünglich italiänische Form der Terzinen oder Terze Reime, von denen wir schon in § 143 gesprochen. Das Eigenthümliche der Reimverkettung besteht hier darin, dass die reimlose Mittelzeile jeder Strophe mit der ersten und dritten Zeile der folgenden Strophe reimt, und demgemäß tritt zum Abschluss in der letzten Strophe noch eine mit der zweiten Zeile reimende vierte hinzu oder mit andern Worten: die Schlussstrophe ist eine vierzeilige mit gekreuzten Reimen (vgl. § 167), also das Reimschema des Ganzen: aba, bcb, cdc u. s. w. xyx, yzyz. Beispiele dieser Form finden sich namentlich zahlreich bei Chamisso S. 393—564, worunter wir wenigstens wohl ‚Salaz y Gomez' (S. 527—537) in 4 Abtheilungen (ital. Capitoli) als allbekannt voraussetzen dürfen, s. z. B. außer formgetreuen Übersetzungen von Dante's Divina Commedia *rc.* auch Rückert 1, S. 39 ff.; 141 ff.; Platen 4, S. 134 ff.; Schlegel (s. Wackernagel 2, S. 1288 Z. 36 ff.); Goethe 12, S. 6 ff. (im Anfang des zweiten Theil des ‚Faust'); 2, S. 90 (‚Bei Schiller's Schädel') *rc.*"

Was ich aber namentlich hier nachtragen möchte, ist eine Stelle aus Goethe's Briefwechsel mit Schiller, worin die beiden Dichter über das hier besprochene Versmaß sich ausgesprochen haben. Unterm 21. Febr. 1798 schreibt Goethe (Thl. 4, S. 113/4) aus Weimar:

„Sagen Sie mir doch Ihre Gedanken über die Versart, in welcher der Schlegel-Prometheus" [er findet sich abgedruckt in der „neuen vermehrten Ausgabe von August Wilhelm Schlegel's Gedichten." Heidelberg 1811. 1. Thl. S. 44—58] „geschrieben ist. Ich habe Etwas vor, das mich reizt, Stanzen zu machen; weil sie aber gar zu obligat und gemessen periodisch sind, so habe ich an jenes Silbenmaß gedacht; es will mir aber bei näherer Ansicht nicht gefallen, weil es gar keine Ruhe hat und man wegen der fortschreitenden Reime nirgends schließen kann" —
und Schiller's Antwort aus Jena vom 23. Febr. 1798 lautet (auf S. 116):

„Was Ihre Anfrage wegen des Silbenmaßes betrifft, so kommt freilich das Meiste auf den Gegenstand an, wozu Sie es brauchen wollen. Im Allgemeinen gefällt mir dieses Metrum auch nicht, es leiert gar zu einförmig fort und die feierliche Stimmung scheint mir unzertrennlich davon zu sein. Eine solche Stimmung ist es wahrscheinlich nicht, was Sie bezwecken. Ich würde also die Stanzen immer vorziehen, weil die Schwierigkeiten gewiss gleich sind und die Stanzen ungleich mehr Anmuth haben."

Der Herausgeber.

Was er hier eben mit den leiblichen Augen gesehen und erfahren hat, Das wendet er alsbald in ein Symbol geistiger Vorgänge um. Wenn der Mensch in heißer Sehnsucht nach dem tiefsten Erfassen der Wahrheit vermeint, jetzt eben einen Blick in ihre geheimsten Abgründe zu thun, dann sinkt er erschreckt, betroffen, erschüttert und gedemüthigt nieder, weil Geist und Gemüth das blendende Licht der ewigen Wahrheit nicht zu ertragen vermögen. Das etwa wollen die prachtvollen Verse sagen:

So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
ein Flammen-Übermaß, wir stehn betroffen:
des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
ein Feuermeer umschlingt uns, welch' ein Feuer!
Ist's Lieb? Ist's Haß? Die glühend uns umwinden,
mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer,
so dass wir wieder nach der Erde blicken,
zu bergen uns in jugendlichstem Schleier.

Drum kehrt er der Sonne den Rücken und wendet sein Auge dem Wassersturz zu, der aus hohem Felsenriff von Sturz zu Sturz in tausend Strömen thalwärts sich ergießt und in seinem Schaum und Gischt bei hellem Sonnenlicht den schönsten Regenbogen mit seinen bunten Farben bildet. — Auch dies Anschauen wird ihm zum geistigen Bilde, so dass er mit den tiefsinnigen Worten schließt:

Der (Regenbogen) spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben. —

Was will nun Faust mit diesem wohl etwas dunklen Worte sagen? — Die Sonne ist das Bild der Wahrheit, der reinen, ewigen, göttlichen Wahrheit, welche der staubgeborene, sterbliche Mensch nicht zu fassen, nicht zu ertragen vermag. Der Regenbogen aber, — zumal der beim Wassersturz von Augenblick zu Augenblick wechselnde, weniger der aus regnenden Wolken mehr dauernde, — ist ein Spiegelbild, ein Abbild jener reinen, absoluten Wahrheit in geringerer Blendung, das der Mensch fassen und verstehen lernen, woran er sich bilden, sich erfreuen und worin er das Unendliche ahnen kann. Das Menschenleben in seinem Verlaufe gleicht nur zu oft solchem Felsen-Wassersturze. Bald hier, bald dort hemmt ein Riff seinen geraden Lauf, er muss zur Rechten, zur Linken ausweichen, bald kann er auf sanftem Abhange ruhig-langsam hinabgleiten; bald stürzt er an schroffen Stellen jählings in die Tiefe. Wie die Sonne den Wassersturz, so durchleuchtet die ewige Liebe auch solch wirres, krauses Menschenleben; und wohl Dem, der ihrer empfänglich ist und sein Leben

durch sie erhellen und verklären läßt.[1] — Das stimmt vortrefflich zu dem Faust des ersten Theils. Da war er der Himmelstürmende, der wo möglich die Sterne vom Himmel reißen möchte, um hinter ihre Geheimnisse zu kommen, und der herbe Klagerufe ausstößt, wenn ihm Das versagt bleibt.

Ich seh, dass wir Nichts wissen können.
Das will mir schier das Herz verbrennen.

Als er dann den Erdgeist durch Zaubergewalt zu sich beschwört, muss er die niederschmetternde Erfahrung machen, dass er nicht einmal diesen zu ertragen vermag, dass ihn ein erbärmlich Grauen erfasst und er zitternd wie ein Wurm sich krümmt.[2]

Nach dieser ganzen Betrachtung erkennen wir jetzt klar, welch hohe Bedeutung und Wichtigkeit diese erste Scene für die ganze Faustdichtung hat. Sie bildet den nothwendigen Übergang aus der einen Lebensperiode in die andere, aus einer abgethanen Lebensanschauung in eine neu eröffnete. Im ersten Theil hatte Faust geradezu in die Sonne fliegen wollen, jetzt genügt ihm der Farbenglanz des Regenbogens. Wie wohl jede tiefer angelegte Menschennatur, hatte er in kühnem Wagnis gerungen, sich die Geheimnisse der übersinnlichen Welt zu erschließen. Daher das Überwältigende des ersten Theils für lebhaft empfindende Menschen. Jetzt hat er die Unerreichbarkeit jener Ziele erkannt. Früher war ihm seine Person der Mittelpunkt der Welt gewesen; rücksichtslos, leidenschaftlich hatte er in erschütternden Ausbrüchen ihr Geltung und Recht schaffen wollen. Jetzt erkennt er, dass es auch andere Mächte giebt, denen volle Berechtigung zukommt und mit denen man rechnen muss. Früher die Sturm- und Drangperiode der eigenen Willkür, jetzt besonnene Thätigkeit, muthiges, pflichttreues Handeln und Eingliederung in fertige Weltzustände und Mitarbeit an der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit.

Machen wir es uns doch klar, dass solch ein gewaltiger Geist — wie der Goethe's — der kaum alle tausend Jahre einmal über die Erde

[1] Wir müssen uns entschieden dagegen erklären, dass man unter der Sonne den höchsten Genuss, der nur der Gottheit zukomme, und unter dem Regenbogen den menschlichen Genuss verstehen will. Das ist Faust's, ist Goethe's ganz unwürdig.

[2] Beiläufig. Die Worte, welche Faust an den Erdgeist richtet: „Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen! – Geschäftiger Geist, wie nah fühl ich mich dir!" habe ich selbst von guten Schauspielern mit innerer Zuversicht und Kraft, voll stolzen Selbstbewusstseins sprechen hören. — Das ist ein Missverständnis. Faust ist vielmehr niedergeschmettert und fühlt sich erbärmlich gedemüthigt und klein; um Das aber zu verbergen, ringt er nach hohen stolzen Worten, bei deren Sprechen man ihm aber anhören muss, dass er sich als Wurm weiß. Drum stößt er die Worte gleichsam gequält und stockend hervor; man muss es merken, dass er mit jenen hohen Worten sich selbst Gewalt anthut. — Wer die ganze Stelle nachliest, wird mir gewiss Recht geben.

schreitet, unmöglich mit jugendlichen Stürmereien abschließen konnte. Er hatte die Ideen des klassischen Alterthums, des Mittelalters, des Orients, die großen geistigen Aufgaben der Gegenwart in sich aufgenommen; sollte er nicht das Recht, die Pflicht, den Drang haben, auch Dies alles (wie jenes Erste) zu dichterischen Gebilden zu gestalten? Wenn wir nur den ersten Faust hätten, so hätten wir allerdings einen über alle Maßen kostbaren Trumm; aber es wäre doch eben nur ein trauriger Trumm, weil ihm gut die Hälfte fehlte. Jetzt, wo wir Goethe's ganzes Leben und Wirken überblicken, wissen wir, dass sein (und seines Freundes Schiller) Bestreben darauf gerichtet war, das Ideal vollendeter Humanität den Menschen zu bringen. Für dies Ziel in dichterischer Form kommt kein zweites Werk dem zweiten Faust gleich.

Zudem sind im ersten Theile Andeutungen gegeben und Aufgaben gestellt, die dort keine Lösung finden. Wenn da Faust das große Wort, ja, wir möchten sagen das Gelübde ausspricht „im Anfang war die That", so hat er dort keine Gelegenheit, Das zu bethätigen. Wenn Mephistopheles sagt „wir sehn die kleine, dann die große Welt", so ist im ersten Theile nur die kleine Welt durchwandert, die große bleibt für den zweiten aufbehalten. Wenn der Herr selbst im Prolog sagt:

> Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
> Dass Blüth' und Frucht die künftigen Jahre zieren:

soll etwa der Herrgott selbst zum Lügner werden, wozu ihn Die machen wollen, die den zweiten Faust anzweifeln und seine Entwicklung anfeinden? Nein, erst im zweiten Theile sehen wir in Faust herrliche Blüthe und Frucht.

Es wird wohl Niemand geben, der in unsrer Scene den Mephistopheles vermisst. Für den ist hier kein Raum; denn hier hat er Nichts zu suchen; vielmehr muss ihm, was hier geschieht, höchst unangenehm sein. Denn Faust hat sich hier (mittelbar) innerlich von ihm losgesagt und frei gemacht und kann ihn nur ab und zu als Diener brauchen, er will fortan selbständig seine Pfade wandeln. Er beabsichtigt, die schon bestehenden Kreise und Ordnungen der Menschen zu betreten, sich in das Leben am kaiserlichen Hofe, im Staat und in der bürgerlichen Gesellschaft einzufügen oder mit ihm abzufinden, und in die Räder der rollenden Begebenheiten, sei es fördernd, sei es hemmend, nach freier Einsicht einzugreifen, zum Wohl und Heil der großen sittlichen Ordnungen in der Menschenwelt. In diese ihm neue Welt, in diese großen Kreise tritt er jetzt ein und in ihnen arbeitet er sich zur Erhebung durch und zur Erhöhung und Erlösung empor! Dazu ist er und dazu hat er sich in unsrer Scene ausgerüstet. Er hat es ja selbst im Angesicht seines Todes bekannt, es sei das Ziel

seines Lebens und Strebens gewesen, auf freiem Grund mit freiem Volke zu stehn. Und:

Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss! —

Eine Neuigkeit

von M. Friedländer-Berlin.

Heute habe ich etwas, wie ich glaube, ganz Neues in mehreren Zeitungen gleichlautend gelesen. Ein Druckfehler ist demnach ausgeschlossen, auch Korrektorwillkür. „Nicht verbindliches Griechisch"!!

Aus Sprottau, dem glücklichen Städtchen meiner Heimatsprovinz, welches so ertragreiche Waldungen besitzt, dass die Bürger Jahrzehnte hindurch nicht nur keine Gemeindesteuern zu bezahlen brauchten, sondern sogar eine bestimmte Menge Holz herausbekamen, — aus Sprottau meldet ein vielgewandter Mann das Grässliche:

. . . „Die Stadtverordneten haben mit allen gegen zwei Stimmen beschlossen, an dem Beschlusse festzuhalten, nach welchem die Anstalt in ein Progymnasium mit **nicht verbindlichem Griechisch** und dessen Ersatz durch Englisch umgewandelt werden soll."

Nicht verbindliches Griechisch! Das ist doch eine arg ausgesonnene Bosheit. Und in „Englisch" soll die Sprache Homer's und Platon's umgewandelt werden und, wie es scheint, in „verbindliches" dazu.

Ist Das sogenanntes „Zeitungsdeutsch"? Ich glaube nicht. Ein echter und rechter Reporter bemüht sich nicht so sehr. Er erwähnt wohl ein Dutzend mal die entsetzlichen Rockschöße, von denen alle Parteien die Anarchisten abzuschütteln bestrebt sind, er schreibt täglich von den zwei Stühlen, zwischen welche sich diese oder jene Regierung gesetzt hat, er schildert mit glühenden Farben die Heimfahrt einiger Landwirthe, die in der Stadt eine Bierreise unternommen haben, indem er schreibt:

„Animiert, wie sie waren, entglitten die Zügel ihren Händen, und ist es wunderbar, dass die Pferde, die des Weges kundiger erschienen, wie [nicht: als] die Herren, sie schlafend ohne Unfall nach dem heimatlichen Gehöft brachten, wo sie wiehernd ihre Ankunft anzeigten."

Wer hier wieherte, ob die Herren oder die Zügel, wer ohne Unfall schlief, ob die Pferde oder die Hände, ist nicht zu ermitteln, denn „animiert" war zweifellos der Herr Berichterstatter, dessen Augen in schönem Wahnsinn rollen.

Aber Das ist doch wenigstens ehrliches Reporterdeutsch. Dagegen: Verbindliches Griechisch?

Carmina non prius audita.

Fast riecht sie nach der Lampe, diese Blüthe. Sollte sie ein unerbittlicher Mann zur Entfaltung gebracht haben, der mit eisernem Besen alle „Fremdwörter“ auskehren will, der auch „Sohle“ und „Käse“ aus seinem thesaurus linguae verbannt, weil er solea und caseus in einem lateinischen Wörterbuche gefunden hat?

Aber, dass es auch deutsche Fremdwörter giebt, Das habe ich in der letzten Zeit beschämt und voll Wehmuth des öfteren erfahren; und dabei standen die Wörter so nett und schlicht da, als müsste sie Jeder verstehen — aber beim besten Willen, ich verstand sie nicht. Das eine ist die „grobe Sau“. Zehn grobe Säue (oder Sauen?) hat jener Jägersmann erlegt! Das sind die Gemahlinnen von zehn Schweinen, von Ebern wollte ich sagen, oder doch wenigstens wilden Schweinen, denn sonst wären sie geschlachtet und nicht „erlegt“ worden. Aber warum grob? Grob gegen wen? Gegen den Jäger, gegen ihre Mitsauen oder gegen den Gatten? Und wer hat Das festgestellt? Und wer ist ferner der „Schwarzrock“, der bei der Hubertusjagd erst „rasiert“, dann „in Freiheit gesetzt“ wird? Das habe ich ermittelt. Es ist das „Hauptschwein“, auch „borstiger Recke“ genannt. Seinetwegen halten Eisenbahnzüge an, wenn er, verfolgt vom „rothen Feld“, über den Bahndamm „setzt“; dann wird er „gedeckt“, „der Fang wird gegeben“, und der Jagdherr vertheilt „Brüche“. — Das alles ist deutsch, der Reporter geht damit um, wie mit dem täglichen Brot, wie mit „beziehungsweise“, „desfallsig“, „diesbezüglich“ und andern Prachtstücken der Rüstkammer.*

Aber ein anderes Mal, da witzelt er über den „Sprachkobold“. So brachten in der allerletzten Zeit viele Zeitungen die beiden, wie es hieß, neuesten Thaten des „Sprachkobolds“, nämlich das „Kellerütli“ und das „Bäßlamändl“. — Ersteres soll in einigen Gegenden, die eine Zeit lang unter französischer Herrschaft gestanden haben, ein Dialektwort für Uhr sein, — quelle heure est-il? — letzteres heißt so viel wie: ehrerbietige Verneigung, Handkuss, — baisez la main. —

Es mag ja sehr hübsch klingen, wenn eine Mutter, die in Berlin zu ihrem Töchterchen sagen würde: „Mach' 'nen Knix“ oder in Schwaben „Geh' moach' a Kratzfueß“ im Elsass sagt: „Gieb 'n Bäßlamändl“; es mag sich auch das Kellerütli viel besser anhören, als der Seiger, Cylinder

* Meiner Ansicht nach ist hier der Berichterstatter im vollen Rechte, wenn er in seinem zunächst und hauptsächlich für Weidmänner und Weidmannsgenossen geschriebenen Bericht sich auch der „Weidmannssprache“ bedient, gegen die jeder Verstoß bekanntlich mit dem „Weidmesser“ bestraft wird.

Der Herausgeber.

oder gar „die Zwiebel“, das gebe ich unumwunden zu, aber wo steckt da der „Sprachkobold“? — In allen Gegenden, in denen Sprachgebiete an einander grenzen, wird die Umgangssprache mehr oder weniger ein Gemisch aus den Sprachen der an einander stoßenden Länder, so in einem Theile der Rheinprovinz, so im Elsaſs, so in Oberschlesien. Damit hat der Sprachkobold Nichts zu thun, aber vielleicht mit Folgendem? Vor einigen Tagen ist hier ein Herr vom Schöffengerichte wegen Beleidigung bestraft worden, weil er eine „anständige Person weiblichen Geschlechts“ mit „Frauenzimmer“ angeredet hat. Dies ist kein Scherz, sondern Wahrheit. Das einwandsfreie Wort früherer Zeiten, das auch jetzt wohl noch hier und dort als einfache Bezeichnung des Geschlechts gebraucht wird, ist thatsächlich bei uns zu einem übelklingenden Worte, fast könnte man sagen zu einem Schimpfworte geworden, so daſs wohl „jede anständige Person weiblichen Geschlechts“, — wie das Schöffengericht in seinem Erkenntnis mit Recht sagt, — sich beleidigt fühlen muſs, wenn Jemand sie „Frauenzimmer“ nennt.

Was doch Alles die Zeitungen an einem einzigen Tage bringen!

Die grobe Sau, den borstigen Recken, das Kellerütli, das Bäßlamändl, den Sprachkobold, das Frauenzimmer und sogar „nicht verbindliches Griechisch“.

Ein neuer Bundesgenosse.

Eisenbahn und Post haben vor geraumer Zeit begonnen, ihre Amtssprache von Fremdwörtern zu reinigen. Ob die Anordnungen immer sehr glücklich waren, ist zweifelhaft; der Wille war jedenfalls gut und das Beispiel anregend. Von „rekommandierten“ Briefen spricht Niemand mehr, Jedermann nennt sie eingeschrieben, die meisten Verdeutschungen sind aber auf den Kreis der Beamten beschränkt geblieben. Obgleich man amtlich „Fernsprechergebühren“ bezahlt, spricht man doch durch das „Telephon“, man kauft eine „Bahnsteigkarte“ und geht auf den „Perron“, der Schaffner öffnet ein „Abtheil“ und man setzt sich in das „Koupé“. Auch der Vorsitzende des Gerichtshofes, der neulich über die ungetreuen Schaffner zu urtheilen hatte, sagte, als wiederholt von „Fahrkarten“ gesprochen wurde, „bleiben wir lieber bei dem Billett.“ Wie schwer es ist, für alte, fest eingebürgerte Bezeichnungen ausländischer Herkunft einwandsfreie deutsche Worte zu finden, ist schon oft in diesen Blättern und an vielen andern Stellen betont worden. Aber damit sind die Schwierigkeiten noch nicht erschöpft. Denn es ist ein weiter Weg vom Finden eines guten neuen deutschen Ausdrucks bis zur Annahme in die Umgangssprache. Und oft

erfolgt eine amtliche Zwangsverdeutschung, die so entsetzlicher Art ist, dass sie nicht nur von Niemand angenommen wird, sondern sogar zur Heiterkeit und zur Spottsucht anregt und dadurch mancher späteren, vielleicht besseren Anregung den Weg verlegt.

So wurden hier in Berlin vor einiger Zeit eine Anzahl Droschken dem Verkehr übergeben, die mit einer Uhr versehen sind, durch welche dem Fahrgast die Wegstrecke und der dafür zu erlegende Fahrpreis angezeigt wird. Da man in Deutschland von jeher jede neue Erfindung mit einem Fremdwort bezeichnen zu müssen glaubt, nannte man diese Uhr Taxameter, und das Publikum nannte demgemäß die betreffenden Fuhrwerke Taxameterdroschken.

Das Wort ist gewiß lang genug, vielleicht zu lang sogar, aber wie man in München die Tramway-Bahn in „Trambahn“ oder gar „Tram“ umgewandelt hat, hätte man sich hier vielleicht bald zur „Taxdroschke“ bekehrt, und Das wäre erträglich gewesen. Da kam aber die Polizei und benannte die Wagen: „Fahrpreisanzeigerdroschken“, die Kutscher: „Fahrpreisanzeigerdroschkenführer“ und trieb so den Teufel mit Beelzebub aus.

Nun konnten die kundigen Thebaner wieder einmal recht herzlich über die „Sprachreiniger“ lachen. Aber trotz eines solchen Missgriffes ist es doch jedesmal dankbar anzuerkennen, wenn sich eine Behörde entschließt, alte zopfige Fremdwörter aufzugeben, besonders wenn sie die zum Ersatz bestimmten neuen Ausdrücke gemäß den Rathschlägen Sachverständiger wählt. Zu einem solchen Entgegenkommen hat sich vor einigen Tagen der Berliner Oberbürgermeister bereit erklärt, als ihn der hiesige Sprachverein bat, die städtischen „Vordruckbogen“ — (bisher sagte man „Formulare“) — in Bezug auf die Sprache zu prüfen.

Was er antwortete, ist nicht gerade sehr schön stilisiert, aber der Inhalt ist sehr befriedigend:

„Von der hohen Wichtigkeit und Berechtigung der Bestrebungen des Vereins längst überzeugt, werde ich mich bemühen, nach Kräften in meinem Wirkungskreise auf immer weitere Durchführung des Ersatzes der entbehrlichen Fremdwörter hinzuwirken.“

Hoffentlich bleiben die Erfolge dieser überaus löblichen Absicht nicht lange aus, dann kann das mächtige Beispiel der Berliner Stadtbehörden viel Segen bringen.

Moritz Friedländer.

Welches ist die Geisterstunde?

(s. Zeitschr. VII S. 330 ff. und das dort Angeführte.)

In der bekannten Erzählung: „Das Bettelweib von Locarno“ (von Heinr. v. Kleist) heißt es:

„[Er] erharrte, ohne zu schlafen, die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der That mit dem Schlage der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch wahrnahm“ — und weiterhin: „[Sie] setzten sich gegen elf Uhr, jeder auf sein Bett und während sie sich mit Gesprächen so gut sie vermögen, zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schläft ein. Drauf, in dem Augenblick der Mitternacht, lässt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören 2c.“

Abgerissene sprachliche Bemerkungen zu den ersten Kapiteln von Balduin Möller's Roman: „Der Talisman“ in dem „Buch für Alle“ (1893) S 1. ff.

1. „Als ihr Blick eine brausende Woge streifte, die, von wüthenden Nachfolgerinnen bedrängt, hoch über alle anderen hinauswuchs.“ (1. Kap., S. 2a.)

Das Hauptwort „der Nachfolger“ und das sich anschließende weibliche „die Nachfolgerin“ bezeichnen eigentlich und zunächst nur Personen; es unterliegt aber keinem Zweifel, dass sie — wie ähnliche Ausdrücke (auf -er, -erin) — in der gehobenen Rede auch auf etwas mehr oder minder persönlich Aufgefasstes ausgedehnt werden können, s. Inhaltsverzeichnis zum 7. Jahrg. der Zeitschr. und in meinem Wörterb. I, 477a und in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 209b dafür Belege: „Der Winter des Jahres 1751 und seine Nachfolger“ und aus Goethe (XVIII, 304 = Wanderjahre II, 9. Kap.) einen Satz, den ich etwas vollständiger hersetzen will: „Das Werkzeug, das er [der Schüler des Tonkünstlers] zu handhaben hat, ist ihm eingehändigt, sogar die Art und Weise, wie er sich dessen bedienen soll, ich meine: den Fingerwechsel findet er vorgeschrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und seinem Nachfolger den rechten Weg bereite.“

Täuscht mich mein Sprachgefühl nicht, so wird das erste Beispiel nicht auffällig und störend erscheinen, da die Jahreszeiten als Personen aufgefasst zu sehen, durch vielfache bildliche Darstellungen uns auch im gewöhnlichen Leben ganz geläufig geworden ist. Dagegen finde ich bei Goethe in der persönlichen Auffassung der Finger — wenigstens in der gewöhnlichen (nicht gehobenen oder dichterischen) Rede — eine Härte, die

ich (bei aller bescheidenen Scheu dem Meister gegenüber) doch durch die Anwendung des Mittelwortes (Particips) an Stelle des persönlichen Hauptwortes lieber vermieden gesehen hätte, vgl. für den Schluss: „damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und den nachfolgenden den rechten Weg bereite."

Das hier Gesagte scheint mir noch in erhöhetem Maße für den Satz von Bald. Möller zuzutreffen, worin durch die Hinzufügung der weiblichen Endung -in zu Nachfolger die persönliche Auffassung der Wogen (zugleich auch nach ihrem Geschlechte) noch besonders hervortritt. (Vgl. hierzu in der Zeitschrift V S. 314—319 den Aufsatz: „Besitzer oder Besitzerin?") Ich verhehle mir nicht, dass auch Maler die Wogen wohl als weibliche Wesen, als Meeresgöttinnen ꝛc. darstellen; auch ich würde natürlich gegen eine solche Auffassung Nichts einzuwenden haben. Nur in der gewöhnlichen, nicht dichterischen Rede scheint mir der Ausdruck: „die Nachfolgerinnen" nicht ganz an seiner Stelle und am Schluss dieser Erörterung, durch die ich überhaupt die Frage nur anregen, nicht zum Austrag bringen wollte, gebe ich es der Entscheidung der Leser anheim, ob sie nicht vielleicht der folgenden Umgestaltung doch den Vorzug geben würden:

Als ihr Blick eine brausende Woge streifte, die, von wüthend nachfolgenden bedrängt, hoch über alle anderen hinauswuchs.

2. „Eben im Begriff, sich abermals in das Anschauen einer Naturscene zu versenken, wie sie ihm nicht vielleicht zum zweiten Male in seinem Leben geboten wurde, fesselte in geringer Entfernung von ihm eine unbestimmte Bewegung seine Aufmerksamkeit." S. 1c.

Strenger sprachrichtig hätte es an Stelle des hervorgehobenen verkürzten Satzes vollständig heißen müssen: Als er eben im Begriff war ꝛc. Die Verkürzung kann sich vollständig sprachrichtig nur auf das Subjekt des Satzes beziehen, das hier aber nicht „er", sondern „eine unbestimmte Bewegung" ist.

3. „Seine nach Thränen zwinkernden grauen Augen" (2. Kap., S. 3c), s. über zwinkern mein Wörterb. II S. 1814a; Ergänz.-Wörterb. S. 690b. An beiden Stellen findet sich kein Beispiel für den Gebrauch eines solchen von zwinkern abhängigen nach, und ich bezweifle, ob diese Fügung für Das statthaft ist, was der Vf. dadurch wahrscheinlich hat ausdrücken wollen, nämlich: Seine grauen Augen, aus denen er durch Zwinkern Thränen herauszudrücken versuchte.

4. „Wie gänzliche Gottverlassenheit umwehte es das Vorwerk" (2. Kap. S. 3c). Mein Wörterb. II S. 36c und mein Ergänz.-Wörterb. S. 331c bieten Belege für die eigenschaftswörtlichen Mittelwörter (adjektivischen Participien) verlassen und gottverlassen und den zugehörigen

Fortbildungen auf -heit; doch haftet meiner Ansicht nach dem obigen Satze Balduin Möller's etwas Gesuchtes an, das durch den unpersönlichen Gebrauch des Zeitworts umwehen verstärkt wird, vgl. schon einfacher und verständlicher: „Das Vorwerk erschien in seiner trostlosen Öde wie gänzlich von Gott verlassen" oder Ähnliches.

5. „Neben dem Feuer lagen ein Dutzend Kartoffeln, offenbar dazu bestimmt, zu seiner Zeit in die heiße Asche geschoben zu werden (2. Kap. S. 6b), vgl. über dies seiner statt des strenger sprachrichtigen ihrer oder einfach: zur Zeit meine Hauptschwier. S. 251b/2a Nr. 2 und Wörterb. III S. 1723b Nr. 25a.

6. „Platz da oder ich überreite dich! . . . Es erfüllte sie die Besorgnis, im Freien eingeholt und übergeritten zu werden." (S. 30c 31a, 3. Kap.)

Hier ist, wie man sieht, das Zeitwort überreiten das erste Mal als echt zusammengesetzt oder als untrennbar (mit dem Ton der 3. Silbe) behandelt: „ich überreite dich" — nicht: „ich reite dich über" und dem entsprechend sollte es auch weiterhin heißen: „Die Besorgnis . . ., überritten zu werden." Statt dessen aber hat der Vf. das Mittelwort mit zwischen geschobenem ge wie von einem trennbaren oder unecht zusammengesetzten Zeitwort gebildet. S. über diese mehr mundartliche Form mein Wörterb. II S. 729b/c; Ergänz.-Wörterb. 419a und was ich in meinen Hauptschwier. S. 299b (nach meinem Wörterb.) über die ähnliche Zusammensetzung überfahren gesagt habe.

7. „Mein Sohn, was der Kürassier ist, kommt nächstens vom Militär los . . . Selbstverständlich erstreckt sich Das auch auf deinen Sohn, was der Husar ist." (4. Kap. S. 34a), — durchaus im Tone der Volkssprache mit dem umschreibenden was für die in der Schriftsprache üblichere Apposition (allein oder mit hinzugefügtem verdeutlichenden nämlich rc.): Mein Sohn, (nämlich der Kürassier, vgl.: ich meine den Kürassier rc.). Für deinen Sohn, den Husaren. Ich behalte mir vor, bei Gelegenheit auf diesen Gebrauch näher zurückzukommen.

8. „Einen Höllenschlund . . ., dem fortgesetzt ein mächtiger siedender Strom entquoll und dem nahen Flüßchen zurieselte" (5. Kap. S. 35a) mit Ausweichung aus der Satzfügung bei dem durch und angeknüpften zweiten Relativ- oder Beziehungssatz, s. Hauptschwier. S. 81 ff. und vielfach hier in der Zeitschrift. Strenger sprachrichtig hieße es am Schluss etwa (mit Wegfall des und): dem nahen Flüßchen zurieselnd.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Stellung.

„Zwar ersetzt er [der elektrische Strom], wie gefordert wird, die bisherigen Hilfsdampfmotoren noch nicht sämmtlich.“ Nat.-Ztg. 46, 217, (G. von Muyden) statt: Zwar ersetzt er noch nicht, wie gefordert wird, die bisherigen Hilfsdampfmotoren sämmtlich.

In derselben Nr. schreibt H. L. . . in einem Aufsatze über eine neue Biographie Gaspard's v. Coligny:

„Da wenig auf die Würdigkeit zum geistlichen Amt gesehen wurde, so erhoben sich überall Klagen über die Pflichtvergessenheit der Kleriker. Allein hieran trug nicht nur das Konkordat Schuld; denn schon um 1500 ist eine ganze Reihe von Beispielen sittlicher Anstöße, welche die Geistlichkeit gegeben, zu erweisen. Roheit und Rauflust, Trunk und Unkeuschheit erschienen nicht bloß in den Klagen der Moralisten oder der Gegner; allgemein ist die Klage über schreiende Unwissenheit,“ vgl. in Nr. 221: „Haarsträubende Fälle, . . ., in welchen die . . . Polizeibeamten theils gegen Angeklagte und Zeugen die ausgesuchtesten Martern zur Erpressung von Geständnissen angewandt, theils willkürlich freisprechende Richtersprüche umgestoßen haben sollen“, — wofür es am Schlufs deutlicher und besser heißen würde: „theils freisprechende Richtersprüche willkürlich umgestoßen haben sollen“, durch welche Stellung der Leser verhindert wäre: willkürlich freisprechende mit einander zu verbinden.

2. Lassen.

„Die Worte . . ., die ein edler freiheitbegeisterter, echt deutscher Dichter, Schiller, dem wackersten Kriegeshelden, Dunois, sprechen lässt“ Gegenwart 43, 306a, nach französischer, in der heutigen Schriftsprache veralteter Weise mit dem Dativ statt des Accusativs: Worte, die Schiller . . . den Helden sprechen lässt, s. Hauptschwier. S. 195b Nr. 3 und hier in der Zeitschr. S. 38/9.

3. Wer.

„Wer könnte dich vergessen, wer einmal in deinen bescheidenen Mauern geweilt, der beim Mondlicht der zauberisch märchenhaften Symphonie der phosphorescierenden Wellen in der „Conche“ v. St. Georges gelauscht hat?“ Nat.-Ztg. 46, 487. (J. Valentin.)

Das am Anfang stehende wer ist das fragende Fürwort; das sich darauf beziehende Fürwort müſste nicht wer, sondern der lauten, wie es auch richtig an der Spitze des zweiten gleichlaufenden Beziehungssatzes steht: Wer . . ., der [nicht: wer] einmal dort geweilt, der dort . . .

gelauscht hat. Gingen die Beziehungssätze dem Hauptsatze voran, so wäre das sie einleitende **wer** gerechtfertigt, z. B.: Wer einmal in deinen bescheidenen Mauern geweilt, **wer** . . . der . . . Symphonie . . . gelauscht hat, wie könnte **Der** dich je vergessen? —, s. Hauptschwier. S. 77b Nr. 6b.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Alemannia, Zeitschrift für Sprache, Kunst und Alterthum, besonders des alemannisch-schwäbischen Gebiets, begründet von † Anton Birlinger, fortgeführt von Friedrich Pfaff. XXI. Jahrg. Bonn. P. Hansteins Verlag. 304 S.

Prof. **Dr. Becker.** Das Deutsche im altsprachlichen Unterricht. Osterprogramm des Gymnasii Carolini in Neustrelitz 1894. S. 1—28.

Dr. Theodor Braune, Beiträge zur germanischen und romanischen Etymologie. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des königl. Luisen-Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1894. 32 S.

Prof. **Dr. Wehstein.** Die Wandlung der stoischen Lehre unter ihren späteren Vertretern. Programm der großherzoglichen Realschule in Neustrelitz. Ostern 1894. S. 1—34.

Briefkasten.

Herrn Primaner **Wilh. B . . .** in Tübingen. Ihr Vetter ist im Recht: die Weglassung des zweiten „sich" ist eine fehlerhafte Zusammenziehung, die nur minder anstößig hervortritt, weil bei dem rückbezüglichen Fürwort der Dativ und der Accusativ in der Form zusammenfallen. Vergleichen Sie, was ich darüber in meinen Hauptschwierigkeiten S. 344 unter dem Titelkopf: „Zusammenfassung" in Nr. 2b gesagt habe. Ich füge den dort gegebenen Beispielen für das Vorkommen des nicht ganz Richtigen auch bei einem Schriftsteller wie Goethe eins aus der jüngsten Zeit bei, das sich ganz genau Ihrem Fall anschließt. In der Morgen-Ausgabe der National-Ztg. vom 25. Febr. d. J. schreibt Eugen Zabel (in einem Aufsatz über Hans v. Bülow):

„Er hatte **sich** eine Cigarette angezündet und [sich] auf das Sopha gesetzt, stand aber bald wieder auf ꝛc."

Hier hätte das von mir in eckigen Klammern hinzugefügte „sich" nicht wegbleiben sollen, da es als Dativ mit dem vorangegangenen Accusativ **sich** zwar in der Form, aber nicht dem Satzverhältnis nach übereinstimmt. Der hier etwas verdeckte Fehler tritt auch für ein stumpfes Ohr schärfer und deutlich erkennbar hervor, wenn man den Satz aus der dritten Person in die erste umsetzt:

„Ich hatte **mir** eine Cigarette angezündet und [mich] auf das Sopha gesetzt ꝛc." was sich ohne das eingeklammerte **mich** gerade so anhören würde, als ob der Sprechende nicht **sich**, sondern vielmehr **die Cigarette** aufs Sopha gesetzt hätte. Die Anwendung auf Ihren Fall darf ich nach dem Gesagten füglich Ihnen selbst überlassen.

Herrn **Dr. Heinr. D . . . .** in Dresden. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie eine auffällige Abweichung vom heutigen Sprachgebrauch darin bemerken, daſs Lessing in dem 57sten seiner „antiquarischen Briefe" schreibt:

„Durch welches Wort habe ich **mich** [statt: **mir**] merken lassen, daſs ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne?" —;

aber, wenn Sie nun fragen, warum der heutige Gebrauch den Dativ fordert, während man andererseits doch allgemein sagt:

„Ich habe ihn [nicht: ihm] mit keinem Wort merken lassen, dass ich ꝛc.", — so finden Sie die Antwort darauf z. B. in meinen Hauptschwier. S. 195b, wo ich unter lassen in Nr. 4 ganz kurz gesagt habe: „Ich lasse dich Nichts merken, mache es so, dass du Nichts merkst. Ich lasse mir Nichts merken, an-, abmerken ꝛc., so dass man mir Nichts anmerkt ꝛc. Abweichungen (s. 3) finden sich, doch steht im Ganzen der heutige Sprachgebrauch fest" unter Hinweis auf eine ausführliche Abhandlung von mir in Herrig's Archiv für das Studium der neuern Sprachen. Aus dieser Abhandlung habe ich verkürzt das Nöthigste in meinem Wörterbuch unter merken Nr. 5 und unter lassen Nr. 4 (Bd. II S. 294c und S. 31c) wiederholt. An dieser letztern Stelle finden Sie auch als Abweichung von dem heutigen Sprachgebrauch außer dem von Ihnen angeführten Satze Lessing's den Hinweis auf Goethe 28, 141 [= Benv. Cellini, 2. Buch, 1. Kap.], welche Stelle ich zum Schluss noch hersetzen will:

„Ich fürchtete mich so sehr als die Andern, ließ mich [statt: mir] es aber nur weniger merken und sprach ihnen allen Muth zu", vergleichen Sie: ließ es sie [nicht: ihnen] aber nicht merken; sehen Sie auch hier in der Zeitschr. S. 37 Nr. 2.

Weitere Fragen — und (wie ich hinzufüge:) auch geeignete Aufsätze — für die Zeitschrift werden sehr willkommen sein. Besten Gruß.

Herrn **Joseph Fr. . . . .** in Berlin. Wenn in der Zeitschr. zur Förderung der Feuerbestattung „Die Flamme" XI S. 1517a gesetzt ist: „Mamre, ein Hain (einst ein großer, holzreicher, jetzt ausgerotteter Wald in Folge der frühern vielen Glasbrennereien daselbst)" —, so ist allerdings die Wortstellung nicht richtig, es sollte vielmehr heißen . . . jetzt in Folge der . . . Glasbrennereien . . . ausgerodeter Wald.

Herrn Redakteur **Hans R. Fischer** in Mainz. Ihrer Mittheilung, die für eine Veröffentlichung im Briefkasten des letzten Heftes zu spät eintraf, räume ich nachträglich in diesem ersten Hefte des neuen Jahrgangs gern einen Platz ein. Sie theilen also mit, dass in Mainz binnen Kurzem über das dort Heinr. Heine zu errichtende Denkmal eine Berathung stattgaben werde und dass Sie zur Klärung der vielfach aus einander gehenden Ansichten den Wunsch haben, es möchten die besten deutschen Denker sich über die Angelegenheit äußern und Ihnen die von Ihnen zu veröffentlichenden Gutachten gefl. einsenden. Ob eine solche Veröffentlichung wirklich zur Klärung der Ansichten beitragen wird, erscheint mir fraglich; trotzdem will ich mit meinem Beitrage, den Sie für Ihre Sammlung wünschen, nicht zurückhalten, sondern Ihnen sogar zwei einsenden:

1. Wenn die Nachwelt einmal — sagen wir nach etwa hundert Jahren — erstaunt fragen wird, warum einem Dichter das Denkmal verweigert worden ist, das man doch bereitwillig so vielen andern zuerkannt hat, so spricht sie damit zweierlei aus, erstens, dass jener Dichter zwar ein Denkmal nicht bedürfe, da er ein solches (aere perennius) sich selbst in seinen Werken gesetzt hat, dann aber auch, dass Die, welche ihm das Denkmal verweigert haben, sich jedenfalls damit auch kein Ehrendenkmal gesetzt haben.

2. Ich weiß nicht, ob ich es in einem alten griechischen Schriftsteller gelesen oder ob ich es nur geträumt habe: Der lachlustige Spötter Demokrit soll, als man ihm mittheilte, dass die hochwohlweise Obrigkeit seiner Geburtsstadt zuerst beschlossen habe, ihm ein Denkmal zu setzen, und dann diesen Beschluss zurückgenommen habe, nur mit seinem gewohnten Lachen gesagt haben:

„An Beidem erkenne ich meine — Abderiten."

Herrn **P. L. Ipsen** in Kopenhagen. Es freut mich, dass ich Ihnen die gewünschte Auskunft von Herrn Karl Emil Franzos unmittelbar habe verschaffen können. Ihren Dank werde ich mit Vergnügen übermitteln. Besten Gruß.

Herrn **Gustav Reiniger**, Prof. an der Prager Handelsakademie. Meine kurze

Postkarte werden Sie erhalten haben. Eingehenderes bleibt einer Besprechung in einem späteren Hefte vorbehalten.

Frl. **Johanna S.** (Meklenburg-Strelitz). Wenn Felix Dahn in Nr. 6 der diesjährigen „Gartenlaube" S. 91a das Eigenschaftswort unschilderbar, und zwar auf einer Spalte zweimal, verwendet: „Nach unschilderbaren Kämpfen"; „Unser unschilderbares Glück", so ist Das allerdings ungewöhnlich und — unnöthig, vgl. als sprachübliche Ausdrücke dafür (s. mein Wörterb. deutscher Synonymen 2. Aufl. S. 203/4 Nr. 18): unaussprechbar, unbeschreibbar, unsagbar — und: unaussprechlich, unbeschreiblich, unsäglich, vgl. ferner: nach Kämpfen, hinter denen jede Schilderung zurückbleibt, die jeder Schilderung spotten u. ä. m.

Ich komme auf den Aufsatz wohl noch in einem späteren Hefte zurück.

Herrn Gutsbesitzer **Wilh. Tr . . . .** bei Würzburg. Sie finden Auskunft über alles Gewünschte in der jetzt vollständig vorliegenden (hier in der Zeitschrift wiederholt empfohlenen) Illustrirten Geschichte der Wissenschaften von Professor K. Faulmann: „Im Reiche des Geistes" (Wien, A. Hartleben), in 30 Lieferungen zu 50 Pf.

Aufruf!

Der mir eben noch beim Abschluss dieses Heftes zugehende, von mehr als 30 hochangesehenen Männern unterzeichnete Aufruf sei den Lesern meiner Zeitschrift angelegentlichst empfohlen.

Am 8. Juni 1894 werden es 100 Jahre, seit **Gottfried August Bürger** die Augen schloss. Die zerstörende Macht der Zeit, die mit unerbittlicher Gerechtigkeit das Echte und Dauernde sondert von dem Vergänglichen, sie hat den Dichter der Lenore nur leise berührt. Noch heute bewegt der Meister der volksthümlichen deutschen Ballade in ursprünglicher Kraft die Herzen seines Volkes bis in die breitesten Schichten hinein, mit heiligem Schauer sie füllend und mit heiterm Behagen. Noch heute packt uns die ungestüme künstlerische Wahrhaftigkeit, mit der in Bürger's Lyrik ein leidenschaftlich glühendes Herz seine innersten Tiefen bloß legt, mit der erregenden Frische des ersten Augenblicks.

Ein würdiges Denkmal ist dem Dichter nicht einmal in Göttingen errichtet worden, der Stadt, die Zeuge war, wie der jugendliche Adler des Hains die Flügel zu mächtigem Aufschwunge hob, der Stadt, die den in Sturm und Drang Erschöpften ringen und sterben sah. Wir hoffen, dass der nahende Gedenktag Gelegenheit giebt, eine alte Schuld abzutragen. Aber wir denken nicht an ein anspruchsvolles Standbild. Nur die verwitternde Denksäule, die heute Bürger's versteckte Ruhestätte kennzeichnet, möchten wir ersetzen durch einen stattlichen Grabstein, den Künstlerhand mit der Büste oder dem Reliefbilde des theuren Sängers schmücken soll, und wir bitten alle Freunde des Dichters, unsern Plan zu unterstützen. Geldbeiträge wird die Dieterich'sche Buchhandlung in Göttingen, dieselbe, die einst Bürger's Gedichte verlegt hat, gern entgegen nehmen.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 10. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Wechsel von Zeit und Modus.

Von P. L. Ipsen in Kopenhagen.

Der Indikativ ist der Modus der Wirklichkeit, der Gewissheit, der Konjunktiv der Modus der Unwirklichkeit, der Unentschiedenheit, des Zweifels. Nicht immer aber wird etwas Unwirkliches, Unentschiedenes, Zweifelhaftes auch durch den Modus als solches bezeichnet; oft kann man in dergleichen Fällen zwischen beiden Modus wählen, aber so, dass die Zeitform sich meist gleichzeitig ändert. Auf diese Weise entsteht ein eigenthümlicher Wechsel von Zeit und Modus, den wir vielleicht in folgender Übersicht darstellen könnten:

1. **Präsens Indikativ** wechselt mit **Imperfektum Konjunktiv;**

2. **Imperfektum Indikativ** wechselt mit **Plusquamperfektum Konjunktiv;**

3. **Perfektum Indikativ** wechselt mit **Plusquamperfektum Konjunktiv;**

4. **Plusquamperfektum Indikativ** wechselt mit **Plusquamperfektum Konjunktiv;**

5. **Futurum simplex Indikativ** wechselt mit **Konditionale simplex;**

6. **Futurum exaktum Indikativ** wechselt mit **Konditionale exaktum.**

Unter 3. wird Plusquamperfektum Konjunktiv im Wechsel mit Perfektum Indikativ gebraucht, obgleich es sich schon unter 2. im Wechsel mit Imperfektum Indikativ findet, und unter 4. bleibt die Zeit unverändert; in Bezug hierauf möchte ich auf meine Bemerkungen Jahrg. VI. S. 307—8 über die Unzulänglichkeit der grammatischen Formen verweisen.

Der erwähnte Wechsel findet sich in Nebensätzen (z. B. Relativsätzen und Folgesätzen) nach verneinten Hauptsätzen, nach „nicht dass", nach „ohne dass", bei Verbindungen wie „zu groß, als dass" und „größer, als dass", in Fragen und noch in ein paar anderen Fällen.

Wir geben einige Beispiele:

a) in Nebensätzen (z. B. Relativsätzen und Folgesätzen) nach verneinten Hauptsätzen.

1. [Ich habe] Nichts gefunden, was ihrer würdig ist. Fliegende Blätter Nr. 2475 (vgl.: wäre).

2. Und Keiner ist, der den Pferdefuß an ihm merkt. Max Bittrich „Spreewald-Geschichten" S. 9. (vgl.: merkte).

3. Wenn man den Indikativ im Gegensatze zum Konjunktiv als den Modus der Wirklichkeit bezeichnet, so hat Das nur den Sinn, daſs in der Verbalform Nichts liegt, was einen Zweifel oder eine Ungewiſsheit andeutete; . . . Oskar Erdmann „Grundzüge der deutschen Syntax" S. 113 (vgl.: andeutet).

4. . . ., ich kann dir leider Nichts bieten, was mir geeignet schiene, dich hier festzuhalten. Rudolph Lindau „Martha" S. 352. (vgl.: scheint).

5. Es giebt in der That kein noch so kleines Provinzialstädtchen, das nicht sein Lokalblättchen hätte, . . . Vossische Zeitung 1892 Nr. 415 Morgen-Ausgabe. (vgl.: hat).

6. Nichts drängte sich wieder in den Kreis, was den Schein bestehender Harmonie rauh und rücksichtslos zerstörte. Über Land und Meer 1892 Nr. 44 (vgl.: zerstört hätte).

7. Noch nie hatte das einfache Töchterchen des Landpfarrers Etwas gesehen, das sich mit dieser Einrichtung vergleichen ließ. Eduard Bertz „Glück und Glas" S. 25 (vgl.: hätte vergleichen lassen).

8. [Er] fand dort auch Nichts, was ihn zerstreut hätte, . . . Rudolph Lindau „Martha" S. 263 (vgl.: zerstreute).

9. . . ., ja es gab eigentlich Nichts in der Welt, was er nicht gefürchtet hätte." Aus Österreich's deutschen Gauen" S. 159 (vgl.: fürchtete).

10. . . ., kein Dichter, der dem Sophokles geglichen hätte, trat mehr auf; . . . Vossische Zeitung 1892 Nr. 605 Morgen-Ausgabe. (vgl.: glich).

11. Es giebt keine erdenkliche Scheußlichkeit, die dieses Ungeheuer von Mann nicht begangen hätte. Paul Lindau „Der Mörder der Frau Marie Ziethen" S. 119 (vgl.: begangen hat).

12. Es giebt bald keinen gewesenen, gegenwärtigen und zukünftigen Staatsmann in Serbien, der nicht von wiſsbegierigen Zeitungsberichterstattern über seine Ansicht Betreffs der augenblicklichen Lage im Königreiche befragt worden wäre . . . Vossische Zeitung 1892 Nr. 450 Abend-Ausgabe (vgl.: befragt worden ist).

13. [Sie entsann sich] keines Kaufmanns, der in die heiße Zone gegangen war. Über Land und Meer 1892 Nr. 49. (vgl.: gegangen wäre).

14. Nein, so weit bist du noch nicht vorgeschritten, daſs du unzufrieden wärest. P. K. Rosegger „Die Schriften des Waldschulmeisters" S. 65 (vgl.: bist).

15. So von Gott und von gesundem Menschenverstand verlassen sind selbst die gemäßigten Deutschliberalen nicht, daſs sie sich um der Gunst des Grafen Taaffe willen ihrer Kerntruppe, der Deutschböhmen, entäußern wollten; . . . Vossische Zeitung 1892 Nr. 594 Abend-Ausgabe. (vgl.: wollen).

16. Moritz war weder so hochsinnig noch so ideenreich, daſs er sich höheren Gedanken hingegeben hätte. Sonntagsbeilage Nr. 51 zur Vossischen Zeitung 1892 Nr. 593 (vgl.: hingab).

17. Aber der kurzsichtige Oswald blickte sie nie so an, daſs seine Augen etwas Anderes gesagt hätten als sein Mund, . . . Rudolph Lindau „Martha" S. 237 (vgl.: sagten).

18. [Ich] habe mich aber weder hier noch dort so weit engagiert, daſs darüber ein Zwiespalt in mir entstanden wäre. Sonntagsbeilage Nr. 44 zur Vossischen Zeitung 1892 Nr. 509 (vgl.: entstanden ist).

19. Die Auseinandersetzung erfolgt nicht vollständig in der Weise, daſs nur die Einigung von 1884 aufgehoben wäre. Vossische Zeitung 1893 Nr. 214 Abend-Ausgabe (vgl.: ist).

20. . . ., es ist kein sicher beobachteter Fall vorhanden, daſs in Württemberg ein Mensch oder ein Thier in Folge von Kreuzotternbiſs gefährlich erkrankt oder gar gestorben wäre, . . . Über Land und Meer 1892 Nr. 50 S. 1030b (vgl.: gestorben ist).

21. Ich erinnere mich nicht, daſs du jemals mir gegenüber solche Ansichten bethätigt hättest. Adolph L'Arronge „Der Compagnon" S. 68 (vgl.: bethätigt hast).

Nahe verwandt mit diesem Fall ist der folgende, in welchem „nicht" als ein abgekürzter Hauptsatz aufzufassen ist; der erwähnte Wechsel von Zeit und Modus findet nämlich statt:

b) **nach „nicht daſs".**

22. Nicht, daſs sie die Empfindung hatte, sie treibe etwas Unerlaubtes. Über Land und Meer 1892 Nr. 47 S. 967a (vgl.: gehabt hätte).

23. . . ., nicht etwa, daſs sich Mutter und Tochter fortwährend besondere Geheimnisse anzuvertrauen gehabt hätten; aber Sophiens Gesellschaft störte sie, . . . Rudoph Lindau „Martha" S. 118. (vgl.: hatten).

24. Nicht daſs ihm ein Zweifel an Emma's Schuld gekommen wäre, er hatte ja mit eigenen Augen gesehen, . . . Berliner Tageblatt 1892 Nr. 468 Morgen-Ausgabe (vgl. kam).

25. Nicht, daſs in ihr irgend welches Miſstrauen gegen ihren Bräutigam aufgestiegen wäre; aber sie befürchtete ein Unglück. Über Land und Meer 1892 Nr. 47. S. 966a (vgl. aufgestiegen war).

Nach „nicht dass" scheint der Konjunktiv das Gewöhnliche zu sein[1]; bei der synonymen Phrase „nicht als ob" ist der Konjunktiv nothwendig, z. B.:

26. Nicht als ob Waldmann trübselig gewesen wäre, im Gegentheil, er übte sich in Witzen, . . . „Aus Österreichs deutschen Gauen" S. 107.

c) **nach „ohne dass".**

27. Wir stehen in einer Zeit, da auch der Frömmste nicht in Frieden leben kann, ohne dass ihm der böse Nachbar „allerlei Sprachdummheiten" vorhält. Sanders' „Zeitschrift für deutsche Sprache" VI, 99 (in einer Abhandlung von Dr. K. Landmann) (vgl.: vorhielte).

28. . . .; bald gehen Reden des Kaisers durch die Presse, ohne dass ihr Text auch nur durch das amtliche Blatt verlautbart würde. Vossische Zeitung 1892 Nr. 507 Morgen-Ausgabe (vgl.: verlautbart wird).

29. Wohl eine Stunde lang stand Paul da, ohne dass er wagte, sich vom Platze zu rühren, . . . Hermann Sudermann „Frau Sorge" S. 111 (vgl.: gewagt hätte).

30. Und er kaufte heute und verkaufte morgen, ohne dass es möglich gewesen wäre, zu erkennen, von welchen Voraussetzungen er sich dabei leiten ließ; . . . Rudolph Lindau „Martha" S. 265 (vgl.: war).

31. . . ., und ohne dass sie und der Danziger Husar Kenntniss von meiner Anwesenheit hatten, zog ich mich zurück . . . Illustrierte Zeitung Nr. 2564 (vgl.: gehabt hätten).

32. Sie ist Braut, ohne dass von Verlobung oder Heirath zwischen ihnen die Rede gewesen wäre. Illustrirte Zeitung Nr. 2561. (vgl.: gewesen ist).

33. Aber es war nur eine Krise, die er überwunden hat, doch nicht ohne dass sie ihre Spuren hinterlassen hätte. Heinz Tovote „Fallobst" S. 138 (vgl.: hinterlassen hat).

34. Der Wagen hielt, ohne dass er [Franz] Ursula unterwegs getroffen hatte. Über Land und Meer 1892 Nr. 44 (vgl.: getroffen hätte).

35. . . .; er war während ihres Gesanges eingetreten, ohne dass sie es bemerkt hatte. Illustrirte Zeitung Nr. 2551 (vgl.: bemerkt hätte).

36. [Von seiner redseligen Wirthin] erfuhr sie, ohne dass sie darnach gefragt hätte, Näheres über ihn. Illustrirte Zeitung Nr. 2560 (vgl.: gefragt hatte).

[1] Hierher gehört wohl auch die Wendung: „Nicht, dass ich wüsste".

37. [Nielßen war] noch verschiedene Male in Wiesbaden gewesen, ohne dass diese Besuche Veränderung in seinen Beziehungen zu Sophie *herbeigeführt hätten*. Rudolph Lindau „Martha“ S. 346 (vgl.: *herbeigeführt hatten*).

Wir geben noch ein Beispiel, worin nach „ohne dass“ der Konjunktiv Präsentis steht, aber wohlgemerkt in der indirekten Rede; nur in dieser kann der Konjunktiv des Präsens nach „ohne dass“ vorkommen (entsprechend dem Indikativ in der direkten):

38. Gladstone sei nicht in der Lage, an den konstitutionellen Verhältnissen des Oberhauses zu rütteln, ohne dass er das Land zu diesem Zwecke *befrage*. Vossische Zeitung 1892 Nr. 504 Abend-Ausgabe.*

Überhaupt wollen wir hier bemerken, dass wir in diesem Aufsatz und so namentlich bei der im Anfang gegebenen Übersicht zunächst von der indirekten Rede abgesehen haben. Wenn man einige der gegebenen Beispiele in die indirekte Rede umsetzt und dabei die Verbalformen nach den bekannten Regeln verschiebt, beziehungsweise unverschoben lässt (in einigen Fällen versuche man es mit ähnlichen Beispielen mit einem Subjekt in der Mehrzahl), dann wird es sich zeigen, dass der besprochene Wechsel sich für die indirekte Rede folgendermaßen gestaltet:

1. Präsens Konjunktiv oder Imperfektum Konjunktiv wechselt mit Imperfektum Konjunktiv;

---

* Ich erlaube mir zu dem obigen Satze einige sprachlich statthafte Ausdrucksweisen für die direkte und die indirekte Rede, wie auch für die erzählende Redeweise (eines künftigen Geschichtsschreibers) hinzuzufügen:

Direkte Rede:

Gladstone ist ohne vorangegangene Befragung des Landes [od.: ohne das Land vorher *zu befragen* — od.: *befragt zu haben* od.: *ohne dass* er vorher das Land *befragt* (hat)], nicht in der Lage, an den konstitutionellen Verhältnissen des Oberhauses zu rütteln, vgl. auch: Gl. darf . . . an den . . . Verhältnissen nicht rütteln; Gl. ist . . ., ohne dass er vorher das Land befragt (od. befragt hat), nicht in der Lage, daran zu rütteln; darf, ohne dass er das Land vorher befragt (hat), nicht daran rütteln.

Indirekte Rede:

s. o. Nr. 38; ferner: Gl. sei ohne vorangegangene Befragung u. s. w. nicht in der Lage, daran zu rütteln, —; Gl. sei, ohne dass er vorher das Land *befrage* — od.: *befragt habe*, auch wohl: *befragt hätte*, nicht in der Lage u. s. w., vgl.: Gl. dürfe . . . nicht daran rütteln.

Etwaiger Bericht eines künftigen Geschichtsschreibers in der indirekten Rede:

Die Ansicht war, Gl. sei (od.: wäre), ohne dass er vorher das Land *befragt habe* (od.: *hätte*), nicht in der Lage gewesen, daran zu rütteln, — Gl. habe (od.: hätte), ohne dass u. s. w. —, nicht daran rütteln dürfen 2c. — vgl. die Fußanmerkung zu Nr. 40 ff. Der Herausgeber.

2. Perfektum Konjunktiv oder Plusquamperfektum Konjunktiv mit Plusquamperfektum Konjunktiv;

3. Perfektum Konjunktiv oder Plusquamperfektum Konjunktiv mit Plusquamperfektum Konjunktiv (wie unter 2);

4. Plusquamperfektum Konjunktiv mit Plusquamperfektum Konjunktiv.[1]

Mit andern Worten: der Wechsel wird in der indirekten Rede vielfach verwischt, immer unter 4., oft in den übrigen Fällen; 2. und 3. fallen ganz zusammen.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu unserem Hauptthema zurück. (Schluſs folgt.)

Der deutsche Michel.

Von Dr. Herman Schrader.

Es ist vielleicht zu beklagen, aber es ist wahr, daſs manche edle Namen im Laufe der Zeiten eine unedle, sogar eine häſsliche Bedeutung erhalten haben. So hat sich der edle Ruprecht, d. h. der Ruhmglänzende, in einen Rüpel verwandelt, d. h. in einen groben, ungeschliffenen Menschen. Und Rüpelei ist ein flegelhaftes Verhalten. Die edle Mechtild oder Machtild oder Mathilde, d. h. die machtvolle Kämpferin, ist gar zur Metze geworden. Ebenso hat auch der hohe Name des Erzengels Michael d. h. Wer ist wie Gott! viel von seiner hohen Bedeutung verloren; er ist zwar nicht Schimpfwort, aber doch Spottwort geworden. Er stammt aus einem der jüngsten Bücher des Alten Testaments, Daniel 10, 13 und 12, 1: Michael, der große Oberste (Luther: Fürst), der für das israelitische Volk stehet und streitet. Die Bedeutung seines Namens soll auf seine Demuth und auf seine Ehrfurcht vor dem großen Gott hinweisen.[2]

Im Neuen Testament erscheint er als ein Streiter Gottes. Jud. 9 kämpft er mit dem Teufel, und Offenb. 12, 7 mit dem großen Drachen. Diese Thätigkeit nun ist es, welcher er seine große Beliebtheit und sein Ansehn als Schutzengel beim deutschen Volke verdankt. Da nämlich das kriegerische deutsche Volk besonders seine Heldengötter Wodan und Thor hoch in Ehren hielt, so waren die christlichen Missionare, schon Bonifazius, klug genug, deren ruhmreiche Züge auf den christlichen Michael zu übertragen. Auch Michael führte wie Wodan einen Speer und, wie Thor

[1] 5 und 6 wollen wir hier übergehen; siehe das folgende Heft.

[2] Der Name Michael kommt auch sonst im Alten Testamente als Personenname vor. Der weibliche Name Michal bedeutet nicht lauteres Wasser, sondern ist Kürzung aus Michael. So hieß Sauls Tochter, David's Gattin. — Das kirchliche Michaelisfest ist von Papst Felix im Jahr 480 gestiftet und wird am 29. September an manchen Orten noch heute gefeiert als Fest der Engel.

den Blitz, so ein blitzendes Schwert. Auch reitet er in kirchlichen Abbildern, wie Wodan, auf einem weißen Rosse. Das Banner dieses Erzengels wehte in manchen siegreichen Schlachten (z. B. gegen die Ungarn) voran. Die Krieger sangen beim Vorrücken den Schlachtgesang:

O magne heros gloriae,
dux Michael,
protector sis Germaniae.

So kam es, dass der Kultus des Michael Jahrhunderte lang in hohen Ehren stand, dass Berge, die früher dem Wodan oder Thor geweiht waren, zu Michaelsbergen wurden (auch der Zollern, wenn ich nicht irre), und dass Städte diesen Erzengel zu ihrem Schutzpatron wählten, wie Jena (was vielleicht noch im Wappen zu ersehen ist).

Die Michaelslieder erklangen aber auch hell und laut bei friedlichen Gelegenheiten, namentlich bei Wallfahrten, hießen doch eben dieser Lieder wegen die Wallfahrer geradezu Michelsbrüder. Etwa seit dem 12. Jahrhundert aber, besonders seit der Wirksamkeit des „Pater Seraphicus" Bonaventura, traten hinter den Marienliedern die Michaelslieder mehr und mehr in den Hintergrund und, wer sie noch unentwegt weiter sang, wurde verhöhnt und verspottet, kurz: der deutsche Michel als Spitzname war geboren.

Zunächst verstand oder versteht man unter einem Michel noch einen biederen und gutmüthigen, aber unbeholfenen Menschen, dann aber auch einen geistig beschränkten, unwissenden, ja groben Tölpel. Um Das noch deutlicher auszudrücken, setzt man dem Namen noch Bezeichnungen vor, wie: dummer Michel, Quatschmichel, Heulmichel (weinerlich), Klotzmichel (grober), ja sogar Lausemichel. — So ist „der deutsche Michel" geradezu zu einer Benennung des deutschen Volkes geworden, wie John Bull für den Engländer und Bruder Jonathan für den Amerikaner. Wir mögen uns aber immerhin des edlen Ursprungs unsers Namens getrösten.

In unsern Zeiten haben Dichter und Maler den Namen wieder veredelt. Sie stellen den deutschen Michel als einen starken, sehnigen, markigen, gedrungenen Mann, schlummernd in einem Sessel dar, während Feinde ringsum ihn necken und höhnen. Eine Zeit lang merkt er Nichts oder achtet der Possen nicht. Dann aber erwacht er, er richtet sich in Riesengröße auf, der furor teutonicus kommt über ihn und er schwingt drohenden Blicks seine mächtige Keule, dass die feindlichen Gestalten angstvoll nach allen Seiten entfliehen. So sei es! Wer sich wohl bewahrt will han, Der bind nicht mit den Deutschen an!*

* Zu diesem kleinen Aufsatz meines verehrten Freundes und Mitarbeiters möchte ich mir erlauben, zunächst aus Dem, was unser Altmeister Adelung in seinem Wörter-

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte von Bertha v. Suttner. (Dresden u. Leipzig, ohne Jahreszahl.)
Bd. II (s. Bd. I, S. 4 ff.).

1. S. 3: „Erwarte dir keine Briefe!“ — mit dem sogenannten ethischen Dativ (s. u. Nr. 33 und Hauptschw. S. 90a, Nr. 3), vgl.: erwarte (von mir) keine Briefe — für dich oder: an dich rc.

2. S. 8: „Seiner Zeit hatte ich den darüber in Genf geführten Debatten gefolgt“ statt des üblichern: war . . . gefolgt, s. Wörterb. I S. 476b; Hauptschwier. S. 152b.

3. S. 10: „Durch den Ankauf von für die Verwaltung nothwendigen Gegenständen“, wo der Zusammenstoß der beiden Verhältniswörter zu vermeiden gewesen wäre, z. B.: „von Gegenständen, welche für die Verwaltung nothwendig sind“, — oder: „deren die Verwaltung nothwendig bedarf“ rc. s. u. Nr. 16; 29.

4. S. 13: „Freundlich aufgenommen (d. h. . . . besäuft)“ = besoffen gemacht (mit Branntwein bewirthet rc.), s. Wörterb. III S. 868b; Ergänz.-Wörterb. S. 438a.

5. S. 17: „Wie er nach dir fragt und sorgt!“ —, wo das nach eigentlich nur zu fragt paßt, vgl.: Wie er nach dir fragt und

---

buch unter Michael gesagt, wenigstens den Schluſs herzusetzen: „Durch den Namen des Erzengels ist dieses Wort auch ein männlicher Taufname geworden, welcher im gemeinen Leben nur Michel lautet, wendisch Micha, aber auch in den niedrigen Sprecharten, mit allerlei Beisätzen, zuweilen im verächtlichen Verstande gebraucht wird: ein dummer Michel, ein dummer Mensch; ein grober Michel, ein grober Mensch; ein deutscher Michel, welcher nur allein seine Muttersprache versteht, da er auch andere Sprachen verstehen sollte, oder welcher in andern Sprachen fehlerhafte Germanismos macht, — welches Schicksal dieser Name mit Hans, Matz, Drews und so vielen andern gemein hat, daher man nicht nötig hat, mit G. Zennern den bekannten protestantischen General im 30jährigen Kriege Hans Michel Obentraut mit in das Spiel zu mengen oder Michel hier für das folgende Wort zu halten, weil die alten Deutschen ‚große‘ starke Leute gewesen“, s. auch Grimm's Wörterb. II Sp. 1046 und mein Wörterb. II, S. 304c/5a (vgl. I S. 691a ff. (Hans und Anm.), besonders aber Wander's Sprichwörter-Lex. III Sp. 653/4 und das dort Angezogene. Zum Schluſs aber setze ich noch aus Grimmelshausen's Simplicianischen Schriften, herausgegeben von Heinr. Kurz (Leipzig, J. J. Weber) Bd. IV S. 347 buchstäblich den Titel her:

Deſs Weltberuffenen | SIMPLICISSIMI | Pralerey und Gepräng | mit seinem | Teutschen | Michel, | Jedermänniglichen, wanns seyn | kan, ohne Lachen zu lesen erlaubt | Von | Signeur Meßmahle“ u. s. w.

um dich sorgt (oder: in Sorge ist), s. Hauptschwier. S. 344b Nr. 2c (Zeugma).

6. S. 20/1: „Da versuchen denn die Leute, welche mit dem Alten nicht ganz brechen wollen, welche das Neue nicht ganz erfassen können, Beides mit einander zu verschmelzen, und daraus entsteht dieses verlogene, unkonsequente, widerspruchskämpfende, halbhafte Getriebe, unter welchem die wahrheits-, gradheits- und ganzheitsdurstenden Seelen so stöhnen und leiden." Es steht dahin, ob das hervorgehobene (so weit ich sehe, noch in keinem Wörterbuch sich findende) Eigenschaftswort halbhaft zur Bezeichnung von Etwas, das, statt ein einheitliches Ganze zu bilden, aus zwei nicht zu einander stimmenden und widerspruchsvollen Hälften zusammengesetzt ist, in den allgemeinen deutschen Sprachschatz aufgenommen werden wird; man vergleiche für diesen oder einen ganz ähnlichen Begriff das bereits vorhandene Eigenschaftswort zwitterhaft (s. Wörterb. III S. 1816a) und ferner (s. ebd. I S. 662a ff.) halb (Nr. 9) und dazu das entsprechende Hauptwort: die Halbheit &c. Auch die Zusammensetzungen widerspruchskämpfend; wahrheits-, gradheits- und ganzheitsdurstend sind wohl von der nach dem Ausdruck ihres Gedankens ringenden Schriftstellerin gewagte, aber von dem Sprachgebrauch noch nicht anerkannte Neubildungen. Ich würde eine Umwandlung des Schlusses vorschlagen, worin man mit dem anerkannten Wortschatz auszureichen sucht, etwa: Daraus entsteht diese verlogene Halbheit eines widerspruchsvollen Getriebes (oder Treibens), unter welchem die nach Wahrheit, Gradheit und Ganzheit durstenden (oder lechzenden) Seelen so stöhnen und leiden.

7. S. 25: „Felder und Fechsungen" (süddeutsch und besonders österreichisch) für Ernten (Erträge des Feldbaus &c.) s. Wörterb. I S. 385a und Ergänz.-Wörterb. S. 180c &c.

8. S. 25: „Das gute, lustige Pintschel", österr. Verkleinerung von Pin(t)sch = Pin(t)scher, als Bezeichnung einer Gattung Hunde, s. Wörterb. II S. 552a; Ergänz.-Wörterb. S. 388b.

9. S. 26: „Behaupte wenigstens nie, daſs der Krieg die Menschen veredle! — Gestehe, daſs er sie entmenscht, vertigert, verteufelt" = zu Tigern und Teufeln (oder zu tiger- und teufelähnlichen Geschöpfen) macht und s. ähnliche Bildungen mehr.

10. S. 30: „Die süßen Gerüche [werden] durch . . . Kasernenausdunstungen überduftet", vgl. Wörterb. I S. 327b; Ergänz.-Wörterb. S. 167a.

11. S. 33: „Das konnte ich dem Vorgesetzten nicht gut sagen, ich antwortete also allergehorsamst etwas Unwahres. Allergehorsamlichkeit

[ein in den Wörterbüchern sich noch nicht findendes Hauptwort] und Wahrheit haben ohne dies Nichts mit einander zu schaffen."

12. S. 42: „Was wir nebstbei leiden müssen", vgl. S. 110: „Die Beschießung Wien's und nebstbei auch die Zerstörung von Grumitz"; S. 281: „So erscheint . . . die Maßregel als eine würdevoll, moralische und nebstbei noch eine patriotische" rc., südd., österr. st. nebenbei, außerdem, s. Wörterb. 1 S. 106b und besonders Ergänz.-Wörterb. S. 65b.

13. S. 47: „Daſs die Ceremonie . . . auf Thorheit, — auch mitunter grausame Thorheit . . . — beruht", gewöhnlicher: auf grausamer Thorheit, s. Hauptschwier. S. 69a.

14. S. 50: „Nach Erhalt [= Empfang] des Briefes" s. Wörterb. S. 668a; Ergänz.-Wörterb. S. 249b.

15. S. 54: „Nur der Gedanke an Friedrich raffte mich wieder empor" = bewirkte, daſs ich mich wieder emporraffte, vgl. ähnlich: Nur Juane's Bild raffte ihn immer noch auf [machte, ließ ihn sich aufraffen] Wachenhusen (s. Ergänz.-Wörterb. S. 402c).

16. S. 62: „Vorüber an unter dem Schmerz ihrer Wunden sich krümmenden Menschen, welche von über sie hinjagenden Rossen zertreten oder von über ihre Glieder fahrende Geschütze [l. wenigstens: fahrenden Geschützen] zermalmt wurden", (vgl. Nr. 3) ungefügig durch den Zusammenstoß der Verhältniswörter, vgl.: Vorüber an Menschen, welche sich unter dem Schmerz ihrer Wunden krümmten, von Rossen, die über sie hinjagten, zertreten oder von Geschützen, die über sie hinfuhren, zermalmt wurden rc.

17. S. 64: „Wenn einmal der Durst nach Gräſslichem erregt ist, so ruht man nicht, bis er nicht mit dem Gräſslichsten gelöscht worden". — mit überschüssigem nicht nach dem bis, eben so: ehe er (nicht) rc.

18. S. 72: „Nicht anders waren diese Soldaten in den Wagen untergebracht . . . untergebracht, nicht anders wie [st. als] Schlachtvieh."

19. S. 80: „Sprungfedrige [auf Sprungfedern ruhende, damit versehene] Wagen."

20. S. 82: „Es fehlt an Instrumenten und Medikamenten — und hälfen uns auch diese?" —, wofür es, deutlicher, den Konjunktiv des Imperfekts von dem Präsens unterscheidend, heißen würde: hülfen uns auch diese? — oder: würden uns auch diese helfen? — s. Wörterb. I S. 736b; Hauptschwier. S. 193a Nr. 1f.

21. S. 99: „In Gesellschaft einiger leichtverwundeter [vgl.: verwundeten] Officiere", vgl. S. 224: „Die Bekanntschaft einiger hervorragender politischer und litterarischer Persönlichkeiten rc.", s. Hauptschwier. S. 125a.

22. S. 131: „Um sich getödteter Ahnen würdig zu zeigen, muss man an der Tödterei — an der aktiven und passiven — seine helle Freude haben“. Solche ins Unendliche zu mehrende Wortbildungen kann kein Wörterbuch in erschöpfender Vollständigkeit aufführen; ich bemerke hier nur, in Bezug auf die begleitenden Eigenschaftswörter aus der Sprachlehre, dass es auch hätte heißen können: an dem Tödten und Getödtetwerden — oder: an dem gegenseitigen Tödten.

23. S. 137: „Das Glas war nicht scharf genug —, ich konnte nicht ausnehmen, ob der vermeintliche Gefangene nicht etwa einer unserer Forstbeamten war“ —, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 368c, wo als österr. aufgeführt ist: „Etwas ausnehmen = erkennen, wahrnehmend ausmachen, unterscheiden &c.“ mit zahlreichen Belegstellen.

24. S. 138: „An den [Druckfehler st.: dem?] hab' ich meine Freude.“

25. S. 143: „Uns, die wir um deine Erbarmnisse flehen“ = um dein Erbarmen, s. Ergänz.-Wörterb. S. 46a Belege für das mundartliche Erbarmnis, aber doch nicht (wie hier) in der Mehrzahl, vgl. ebd. b: Erbarmungen.

26. S. 144: „Es war ja mein Friedrich, am meinsten“, s. über diesen Superlativ von dem besitzanzeigenden Fürwort Hauptschwierigkeiten S. 69b Nr. 3.

27. S. 191: „Pflichten des Soldaten . . ., der ja doch bemächtigt ist, den Feind an Leib und Leben zu schädigen“, vgl. Wörterb. II S. 199c, woraus ich Folgendes hersetze: „Bemächtigen: I, tr.: Einen b., ihm eine Macht oder Befugnis ertheilen, gewöhnlich: ihn ermächtigen: Wodurch die Friedensrichter bemächtigt werden, Jeden verhaften zu lassen &c. Fr. Gentz Schriften 1,73“, wozu dann noch im Ergänz.-Wörterb. S. 347a ein ähnlicher Beleg aus der Volks-Zeitung und hier die oben angeführte Stelle tritt. In Grimm's Wörterb. z. B. ist nur das rückbezügliche: sich eines Gegenstandes &c. bemächtigen aufgeführt und trotz der von mir angeführten Belege möchte ich doch bemächtigen als zielendes Zeitwort im Sinne von ermächtigen &c. als ungewöhnlich bezeichnen.

28. S. 210: „Sagen Sie mir ein Mittel, den Krieg abzuschaffen, so wäre es allerdings ganz gut. Nachdem [österr. statt: da] Das aber nicht möglich ist, so muss &c.“

29. S. 211: „Eine Klasse von für ihren Beruf begeisterter Soldaten ist noch denkbar.“ Hier wäre das mit dem unmittelbar folgenden für hart zusammenstoßende von zu streichen (s. o. Nr. 3), da der von Klasse abhängende Genitiv vollkommen ausreicht. Sollte aber das von beibehalten werden, so müsste wenigstens statt des Genitivs begeisterter der Dativ begeisterten stehen, vgl. Nr. 16.

30. S. 213: „Die bejubeln doch wieder das neue Jahr trotz der Leiden, welche ihnen das — eben so eingejubelte — alte gebracht.“ Die Zusammensetzung einjubeln (Etwas mit Jubel einweihen 2c.) fehlt, wie in meinem Wörterb. (I S. 841c), so auch noch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 288b und ich kann sie auch nicht als eine berechtigte Bereicherung unseres Wortschatzes anerkennen, da wir für den Begriff in an- und bejubeln schon genügende Ausdrücke besitzen, vgl. z. B. S. 309: „Diesseits des Rheins wurden die Standbilder der Germania etwas weniger angejubelt 2c.“

31. S. 241: „Er oblag denselben [seinen Arbeiten] mit wahrem Feuereifer“ statt richtig: er lag ihnen mit wahrem Feuereifer ob, s. Hauptschwier. S. 220a.

32. S. 281: „In das ganze Volk drang der Hass für [statt: gegen] das ganze gegnerische Volk.“

33. S. 318: „Du lebst bei deinem Sohn, aber ich verlange mir gar nicht, bei der Beatrix zu bleiben. Sie verlangt es sich übrigens auch nicht“, mit sogenanntem ethischem Dativ (s. o. Nr. 1), gewöhnlich: es verlangt mich gar nicht (danach) 2c., s. Wörterb. II S. 24c/5a.

34. S. 319: „Das ist eine schöne Zugabe in der Ehe. — Zugabe? Es ist das Um und Auf“, — s. über dies namentlich österreichische: das Um und Auf (in der Bedeutung: das Ganze, das Wesentliche, die Hauptsache) Ergänz.-Wörterb. S. 22c und 585b. und Zeitschr. VII S. 304 Nr. 5.

35. S. 323: „Ist denn der menschliche Egoismus so groß, dass den Kriegsopponenten nur dieses Motiv unterschoben [statt: untergeschoben] werden kann?“ —, s. Wörterb. III S. 917a und Hauptschwier. 362b/3a.

Die Endsilbe „-bar“.

1. Über diese Endsilbe und die sinnverwandten lich und sam habe ich in meinem Wörterbuch deutscher Synonymen (2. Aufl. S. 200—206) gehandelt. Ich möchte hier nur den Anfang wiederholen.

„Die von Zeitwörtern hergeleiteten Eigenschaftswörter auf bar und lich sind sinnverwandt, indem die einen wie die andern bezeichnen, dass das durchs Zeitwort Ausgedrückte gethan, vorgenommen, ins Werk gesetzt werden kann. Doch bezeichnen die Wörter auf bar die Möglichkeit schlechthin, die auf lich die Möglichkeit als eine leicht eintretende, und das Gleiche gilt auch für die entsprechenden Verneinungen mit un- (die in manchen Fällen üblicher sind als die unverneinten Wörter), wie auch von den entsprechenden Hauptwörtern auf keit 2c.“

Die Ausführung im Einzelnen für die Eigenschaftswörter 2c., die mit den Endsilben -bar und -lich üblich sind, übergehe ich hier und erwähne nur, dass ich in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. als üblich nur das von dem Zeitwort vereinen abgeleitete vereinbar 2c. aufgeführt habe, in jenem mit der Anmerkung: „Selten: Seine Freuden sind mit deinen unvereinlich. Rückert, Weish. des Brahm. 1, 147" und in diesem auch noch das nicht von dem Zeitwort vereinen, sondern von dem männlichen Hauptwort Verein hergeleitete vereinlich mit Belegen, wie: „Der italiänisch-zollvereinliche Handelsvertrag; redeübungs-, volks-vereinlich." 2c.

Worauf ich aber hier besonders aufmerksam machen wollte, ist der Umstand, dass — wie ich in meinem Wörterb. I S. 355a/b ausgeführt habe — neben dem zielenden und rückbezüglichen Zeitwort einen als üblichere und gewöhnlichere Form das verlängerte einigen gilt und eben so auch von den Zusammensetzungen mit Vorsilben, z. B. üblicher vereinigen als vereinen. Bemerkenswerth scheint es dabei, dass umgekehrt die Ableitungen auf -bar gewöhnlich nur von vereinen, nicht von vereinigen gebildet werden (vgl. „unschilderbar" hier in der Zeitschr. S. 40 und f. in meinem Ergänz.-Wörterbuch Belege aus Auerbach und dem Magazin des Auslandes für Unvereinlichkeit). Das hier über vereinigen und vereinbar als sprachüblich Gesagte findet seine Bestätigung in einem Satze aus Schiller's Briefwechsel mit Goethe (aus Jena vom 2. Juli 1796.) Hier schreibt er seinem Freunde in einem ausführlichen Brief über das 8. Buch von Wilhelm Meister:

„Solche Erfindungen sind von der ersten Schönheit, denn sie vereinigen Alles, was gewünscht werden kann, ja, was ganz unvereinbar scheint; sie verwickeln und — enthalten schon die Auflösung in sich, sie beunruhigen — und führen zur Ruhe, sie erreichen das Ziel, indem sie davon mit Gewalt zu entfernen scheinen."

Für meinen nächsten Zweck hätte ich allerdings nur einen Theil des Satzes mitzutheilen brauchen; aber ich habe ihn vollständig hergesetzt, in der Überzeugung, dass er allen Lesern willkommen und vielleicht manchen die Veranlassung sein wird, den Briefwechsel wieder einmal zur Hand zu nehmen, was ich dringend empfehlen möchte.

2. Ein sehr lesenswerther Aufsatz von Erich Schmid in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" Bd. XIII Heft 4 schließt auf S. 315a mit dem Satze: „Der Clavigo bleibt Goethe's unveraltbares Theaterstück." Das hier hervorgehobene Beiwort scheint mir nicht sprachrichtig gebildet, da es ein zielendes Zeitwort veralten voraussetzt, vgl. mein Wörterb. I S. 26a, wo z. B. aus Herder angeführt ist: „Mit ganz unveralteter Seele" 2c.

Am Sonntag den — oder dem ersten April?

Auf diese mir in jüngster Zeit (wie schon früher von verschiedenen Seiten mehrfach) zugegangene Anfrage will ich im Nachstehenden etwas ausführlicher und eingehender antworten, als ich es bisher durch den kurzen Hinweis auf meine Hauptschwierigkeiten S. 36b (unter Am Nr. 4 vgl. auch S. 37b, ebd. Nr. 10 und S. 44 ff. — 52 den Aufsatz über die Apposition) gethan habe.

Ich halte es für angemessen, die zuerst angegebene Stelle aus meinen Hauptschwier. (unter Am 4) vollständig herzusetzen, wobei ich nur einige — allerdings allgemein übliche — der Sprachlehre angehörende Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke ersetzen werde:

„In am steckt nicht immer das bestimmte, sondern zuweilen auch das unbestimmte Geschlechtswort, vgl.: Am Nerven- — und: an einem nervösen — Fieber, am oder: an einem — Schlagfluss sterben, am Podagra, — an einer Erkältung, am Schnupfen, an einem heftigen Schnupfen leiden 2c., obgleich von weiblichen Hauptwörtern als Namen bestimmter (nicht mehrere Arten umfassender) Krankheiten das bestimmte Geschlechtswort gewöhnlich ist: An der Gicht, Cholera, Schwindsucht, Pest 2c. — neben: an (einer) Entzündung der Augen, an einer Erkältung 2c. leiden, krank sein, sterben (im Englischen das unbestimmte Deutewort). Ferner: Er kam am (an einem) Sonntag; am Abend (vgl.: an einem Herbstabend), am fünften Januar, wo man freilich das bestimmte Geschlechtswort annehmen möchte; doch behandelt die Sprache alle diese Fälle in ähnlicher Weise. Vgl. in der Mehrzahl das fehlende Geschlechtswort, z. B.: Es starben Viele an Fiebern 2c. An Sonntagen ist es sehr voll. Man beachte die Nichtübereinstimmung eines zeitlichen Accusativs neben dem Dativ nach am (regelmäßig ohne Dativ e), wie neben dem zeitlichen Genitiv (vgl. Abend 1): Am Sonntag [nicht: Sonntage] — oder: Sonntags — den ersten Februar 2c.; auffallend: Freitags als dem ruhigsten Tage. Goethe 19, 131 statt: Am Freitag, als dem 2c. Dass kommenden Freitag, dem Jahrestage [statt: als an dem Jahrestage] des definitiven Friedenschlusses mit Frankreich . . . alle Kirchenthürme . . . beflaggt werden sollen. National-Ztg. 25, 216, s. Apposition 8a und so auch: Heute als dem [statt den oder am] Ludwigstage feierten wir das Namensfest des Grafen. (Maximilian v. Mexiko) Aus meinem Leben 1, 159."

Um nun über die mir vorgelegte Frage ganz klar und deutlich meine Ansicht auszusprechen, füge ich noch das Folgende hinzu: Auf die Frage: „Wann wird die Wahl stattfinden?" kann die Antwort z. B. lauten:

Am Sonntag oder auch mit näherer Bestimmung: an diesem — oder: am nächsten Sonntag — oder: auch ohne das Verhältniswort: Sonntag — oder: diesen Sonntag, den nächsten Sonntag &c. und, wenn dieser nächste Sonntag auf den ersten April fällt, auch: am (oder den) ersten April. Natürlich können auch — besonders um jeden Irrthum auszuschließen — beide Zeitbestimmungen für den Wahltag verbunden und neben einander gesetzt werden, also z. B.: Am (nächsten) Sonntag, am ersten April — oder: Sonntag (oder: den nächsten Sonntag), den ersten April — oder auch, wechselnd: mit dem Verhältniswort oder ohne dieses: Am (nächsten) Sonntag, den ersten April &c., vgl. auch z. B.: Am (nächsten) Sonntag als (oder: Das ist) am (oder: den) ersten April &c., vgl. auch in umgekehrter Reihenfolge: Am — oder: den — ersten April, Das ist: am (oder: den) nächsten Sonntag oder auch: am ersten April, (den) nächsten Sonntag &c.

In all diesen neben einander gesetzten Zeitangaben für ein und denselben Tag (den Wahltag) liegt durchaus nichts Anstößiges und Sprachwidriges. Diejenigen, die dies in dem Neben-einander-Stehen von Dativ und Accusativ, in Verbindungen wie:

Am Sonntag, den ersten April, oder: Am ersten April, den nächsten Sonntag &c.

finden, verkennen oder übersehen, dass hier eben einfach nur die beiden Zeitbestimmungen neben einander stehen und dass nicht die zweite als Apposition zu der ersten aufzufassen ist, wonach sie als vermeinte Verbesserung und als einzig richtig mit übereinstimmendem Dativ gesetzt wissen wollen:

„Am Sonntag, dem [nicht: den] ersten April.“ Dabei verstoßen sie aber grade gegen die strenge Sprachrichtigkeit, wonach aus am, als der Verschmelzung des Verhältniswortes an mit dem Geschlechtsworte, streng genommen, nicht das bloße Verhältniswort an (ohne das Geschlechtswort) zu ergänzen ist, s. in meinen Hauptschwier. S. 37 b unter Am Nr. 10, wo ich als „nicht korrekt“ (oder als nicht streng sprachrichtig) Verbindungen bezeichnet habe, wie: „Ich erkenne ihn am Gang und der Haltung“ (statt: am Gang und an der Haltung — oder: an dem Gang und der Haltung). Am achten Februar und (an) den folgenden Tagen, — wo (wie ich hinzugefügt habe) in strenger Sprachrichtigkeit das eingeklammerte an füglich nicht wegbleiben darf &c. Wer also den (nur vermeinten) Anstoß in der Verbindung von Dativ und Accusativ bei Zeitangaben, wie: „Am Sonntag, den ersten April“ vermeiden will, sollte wenigstens dafür setzen, entweder: Am Sonntag, am ersten April oder im bloßen Accusativ: Sonntag, den ersten April.

Eine Rechtschreibungsfrage.

Die mir von einem Leser vorgelegte Frage lautet:

„Inzwischen empfehle ich mich Ihnen

Hochachtungsvoll N. N.

Es fragt sich, ob in diesem Zusammenhang der hier durch fetten Druck hervorgehobene große Anfangsbuchstabe durchaus zu verwerfen sei oder ob er als übliche Formalität selbst vom Standpunkte des deutschen Sprachlehrers gebilligt werden könne.“

Es kann nun wohl keine Frage sein, dafs nach den allgemeinen Regeln für das Adverbium (oder Umstandswort) der kleine Anfangsbuchstabe als das Richtige zu bezeichnen ist. Was nun aber die einigermaßen als Schutz für den großen Anfangsbuchstaben angerufene Förmlichkeit anbetrifft, die den „auf Titel und Standesunterschiede versessenen Deutschen“ von andern Völkern mit vollem Recht zum Vorwurf gemacht wird, so spricht meines Erachtens auch diese eher für den kleinen als für den großen Anfangsbuchstaben. Schreiben wir doch in Briefen aus Höflichkeitsrücksichten die auf die zweite Person bezüglichen Anredefürwörter mit großen Anfangsbuchstaben, während viele Briefschreiber das für „ihre Wenigkeit“ (wie der bezeichnende Ausdruck lautet) dienende Fürwort **ich** an den Anfang eines Briefes zu stellen vermeiden oder sogar, so weit es irgend angeht, ganz verschwinden zu lassen bemüht sind. Wie anders der Engländer, der für die angeredeten Personen — außer, wo es sich um hinzugefügte Titel handelt, wie z. B. Your Highness u. s. w. — nur die kleinen Anfangsbuchstaben setzt, dagegen das — ähnlich wie der Ausruf **O** — nur aus einem einzigen Buchstaben bestehende Fürwort für sein Selbst **I** (nicht i) schreibt, während allerdings die sich anschließenden Wörter für **mir**, **mich**, **meiner** (me, mine) wieder den kleinen Anfangsbuchstaben haben; doch Das führt hier zu weit ab. Jedenfalls sollte der Briefschreiber, der sich am Schluſs dem Empfänger „hochachtungsvoll empfiehlt“ das nicht auf die zweite Person, sondern auf „seine eigene Wenigkeit“ bezügliche Umstandswort (wie die entsprechenden Ausdrücke: **ergebenst**, **unterthänigst** &c.) auch aus Höflichkeitsrücksichten mit kleinem, nicht mit großem Anfangsbuchstaben schreiben. Anders freilich verhält es sich, wenn dem **hochachtungsvoll** (**ergebenst**, **unterthänigst** &c.) als Briefschluſs unmittelbar ein Punkt vorangeht, nach welchem Satzzeichen dem allgemeinen Gebrauch gemäß der kleine Buchstabe in den großen umzuwandeln ist. Ähnlich aber, wie nach einem Punkt, wird auch vielfach beim Beginn einer neuen Zeile als Absatz beim Schreiben der kleine Anfangsbuchstabe in einen großen umgewandelt, z. B. in Gedichten, wenn die Zeilenanfänge

durch Absätze bezeichnet werden, und daran schließen sich Briefanfänge, wie z. B.:

„Geehrter Herr,
Gestern &c."

wo auf das hinter der Anrede stehende Komma (statt des vielfach gebrauchten Ausrufzeichens) der kleine Anfangsbuchstabe in gestern wegen des Absatzes in einer neuen Zeile in den großen umgewandelt ist. Hierauf könnte sich meines Erachtens Derjenige berufen, der in dem von Ihnen angeführten Satze den großen Anfangsbuchstaben in Hochachtungsvoll, als nach einem Absatze eine neue Zeile beginnend, in Schutz nehmen will, was, wie ich zum Schluss ausdrücklich wiederholen möchte, nicht meiner Ansicht entspricht.

Zu den ersten vier und den beiden letzten Kapiteln des Romans: „Die ewige Braut", von Hanns Spielberg.

Vom Fels zum Meer XIII, I, 1 ff.

Kap. I.

1. „Einen gar strengen Regimentskommandeur . . ., der sie ordentlich auf den Draht zog." I S. 1a etwa = der sie in strenger, straffer Zucht hielt, vgl.: Die Kompagnie war freilich äußerlich musterhaft in Ordnung, das Unterofficierkorps, die Mannschaften wie auf Draht gezogen. S. 72a, — eine (so weit ich sehe) bisher noch in allen Wörterbüchern fehlende Anwendung.

2. „Der Oberst wachte halb auf, schien aber keine sonderliche Lust zu spüren, der Aufforderung, die Siesta abzuschließen, Folge zu leisten." S. 1b, s. über die von einander abhängenden Infinitive mit „zu" Hauptschwier. S. 3b ff. Nr. 3. Ich würde dafür etwa die folgende Änderung vorschlagen: Der Oberst . . . spürte aber, wie es schien, keine sonderliche Lust, der Aufforderung zum Schluss der Siesta (oder: des Mittagsschläfchens) Folge zu leisten.

3. „Das arme Mädchen — die ewige Braut — ist solch ein braves, tapferes Ding . . . ‚bischen trübetümplig, Muttchen'" &c. S. 2a, vgl. in meinen Wörterbüchern: Tümpel = stehendes Wasser, Pfütze, Pfuhl; doch fehlt dort noch das abgeleitete Eigenschaftswort tümpelig und die hier gebrauchte (mundartliche) Zusammensetzung: in der Weise eines trüben Tümpels, übertragen im Sinne des schriftdeutschen „trübselig", weßhalb ich den Satz hier als Beleg nachgetragen. — Über die Verkleinerung Muttchen (= Mutterchen, Mütterchen &c.), z. B. S. 5a als Bezeichnung der Mutter im Munde der Tochter, hier aber als Anrede

des Mannes an seine Frau, s. mein Wörterb. II S. 363b/c, Ergänz.-Wörterb. 363b.

4. „Das genaue Wann werde ich noch drahten", s. über diese von mir in Vorschlag gebrachte und danach mit seinen Fortbildungen neben „fernschreiben" ꝛc. in Umlauf gekommene Verdeutschung für „telegraphieren" ꝛc. mein Fremdwörterb. I S. XIII und Ergänz.-Wörterb. S. 157b.

Kap. II.

5. „Und nun nochmals willkommen in — ‚In der Verschmetterung, wollen Sie doch wohl sagen ꝛc.'" S. 3b, s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 455c hier von der Versetzung eines Officiers aus der Hauptstadt in eine Kleinstadt, — vgl. Verbannung, Strafversetzung ꝛc.

6. „Es fehlen nur die Menschen drauf [auf dem Tenburger Jungfernstieg], sonst ist er so unübel nicht." S. 3b/4a = so übel nicht, vgl. den Aufsatz meines geehrten Mitarbeiters Dr. Schrader: „Un" (Zeitschrift VI S. 364 ff.) und mein Ergänz.-Wörterb. S. 584a, wo aus der Gartenlaube der Satz angeführt ist: „Der keineswegs unübele Mann."

7. „Hoffentlich verargt man mir nicht, dass ich als Einschub [als eingeschobener Officier] in das Regiment hineinschneite. Welche Kompagnie erhalte ich?" S. 4a, wie schon S. 2a: „Unser neue[r] Einschub kommt heute ꝛc." s. Wörterb. II S. 1017b; Ergänz.-Wörterb. S. 464a.

8. „Der Brief scheint . . . von der Gertrud. — ‚Das zu errathen ist freilich kein Kunststück; der ihr verdrehtes Parfum kennt man auf zehn Schritt heraus'" —, im Tone der Volkssprache, wofür in der heutigen Schriftsprache das bloße ihr ohne das überschüssige der genügen würde, s. Hauptschwier. S. 70a unter dem Titelkopf: „Besitzanzeigende Fürwörter" 4e.

9. „Aber bitte, Herrens, lasst jetzt den lieben Dienst und trinkt einen Schoppen Augustiner." S. 4a, wofür die Anrede in der Schriftsprache üblich lauten würde: „meine Herren", doch s. in meinem Wörterb. I S. 747c die Anmerkung zu „Herr", worin ich aus einem Briefe Goethe's an Frau v. Stein die Stelle angeführt: „Denen Herrens nachgelaufen" [statt: den Herren] und Hauptschwier. S. 103b unter „Deklin. der Hauptwörter" über die eigentlich niederdeutschen, aber doch auch bei mustergiltigen Schriftstellern üblichen Mehrheitsformen, wie: die Bräutigams, Fräuleins, Hahnreis, Jungens, Kerls, Mädchens, Trupps ꝛc.

Kap. III.

10. „Ein Graul, der Kerl!" S. 5a, s. Wörterb. I S. 235c; Ergänz.-Wörterb. S. 620b.

11. „Es ist dem Kinde wirklich nothwendig, einmal herauszukommen. Immer mit mir alten Frau zusammen, — mein Gott, Das muss ja den frischesten Menschen misepetrich machen." S. 6b. In strengerer Unterscheidung zwischen her und hin wohl: hinauszukommen (s. meine „Deutschen Sprachbriefe" Abschnitt [191]), doch vgl. kommen Nr. 4a in meinem Wörterb. I S. 973c Nr. 4a. Über die Formen: „mir alten Frau (fem.)" im Unterschied von: „mir altem Manne (masc.)" (vgl. S. 66, Nr. 28) verweise ich auf meine Hauptschwier. S. 101/2a, indem ich mit Rücksicht auf den Raum die dort gegebene ausführliche Darlegung hier nicht wiederholen möchte. Wer die Schwierigkeit zu umgehen vorzieht, könnte etwa sagen: „Mit mir, der alten Frau" oder: „Mit einer alten Frau, wie ich [es bin]." — Das mundartliche misepetrich entspricht in der Bedeutung etwa dem schriftdeutschen sauertöpfig, sauertöpfisch.

Kap. IV.

12. „Während die ältern Herrschaften ... ihren Whist ‚droschen' rc.", vgl. in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 161a ‚Draschen' einen Whist" und über die verschiedene Abwandlung des Zeitworts dreschen auch Wörterb. I S. 316b. Nebenbei mag auch auf das schwankende Geschlecht: der und das Whist hingewiesen werden, s. ebd. III S. 1593b.

13. „Der leicht pätschelnd das Boot in langsamer Bewegung erhielt." S. 69b, hier = mit leichten Ruderschlägen rc., s. Wörterb. II S. 509a; Ergänz.-Wörterb. S. 384b.

14. „Sie [diese Kategorie] machte ihm — nicht etwa im wörtlichen Sinne, aber in der übertragenen Bedeutung — einen etwas verprügelten Eindruck" S. 72a (s. Ergänz.-Wörterb. S. 395c) = als sei sie durch Prügel (strenge Strafen) eingeschüchtert, verschüchtert.

15. „Während Dernstädt in dem einzigen Miethswagen Tenburg's der nächsten Visitenstation zuklapperte." S. 73b = in dem klapprigen Wagen sich der Station zu bewegte rc., vgl. Wörterb. I S. 920c; Ergänz.-Wörterb. S. 305c, wo andere Bedeutungen ähnlicher loser Zusammensetzungen sich finden.

16. „Aus den engen Verhältnissen, in die er sich verplempert" S. 74, in die er sich durch eine Anfangs nicht so ernst gemeinte Tändelei verstrickt und gebunden hat, s. Wörterb. II S. 565b und Ergänz.-Wörterbuch S. 390c.

Kap. XVII.

17. „Er [der Oberst] sah den großen Herrn [den Brigadekommandeur] im Geiste schon in seinem Bureau mit mächtigen Schritten, wie ein brüllender Löwe umher rasen und sich die Wahrscheinlichkeit vergegenwärtigen, dass rc." S. 281.

Man sehe, was ich in meinen „Hauptschwierigkeiten" unter den Titelköpfen: „Accusativ mit dem Infinitiv"; „Lassen" Nr. 5 und „Vergleichendes als und wie" Nr. 5k gesagt, nebst dem dort Angezogenen und dann wird es keiner längeren Auseinandersetzung bedürfen, wenn ich hinzufüge, dass strenger richtig in den hervorgehobenen Worten der auf das vergleichende „wie" folgende Nominativ der Fügung des Accusativs mit dem Infinitiv gemäß eben so wie das Subjekt in den Accusativ umzusetzen gewesen wäre, also: „Er sah den . . . Herrn . . . wie einen **brüllenden Löwen** umherrasen." So wie der Satz dasteht, muss der Leser zunächst glauben, dass nicht der große Herr, der Brigadekommandeur, sondern der Oberst einem brüllenden Löwen verglichen werden solle. Richtig dagegen wäre der Nominativ, wenn es z. B. hieße: „Der Oberst sah den wie ein brüllender Löwe umherrasenden großen Herrn" rc.

Kap. XVIII.

18. „‚Wollen Sie mich anhören?' — Aber gewiss, Herr von Dernstädt." S. 285 — s. über dies dem französischen mais entsprechende aber die Inhaltsverzeichnisse zu den frühern Jahrgängen der Zeitschrift.

19. „Die Mutter zog sie an sich, fügte mit ihrer zitterigen Rechten Beider Hände in einander rc." S. 287b, s. dazu in der Zeitschr. VI. S. 435 die Fußanmerkung.

Aus einem Briefe des Sanitätsraths Dr. Ed. Mayer in Halle a./S.

Den Schrader'schen Aufsatz über das Ohr habe ich mit Vergnügen gelesen. Nur an einer einzigen Erklärung, der für die Redensart: „er ist noch nicht trocken hinter den Ohren", habe ich eine Ausstellung zu machen. Der Verfasser konnte Das eigentlich nicht wissen, weil es eine ärztliche Frage ist, worauf die Redensart zurückzuführen ist. Es handelt sich nicht um eine Übertragung vom Thier auf den Menschen, wie er meint, sondern die Redensart ist unmittelbar vom Menschen hergenommen.

Die Hautfalte zwischen Ohrmuschel und der Hinterkopf-Halshaut ist namentlich beim Liegen auf der Seite schon bei Säuglingen sehr zum Wundwerden und Nässen geneigt, besonders wenn diese Stellen nicht täglich gründlich gewaschen und auch wohl gepudert werden. Dies Wundwerden dauert auch wohl nach dem Säuglingsalter noch einige Zeit fort. Aber ganz besonders ist diese Falte betheiligt, wenn die Kinder vom Kopfausschlag, der sogenannten Porrigo, und Gesichtsausschlag Porrigo larvalis befallen werden, der namentlich auf dem behaarten Theil des Kopfes so

dicke Borken ansetzt durch fortwährendes Nässen und Eintrocknen des Sekrets, dass der ganze Kopf bis hinten in den Nacken und auch hinter den Ohren einen Patz bildet, weshalb das Volk solche Kinder Patzköpfe nennt. Der Kopf riecht und juckt, so dass die armen Kinder sehr geplagt sind, besonders wenn sich noch pediculi hinzugesellen. Der Ausschlag dauert sehr lange und die Therapie vermag wenig dagegen. Überbleibsel davon, wenn der Kopf endlich heilt, sind nässende Schorfe hinter den Ohren. Daher die Redensart. Jetzt sind diese Ausschläge sehr selten geworden, ich habe sie aber in meiner klinischen Zeit in den dreißiger Jahren noch oft genug gesehen.

Leo in seiner Schimpfperiode vor dem Kriege 1866 hielt alle diese Kinder und später Erwachsenen für skrophuloses Gesindel, das durch einen „frischen, fröhlichen Krieg" ausgerottet werden müsste (s. Büchmann's Geflügelte Worte, 16. Aufl. S. 428) und nannte solche noch nicht hinter den Ohren trockene Menschen „Feuchtlöffel".

Zu dem Roman: „Die Schwestern" von Ida Boy-Ed.

(Über Land und Meer. 1894 Nr. 1 ff.)

1. S. 2a: „Das Haus besaß über dem Erdgeschoss nur noch ein Stockwerk."

In meinen „Bausteinen zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen" habe ich auf S. 198—204 die drei Ausdrücke haben; inne haben; besitzen besprochen. Indem ich darauf hier — mit Rücksicht auf den Raum — nur hinweisen kann, möchte ich doch wenigstens daraus den folgenden Absatz auf S. 202 hersetzen:

„Allerdings findet sich vereinzelt auch sonst besitzen zuweilen für haben gebraucht; aber jedes nur einigermaßen feinere Ohr wird an Sätzen wie die folgenden Anstoß nehmen: Das Zimmer besaß [statt hatte] drei Thüren. Heigel Wo? 45. Er besitzt [statt hat, hegt] darüber keinen Zweifel, dass ꝛc. Nat.-Ztg. 34, 208 u. Ä. m."

Ferner möchte ich in Bezug auf die von der Schriftstellerin neben einander gebrauchten Ausdrücke Erdgeschoss und Stockwerk auf meine Hauptschwier. S. 167b/8a hinweisen, s. auch Zeitschr. I S. 74/5 und die zahlreichen Belege für den noch immer nicht ganz feststehenden Gebrauch in der Zählung der Geschosse oder Stockwerke eines Gebäudes die zahlreichen Belege in meinem Wörterbuch und Ergänz.-Wörterbuch unter Geschoss, Stock, Stockwerk und -stöckig ꝛc.

2. S. 2a: „Das Lächeln, welches um ihre und um seine Lippen spielte, der Ausdruck ihrer und seiner Augen waren eine stumme, doch Beiden völlig verständliche Unterhaltung voll Wehmuth ohne Gemüth,

voll spitzbübischen Bedauerns, voll freundschaftlichem Vergnügen an einander", vgl. mein Wörterb. Bd. III S. 1432 b, wo ich unter voll in Nr. 1 (mit genügenden Belegen) aufgeführt habe: „a) mit Genitiv als Komplement, sehr gewöhnlich . . .; b) (s. a) seltner mit Dativ als Komplement . . . c) In auffallender Verbindung zweier Fügungen: Ganze Bootsladungen voll Früchte und Hühnern (s. b). Forster, Reise um die Welt I, 336. Voll Adel, voll der lebhaftesten Menschen. Heinse, Ardingh. 2, 244." Diese auffallende, tadelhafte Verbindung von Genitiv und Dativ in den neben einander stehenden, vollkommen gleich laufenden Ergänzungen findet sich auch, wie durch den Druck hervorgehoben ist, in dem Satze der Schriftstellerin, die tadellos und am üblichsten hätte setzen sollen: „voll Wehmuth, voll spitzbübischen Bedauerns, voll freundschaftlichen Vergnügens."

3. S. 2c: „„Ehedem wurde Ihnen die Zeit nicht lange mit mir" — Ehedem waren Ihre Gedanken auch bei mir, spöttelte sie zurück", vgl. in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 495b: „Zurückspotten auch z. B. = spöttisch antworten. Über Land und Meer 45, 78a." Meiner Ansicht nach sind diese Zusammensetzungen keine wesentliche und empfehlenswerthe Bereicherung des deutschen Sprachschatzes, vgl.: „gab sie ihm spöttelnd zurück" — oder: „zur Antwort; lautete ihre spöttelnde Erwiederung" und andere vollkommen ausreichende Ausdruckweisen.

4. S. 2c: „Ohne dass ihr der Puls rascher schlug, war sie sich bewusst, dass sie ihn immer noch allen andern Männern vorzog. Es war ein kaltes, gesammeltes Gefühl in ihr; die Liebesleidenschaft war nicht wie eine Flamme, sondern wie ein Denkmal von Erz." Schwerlich wird man „ein kaltes gesammeltes Gefühl", wobei „der Puls nicht rascher schlägt", überhaupt als eine „Liebesleidenschaft" bezeichnen dürfen, und die Gegenüberstellung dieser sogenannten Liebesleidenschaft „nicht wie eine Flamme, sondern wie ein Denkmal von Erz" (wobei man doch in der Regel an etwas lange Dauerndes und Beständiges denkt) sagt schwerlich Das, was die Verfasserin hat sagen wollen.

5. S. 3a: „Sie fasste sich mit Gewalt und sprach mit einer athemlosen Stimme, der man das jagende Herzklopfen der Frau anmerkte." Hier wären die Worte „der Frau" jedenfalls zu streichen; Keiner würde sie vermissen, wenn es einfach hieße: „Sie sprach mit athemloser Stimme, der man das jagende Herzklopfen anmerkte."

6. S. 3c: „Zuweilen stieß auch Krischan mit Ellenbogen oder Kniee gegen die Thür, was dann immer einen dumpfen Bumbs gab", — vgl. meine Hauptschwier. S. 106b, wo es in dem Abschnitt über die Deklination der Hauptwörter in der Regel 5d heißt:

„Ferner lässt man heute im Dativ, wenn vor demselben kein Artikel oder sonstiges Bestimmungswort steht, gewöhnlich das Flexions-e fehlen. So sagt man freilich ganz gewöhnlich: Mit Gottes Hilfe. Sich dem Schutze Gottes anempfehlen ꝛc. aber nur: Reise mit Gott! Gott befohlen! ꝛc. und ganz unerträglich steif klingt heute das Luther'sche: Gebet Gotte, was Gottes ist" und das weiter Folgende.

Danach hätte die Schriftstellerin auch entweder — mit vorgesetztem Geschlechtswort — richtig schreiben können: Er stieß mit dem Ell(en)bogen oder dem Knie(e), — wobei freilich auch füglich die eingeklammerten Buchstaben hätten wegfallen können — oder in der Mehrzahl: „mit den Ell(en)bogen oder den Knie(e)n", aber nur: „mit Ell(en)bogen oder Knie" [nicht: Kniee] „dumpf schallend gegen die Thür(e)", wobei zugleich das hier durch Nichts bedingte unedle „Bumbs" (s. in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. unter Bum(m), Bums ꝛc.) — zumal mit dem überflüssigen Zusatz: dumpf vermieden worden wäre.

7. S. 6b: „Findest du Das genug, Marianne? — Hummernsalat und kaltes Rostbeaf, Sardellen, Eier, Zunge, saure Aal, Schinken. Neun Theile und Käse. Na, der Hummersalat reißt uns heraus." „Saure Aal" statt: „sauren Aal" ist wohl nur ein Druckfehler und durch einen solchen ist wohl auch bei der Aufzählung der Gerichte Etwas weggefallen; denn statt der „neun Theile" sind es nur sieben.

8. S. 25b: „Ich kann es nicht helfen, aber ich sehe immer das Komische an den Leuten", entsprechend dem englischen I cannot help it, im allgemeinen Schriftdeutsch: ich kann mir nicht helfen (s. mein Wörterb. I S. 736a) = ich kann nicht umhin, ich kann nicht anders ꝛc. Die englische Wendung, die man z. B. in Hamburg ꝛc. nicht selten hört, findet sich z. B. doch auch wienerisch: „Ich kann's nit helfen." Über Land und Meer 68, 994b.

9. S. 26b: „Es war Etwas in seinem Ton, das den Älteren zugleich rührte und [ihm] Respekt einflößte", wo das von mir in eckigen Klammern Hinzugefügte nicht hätte wegbleiben sollen.

10. S. 26c: „Um ein Haar wären wir ohne Sie losgepullt"; pullen aus dem Englischen (to pull) entlehnter Seemannsausdruck für rudern, rojen: wir wären ohne Sie von der Anlegebrücke abgefahren ꝛc.

11. S. 26c: „Sie [Petra] hatte sich . . . gesetzt, sah ihre Schwester mit ihren lustigen spitzbübischen Augen an und wartete auf ihre Strafpredigt." Hier kann der Leser zweifelhaft sein, wer die lustigen, spitzbübischen Augen hatte, ob sie (Petra) oder die Schwester, vgl. in unzweideutiger Stellung: „Sie sah mit ihren lustigen, spitzbübischen Augen ihre Schwester an" — und in der Fortsetzung könnte es heißen: „und

wartete auf deren Strafpredigt" oder: „auf ihre Strafpredigt von dieser", je nachdem man die, welche die Strafpredigt hält, oder die, welcher sie gehalten wird, im Auge hat.

12. S. 30b: „Wie hatte sie nur einst sich so zutraulich an ihn schmiegen können? Warum war sie nicht gleich in Furcht erstorben?" — üblicher: gestorben, s. mein Wörterb. III S. 1210a/b Nr. 1a.

13. S. 93c: „Stecke den Ausputz ja recht hoch zusammen, niedrige Sachen kleiden mich nicht", vgl.: „kleiden mir nicht", und dazu mein Wörterb. I S. 930c; Hauptschwier. S. 191b.

14. S. 94b: „Dass sie sich auch ins Gespräch mischen müssen und hier nicht immer wie ‚Trumpf siebenzehn' sitzen können, einem unbeholfenen Backfisch gleich &c." Der Sinn der (so weit mein Gedächtnis reicht) mir hier zum ersten Mal begegnenden Redensart ist klar; aber in welchem Kartenspiel „Trumpf Sieb(en)zehn" etwas Bedeutungs- oder Geltungsloses ist, wüsste ich nicht zu sagen. In Wander's Sprichwörter-Lexikon ist die Redensart weder unter Siebzehn noch unter Trumpf erwähnt. Vielleicht weiß einer der Leser nähere Auskunft zu geben, um die ich in diesem Falle bitten möchte.

15. S. 114a: „Dann konnte sie seinen Felix fragen, wann genau er abreiste" — üblicher etwa: Dann konnte sie seinen Felix genau nach der Zeit fragen, wann er abreiste.

16. S. 157a: „Einen Ofenpocker", vgl.: 158a: „Der Griff des Pockers", in richtiger Schreibweise: Poker, s. mein Fremdwörterbuch II 294b.

17. S. 158c: „Offenbar, diese kleine Malve hatte sein Wort pathetisch aufgefasst und brühwarm der Freundin übertragen", vgl. S. 159a: „Also richtig, jedes Wort übertragen" statt: mitgetheilt (vgl. zugetragen), — schriftdeutsch ungewöhnlich.

18. S. 159b: „Fühlte er sich jetzt draußen im nasskalten Novembernebel angeödet vom ganzen Dasein" = von dem Gefühl des Öde- und Verlassenseins angehaucht, eine noch in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. fehlende Zusammensetzung des Zeitworts öden.

19. S. 270a: „Wenn Jemand . . . eine tüchtige, ausgesprochene, ich möchte sagen: gesunde Krankheit hat, der kann man begegnen." — Man beachte in dem Hervorgehobenen Das, was die alten griechischen Lehrer der Redekunst als „Oxymoron" bezeichneten, d. i. — wie ich es in meinem Fremdwörterbuch erklärt habe —: eine auf scharfsinnige, witzige Weise scheinbare Widersprüche verbindende Redefigur.

20. S. 270b: „So dass er . . . sie gewähren lässt, wenn's heißt Mühen tragen, ihr aber jeden freien Schritt im Hause verwehrt, dafern

dieser ihm Unbequemlichkeiten oder kleine Opfer auferlegen könnte" —, vgl. auf derselben Seite in der nächsten Spalte: „Gebt mir einen Menschen, sei's Mann oder Weib, der von Sünden und Fehlern durchsetzt ist. Dafern es nur leidenschaftliche Sünder sind und dafern es nur kräftige Fehler sind, will ich ihn anpacken und mit ihm ringen und einen fixen Kerl aus ihm machen ꝛc.", vgl. in meinem Wörterb. I S. 432 b/c, wo ich gesagt habe: „Dafern, conj. der Bedingung, vgl.: wenn, wenn anders, eigentlich: wenn Etwas und in so weit es eintritt", mit Belegen z. B. aus Bürger, Freiligrath, Geibel u. A., vgl. unmittelbar darauf: „wofern = dafern, als gewöhnlichere Form" (mit Belegen aus Goethe, Schiller, Wieland und Schlegel's Shakespeare-Übersetzung). Im Allgemeinen haftet aber nach dem heutigen Gebrauch beiden Bindewörtern etwas Altväterisch-Steifes und Zopfiges an und — wo das nicht besonders hervortreten soll — wird wohl mit Recht das einfache kurze wenn vorgezogen.

21. S. 290 b: „Das junge Frauchen kann's nicht überstehen. Das bischen Leben haucht so hin" intr. = geht so verhauchend hin, schwindet so dahin ꝛc., s. mein Wörterb. I S. 703 c.

22. S. 290 c: „Wie eine feine Blume war sie gewesen, die von [Druckf. statt vor?] dem Sturme bewahren zu dürfen, ein großmüthiger und wonniger Gedanke war. Aber ach, die weichen und duftigen Blumenblätter hatten einen dürftigen und sterilen Kelch umschlossen. Malve's Seele hatte nicht die Anmuth und Biegsamkeit gehabt, wie ihre äußerliche Gestalt." Warum hat die Verfasserin nicht etwa gesetzt: einen dürftigen und kümmerlichen ꝛc.? Das deutsche Wort wäre nach meiner Ansicht viel passender und wirksamer gewesen als das Fremdwort.

23. S. 291 c: „Kaum war sie genesen und hatte gelernt gehabt, wieder ein bischen Muth zu fassen, als das große Unglück geschah und Malve starb", — s. das über das sogenannte „zweite Perfekt und Plusquamperfekt" Gesagte in meinen Hauptschwierigkeiten S. 223 a Nr. 4. In dem vorliegenden Satz jedoch wäre das einfache Plusquamperfekt richtiger und vollkommen ausreichend gewesen: „Kaum war sie genesen und hatte gelernt, wieder ꝛc." Die Schriftstellerin scheint aber eine Vorliebe für die doppelt zusammengesetzten Zeiten zu haben; denn noch auf derselben Spalte schreibt sie: „Wie viel Strafen hatte Petra einstecken müssen, die Malvine verdient gehabt" — mit zu ergänzendem hatte, statt des einfachen: die Malve verdient hatte.

24. S. 291 c: „Wenn schon der Tod eines Menschen, dem man im Leben nicht innig gesonnen war, so wehe thut, wie muſs es dann erst schmerzen, wenn man Die verliert, die man über Alles

geliebt!" —, vgl. mein Wörterb. III S. 1105a, wo es unter „sinnen" in Nr. 3 heißt:

„Das Partic. Präter. mit sein in der Bedeutung eines Präsens (vgl. meinen 2a), und zwar: a) mit Infin. und zu = Sinnes oder Willens sein (gewillt sein oder wollen); im Sinne haben, Etwas zu thun, gewöhnlich starkformig: Ich bin gesonnen, das Geschäft aufzugeben . . .; b) mit Angabe des Wie, gewöhnlich schwachformig: so und so gesinn(e)t sein, im Behaben und Verhalten von der angegebenen Sinnesart (Gesinnung) sein ꝛc."

Darnach hätte also die Schriftstellerin statt des starkformigen gesonnen das schwachformige gesinnt setzen sollen, und zwar sprachüblich mit hinzugefügtem Umstandswort, wie wohl, also: dem man . . . nicht innig wohlgesinnt war, vgl.: dem man nicht durch wohlwollende Gesinnung innig verbunden war (innig nahe stand) oder Ähnliches mehr.

25. S. 310a: „Wie pflegsam war Marianne mit der armen Mutter" = wie sorgsam und eifrig in der Pflege der . . Mutter ꝛc., s. Wörterb. II S. 537b; Ergänz.-Wörterb. S. 385c. Statt des abhängigen mit wäre vielleicht gegen das der Schriftsprache Gemäßere.

26. S. 310a: „Sie schämte sich aller Launen und Empfindsamkeiten", — vgl. über die Mehrzahl (im Sinne von Äußerungen, Kundgebungen der Empfindsamkeit) Hauptschwier. S. 219a, wo z. B. auch Empfindlichkeiten belegt ist.

27. S. 310a: „Mit dem Jungskopf voll kleiner Locken", vgl.: Titus-, Schwedenkopf, in richtiger Bildung: mit dem Jungenkopf, wofür mehr mundartlich wohl auch Jungenskopf gesagt wird, vgl. mein Wörterb. I S. 844c/5a.

28. S. 311b: „Was deine flinke Zunge mir empfindlichen [richtiger: empfindlichem] Menschen doch einmal weh thut" —, s. hier S. 59 Nr. 11 und Hauptschwier. S. 101.

29. S. 311b: „Den Wahn . . ., in der Stieftochter eine unbegrenzte Bewundererin und Gesinnungsgenossin zu haben." Diese der Aussprache Schwierigkeiten bereitende Form wird gewöhnlich — wie schon das entsprechende männliche Hauptwort: Bewund(e)rer — um das eingeklammerte e verkürzt und Einige werfen (was ich im Allgemeinen nicht billigen möchte) auch noch das unmittelbar darauffolgende r weg, s. Hauptschwier. S. 235a. Meiner Ansicht nach ist die viersilbige Form Bewund(r)erin ohne Ausstoßung des eingeklammerten r das Empfehlenswertheste.

30. S. 314a: „Daß dieser sich eine Stellung als väterlicher Freund ausbedang, der immer Vertrauen beanspruche", durchaus

sprachrichtig in der starken Form, obgleich die schwache: ausbedingte heute die üblichere sein dürfte, s. mein Wörterb. I S. 300 b Anm.

31. S. 314 c: „Jeden Wochentags guckte er Abends oder Nachmittags auf einige Augenblicke ein“ in demselben Sinne wie das im Ergänz.-Wörterb. S. 240 b belegte vorgucken, wo es heißt: „wo vorgucken (wie vorsprechen, s. d. 2) = eintreten zu flüchtigem kurzem Aufenthalt.“

32. S. 330 a: „Sie war eine von den wenigen Menschen, die zu würdigen wissen, was es heißt: geliebt zu sein.“

Dieses Beispiel sinngemäßer Fügung verdient besondere Beachtung, in so fern hier auf das männliche Hauptwort Mensch das weibliche eine bezogen ist, und ist in meinen Hauptschwier. S. 158 b nachzutragen (unter dem Titelkopf „Fügung nach dem Sinn“ S. 156 b—160 a). Jeder fühlt wohl, wie viel härter und steifer mit strenger Festhaltung des grammatischen Geschlechts der Anfang lauten würde: „Sie war einer von den wenigen Menschen, die rc.“, vgl. dagegen ohne jede Härte: „Sie gehörte zu den wenigen Menschen, die rc.“

33. S. 331 a: „Schäme dich um kleiner Schwächen und Verzagtheiten“, s. über die hervorgehobene Mehrzahl meine Hauptschwier. S. 219 a (unter Numerus 3 g) und Ergänz.-Wörterb. S. 663 a, — im Sinne von Anfällen von Verzagtheit.

34. S. 331 b: „Dieser melancholische Gesang umzauberte die Phantasie des Jünglings“, ein nicht unwillkommener weiterer Beleg zu den in meinem Wörterb. III S. 176 c und Ergänz.-Wörterb. S. 665 b gegebenen für das echt zusammengesetzte umzaubern (mit dem Ton auf der 2. Silbe) im Sinne von: „mit (oder wie mit) Zauber umgeben, umhüllen rc.“, verschieden von dem auf der ersten Silbe betonten und daher unecht (oder trennbar) zusammengesetzten umzaubern, im Sinne von: „zaubernd umwandeln, umgestalten.“

35. S. 331 c: „Das war [lies: Das, was] einst klein in ihren Gedanken gewesen, hatte sie gestanden und es war, als ob die Pein des Geständnisses schon Sühne in sich geschlossen.“

36. S. 334 a: „An allen Rahen der Schiffe waren die Mannschaften aufgeentert“, s. über das seemännische entern, mit den Zusammensetzungen: „auf-, niederentern“ mein Wörterb. I S. 369 c und besonders Ergänz.-Wörterb. S. 178 c.

37. S. 334 a: „Langsam und feierlich sank der Heimatswimpel nieder am Mast“, vgl. Wimpel, zumeist (wie hier) als männliches Hauptwort, daneben auch als sächliches und selten (was Adelung als allein geltend aufführt) als weibliches, s. mein Wörterb. III S. 1610 a; Ergänz.-Wörterb. S. 738 a.



Zu dem Roman: „Schwertlilie“ von Sophie Junghans.

Gartenlaube 1893 Nr. 14 ff.

1. „Das Hofleben fordert . . . eine unerhörte Abhärtung und Verleugnung aller körperlicher Menschlichkeiten, ja so zu sagen des Körpers überhaupt.“ S. 222b, vgl. mein Wörterb. II S. 293b, wo unter den Bedeutungen von Menschlichkeit in Nr. 2 angegeben ist: „menschliche Schwäche und Unvollkommenheit und daraus entspringende Fehler ꝛc.“, s. dort die Belege. Trotzdem glaube ich doch, dass in dem vorliegenden Satze die Verfasserin besser ein anderes Wort hätte wählen sollen, etwa Rücksichten ꝛc.

2. „Pfalzgräfin Sabine Eleonore saß sehr gerade und aufrecht in ihrem Sessel — eine andere Haltung hätten die Fischbeine in ihrem Kleide schon gar nicht gestattet —, hatte den einen weißen Arm, den vom Ellbogen an nur noch zarte Spitzen bedeckten, — aufgestützt und verhielt sich wenigstens so ruhig, als ob sie aufmerksam zuhörte.“ S. 223b. Vielleicht verdiente hier für das Schlusswort die Form zuhöre (worin der Konjunktiv deutlich erkennbar hervortritt) den Vorzug vor dem in Indikativ und Konjunktiv gleichlautenden Imperfekt. Außerdem gebe ich die Entscheidung den Lesern anheim, ob sie es nicht vielleicht als eine Verbesserung anerkennen würden, wenn der Schluss des Satzes etwa so umgestaltet würde: „und schien wenigstens (so ruhig verhielt sie sich) aufmerksam zuzuhören.“

3. „Dort über dem Dorfe in der Tannung hatte dieses dreiste Wild seinen Stand“ S. 227b, hier ausgehoben, weil in meinem Wörterb. und noch im Ergänz.-Wörterb. neben Tann und Tannicht fehlend.

4. „Dem seine Reise den Blick geweitet hatten.“ S. 246b, vgl. über das empfehlenswerthe weiten neben dem und statt des in der gewöhnlichen Rede üblicheren erweitern mein Wörterb. III S. 1550c; Ergänz.-Wörterb. S. 626b.

5. „Wenn ich Das thue, soll mich Jeder unecht schimpfen“ 247a, wofür das Fremdwort: einen Bastard noch immer üblicher, aber nicht besser ist.

6. „Alles war dunkelgetönt, zeitgeschwärzt und verwittert.“ S. 249a = hatte einen dunkeln Farbenton, s. Ergänzungs-Wörterbuch S. 566a Nr. 4.

7. „Mönche, die Kugelherren genannt — von ihrer Kopfbedeckung, Kogel oder Kugel, wie der alten Bräuche kundige Leute wissen wollten — hatten das Haus gebaut“ S. 249a, vgl. Gugel in meinem Wörterb. I S. 639a ꝛc.

8. „Er legte dem Ausdruck seiner Mienen keinen großen Zwang auf; denn eine Leserin in den Gesichtern ihrer Umgebung war Sabine Eleonore nicht." S. 279b, vgl. (einfach und natürlicher): denn Sabine Eleonore verstand nicht (oder besaß nicht die Kunst), in den Gesichtern ihrer Umgebung zu lesen.

9. „Unter diesem bleifarbenen nun schon dem Abend zudunkelnden Himmel." S. 293a, eine leicht verständliche, aber in meinem Ergänz.-Wörterb. noch fehlende Zusammensetzung: = dunkelnd dem Abend sich zuneigend.

10. „Sie besann sich darauf, dass sie in den Oberstock des Hauses steigen und von einem seiner zahlreichen Dachaugen aus umherspähen wollte." S. 295b, wofür dem Ton der einfachen, schlichten Erzählung gemäß wohl füglicher Dachfenster stehen würde, vgl. jedoch in meinem Wörterb. I S. 57c unter Augen 12b die Belege für Fenster als Augen des Hauses.

11. „Der [Bäcker-]Meister war selber dabei, ein teigiger Mann, mit dicken mehlbestäubten Armen." S. 310a. Nach meinem Wörterb. III S. 1296a hat teigig (s. die Belege) die Bedeutung: teigartig, z. B. auch: Teigiges [unausgebackenes, glitschiges] Brot. Teigige (oder teige, molsche) Birnen. Das ist hier aber wohl schwerlich gemeint; ich vermuthe, die Schriftstellerin habe hier den Bäckermeister als einen Mann bezeichnen wollen, aus dessen Äußerem schon sein Gewerbe zu erkennen war, indem seine Hände u. s. w. Spuren des Teiges zeigten, wie seine Arme mit Mehl bestaubt waren. Dafür passt aber das Eigenschaftswort teigig nicht.

12. „Eine Plage vieler regierender Häupter". S. 314a statt regierenden s. Hauptschwier. S. 323b.

13. „Als aber das Gesicker des fürstlichen Redebächleins einmal stockte, da &c." Die beiden hervorgehobenen Wörter finden sich weder in meinem Wörterb. noch in meinem Ergänz.-Wörterb. Sie gehören eben zu denen, die nach der Sprachähnlichkeit sich ins Unerschöpfliche bilden lassen und durch deren möglichst vollständige Aufnahme deutsche Wörterbücher wohl umfangreicher, aber nicht eigentlich reichhaltiger werden können. „Dickleibigkeit ist noch nicht Stärke", wie ich in dem Schlussworte zu meinen „366 Sprüchen" gesagt habe — und, dass ich hier die Stelle angeführt habe, geschah eben nur, um wieder an einem Beispiel zu zeigen, wie gemäß der Eigenart unserer Muttersprache der Wörterbuchschreiber nach meiner fest begründeten Ansicht in der Aufnahme des Unerschöpflichen schon durch die nicht rein abeceliche Aufführung der Zusammensetzungen die Halden von dem Erz zu sondern hat.

14. „Ein Buch . . ., von welchem uns das Fräulein hoffentlich wird versichern können, dass es nur durch Zufall hierher gelangt ist und dass sie sich von dessen Benutzung geziemend enthält.“ S. 342b.

Vgl. mein Wörterbuch I S. 672c, wo es unter enthalten in Nr. 3 heißt:

„refl.: sich von Etwas entfernt, sich davon zurückhalten und es so meiden oder unterlassen, meist mit Genitiv der Sache,“

doch findet sich — mehr vereinzelt — statt dieses abhängigen Genitivs auch das Verhältniswort von, wofür a. a. O. und im Ergänz.-Wörterb. S. 672 Belege aus Luther, Goethe und Wieland gegeben sind. Auf solche Gewährsmänner kann sich also die Verfasserin berufen. Hätte sie statt des von den üblicheren Genitiv setzen wollen, so hätte sie mit Rücksicht auf den vorangestellten abhängigen (sogenannten sächsischen) Genitiv dessen, der nicht füglich von einem andern Genitiv abhängen kann (s. Hauptschwier. S. 239 ff.) eine weitere Änderung vornehmen müssen: dass sie sich seiner Benutzung geziemend enthält.

15. „Unsere allergnädigste Frau lässt noch auf sich warten, aber sie wird hoffentlich nicht allzulange mehr verziehen, begann Frau von Méninville das Gespräch. Wolle der Herr Oberjägermeister es sich nicht verdrießen lassen, einstweilen mit meiner geringen Unterhaltsamkeit vorlieb zu nehmen.“ S. 430b. Statt des hervorgehobenen Wortes hieße es einfacher wohl Unterhaltung, während der von der Schriftstellerin vielleicht mit Absicht gewählte geziertere Ausdruck, genau genommen, mehr die Unterhaltungsgabe bezeichnet.

16. „[Er] wies noch einige Ausgaben an für die pfalzgräfliche Meute, beziehungsweise für Ausbau des Zwingers hochdieser Bestien.“ S. 490a, vgl. hierzu mein Wörterb. I S. 769a unter hoch 2a.

17. „[So] sagte der Strieger ein Weniges verächtlich.“ S. 490b, gewöhnlich: ein wenig; etwas; ein bischen; einigermaßen.

18. „Haltet mir eine Frage zu Gute, eine Frage schierer Neugierde.“ S. 519a, s. mein Wörterb. III S. 919b unter schier 1d = reiner, bloßer Neugierde — und vgl. mein Wörterb. deutscher Synom. (2. Aufl.) S. 117/8, woraus ich wenigstens das Folgende herzusetzen mir erlaube, obgleich es sich dabei zunächst nicht um das Eigenschafts-, sondern um das Umstandswort handelt. „Schier (mit der Grundbedeutung: rein, lauter, glatt 2c.) sagt aus: ganz das Genannte oder sehr wenig darunter, während beinah und fast immer nur eine Annäherung an das Genannte, nicht das volle Erreichen ausdrückt 2c.“

19. „Nun trat er hinzu, federnden Schrittes 2c.“ S. 520b, hier ausgehoben als empfehlenswerthe Verdeutschung für elastisch, s. mein

Wörterb. I S. 422b; Ergänz.-Wörterb. S. 195b und Verdeutschungswörterb. S. 41a.

20. „Gebt mir ein Wams und Buxen!" [statt der Mädchenkleider] S. 534a, s. Büchse 4 und die umlautlose Form = Beinkleid(er) in meinem Wörterb. I S. 236a, Ergänz.-Wörterb. S. 119c und vgl. sachlich Klärchen's Lied in Goethe's Egmont (1. Aufz.) „O hätt' ich ein Wämmslein | und Hosen und Hut!"

21. „Und dass ich dann fortgebracht worden bin in einer Kutsche, ist mir nicht minder wie ein Traum" S. 535a. Diese Stelle habe ich hier ausgehoben als ein lehrreiches Beispiel für die Unterscheidung des von der höheren Steigerungsstufe (minder) abhängigen als und des nur daneben stehenden (vergleichenden, die Ähnlichkeit bezeichnenden) wie, s. die Inhaltsverzeichnisse der verschiedenen Jahrgänge der Zeitschr.

22. „Dann ging Alles glätter als man hätte hoffen dürfen." S. 538a, s. über die Steigerungsformen von glatt mit oder ohne Umlaut mein Wörterb. I S. 590c; Hauptschwier. S. 288a.

Zum 4. Bande des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe.

Als ich zu der Mittheilung auf S. 25/6 von Goethe's und Schiller's Aussprüchen über das Versmaß der Terzinen den vierten Band ihres Briefwechsels hervorholte, fiel mir ein Blatt in die Hand, auf dem ich mir vor einer Reihe von Jahren aus diesem Bande eine Anzahl von Stellen zur Benutzung für mein Wörterbuch der deutschen Sprache angemerkt hatte.

Bei der Durchsicht dieser allerdings zum größten Theil, aber doch nicht sämmtlich bereits für mein Wörterbuch benutzten Stellen schien es mir nicht unzweckmäßig, sie nach so langen Jahren meinen Lesern in der Zeitschrift wieder vorzuführen, wobei ich mich aber — der Kürze halber — darauf beschränke, zumeist einfach die Ausdrücke, um deren willen ich mir die Stellen für mein Wörterbuch angemerkt, durch Sperrdruck hervorzuheben, es den Lesern überlassend, ihre Bemerkungen dazu für sich zu machen oder, wo es ihnen etwa nöthig oder erwünscht erscheint, mein Wörterbuch zu Rathe zu ziehen. Auch werde ich einige Stellen (s. u. Nr. 16; 20 und 21) mehr um des Sachlichen als um des Sprachlichen willen etwas ausführlicher hersetzen.

Und so denn nun ohne weitere Vorrede (v. S. 241 ab, womit der alte Zettel anfängt) die folgenden Stellen.

1. „In Ihrem theatralischen Bauwesen werden Sie Sich durch die Bedenklichkeitskrämer nicht irre machen lassen." Sch[iller] S. 241/2.

2. „Arbeiter . . ., welche mir zu Verfertigung eines Strohdach's und zum Ausstacken der Wände nöthig sind.“ Sch. S. 242.

3. „Ich werde eben durch die Ankunft von zwei preußischen Uniformen unterbrochen, die zwei Brüder meines Schwagers, die ihren Urlaub in Weimar zubringen werden.“ Sch. 243/4 [= Uniformträgern und der Apposition gemäß richtiger: den zwei Brüdern].

4. „Nun wäre aber die Frage, was sich in einer Zeit, wie die unsrige [s. Hauptschwier. S. 310b], von einer Schule für die Kunst erwarten ließ. Jene alten Schulen waren Erziehungsschulen für Zöglinge, die neuern müssten Korrektionshäuser für Züchtlinge sein und sich dabei, wegen Armuth des produktiven Génies, mehr kritisch als schöpferisch bildend erweisen.“ Sch. S. 251.

5. „So entstünden gewisse symbolische Bücher für Poesie und Kunst, zu denen man sich bekennen müsste, und ich sehe nicht ein, warum der Sektengeist, der sich für das Schlechte sogleich zu regen pflegt, nicht auch für das Gute geweckt werden könnte. Wenigstens scheint mir's, es ließe sich eben so viel zum Vortheil einer ästhetischen Konfession und Gemeinheit anführen als zum Nachtheil einer philosophischen.“ Sch. S. 252.

6. „Das Schlegel'sche Ingrediens in seiner ganzen Individualität scheint [s. Hauptschwier. S. 246b Nr. 4] mir denn doch in der Olla potrida unsers deutschen Journalistenwesens nicht zu verachten. — Diese allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht fürs äußerst Mittelmäßige, diese Augendienerei, die Katzenbuckelgebärden, diese Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Produkte sich verlieren, hat an einem solchen Wespenneste, wie die Fragmente sind, einen fürchterlichen Gegner.“ G[oethe] S. 254/5.

7. „Die kannelierten Säulen sind unter der Kondition verdingt, dass sie den 7. August zur Stelle geliefert werden.“ G. S. 257.

8. „Derjenige wird immer trocken erscheinen, der ein beliebtes Vorurtheil in seiner Blöße darstellt und die Einbildungskraft in bestimmte Sachgrenzen zurückweist.“ Sch. S. 264.

9. „Einige schwerfällige Perioden, z. B. gleich der erste, würde wohl noch verbessert werden können.“ Sch. S. 264, vgl.: „Der von mir veränderte Periode, den Sie aufgenommen haben, wird eingeschaltet.“ G. S. 324.

10. „Die Einleitung habe ich nochmals durchgegangen.“ G. S. 270.

11. „Ich fand dies auf eine mir selbst überraschende [s. Hauptschwier. S. 55a] Weise.“ Sch. S. 272.

12. „Ich werde suchen, dies Verhältnis, das schwerlich weder fruchtbar noch anmuthig werden kann, [s. Hauptschwier. S. 250a], da

unsere Naturen nicht zusammenpassen, wenigstens heiter und gefällig zu erhalten. Sch. S. 282.

12a. „Es ist mir eingefallen, ob es nicht eine recht verdienstliche Beschäftigung wäre, . . . so ein griechisches Fabelbuch zu verfertigen, was den poetischen Sinn wecken und dem Dichter sowohl als dem Leser sehr viel Nutzen bringen könnte.“ Sch. S. 283/4 [für die Unterscheidung zwischen was und welches (oder das), s. Hauptschwier. S. 327a/b].

13. „Der Deckel [vgl. Nr. 15] ist nun fertig und man wird nun sehen, wie es mit dem Aufhöhen und Aufputzen der Zierrathe gehen kann.“ G. S. 286.

14. „Binnen den nächsten vierzehn Tagen.“ Sch. S. 288.

15. „Meine heutige Botschaft sei vorzüglich der Decke [vgl. Nr. 13] des Almanach's gewidmet, davon ich hier ein paar Proben übersende. Die auf weiß [s. Hauptschwier. S. 179b Nr. 2] Papier zeigt, wie sauber sie gestochen sei . . . Auf gefärbtem Papier nimmt sie sich, dünkt mich, besonders gut aus.“ G. S. 290.

16. „In der ‚Bürgschaft‘ möchte es physiologisch nicht ganz zu passieren [tr. vgl.: billigen ꝛc.] sein, dass Einer, der sich an einem regnigen Tag aus dem Strome gerettet, vor Durst umkommen will, da er noch ganz nasse Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Resorption der Haut zu denken, kommt der Phantasie und der Gemüthsstimmung der Durst hier nicht ganz recht. Ein ander, schickliches Motiv, das aus dem Wanderer selbst hervorginge, fällt mir freilich zum Ersatz nicht ein; die beiden andern von außen, durch eine Naturbegebenheit und Menschengewalt, sind recht gut gefunden.“ G. S. 296.

17. „Ein Monument einer so besondern Geistesthätigkeit, als Ihr Wallenstein ist, muss Jeden in thätige Stimmung versetzen, wer derselben nur einigermaßen fähig ist.“ G. S. 305. [Ich behalte mir vor, in einem der nächsten Hefte auf die Verbindung: Jeder, wer — und Jeder, der zurückzukommen.]

18. „Dass wir gutes Schweizerpapier brauchen . . . Hier findet sich's nicht. Hertel hat gewiss welches.“ G. S. 307.

19. „Bei den vorhabenden Arbeiten.“ Sch. S. 320.

20. „Es thut mir freilich leid, wenn die kleinen Veränderungen im Vorspiel [Wallenstein's Lager] nicht gleich der ersten Vorstellung zu Gute kommen können. Das Motiv mit der Zeitung wäre passend zu einer vollkommenen Exposition des Momentes und der Kriegsgeschichte. Lassen Sie wenigstens bei Nr. 5 [4. Auftr.] den Konstabler mit einem Zeitungsblatt auftreten und anstatt des Verses:

Aber ein Eilbot' ist angekommen

setzen:

Aber das Prager Blatt ist angekommen.

Auf diese Art leiten wir doch die Zeitung ein, wenn wir sie ein ander Mal bringen wollen.

Auch haben Sie mich neulich wegen der Perücken [im 2. Auftr.] zweifelhaft gemacht. Wenn wir statt jener Stelle lieber setzen:

Wachtmeister: Und das Gemunkel und Gespioniere
Und das Heimlichthun und die vielen Kouriere. —
Trompeter: Ja, ja! Das hat sicher' was zu sagen.
Wachtmeister: Und der spanische steife Kragen,
Den man *c."

Sch. S. 328/9 (s. auch die vorangegangenen Briefe).

21. „Hätte ich gedacht, dass die Kapuzinerpredigt morgen früh nicht zu spät kommen würde, so hätte sie noch besser ausfallen müssen. Im Grunde macht es mir große Lust, auf diese Fratze noch Etwas zu verwenden; denn dieser Pater Abraham [a St. Clara] ist ein prächtiges Original, vor dem man Respekt bekommen muss, und es ist eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Gescheidigkeit nach- oder gar zuvorzuthun." Sch. S. 335.

22. „Gehen Sie doch den Aufsatz bedächtig durch, ob man vielleicht noch Etwas einschaltete oder anhinge." G. S. 338/9.

23. „Es ist Schade, dass Sie diese letzten Tage nicht noch in Jena ausgewartet haben." Sch. S. 339.

24. „Die Umsetzung meines Texts in eine angemessene, deutliche und maulrechte Theatersprache ist eine sehr aufhaltende Arbeit." Sch. S. 339.

25. „Übrigens konnte es nicht fehlen, dass dieser deutliche Theaterzweck, auf den ich jetzt losarbeite, mich nicht auch zu einigen neuen wesentlichen Zusätzen und Veränderungen veranlasst hätte *c." Sch. S. 340 (vgl. Nr. 27), s. Hauptschwier. S. 228a.

26. „Indessen soll mir dieser Umstand etwas mehr Freiheit gegen ihn im Verkauf des Wallenstein's verschaffen, wenn ich es vielleicht nicht gar überhoben sein kann, mit ihm selbst zu traktieren." Sch. S. 344/5 (s. Hauptschwier. S. 114b).

27. „Demungeachtet ist es kaum zu vermeiden, dass man eine gangbar gewordene Vorstellungsweise nicht zuweilen den Dingen selbst unterschiebt." Sch. S. 361 (vgl. Nr. 25).

28. „Mein sehnlichster Wunsch ist, dass Ihre Arbeit fördern [intr.] möge." G. S. 375.

29. „Ich kann jetzt gewöhnlich über die andere Nacht nicht schlafen." Sch. S. 377/8.

30. „Ich erhalte einen Abendbesuch von meinem Hausherrn, der mich hindert, mehr zu sagen.“ Sch. S. 378 [vgl. was statt der oder in der Stellung: von meinem Hausherrn einen Besuch, der 2c.].

31. „Der Schnupfen nimmt mir den Kopf so ein, dass ich ganz bethört von der Arbeit aufstehe.“ Sch. S. 380/1 (vgl. wirr, konfus, eingenommen im Kopfe 2c.).

32. „Eine recht glückliche Stimmung und eine wohl ausgeschlafene Nacht haben mich sekundiert.“ Sch. S. 396.

Tirolisch Falot = Schelm.

Im Februarheft dieser Zeitschrift, S. 417, erwähnt der Herausgeber dies Wort als der Tirolersprache angehörig, mit dem Citat aus P. K. Rosegger, Der Wirth an der Mahr: „Du Falot, du schlechter!“ — Zugleich verweist er auf das französische filou.

Das tirolische Falot fällt jedoch mit einem andern französischen Worte ganz buchstäblich zusammen, nämlich mit dem Subst. und Adj. falot, falote = schelmisch, schalkhaft, Schelm, Schalk. Neben diesem existiert noch ein Subst. le falot = Stocklaterne.* Beide Wörter werden von den Lexikographen aus einander gehalten. Für das erstere haben wir im Italienischen: falotico (launisch). Ins Tiroler Deutsch ist also das romanische Wort jedenfalls sehr wahrscheinlich nicht aus dem Französischen, sondern aus Italien eingedrungen.

Was die Etymologie der betreffenden romanischen Wörter anbelangt, so ist es bis jetzt den Fachgelehrten noch nicht gelungen, dieselbe mit Bestimmtheit festzustellen. Sicherlich aber geht das erstere falot auf dieselbe Wurzel zurück, wie latein. fallere, fullax. Littré meint, beide Wörter ließen sich „vielleicht“ vereinigen, da ein launischer, schelmischer Mensch an ein flackerndes Licht erinnere. Bezeichnend ist das Citat aus Beaumarchais: Un sot est un falot, la lumière passe à travers.

Paris. Alfred Bauer.

Nachtrag zu dem Aufsatz „Die Kerkerscene in Goethe's Faust“.

(Zeitschrift VII, S. 408—415; 457—465.)

Schon während der Korrektur dieses meines Aufsatzes erfuhr ich als Internum, dass Erich Schmidt in allernächster Zeit den dritten Ab-

* S. Sachs-Villatte, Encyklop. Wörterb. S. 640 a und in dem Supplément dazu p. 142 a, wo auf latein. facula hingewiesen ist.

Der Herausgeber.

druck von dem sogen. „Urfaust“ herausgeben werde. Ich konnte und wollte meine Arbeit, mit deren bescheidenem historischem Überblick und ästhetisierender Plauderei die tiefbohrende und weitfassende Forschung des Herausgebers kaum Etwas gemein hat, desshalb nicht zurückhalten. Jetzt aber, da mir sein köstliches Buch[1] in der neuen Ausgabe vorliegt und die — wie's wahrlich ohne Übertreibung heißt — „sehr erweiterte Einleitung“ eben die schwerwuchtige Ladung, den ganzen lachenden Reichtum einer sechsjährigen Ernte, bei der der Pflüger, Säemann und Schnitter auch die fromme Demuth des knienden Ährenlesens nicht verschmäht hat, vor mir ausschüttet, da fühl' ich so lebhaft herzklopfenden Dank für den freigebigen Spender, dass mir meine leis polemisch herausgegriffenen Citate aus dem früheren Text der Einleitung schwer auf die Seele fallen. Und nun weiß ich nicht, ist's erröthende Beschämung oder verhalten lächelnde Genugthuung, was über mich kommt, da ich mir der leisen, aber wohlberedten Redaction bewusst werde, die Erich Schmidt mit dem die beiden Fassungen der Kerkerscene behandelnden Abschnitte seiner Einleitung vorgenommen hat. Die früher hier und da wie ärgerlich aufbrausende Animosität gegen den „stilisierenden Vers“, dem so manche ursprüngliche Schönheiten zum Opfer gefallen seien, ist nicht wenig herabgestimmt worden, und vergebens such' ich nach den einst von mir aufgespießten Ausdrücken, gegen die ich den Vers in Schutz nehmen zu müssen glaubte: „äußere Zier“, „äußerlicher Aufputz“, „vielfache“ Überlegenheit des prosaïschen Jugendentwurfs u. a. — Meine spitzigen Gänsefüßchen kamen also zu spät: das Stoppelfeld war schon umgepflügt und in den Furchen keimte neue Saat. Möge man mir den trotz der Warnungstafel begangenen Frevel verzeihen!

Zur Buße und zur Berichtigung setze ich die auf die Umgestaltung der Kerkerscene bezügliche Stelle aus der neuen Einleitung her (LXXII bis LXXIII):

„Der Leser oder besser der Hörer unsrer alten Scene wird beim Vergleich aus vollem Herzen die krönende und verklärende Zaubermacht der reifen Kunst, wo gebändigte Kraft Schönheit gebiert, bewundern und nicht einen Augenblick schwanken, auf welcher Seite, beim Jüngling oder beim Manne, die reinere poetische Wirkung liege; aber er wird doch auch den Jugendentwurf, der schon eine überwältigende Einheit von Zart und Wuchtig darstellt, mehrfach dem kunstreichen Versgebäude an dramatischer

[1] Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt. Dritter Abdruck mit sehr erweiterter Einleitung. Weimar, Hermann Böhlau 1894. 8°. LXXVI und 110 S.

Accentuation und ursprünglicher schlichter Naturstücke überlegen finden. Der Vers idealisiert nicht nur, schmückt, mildert, umschleiert, sondern seine stilisierenden Gebote rufen auch bei dem größten Künstler durch das Bedürfnis der Reime, mögen sie noch so ungezwungen, wohltönig und inhaltsschwer strömen, hier und da Zuthaten herbei, die als Füllsel empfunden werden . . . Wie Goethe die eckigeren alten Formen harmonisch umkleidete, wie er aber Faust's furchtbare Erschütterung und Gretchen's flackernden Wahnsinn nicht in ebenmäßige Reimpaare, sondern in freie wechselreiche Rhythmen brachte, Das ist eine der großartigsten Thaten seiner Stilkunst; doch neben der schönsten Hebung und Schmeidigung prosaïscher Härten und skizzenhafter Lakonismen begegnet uns stellenweis eine erweiternde Abschwächung Dessen, was uns in der ersten Gestalt mit unwiderstehlicher Macht, mit der aufs höchste gesteigerten Urkraft des jungen Genius durchschauert. Es ist der Scheitelpunkt der Goethischen Jugenddichtung."

Fr. Düsel.

Zum österreichischen Sprachgebrauch.

In dem Feuilleton des „Neuen Wiener Journals" 1894 Nr. 122 findet sich eine kleine Erzählung von Sophie v. Khuenberg, woraus ich das Folgende hier anführe:

1. „Wenn ich denk, wie's der armen Frau Seypold schlecht geht mit diesem Nichtsnutz. Mir erbarmt sie, so oft ich sie seh", — weiterhin: „Der Gustel erbarmt mir auch so" —, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 46b, wo die ähnliche Fügung mit Belegen aus Anzengruber und Adalb. Stifter als österreichisch aufgeführt ist.

2. „Du hast noch einen größeren Terno gemacht — einen guten Mann", vgl. Terne f. (für Dreitreffer in der Lotterie) in meinem Fremdwörterb. I S. 47b und besonders Hügel, „Der Wiener Dialekt" S. 81b:

„Terno: die Terne in der Lotterie; an Terno mach'n: Glück haben, ein gutes Geschäft machen. Redensarten: Mid sein' Weib had er an Terno g'machd. — Mit dem Kauf hast an Terno g'machd."

Im gewöhnlichen Schriftdeutsch würde man etwa sagen: Du hast noch ein besseres Los gezogen — oder: es noch besser getroffen 2c.

3. „Mir hat mein Engelsmannerl [in österr. Verkleinerung, vgl. Zeitschr. VI S. 424, vgl.: mein lieber engelsguter Mann] einen schönen Stoff auf ein [= zu einem] Sonntagskleid unter den [Weihnachts-] Baum gelegt."

4. „Den Willy habe ich gleich abgestillt" = entwöhnt, s. mein Wörterb. III S. 1218a; Ergänz.-Wörterb. S. 525b.

5. „Ich werd' dir kein Simandl abgeben und werd' thun und lassen, was ich will", — wozu ich auf Das verweisen möchte, was ich in meinem Wörterb. II S. 233a (unter den Zusammensetzungen von Mann) und III S. 1099c (unter Simon) gesagt habe.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

Können ꝛc.

„Diese herrlichen Bruchstücke zu einem gleichwerthigen Ganzen zu gestalten kann eben nur ein Schiller ebenbürtiges Génie." Nat.-Ztg. 46, 230.

Über das vereinzelt vorkommende zu vor einem von dem Hilfszeitwort können abhängenden vorangestellten Infinitiv s. mein Wörterb. I S. 9856 unter „können" 4b, Hauptschwier. S. 193a Nr. 2 und hier in der Zeitschr. z. B. III S. 453; V S. 145 Nr. 6a; S. 441 Nr. 7. Richtig hätte das hervorgehobene zu weggelassen oder sonst das Hilfszeitwort können etwa durch das selbständige Zeitwort vermögen ꝛc. ersetzt werden müssen und außerdem würde die Deutlichkeit gewonnen haben, wenn das der Form nach nicht erkennbare Dativ-Verhältnis an dem Eigennamen Schiller durch einen Zusatz von vorn herein deutlich hervorgehoben worden wäre, also etwa: Diese herrlichen Bruchstücke zu einem Ganzen gestalten kann [oder: zu gestalten vermag] eben nur ein unserm Schiller ebenbürtiger Dichtergeist [als Ersatz für das hier entbehrliche Fremdwort Génie].

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Deutsches Reichsblatt. 14. Jahrg. (erscheint wöchentlich am Sonnabend, 8 Seiten stark). Pr. vierteljährlich 50 Pf. Berlin, Rudolf Mosse.

Freytag's Schulausgaben. Leipzig, G. Freytag.

Shakespeare Julius Cäsar, herausgegeben von Alois Hruschke (1893) 100 S. Pr. geb. 50 Pfg.

Shakespeare, Kaufmann von Venedig, herausgegeben von Julius Seifert (1894) 104 S. Pr. geb. 50 Pf.

Schiller, Braut von Messina, herausgegeben von Karl Tumlicz (1894) 150 S. Pr. geb. 70 Pf.

Joh. Heinr. Voß, Luise und der 70. Geburtstag, herausgegeben von Ludw. Zürn (1894) 124 S. Pr. geb. 60 Pf.

Émile Henry, Agrégé de l'Université, Schiller, Jeanne d'Arc (La Pucelle d'Orléans), Tragédie romantique. Edition classique du texte allemand avec introduction et commentaire. Paris, Librairie classique Eugène Belin, Belin Frères 1894 XXXIV p. u. 335 p.

Dr. Herm. Klammer. Vergil's Äneis Gesang I (in Ottave Rime); Tibull, Ausgewählte Elegien (in gereimten Jamben) 1894 (Progr. Nr. 439) 66 S. Elberfeld, Sam. Lucas.

Briefkasten.

Herrn **Alfr. Bauer** in Paris. Verbindlichen, freundlichen Dank für Ihren — wie Sie sehen — in diesem Heft zum Abdruck gelangten Beitrag, wie für die willkommnen sonstigen Mittheilungen. Auf die angeregten Fragen werde ich demnächst zurückkommen.

Herrn **Rich. Pöpmann** in Gröditz bei Rhesa: In dem mir übersandten Ausschnitte aus dem Chemnitzer Tageblatt finden sich die Worte:

„Mit einer Ansprache des Kaufmanns Wilhelm W., stellvertretendem Vorsitzenden des Vereins."

Sie wünschen (unter Hinweis auf meine Hauptschwier.) meine Ansicht zu hören, ob in solchem Falle die regelwidrige Apposition im Dativ in Bezug auf einen Genitiv als „entschuldbar" bezeichnet werden könne. Ich antworte, wie Sie richtig vorausgesetzt haben, mit Nein. Der Schreiber hätte die Apposition mit hinzugefügtem Artikel (da ohne diesen der Genitiv in der Form nicht deutlich erkennbar ist) in den richtigen Genitiv setzen sollen: „des Kaufmanns . . ., des stellvertretenden Vorsitzenden (des Vereins)", wobei das Eingeklammerte (ein von einem Genitiv abhängender Genitiv) als überflüssig besser weggeblieben wäre, da der Verein schon im Vorhergehenden genannt ist, also einfach:

„In Anerkennung seiner Thätigkeit zur Förderung des vogtländischen-erzgebirgischen Industrievereines wurde ihm . . . vom Vorstande mit einer Ansprache des Kaufmanns Wilh. W., des stellvertretenden Vorsitzenden", [oder noch besser in umgekehrter Reihenfolge: „mit einer Ansprache des stellvertretenden Vorsitzenden, des Kaufmanns Wilh. W."] ein künstlerisch ausgeführtes Ehrenmitgliedsdiplom überreicht."

Auf Ihre zweite Frage erwiedere ich kurz, dass meiner Ansicht nach richtig in dem Satze: „ich habe Ihnen Nichts (und im Gegensatz: Etwas) mitzutheilen" den durch Sperrdruck hervorgehobenen Wörtern der große Anfangsbuchstabe zu geben ist, vergleichen Sie dagegen: „ich habe Ihnen etwas (Gegensatz: nichts) Wichtiges mitzutheilen und sehen Sie namentlich in meinen Hauptschwier. S. 89 b die Bemerkung unter dem Titelkopf Das und das dort weiter Angeführte in meinen „Vorschlägen zur . . . einheitlichen Rechtschreibung" und hier in der Zeitschr. VII S. 54 Nr. 25.

Den Herren **Gustav C . . .** und **Wilh. L . . .** in Prenzlau. „Keiner der beiden Angeschuldigten war erschienen. St. hatte dem Gericht angezeigt, dass er sich in Rom befinde und der Vorladung keine Folge leisten würde. Der Gerichtshof beschloss, gegen beide Angeklagte einen Haftbefehl zu erlassen."

Ihr Streit dreht sich darum, ob es nicht auch in dem ersten — ähnlich wie in dem Schlussatz — besser geheißen hätte: „Beide Angeschuldigten waren nicht erschienen."

Meine Entscheidung, die Sie hierüber anrufen, lautet dahin, dass es allerdings einfach auch so hätte lauten können, wenn eben der Berichterstatter zusammenfassend

von den zwei Angeschuldigten in Betreff ihres Erscheinens vor dem Gerichte Dasselbe berichten wollte. Wenn er aber einen Unterschied in ihrem Verhalten hervorheben wollte, wonach nur der eine von ihnen dem Gericht eine Anzeige über seinen derzeitigen Aufenthaltsort gemacht, der andere aber nicht, so ist natürlich auch die gewählte Fassung berechtigt.

Herrn **L. Görke** in Berlin: Das Gesuchte finden Sie in meinem Wörterb. Bd. I S. 389b. Gelegentliche ähnliche Zusendungen werden willkommen sein.

Fräulein **Christiane Gr . . .** in Güstrow: Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie in dem in der Meklenb.-Strel. Landes-Ztg. vom 25. März enthaltenen **Satz**:

„Dass es wohl zu den bestgelungendsten Werken des Verfassers gehört“ in dem hervorgehobenen Superlativ eine starke Häufung von Fehlern gegen die Sprachlehre finden. Vollkommen wäre die einfache Steigerung gewesen „Zu den gelungensten Werken“; auch ließe man es sich wohl gefallen, wenn der Schreiber gesetzt hätte: „zu den bestgelungenen“. Fehlerhaft aber ist schon die Doppelsteigerung: zu den **bestgelungensten** &c. Aber er hat sich damit noch nicht genug gethan: er schiebt noch ein ganz unberechtigtes d ein: „zu den bestgelungendsten“, sehen Sie gefl. in meinen Hauptschwier. das Ausführlichere auf S. 263b—266 und auf S. 87c.

Herrn **E. Stern** in Waren (Meklenbg): Meine vorläufige kurze Antwort werden Sie erhalten haben. Eine ausführlichere Beantwortung der mir vorgelegten Frage erfolgt in einem der nächsten Hefte.

Herrn **Karl Spalding** in Straßburg i. Elsaß: An der von Ihnen bezeichneten Stelle spreche ich ja eben aus, dass eine Wendung wie: „nach meiner unmaßgeblichen Ansicht“ &c. zu denen gehöre, welche nach Goethe's Wort „der Schriftsteller vermeidet, jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überläßt.“ Besten Gruß.

Herrn **Friedr. P.** in Potsdam: Sie senden mir aus einem Aufsatze von Eugen Zabel in der Morgenausgabe der National-Ztg. vom 29. März 2 Stellen ein, mit dem Wunsche, meine Ansicht darüber zu hören:

1. „Der die moderne deutsche Geschichte von der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reiches so wie Wenige mit durchlebt und durchfühlt hatte.“

„Würde“, fügen Sie hinzu, „es nicht üblicher gelautet haben: durchgelebt und durchgefühlt?“

In solchen Fällen kommt sowohl die echte wie die unechte Zusammensetzung vor, sehen Sie gefl. mein Wörterb. I S. 511a und II S. 65b, auch die Belege.

2. „Die Post brachte ihm stets eine Fülle von begeisterten Zuschriften und Kundgebungen aus aller Herren Länder.“

„Müsste hier das letzte Wort nicht richtig Ländern lauten?“

Allerdings! sehen Sie die Inhaltsverzeichnisse zu den verschiedenen Jahrgängen der Zeitschr. Auffällig ist es allerdings, dass auch ein Schriftsteller von der Bedeutung wie Eug. Zabel sich von dem vielgerügten Fehler nicht frei hält. Besten Gruß.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 10. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Der Mummenschanz im zweiten Faust.[1]

Von Dr. Herman Schrader.

Wie kommt ein Mummenschanz, eine Maskerade, ein Puppenspiel in den Faust hinein, in diese tiefernste Dichtung? und gerade an diese Stelle, nachdem wir so eben einen Blick in die Zerrüttung des Reichs gethan haben, wo das entfesselte Faustrecht das allgemeine Elend auf die Spitze getrieben hat? Hatte vielleicht Goethe, der in Weimar schon oft Maskenaufzüge eingerichtet und aufgeführt hatte, gerade noch den Entwurf eines solchen handschriftlich liegen, den er hier gelegentlich anbringen konnte? Haben denn somit doch Die etwa Recht, die den Mummenschanz für das verworrene Machwerk eines altersschwachen Greises ausgeben? — Es ist ja freilich sehr bequem, wenn Jemand sagt: Worin ich keinen Sinn finde, das hat keinen Sinn. Wir meinen vielmehr: Es kann sehr wohl sein, was der Eine für einen Fehler hält, erkennt der Andere für einen Vorzug. Der Eine sieht in einem im Dunkel leuchtenden Punkte ein Stücklein schimmernden faulen Holzes, der Andre erkennt in ihm einen lebendigen Leuchtkäfer oder gar einen funkelnden Diamanten. Nun, wir werden ja sehen.

Wir wollen möglichst gründlich zu Werke gehen, damit unsre Behauptungen festen Grund und Boden haben. Das ganze Streben des Mephistopheles, um seine Wette zu gewinnen, muſste dahin zielen, Faust zu dem Geständnis zu bringen, daſs er sich glücklich fühle, daſs er zum Augenblick sage: Verweile doch, du bist so schön. Zu dem Ende will er ausführen, was er als seinen Plan ausspricht: wir sehn zuerst die kleine, dann die große Welt. „Die kleine Welt" ist das Liebesleben des ersten Theils. Diese brachte seiner Wette keine Erfüllung. Drum muſs er nun

[1] Man wird es mir nicht verübeln, wenn ich das Wort Mummenschanz nach jetzigem wohl allgemeinem Sprachgebrauch männlich nehme, während Goethe es weiblich nimmt. — Zugleich möcht' ich bemerken, daſs es mir fern liegt, alle Gedanken, die hier gebracht werden, für meine eigenen Entdeckungen auszugeben. Ich habe nun seit sechzig Jahren fleißig den Faust gelesen und viel über ihn gedacht, hab' auch, was schon Gedrucktes über den Faust mir zu Händen kam, gern gelesen. Jetzt aber bin ich außer Stande, im Einzelnen nachzuweisen, was Eigenes, was etwa Fremdes ist. Mir wird es genügen, wenn der wohlwollende Leser diesen Aufsatz als meine selbständige Arbeit anerkennt. Es kam mir vorzugsweise darauf an, den inneren Zusammenhang der einzelnen Gruppen des Mummenschanzes und den Zusammenhang desselben mit der ganzen Dichtung nachzuweisen; denn nur auf diese Weise kann ein wahres Verstehen des Faust erreicht werden.

in „die große Welt“ hineingehen. Diese ist doch nirgends so unmittelbar zu finden als am kaiserlichen Hofe. Für die meisten Menschen ist es ja das höchste Ziel ihrer Wünsche und ihres Strebens, eine hohe Stellung im Staat zu erreichen. Bei Vielen wohl aus Ehrgeiz und Eitelkeit; bei Vielen aber auch aus edlen Beweggründen. Sie suchen Macht, Einfluss, Geld und Gut, um für ihre Thatkraft einen Wirkungskreis zu finden und ihre Ideen, ihre Ideale in die Menschenwelt einzuführen. Faust gehört den Letzteren an; Mephisto freilich mag ihn zu den Ersteren zählen. Kurz, wir finden Beide am kaiserlichen Hofe in unmittelbarer Nähe des Kaisers.

Von vornherein wollen wir nun sagen, dass man nicht nach einem bestimmten Kaiser suchen soll, den Goethe gemeint habe. Alte Faustsagen bringen den Faust mit Kaiser Karl V. oder mit Maximilian I. zusammen, andre haben Karl IV. genannt. Soll durchaus ein bestimmter gefunden werden, so dürfte keiner passender sein als Wenzel (1378—1400), unter welchem das Reich wirklich in dem hier geschilderten Zustande war. Goethe aber hat sicherlich mit Absicht Züge aus verschiedenen Zeiten zu einem Gesammtbilde zusammengefügt und sich nicht an Person und Jahreszahl gebunden. Sagt er doch selbst, alle Poesie verkehre in Anachronismen. „Die Ilias, wie die Odyssee, die sämmtlichen Tragiker und was uns von wahrer Poesie übrig geblieben ist, lebt und athmet nur in Anachronismen.“ Ja, in der klassischen Walpurgisnacht legt er selbst dem Chiron die Worte in den Mund: G'nug, den Poeten bindet keine Zeit.

Der Dichter lässt uns nun einen Blick in den Hof und das Reich des Kaisers thun. Da sehen wir überall höchst beklagenswerthe Zustände, wie sie in mittelalterlichen Zeiten nur allzuhäufig waren. Der Kaiser ist ein zwar nicht bösartiger, aber äußerst schwacher Fürst, der nur für Glanz und Vergnügen Sinn hat. Nachdem er kurz den Staatsrath begrüßt hat, ist seine erste Frage nach dem Hofnarren, den er vermisst. Dieser ist ihm selbst in dieser ernsten Stunde unentbehrlich, wie der Astrolog, der aus den Sternen ihm und dem Reiche nur Glück und Heil verkündet hat.

Nur widerwillig fügt er sich dem Drängen des Staatsrathes auf eine Berathung. Zuerst nimmt der Kanzler das Wort, wahrscheinlich derselbe, der im 4. Akt als Erzbischof auftritt. Es war übrigens der Kurfürst von Mainz Reichskanzler. Vor Allem, sagt er, fehle die Gerechtigkeit im Lande, justitia regnorum fundamentum. Jeder raube nach Belieben, was er wolle, Jeder denke nur an Selbsterhaltung und Selbstbefriedigung, Niemand habe Achtung vor Recht und Pflicht, und der Richter, der nicht strafen könne, geselle sich selbst zum Verbrecher; kurz,

es herrscht wüste Anarchie. Der Heermeister (der Obergeneral im 4. Akt) fügt eine Schilderung des weit verbreiteten Faustrechts hinzu. Der Schatzmeister und der Marschalk klagen über große Geldnoth, die Kassen sind leer, die Hilfsquellen versiegt, selbst die kaiserliche Hofhaltung kann nur durch Anleihen und Verpfändungen dürftig erhalten werden. Noth an allen Ecken und Enden, so dass der Kaiser in komischer Verzweiflung ausruft: Sag, weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephistopheles, der die Stelle des Hofnarren eingenommen hat, weiß durch seine Antwort: „Ich keineswegs“ und durch tröstliche Verheißungen und lockende Aussichten schnell die Gunst des Kaisers zu gewinnen. Seine Reden sind eine kluge Mischung von prahlerischen Glücksversprechungen und von tiefernster Wahrheit. Zu der letzten Art rechne ich den bedeutenden Ausspruch, wenn das ganze Übel mit der Wurzel solle ausgerottet werden, so gehöre dazu „begabten Manns Natur- und Geisteskraft.“ Nur wahre Geistesgröße, verbunden mit nicht wankender Energie (denn so verstehe ich diese Worte) vermögen so Großes gründlich zu vollbringen. Mephistopheles mag bei diesen Worten vielleicht an Faust denken. Er weiß zugleich aber auch, dass solche Worte hier kein Gehör finden. Im Gegentheil. Sowie der Kanzler nur die Worte „Natur und Geist“ hört, so wittert er schon sträflichen Atheïsmus. Die Geistlichkeit, zumal die höhere, die er geradezu Heilige nennt, und die Ritterschaft seien die wahren, würdigen Stützen des Thrones, wofür sie denn auch Kirche und Staat zum Lohn bekommen müssten; der Pöbel aber und die Ketzer, diese Hexenmeister, verdürben Stadt und Land. Mephistopheles weist den Vorwurf mit der sehr scharfen Bemerkung zurück, des Kanzlers armseliger Geist sei gar nicht fähig, solch hohe Begriffe wie Natur und Geist zu verstehen. Der Kaiser aber findet sich durch dieses Redegefecht, das ihm wie eine langweilige Fastenpredigt vorkommt, so wenig befriedigt, dass er von Mephistopheles fordert, er solle nun die versprochene Hilfe bringen. Dieser giebt nun in weiteren Reden an, wie er Geld schaffen werde, mehr noch als man verlange. Später löst er sein Versprechen durch Erfindung des Papiergeldes ein. Nur der Kanzler grollt noch, die übrigen Räthe sind durch die frohe Aussicht erfreut und der ungeduldige Kaiser kann die Rettung aus den Nöthen kaum erwarten; aber schon die gewisse Hoffnung treibt ihn zu dem Entschluss, die jetzigen Karnevalstage recht lustig zu feiern. — Mephistopheles geißelt am Schluss der ganzen Scene die oberflächliche, thörichte, niedrige Gesinnung des ganzen Staatsrathes, der da wähnt, das Glück könne plötzlich aus den Wolken dem Menschen in den Schoß fallen, mit der sinnigen Bemerkung, dass glücklicher Erfolg nur aus wahrem Verdienst erwachsen könne:

7*

Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Jetzt sind wir so weit, dass wir den Mummenschanz, seine Bedeutung und Wichtigkeit verstehen und würdigen können. Wir müssen jedenfalls annehmen, dass Faust wohl Monate lang am kaiserlichen Hofe gelebt und einen tiefen Blick in das ganze Getriebe gethan hat. Der Dichter hebt aus dieser ganzen Zeit zur Charakterisierung nur eine einzige Scene heraus, in welcher Faust weder Anlass noch Lust hat, das Wort zu ergreifen. Ja, das Mittel des Mephistopheles, die Schöpfung des Papiergeldes, um der allgemeinen Noth abzuhelfen, hat durchaus nicht seinen Beifall. Er hat aber die ganze Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit des herrschenden Zustandes erkannt. Kann es ihn reizen oder locken, an diesem Hofe, in diesem Staate, unter diesem Kaiser eine hohe Stellung zu begehren oder anzunehmen? Hier ist so Vieles verderbt und verfault, dass selbst der höchste ehrliche Beamte unter solchem Oberhaupte keine gesunden Zustände zurückzuführen vermöchte. Drum macht er keinen Versuch, sich dort einzureihen; aber er will Rechenschaft geben, dass er vollkommen erkannt hat, was der bürgerlichen Gesellschaft und dem Staate Noth thut, welche Elemente wohlthätig und fördernd, und welche ihr feindlich und verderblich sind. Da ist es nun der geniale Gedanke des Dichters, dies uns nicht etwa in einer satirischen Rede an Mephistopheles, oder in einer lebhaften Auseinandersetzung an den Kaiser vorzuführen, sondern in sinnvollen Bildern und Gestalten bringt er es für unsre Augen zu lebendiger Anschauung. Ich fürchte nicht, missverstanden zu werden, wenn ich den Mummenschanz gewissermaßen Faust's oder Goethe's politisches Glaubensbekenntnis oder politisches Testament nennen möchte.

Auf den Staat also, auf die bürgerliche Gesellschaft haben wir unsern Blick zu richten. Da ist's nun von Alters her hergebracht, von drei Ständen, dem Nährstande, dem Lehrstande und dem Wehrstande zu reden. Darauf geht hier Goethe nicht ein. Auch redet er nicht, wie etwa ein Professor des Staatsrechts, von dem Wesen und von den Gliedern des Staates; denn dann hätte er der Verfassung, der gesetzgebenden und ausführenden Gewalten, des ständischen Elementes, der Grundbesitzer, des Adels, der Regierung, bis zur Krone gedenken müssen. Auch die bürgerliche Gesellschaft als solche will er nicht schildern; denn dann hätte er (etwa nach Art des Philosophen Fichte) als die Grundbestandtheile 1) den Producenten, also den Landwirth nennen können, 2) den Künstler, d. h. den Verarbeiter jeder Art, also den Gewerbetreibenden, 3) den Kaufmann,

der im weitesten Sinne den Austausch vermittelt. Auch ein Wort über Obrigkeit, über Rechtspflege, über Polizei wäre am Orte gewesen. — Nein, der Dichter stellt sich ein höheres Ziel. Jenes alles hatte er ja genugsam vom kaiserlichen Hofe aus in seinen Gliederungen kennen gelernt. Das alles war ja vorhanden, und doch überall Noth, Verarmung, Rechtslosigkeit, Faustrecht (Anarchie). Drum fordert der Dichter — und Das ist der große Gedanke des Mummenschanzes — sittliche Erneuerung. Von Innen heraus muss die Besserung und Heilung des heillosen Zustandes erfolgen. Das kleidet nun unser an Geisteskraft und Weisheit hervorragender und an Erfahrung reicher Dichter in sinnlich anschauliche Gestalten, in liebliche, um das Wohlthätige, Förderndе zu zeigen, in abschreckende, um vor dem Verderblichen, Zerstörenden zu warnen.

Der ganze Mummenschanz lässt sich nun bequem in etwa sechs Gruppen oder Kreise zerlegen. Der erste Kreis bringt uns zunächst ein recht liebliches Bild. Der Dichter scheint hier an Ortschaften und Gegenden zu denken, welche abgeschieden von den großen Kreisen der Welt liegen und von ihren Kämpfen ziemlich unberührt bleiben. Acker-, Garten- und Obstbau ist ihre Beschäftigung und liefert ihnen die Bedürfnisse ihres einfachen Lebens. Wenn zu den Ährenkränzen (dem Bilde des Ackerbaues) und zu den Olivenzweigen mit Früchten (dem Sinnbilde des Friedens und der Eintracht) auch noch Blumenkränze hinzutreten, wenn die Gärtnerinnen sich und ihren Kram hübsch aufputzen, wenn sie liebliche Gesänge, von einfachen Mandolinen und Lauten begleitet, anstimmen: so erhalten wir das Bild eines noch unverdorbenen Naturvölkchens und eines idyllischen Lebens.

Aber schon in diesen harmlosen Kreis, wo es sich nur um äußere Lebensgüter handelt, schleichen sich Schlangen ein. Die Idee eines goldenen Zeitalters ist auch für ihn ein Traum. Ein einfaches Naturleben in ungekünstelter Sitte ist auf die Dauer nicht haltbar. Gleich zu Anfang das Stärkste: die frivole Mutter fordert ihre lüsterne Tochter auf, durch ihre sinnberückenden Künste sich einen Mann zu erhaschen, also eine Ehe zu stiften, die schon in ihrem Ursprung vergiftet ist. Ihr ist es nur um eine gute Versorgung der Tochter zu thun, nach Neigung und Liebe und Herzensgemeinschaft wird nicht gefragt. In den Fischern und Vogelstellern, die sich alsbald ihr und ihren Gespielinnen nahen, haben wir wohl unternehmende Liebhaber zu denken.

In unsrer Gruppe, wo es sich vorzugsweise um den Gewinn und den Verbrauch äußerer Güter handelt, tritt auch schon der scharfe Gegensatz zwischen Genießenden und Arbeitenden hervor. Diejenigen nämlich, welche wir den Besitzenden und Reichen gegenüber das Proletariat nennen

würden, werden uns in vier Persönlichkeiten vorgeführt, in dem Holzhauer, dem Pulcinell, dem Parasiten und dem Trunkenen. Der ungestüm und ungeschlacht auftretende Holzhauer, als der eigentliche Arbeiter, fühlt es, dass er Sklavendienste thut, und spricht es aus, dass ohne seine saure Arbeit die Genießenden Nichts hätten und darben müssten. Der Pulcinell oder Polichinell (täppisch, fast läppisch) lebt im Verschmähen jeder eigentlichen nützlichen Arbeit als Lustigmacher und Possenreißer ein sorgloses Leben, und, wenn er nur vergnügt aus dem Tage in den Tag weiter leben kann, so ist's ihm höchst gleichgültig, wie die Andern — lobend oder verächtlich — über ihn urtheilen. — Noch eine Stufe niedriger stehen die Parasiten. Sie sehen es recht gern, dass die Arbeiter sich abquälen, um Güter zum Genießen zu schaffen; sie selbst wollen durch fleißiges Bücken vor dem Gönner, durch Schmeichelreden und durch bejahendes Nicken sich mühelosen Genuss erwerben. — Am tiefsten endlich steht der Trunkene. Er hat sich — wenn ihm die Sucht nicht angeboren war — wohl aus Verzweiflung darüber, dass er in dieser zerfahrenen Welt es doch zu Nichts bringen könne, dem Trunke hingegeben, und er fröhnt dieser rohen Begierde bis zu dem Grade, dass er bewusstlos am Boden liegt und sich in diesem Zustande höchst behaglich fühlt.

Endlich lässt Goethe andeutungsweise noch verschiedene Poeten, oder sagen wir lieber Versemacher auftreten. Wahre Poesie kann auf diesem ungesunden Boden nicht gedeihen; aber gewandte Verskünstler wissen die Gastereien, die Freischießen, Kriegerfeste, Hochzeiten, Kindtaufschmäuse geschickt zu verschönen und sich den Mitgenuss an Dem allen zu sichern. Für empfindsame Gemüther ein Frühlingslied, für die Feier geschichtlicher oder gesellschaftlicher Gedenktage ein schmeichelhaftes Gedicht. Alles aus Selbstsucht. Andere kennen den Geschmack des großen Haufens (hoch und niedrig), dem nur behagt, was die Nerven prickelt und das Herz erstarren macht, und ergehen sich desshalb in Schilderungen des Schaurigen, Hässlichen, Grausigen und Gespenstischen. Der Einzige, den Goethe zum Worte kommen lässt. ist der Satiriker. Mit Recht. Nur dieser hat in solchen trostlosen Zeiten Berechtigung. Er hat die Gebrechen der Zeit erkannt: unbekümmert um Beifall oder Missfallen der Menge schildert er in markigen Versen (nach Art eines Juvenal) die Sittenlosigkeit der Gegenwart, sammelt um sich die wahren Volksfreunde und bahnt eine bessere Zukunft an.

Blicken wir zurück! Hat Goethe diese Scene für die Zeit ums Jahr 1800 gedichtet? Gewiss, aber zugleich auch mit Hinblick auf kommende Zeiten. Ja, wir möchten sagen, die ganze Ausführung passe besser auf das Ende als auf den Anfang des Jahrhunderts. Ist nicht zum

großen Theile unsre jetzige Litteratur (wie auch Malerei und Musik), unter dem Vorwande, natürlich sein zu wollen, und aus Effekthascherei darauf erpicht, in Schilderungen und Darstellungen das Prickelnde, das Betäubende, das Berauschende, ja das Gemeine zum Ausdruck zu bringen? Und sodann bedarf es nur einer kurzen Hindeutung, daſs der Gegensatz zwischen Reich und Arm, zwischen Genießenden und Arbeitenden in unsern Tagen weit schärfer hervortritt und die Kluft zwischen beiden viel breiter ist als zu Goethe's Zeiten. Der Ansturm und Kampf gegen den Kapitalismus und gegen die Anhäufung riesiger Reichthümer in wenigen Händen wird jetzt mit größerer Bitterkeit geführt. Wer Ohren hat zu hören, Der höre!

Der Dichter geht noch tiefer in die Sache hinein, indem er uns eine zweite Gruppe vorführt. Um nun nicht die einzelnen Figuren in prosaïscher und geschmackloser Weise etwa in der Art: Ich bin das Vertrauen. Ich bin die Eifersucht, einführen zu müssen, bedient er sich in sinniger Weise der griechischen Mythologie, deren Gestalten als ausgeprägte Symbole jedem Gebildeten bekannt sind. Er führt uns in die große bürgerliche Gesellschaft ein und zeigt uns zuerst in den Grazien, was ihr vor Allem zu ihrem Bestehen und Gedeihen Noth thut. Schon ihre Namen deuten auf ihren schönen Beruf hin. Aglaia, d. h. Glanz, Hegemone, d. h. Führerin, Gebieterin (statt ihrer wird sonst wohl Thalia, d. h. die Blühende genannt) und Euphrosyne, d. h. Frohsinn, Heiterkeit. In drei schlichten Verspaaren sprechen sie es aus: Anmuthiges oder liebevolles Geben, liebevolles Empfangen und liebevolles Danken. Ein Jeder soll freiwillig, von Liebe getrieben, ein Gebender, ein Empfangender, ein Dankender sein. Jeder tauscht gegen Jeden seine Gaben aus. Es ist hier der Gedanke der Bergpredigt „Gebet, so wird euch gegeben“ etwas weiter ausgeführt. Es soll nun dieses gegenseitige Austauschen nicht etwa ein Austausch materieller Güter nach Art von kaufmännischen Geschäften sein, sondern was Herz und Mund und Hand eines Jeden in Gesinnung, in Wort und in Werk jedem Andern, der Dessen bedarf, gewähren und leisten können, Das werde allseitig gewährt und geleistet. Wir dürfen es auch Gemeinsinn nennen mit seinem schonenden, mäßigenden, heilenden, ordnenden, fördernden Bestreben, der im Bunde mit der Bescheidenheit und Friedfertigkeit gern auch das eigene Recht der allgemeinen Gerechtigkeit unterordnet. Fürwahr, eine köstliche Gemeinschaft, wo solche Grundsätze zur That werden in allen Gliedern!

Es folgen die drei Parzen Atropos (die Unabwendbare), Klotho (die Spinnerin des Lebensfadens) und Lachesis (die das Lebenslos Bestimmende). Goethe vertauscht — abweichend von den Alten — ihr Thun und läſst die Atropos den Lebensfaden spinnen und die Klotho mit der

Scheere ihn zerschneiden. Bei den Griechen sind die Parzen eigentlich die Vertreterinnen des Schicksals, des unentrinnbaren Fatums. Goethe hebt sie zu edlen Mahnerinnen empor. Atropos mahnt Alle, zumal die zarte Jugend, an das Maßhalten in der Freude. Klotho dagegen mahnt zum fröhlichen Genuss harmloser Freuden. Lachesis endlich, „die allein Verständige", vermittelt geschickt zwischen beiden, zwischen der Strenge und der Sorglosigkeit, dass willig Jeder sich selbst beschränke und einreihe in die sittliche Weltordnung. Nicht wird mit mürrischer Strenge jeder Sinnenlust der Krieg angekündigt, aber vor ihrem vergiftenden Hauche und vor ihrer schimpflichen Knechtschaft wird eindringlich gewarnt. (Weife ist übrigens Haspel, Garnwinde.) — So hat uns Goethe durch tiefere Erfassung und Veredlung der griechischen Parzen wesentlich zur Erkenntnis dessen geführt, was zum Heil der bürgerlichen Gesellschaft dient. Diese soll kein Vertrag sein, wo die Persönlichkeiten sich starr gegen einander geltend machen, sondern eine sittliche Gemeinschaft und Ordnung, wo eine bessere Einheit zu Stande kommt, wo der Einzelne die Sprödigkeit seines Ichs aufgiebt, wo die Herzen gegenseitig ausgetauscht werden und Geschenk gegen Geschenk gegeben wird. In dieser sittlichen Ordnung ist selbstsüchtige Willkür ausgeschlossen, vielmehr herrscht wahre Freiheit. Ordnung und Gesetz ist die geistige Lebensmilch, die stärkende Nahrung der Seele. Wie Schiller so schön und wahr sagt:

> Heil'ge Ordnung, segensreiche
> Himmelstochter, die das Gleiche
> Frei und leicht und freudig bindet. —
> Sie gewöhnt zu sanften Sitten
> und webt das theuerste der Bande, den Trieb zum Vaterlande.

Eine dritte Gruppe. Goethe liebt es — und Das ist schön — dem Wohlthätigen das Feindselige, der Lichtseite die Schattenseite gegenüber zu stellen. Den Grazien und Parzen lässt er die Furien folgen. „Sie anzusehn", d. h. wenn man sie bloß ansieht, so möchte man sie wegen ihrer Schönheit, Wohlgestalt, Freundlichkeit und Jugend leicht als willkommne Gäste begrüßen; allein bei näherer Bekanntschaft verwandelt sich ihre scheinbare Taubeneinfalt in Schlangenfalschheit. Sie heißen Alekto (die Ruhelose, d. h. die dem flüchtigen Missethäter keine Ruhe lässt)[1], Megära (die Missgönnende, Feindliche) und Tisiphone (die Mordrächerin). Die Furien (die Rasenden), diese Halbgöttinnen heißen bei den Griechen Erinnyen, d. h. die Zürnenden, Rächenden, und mit einem Glimpfworte Eumeniden, d. h.

[1] Das e in Alekto darf nicht, wie es gewöhnlich geschieht, kurz gesprochen werden, sondern lang und gedehnt. Mit kurzem e würde das Wort etwa bedeuten: Die nicht sprechen kann.

die Gutgesinnten, Wohlwollenden, Huldvollen. Sie stellen die Strafe vor, welche allen bösen Handlungen folgt, besonders die Rache des eignen Gewissens. Goethe, der sie als solche nicht verwenden kann, verwandelt ihr Nach-Thun in ein Vor-Thun, ihr Strafen des Bösen in ein Anreizen und Verführen zum Bösen. Es ist besser, vor der That die von ihnen drohenden Gefahren zu kennen und sich warnen zu lassen, als nach der That in vergeblicher Reue ihrer Rache anheimzufallen. — Jede sittliche Verbindung beruht auf Vertrauen, und zumal die Ehe bedarf in erster Linie der Liebe und Treue. Da schmeichelt nun zuerst Alekto in tückischer List sich bei den Verlobten ein und verdächtigt bei dem Bräutigam die Braut, und bei der Braut den Bräutigam. Wenn auch äußerlich eine Versöhnung erfolgt, es bleibt doch immer etwas Misstrauen hängen (audacter calumniare, semper aliquid haeret). — Megära geht noch einen Schritt weiter. Wenn der Ehebund schon geschlossen ist, kommen doch Stunden, wo die Gewohnheit die Empfindung für das Glück abstumpft, wo Launen und Grillen Sehnsucht nach irgend einem unbestimmten Glück wecken, wo man selbst Unmögliches erstrebt (den Frost, das Eis zu erwärmen). Hier setzt nun Megära ein, fördert solche Wahngebilde, entfrembet die Herzen einander und untergräbt das Glück der Ehe.[1] — Solche Entfremdung und Zwietracht der Gatten steigert nun Tisiphone zu offenbarer Feindschaft. Die enthüllte Untreue des Einen facht den Hass des Andern zu solcher Wuth an, dass er gar zu Gift und Dolch greift. — Wie tief hat der Dichter das Wesen der Ehe und die unentbehrlichen Erfordernisse des ehelichen Glücks erkannt, und wie eindringlich warnt er vor den Gefahren, die schlangenhaft leise heranschleichen und mit Gift und Dolch enden. Unentbehrlich für die Ehe ist Vertrauen, Liebe und Treue; für jede größere sittliche Gemeinschaft, für das bürgerliche Leben ist es Rechtschaffenheit und Treue und Glauben. Selbstsüchtige Leidenschaft führt zu wildem Hass und zu blutigen Verbrechen.

Ein großartigeres Schauspiel als bisher stellt sich in der vierten Gruppe unsern Blicken dar. Ein Koloss nahet sich in der Gestalt eines riesigen Elephanten mit langen Zähnen und mit einem Rüssel. Eine

[1] Der von Megära genannte Asmodi ist aus dem apokryphischen Buch des Alten Testaments Tobias entlehnt (im 3., 6. und 8. Kapitel). Hier ist er in die Sara, die Tochter des Raguel, verliebt und tödtet daher nach einander ihre sieben Verlobten, die sich ihr nahen wollen. Der junge Tobias endlich treibt ihn auf Rath des Engels Raphael durch den Rauch einer gebratenen Fischleber und Fischherzens in den obersten Theil von Egypten, wo er vom Engel gefesselt wird. Seitdem gilt er als der Eheteufel. Mephistopheles nennt ihn auch in der Walpurgisnacht. — Die Etymologie des Namens ist dunkel.

zarte Frau, die auf seinem Nacken sitzt, leitet ihn mit ihrem Stäbchen, und eine andre Frau, herrlich hehr, mit breiten Flügeln, von Glanz umgeben, steht hoch aufgerichtet auf seinem Rücken. Der Herold sagt nicht, wer sie seien: aber die Leiterin des Kolosses giebt sich bald selbst als die Klugheit zu erkennen. Und aus dem ganzen Zusammenhange ersehen wir, dass der Koloss den Staat bedeutet. So hat uns der Dichter zu der höchsten Erscheinung oder Ordnung der menschlichen Gesellschaft hingeführt. Der Staat ist mehr als die bürgerliche Gesellschaft oder die Familie, er fasst die verschiedenartigen Interessen der Einzelnen zu einer Einheit zusammen, regelt, wo die Interessen einander zuwiderlaufen, und fasst die einzelnen Theile zu einem harmonischen Ganzen, zu einem Organismus zusammen. Die geflügelte hehre Frau auf dem Koloss wird uns später als Viktoria, die Göttin aller Thätigkeiten, gedeutet. In ihr finden wir den Kern des Ganzen. Die Thatkraft Aller soll zum Wohle des Ganzen zusammenwirken und die Klugheit, wir dürfen auch sagen, die Weisheit soll Alles zum Besten leiten und den Willen richten nach den wahren Gütern und Zwecken. In der Menschenwelt, im Staate, können und sollen Kraft und Klugheit verbunden sein, was in der Thierwelt selten vereint ist, wo dem Löwen die Stärke, dem Fuchse die Klugheit zugetheilt ist. Der Löwe verschmäht die List, der Fuchs erhascht durch List seine Beute.

Die Klugheit hat sich gleich bei ihrem Auftreten als solche bewährt, indem sie zwei gefesselte Frauen mit sich führt, welche sich alsbald als die Furcht und die Hoffnung zu erkennen geben. Nun, dass Furcht für den Staat unheilbringend sei, leuchtet ohne Weiteres ein. Aber auch die Hoffnung? Die Hoffnung, welche Goethe im Gedicht „Meine Göttin" neben der Phantasie so hoch stellt?

> Doch kenn' ich ihre Schwester,
> die ältere, gesetztere,
> meine stille Freundin;
> o dass die erst
> mit dem Lichte des Lebens
> sich von mir wende,
> die edle Treiberin,
> Trösterin, Hoffnung!

Beide, Furcht und Hoffnung, werden redend eingeführt und wir erkennen aus ihren Worten, dass unter Furcht hier nicht etwa die kluge Vorsicht, das politische Misstrauen, die ἀπιστία des Demosthenes, und unter Hoffnung nicht die auf Einsicht beruhende berechtigte Erwartung besserer Zustände zu verstehen sei, sondern die Furcht ist hier die Angst, die überall Gespenster sieht und aus Bangen vor dem Kommenden hoffnungslos und unthätig die Hände in den Schoß legt. Die Hoffnung hier aber

schaut eine rosige Zukunft, spricht bei Warnungen: es wird ja so schlimm nicht werden, macht das laissez faire, laissez passer oder — wie Mönche sagen: omnia sinere vadere, sicut vadunt, zu ihrem Grundsatz und lebt sorgenfrei in den Tag hinein. Es ist hier also, wie wir uns jetzt ausdrücken würden, der Pessimismus und der falsche Optimismus verworfen. Dagegen fordert die Viktoria eine allseitige, frische, kluge Thätigkeit. Drum hat die Klugheit Recht, wenn sie jene Furcht und Hoffnung zwei der größten Menschenfeinde nennt, die dem Staat fern gehalten werden müssen. Der Pessimismus in seiner hoffnungsarmen Müdigkeit und mit seinem Glauben: es hilft ja doch Nichts, lähmt die Thätigkeit und erschlafft den Muth; der gute Optimismus ist voll Lebensfreudigkeit und zu frischer, fröhlicher Thätigkeit und zu muthigem Kampf jederzeit bereit.

Noch eine unheimliche Gestalt führt uns der Dichter vor, eine Zusammensetzung aus Thersites, dem schmähsüchtigen, häslichen, neidischen Verhöhner der griechischen Helden vor Troja, namentlich des Achilleus und Odysseus, und aus Zoïlus, dem Grammatiker des 3. vorchristlichen Jahrhunderts, Homersgeißel genannt, weil er auf Homer seine gehässigen Angriffe richtete. In diesem Zoïlo-Thersites sind Die abgebildet, welche alles rühmliche Thun verunglimpfen, das Große in Staub und Schmutz ziehen, in heimlichem Dunkel verhetzen, das Edle anschwärzen, kurz die Geister, die stets verneinen; man möchte sie heut mit dem Namen Nörgler zusammenfassen. — Solch Gelichter darf der Herold nicht dulden, er schlägt mit seinem Stabe die widerwärtige Gestalt nieder („da!“), die sich alsbald krümmt und windet und zu einem ekeln Klumpen sich zusammenballt, der sich zu einem Ei aufbläht, aus welchem dann eine Otter und eine Fledermaus herausfallen. Die im Staube kriechende Otter ist Tücke und Falschheit, die zur Decke fliegende Fledermaus die im Dämmerlicht gegen geistiges Licht heimlich und hämisch ankämpfende Häslichkeit. Ich muſs der Versuchung widerstehen, der Otter und der Fledermaus Namen aus der Geschichte der letzten Jahre oder Jahrzehnte unterzulegen. Wir sehen aber somit auch hier, daſs die Goethischen Gestalten wahrhaft typisch sind. — Das zuschauende Volk hat so viel gesunden Sinn, daſs es vor der Otter, die es schon an den Füßen fühlt, und vor der Fledermaus, die es in seinen Haaren spürt, sein Entsetzen ausspricht. -- So sind wir aus der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft bis zum Staat emporgestiegen, und wissen, daſs Weisheit und Kraft ihn regieren müssen und nur diese ihn vor inneren Gefahren und Feinden behüten können.

Zur fünften Gruppe schnaubt ein Viergespann geflügelter Drachen mit einem prächtigen Wagen heran. — Der Herold selbst ist überrascht und schaudert ob dieser Erscheinung, die er nicht zu deuten weiß. Der

Knabe, jung und schön, der vom Wagen aus diese Rosse lenkt, gebietet ihnen Halt und fordert, dass dieser Ort durch friedliche Stille geehrt werde. Er giebt sich und die Begleitenden ausdrücklich für Allegorieen aus. Nachdem nun auf seine Aufforderung der Herold von dem jugendlichen Wagenlenker eine reizende, und von dem auf dem Wagen thronenden hohen, reichen und milden König eine würdevolle Schilderung gegeben hat, nennt der Knabe Lenker diesen den Plutus, den Gott des Reichthums, und sich selbst die Poesie. Es scheint hienach, als wären wir durch diese Deutung jeder weiteren Erklärung überhoben. Es scheint aber auch nur so. In Wahrheit ist auch hier etwas Geheimnisvolles, wie es Goethe gern in seine Dichtungen einwob, das uns zu näherem Eingehen nöthigt, um uns vor naheliegendem Missverständnis zu behüten.

Wir finden in dem Mummenschanz nicht eine lange Reihe zusammenhangsloser hübscher Bilder, sondern eine tief durchdachte organische Entwicklung. Wir denken uns die Sache so. Viktoria, die Göttin edler Thätigkeiten, hat eine Zeit lang mit Weisheit und Kraft regiert; und durch Anspannung der gemeinsamen geordneten Thätigkeit Aller ist ein friedlicher materieller Wohlstand im Reiche geschaffen. Nun dies äußerliche Behagen eingetreten ist, macht der menschliche Geist sein Bedürfnis nach Höherem und Idealem geltend. Daher ist Plutus allerdings der äußerliche Reichthum, aber er ist daneben noch mehr, er ist auch der geistige Reichthum, mit Einem Worte etwa (die Intelligenz) die Bildung. Wo Bildung mit Wohlhabenheit verbunden ist, da findet jede Wissenschaft und jede Kunst eine willkommene Stätte. Der äußerliche Reichthum wird durch Pflege von Wissenschaft und Kunst geadelt. Hier wird das Wahre, Gute und Schöne gepflegt, welches auf Alles bildend, erhebend, läuternd einwirkt und einen lieblichen Glanz auf Alles verbreitet. Zu solcher Arbeit in diesem schönen Lebensgebiete sind eben die Gebildetsten und Erleuchtetsten des Volkes mit ihren Kräften und Gaben berufen. Es ist eine heitere Welt von edlen Freuden und Genüssen und Bestrebungen, die sich uns hier öffnet und die vorzugsweise durch den Knaben Lenker so verschönt wird.

Wenn dieser nun von sich selbst sagt, er sei die Poesie, so müssen wir diesen Begriff einschränken, während wir den des Plutus erweitert haben. Es ist hier keinenfalls die hohe ideale Poesie in ihrer erhabensten Erscheinung gemeint; denn um diese zu erfassen, sind erst die Mütter des 2. Aktes, und um sie zu gestalten, ist die Helena des 3. Aktes erforderlich. Sagt der Knabe Lenker doch selbst, dass er Tanz und Schmaus, wir können getrost sagen, das ganze gesellige und gesellschaftliche Leben belebt und schmückt. Jenes Heiligthum, jenes tiefe Geisterreich, in dem eine

Iphigenie, ein Tasso, ein Faust, ein Wallenstein, eine Braut von Messina geboren werden, ist hier nicht aufgeschlossen. Hier sind Dichtungen der Art gemeint, wie sie Goethe selbst in vielen Singspielen, in geselligen Liedern, in Festgedichten, Zuschriften an Personen, und zu Maskenzügen in großer Anzahl gedichtet hat.

Wenn man diese Gedanken über Plutus und Knabe Lenker im Auge behält, so wird von Dem, was sie im Folgenden sagen und thun, Nichts dunkel bleiben. Nur das Eine wollen wir noch hervorheben, dass der große Haufe keinen Sinn hat für die Gaben, welche der Knabe Lenker mit verschwenderischer Hand ausstreut. Er hat nur Sinn für Nutzen und für materiellen Genuß; drum sind ihm die Gaben der Poesie gleichgültig, ja widerwärtig und verwandeln sich in seinen rohen Händen in Käfer und Gewürm, das er schnell wegwirft; denn er kennt und mag nur handgreifliche Schätze. Nur hier und da lodert auf diesem und jenem Kopfe ein Flämmchen auf, Vielen entschlüpft es, bei Einzelnen bleibt es haften und leuchtet in kurzem Flor, d. h. hier und da findet sich wohl eine Seele, welche für Gaben der Poesie und Kunst Sinn und Empfänglichkeit hat.

Wenn man zu unsrer Scene — nach einer Äußerung Goethe's — die Behauptung aufgestellt hat, in der Maske des Plutus stecke Faust, so ist Das — ohne dass ich die Sache leugnen will – in meinen Augen eine höchst überflüssige und unnütze Frage. Denn, ob Faust persönlich eine Rolle bei der Aufführung übernommen hat oder nicht, fördert das Verständnis um keinen Deut. Oder wenn es etwa bedeuten soll, dass Plutus der Vertreter von Faust's Anschauungen ist, so ist damit so gut wie Nichts gesagt. Denn nicht bloß Plutus, sondern auch der Knabe Lenker, ja auch die Grazien, die Parzen u. s. f. sprechen Faust's Ansichten aus, wie sie der Dichter bald dem Einen, bald dem Andern in den Mund legt. Man möge sich daher nicht einbilden, mit jener Behauptung Wunder was Weises gesagt zu haben.

Ja, noch mehr. Wenn Goethe selbst zu Eckermann gesagt haben soll, in dem Knaben Lenker stecke der spätere Euphorion, so ist Das — vorausgesetzt, dass Eckermann richtig gehört hat — ein Ausspruch des Dichters, den wir zu seiner Richtigstellung ein wenig beschränken müssen. Denn Goethe kann höchstens gemeint haben, dieser Knabe sei eine untergeordnete Vorstufe des Euphorion. Denn während der Knabe jene Gattung der Poesie abbildet, die wir oben geschildert haben, ist Euphorion das Erzeugnis aus der Verschmelzung der klassischen und romantischen Dichtung, die erst im dritten Akt vollzogen wird. Es wäre deshalb doch recht thöricht, hier schon einen Euphorion finden zu wollen. Dazu kommt, dass

Goethe unzweifelhaft im Euphorion dem Lord Byron ein Denkmal hat setzen wollen. Was aber hier der Knabe Lenker sagt und thut, widerspricht dem Wesen Byron's in schlagender Weise. Drum halten wir Beide gebührend auseinander.[1]

Die Richtigkeit dieser Auffassung wird auch durch noch folgende Worte des Plutus bestätigt. Als nämlich das unruhige Treiben und die Verworrenheit des großen Haufens noch durch „ein fratzenhaft Gebild" vermehrt wird, fordert Plutus den Knaben Lenker, dem er erst sein höchstes Wohlgefallen erklärt hat, selbst auf, die Einsamkeit zu suchen, dort in der Stille eine ideale Welt zu schaffen; denn die Poesie soll nicht bloß das gesellige Leben erheitern und seine Genüsse verschönen und schmücken, sondern sie soll auch eine Verkündigerin, Darstellerin und Auslegerin der idealen göttlichen Weltordnung sein. Das ist eine versteckte Hinweisung auf die „Mütter" des 2. Aktes.

Goethe giebt nun auch hier wieder das Widerspiel zum Plutus in einem „fratzenhaften Gebilde", in dem Abgemagerten und von Hunger und Durst Abgezehrten, der bisher auf der Goldkiste des Plutus-Wagens gesessen hat. Die rohe Menge, die keinen Sinn für die poetischen Gaben des Knaben Lenkers hat, wendet sich neugierig diesem Charlatan und Hanswurst zu. Da es hauptsächlich Frauen sind, die ihn umdrängen, so richtet er seine scheltenden Worte an sie; früher hätten sie sparsam und fleißig Haus und Herd versorgt, jetzt wendeten sie, was der Mann erwerbe, an ihren Leib und ihren Buhlen und an feines Essen und Trinken. Die dadurch empörten Weiber greifen ihn mit scharfen Worten an und drohen ihn thätlich anzugreifen, so daſs der Herold durch die sich schüttelnden und feuerspeienden Drachen Ruhe schaffen muß.

Nun läſst Plutus die mit Schätzen gefüllte eherne Kiste vom Wagen heben, öffnet sie und bietet ihre vielen Kleinodien den Blicken dar. Die Menge will unter wüstem Geschrei der schmelzenden, wogenden, wechselnden Gefäße und gemünzten Rollen sich gewaltsam bemächtigen. Der Herold sucht zwar sie durch das Wort zu beschwichtigen, daſs hier im Maskenspiel Alles nur Schein und schönes Spiel sei ohne wahren Gehalt und

[1] Jetzt, nachdem mein Aufsatz längst vollendet ist, erhalte ich Kunde von dem Ausspruche Goethe's bei Eckermann: „Der Euphorion ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personificiert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist, derselbe Geist, dem es später beliebt, Euphorion zu sein, erscheint jetzt als Knabe Lenker, und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig sein und zu jeder Stunde hervortreten können." — Diese Worte widersprechen unsrer Ansicht durchaus nicht, die den Unterschied nur noch bestimmter, schärfer hervorhebt, als es Goethe gethan hat.

Werth; aber es bedarf noch, dass Plutus mit dem feuersprühenden Stabe die ungestüme goldgierige Menge zurückschlägt, welche entsetzt von dannen flieht. — Es sind also Feinde der gesetzlichen staatlichen Ordnung, welche aus unsittlicher Genussucht und ungezügelter Goldgier die geordneten Verhältnisse stören und verwirren und Recht und Gesetz untergraben wollen; gehen sie doch offenbar auf gewaltsame Beraubung des Plutus aus. Drum werden sie durch Drohung und durch Erweckung von Furcht in ihre Schranken gewiesen.

Nun nimmt „der Geiz“ noch einmal das Wort. Wenn Mephistopheles im ersten Theile sagt: Ich bin des trocknen Tons nun satt, muss wieder recht den Teufel spielen, so sind die Worte, die jetzt der Geiz spricht, so echt mephistophelisch, dass man sie getrost als seine Worte ansehen kann oder auch immerhin annehmen mag, er spiele hier in Person die Rolle des Geizes. Da, wie er sagt, die Weiber immer voran sind, wo es was zu gaffen, was zu naschen giebt, so regt er ihre (und seine eigne) Lüsternheit dadurch an, dass er das unter seinen Händen wie ein Teig weich gewordene Gold zu Gestaltungen knetet, welche offenbar die Sittlichkeit verletzen und die sinnliche Gier erregen (vielleicht Phallus-Gestalten). Der Herold vertreibt ihn kurzweg aus diesem Kreise.

Es folgt endlich die sechste, die letzte Scene. Blicken wir zusammenfassend zurück. Wir haben erkannt, welche Gesinnungen und welche Thaten und Kräfte die sittlichen Ordnungen, die Familie, die bürgerliche Gesellschaft, den Staat aufbauen und welche sie untergraben und niederreißen. Der Dichter hat uns aus niederen Stufen bis zu jener hohen hin emporgeführt, wo Bildung, Wissenschaft, Poesie und Kunst bei wohlgeordneten Verhältnissen in glücklicher Blüthe stehen. Aber wir haben auch wahrgenommen, dass es unter den lachenden Fluren hier oben doch tief unten in der Erde unheimlich gärt und grollt. Die rohe Masse ist für Edles unempfänglich und sucht, die gesetzlichen Schranken niederzureißen; selbst das weibliche Geschlecht in diesen Kreisen ist entartet, missachtet häusliche Pflicht, bricht eheliche Treue und entbrennt für äußerlichen Putz und sinnlichen Genuss. Nehmen wir dazu, dass Faust an diesem kaiserlichen Hofe die ganze Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit des im Reiche herrschenden Zustandes gesehen hat, und dass er auch klar erkannt hat, von diesem Kaiser und dieser Regierung könne schlechterdings keine Besserung und keine Gesundung aus der Verderbnis herbeigeführt werden: so ist es nicht bloß begreiflich, sondern unabwendbar, dass eine Katastrophe hereinbrechen muss. Drum ist es wieder ein bewunderungswürdiger genialer Zug Goethischer Weisheit, dass er den so heiter beginnenden Mummenschanz mit der Revolution schließt (wie es Plutus schon im Voraus ahnt).

Mit Getümmel und Gesang stürmt in wilder Lust das Gefolge des großen Pan (des Kaisers) herbei: Faunen, Satyrn, Gnomen und Riesen. Die Faunen (von favere. Günstige, Gute) sind ursprünglich bei den Römern Wald- und Feldgottheiten und Beschützer der weidenden Herden. Hier aber haben wir an ihre andre Eigenschaft zu denken, dass sie es auch lieben, die Menschen zu necken, zu erschrecken und zu ängstigen. Sie sind lüsterne Verfolger der ihnen entfliehenden Nymphen und bauen auf ihre eigene Unwiderstehlichkeit. Sagen wir statt Nymphen überhaupt Frauen, so haben wir Das, was der Dichter an ihnen hervorheben will. — Die Satyrn, eigentlich Begleiter des Bacchus, stellen das üppige und ausgelassene Naturleben in niedrer, sinnlicher Gestalt und muthwilliger Roheit dar. In ihrer ungezügelten Freiheit und in schrankenloser Ungebundenheit verhöhnen sie jede sittliche Ordnung. Übermüthige Willkür ist ihr Charakter. Will man ein Beispiel dieser Frauen und Satyrn aus neuerer Geschichte haben, so brauchen wir nur an das Treiben des französischen Hofes und Adels zur Zeit Ludwig's XIV. und XV. zu erinnern. — Die Gnomen (der Name vielleicht vom griech. gnonai, die Kundigen) sind zwerghafte Erd- und Berggeister, welche in der Erde, in Felsen und Bergen wohnen und die dort liegenden Schätze bewachen. An sich sind sie weder gut noch böse, sie können aber Beides sein. Sie selbst nennen sich „den frommen Gütchen nah verwandt", also den guten holden Hausgeistern, und „wir sind der guten Menschen Freund". Hier aber fördern sie das Gold und Eisen an den Tag, das die Menschen zum Stehlen, zum Kuppeln, zum Morden missbrauchen. Ja, „wer die drei Gebot veracht't (also das 5., 6. und 7. des Dekalogs), sich auch Nichts aus den andern macht." Ihre Gaben werden also zu Gift und zerstören jede sittliche Ordnung. — Auch die nun folgenden Riesen sind an sich weder gut noch böse. Sie selbst nennen sich die wilden Männer, wie man sie früher auf größern Silbermünzen, jetzt noch als Wappenhalter darstellt, mit einem entwurzelten Tannenbaum in der Hand. Während die Zwerge (in der Sage) dem Menschen an Verstand überlegen sind, so wohnt dagegen bei den Riesen in einem kräftigen Leibe ein beschränkter Geist. Sie stellen die rohe Kraft dar, und, ob sie zum Heil oder zum Verderben gereichen, hängt, wie bei den Gnomen, davon ab, wie man ihre Kraft verwendet. Bei beiden Wesen kommt es auf ihren Gebieter an, ob sie ein Segen oder ein Fluch werden.

Entkleiden wir nun diese vier Gestalten ihrer äußeren Erscheinung, so bleibt uns als Kern für ihre Bedeutung in dem Gefolge des Kaisers: Sinnlichkeit und Lüsternheit, übermüthige Willkür, Goldgier, rohe Gewalt. Oder, sagen wir es gerade heraus, der Kaiser (mit sammt seinem Hofe)

ist ein sinnlicher, übermüthiger, rücksichtsloser, habgieriger, d. h. besser: verschwenderischer, selbstsüchtiger, unumschränkter, despotischer Herrscher.

Jetzt führen Nymphen den Kaiser selbst heran. Er erscheint als der große Pan. Bei den Griechen war Pan ein Sohn des Hermes oder Zeus, ursprünglich ein Wald- und Weidegott, weshalb sein Name wohl zuerst Paiôn (von paio weiden) gelautet haben mag. Der Name kürzte sich nach und nach in Pan ab, und die Bedeutung dieses Wortes (Alles) verschuldete das Missverständnis, dass man ihn zum Symbol des Weltalls machte. Hier knüpft Goethe an, mit den Worten: Das All der Welt wird vorgestellt im großen Pan. Hat es Goethe nicht wieder meisterhaft getroffen, dass er uns diesen Kaiser als Pan vorführt? Das ist doch nur mit andern Worten der stolze Ausspruch Ludwig's XIV.: der Staat bin ich! — Höchst sinnig ist es auch, dass gerade Nymphen den Kaiser führen und ihn völlig umschließen. Sie umgaukeln und umgarnen ihn, und umnebeln alle seine Sinne durch Weihrauchwolken. Alle Züge des griechischen Gottes tragen sie in süßen lockenden Reden auf ihn über, bis auf den „panischen Schrecken“, den seine Stimme gleich Blitzesknattern und Meergebraus hervorrufe, wie bei Pan, der auch Krieger des Bacchus ist. Nun, mit diesen Zügen sind doch deutlich genug die Schmeichler des Fürsten gezeichnet, die ihn mit steten Lobpreisungen hoch über alle Erdenmenschen erheben, die seine Augen bewahren, dass er die Nöthe des Landes nicht sehe, und seine Ohren, dass er nicht ein klagendes Wort höre. Fröhlicher Genuss immerdar ist das Losungswort.

Eine Deputation der Gnomen kommt zu dem großen Pan. Sie berichten, sie hätten eben eine Quelle entdeckt, die bequem unermessliche Schätze liefere, mehr als je mit Wünschelruthen zu finden seien; er brauche nur die Hand danach auszustrecken, so sei Alles sein, ihm und der Welt zu Gute. Plutus, der den genusssüchtigen und verschwenderischen Kaiser kennt, und der schon lange Unheil geahnt hat, sieht alsbald ein gräuliches Ereignis hereinbrechen, vermag es aber nicht zu hindern. Und so erfahren wir aus des Herolds Munde, was die Zuschauer mit eignen Augen vorgehen sehen: Die Zwerge führen den großen Pan sachte zur Feuerquelle heran, in der die glühenden goldenen Massen bald in tiefen Schlund hinabsinken, bald bis oben an den Rand aufsieden. Der lüsterne Pan beugt sich über sie, sein langer Bart fängt Feuer, und sogleich steht er, stehen seine Begleiter und was da von Menschenhand aufgebaut ist, in hellen Flammen. Und der Herold schildert in ergreifenden Worten die unglückselige Nacht, die so viel Leid über Alle gebracht habe. „Ich höre aller Orten schreien: Der Kaiser leidet solche Pein. Verflucht sei die Schaar, die ihn verführt hat.“

Das ist die Revolution, die aus solcher Verderbnis aller sittlichen Ordnung unabwendbar hervorbrechen muſste. Die obere Schicht des Volkes mit Einschluſs des Hofes, eine Schar üppiger Nichtsthuer, ohne alle sittlichen Grundsätze, ohne guten Willen und ohne Arbeit für das Wohl des Landes, selbst ohne Kenntnis der wahren Bedürfnisse des Volks, gewissenlos im Begehen zahlloser Ungerechtigkeiten und im Verüben empörender Skandale, versunken in den Schlamm der Üppigkeit und Ausschweifung und darum schlaff und leer im Geiste, wie mit Blindheit geschlagen für die Erkenntnis der Frucht, die aus solcher Aussaat unaufhaltsam hervorwachsen muſste: Das alles trieb das Volk endlich zur Verzweiflung und zur Raserei, die sich in der Revolution, in dem Umstürzen des Bestehenden Luft machte. Wie ein gewaltiger Strom rauscht sie daher und verwandelt stolze Raubschlösser in wüste Trümmer.

Gar fein hat der Dichter auch den Ausbruch der Revolution geschildert. Nur die kleine Unvorsichtigkeit, daſs der Kaiser sich zu weit über die Feuerquelle beugt und seinen Bart der Flamme aussetzt, setzt Alles in Brand, ruft den Ausbruch der Revolution hervor. Es ist ja geschichtliche Wahrheit: wenn im Staate Alles unterwühlt ist und die Unzufriedenheit so allgemein geworden ist, daſs Jeder fühlt und sagt: so kann es nicht weiter gehn: dann bedarf es oft nur eines ganz unbedeutenden Anlasses, um den hellen Aufruhr ausbrechen zu machen. Der kleinste Feuerfunke bringt das Pulverfaſs zur Explosion, und ein Fingerhut voll Wasser macht das gefüllte Glas überfließen.

Der Herold spricht nun — beklagend und warnend zugleich — das Ergebnis der gemachten Erfahrung in den inhaltsschweren Worten aus: Solch Unheil wird hervorgerufen, wenn die Jugend (die genuſsfähigen, noch nicht greisenhaften Kreise) maßlos dem schrankenlosen Genusse der Freude sich hingiebt ohne Ahnung und Beachtung von Gesetz und Pflicht, und wenn der Herrscher seine Stellung und seine Gewalt miſsbraucht zu selbstsüchtigen Zwecken und zu ungezügelter Genuſssucht. Wo Beide sich in die Hände arbeiten, da geht das Verderben seinen Gang.

O Jugend, Jugend, wirst du nie
der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit, wirst du nie
vernünftig, wie allmächtig wirken?

Soll nun die Revolution siegen? soll sie zur Schreckensherrschaft, zum berüchtigten Terrorismus sich entwickeln? soll das übervolle Maß des Jammers in Kürze die reiche Kaiserpracht in einen Aschenhaufen, in klägliche Trümmer verwandeln? — Das kann der Dichter, kann Faust nicht wollen, damit nicht schließen. Aber woher soll Hilfe und Rettung

kommen? — Der Dichter hat auch hier wieder die feinste Lösung gefunden. Plutus spricht:

> Schrecken ist genug verbreitet,
> Hilfe sei nun eingeleitet.

Mit seinem heiligen Wunderstabe ruft er feuchte Nebel und rieselnde Wölkchen herbei, welche leicht und schnell den Flammenbrand löschen. — Erinnern wir uns nun, was wir als das Wesen des Plutus erkannt haben, so sagt uns der Dichter durch diese Art der Lösung, dass eben nur die gebildeten, intelligenten, wohlmeinenden, besitzenden Kreise im Stande sind, den wilden Aufruhr zu bändigen, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen und die Wiedergeburt der bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft herbeizuführen.

Beiläufig wollen wir noch sagen, dass der Ausbruch des Brandes nicht etwa ein zufälliges Unglück ist, wider den Willen und zur Bestürzung der Veranstaltenden geschehen. Nein, er liegt durchaus im Plane des Mummenschanzes, und die gefahrlose Darstellung der (zum Theil vielleicht nur scheinbaren) Flammen bot keine größere Schwierigkeit, als wir sie auf Theatern und bei Feuerwerken oft ganz ruhig ansehen.

Wer hat nun noch den Muth zu sagen, der Mummenschanz sei das verworrene Machwerk eines altersschwachen Greises?! Solch Urtheil richtet sich selbst. Ich meine vielmehr: Der Dichter hat uns durch alle Kreise der Gesellschaft in tiefsinniger Weise hindurch geführt, uns ihre wesentlichen Bestandtheile gezeigt und in mannigfachen Bildern und Gestalten ermunternd und warnend offenbart, was ihr Heil und Segen bringt und was sie ins Verderben reißt. — Und für die Stellung und Bedeutung des Mummenschanzes, der doch eine Veranstaltung des Faust ist, sehen wir jetzt klar, dass es den Faust nicht locken kann, in diesem Staat, unter diesem Kaiser, wo der Reichthum des Landes in eitler Genusssucht vergeudet und das Recht der nicht privilegierten Stände mit Füßen getreten wird, eine amtliche Stellung einzunehmen; vielmehr erkennt er, dass diese allgemeine Zerrüttung zur Revolution führen muss, wie sie ja thatsächlich im vierten Akt eingetreten ist. — Wo in der gesammten Litteratur ist ein Stück, das uns in gleich schöner Form solche Fülle tiefer Weisheit bringt? Was ist Das für ein Kopf, der Das zu erdenken vermochte! Drum wollen wir dankbar scheiden von diesem Kleinod Goethischer Dichtung!

Fällig; überfällig.

Über dies Eigenschaftswort, das Adelung und alle ihm nachfolgenden Wörterbücher nur in Bezug auf „Geldsummen, Abgaben u. s. f., deren

bestimmte Zahlungszeit vorhanden ist", in der Bedeutung = „zahlbar" aufführen, habe ich auf die Anregung des Herrn L. Ott in Wien, dem ich so manchen schätzenswerthen Beitrag danke, in verallgemeinerter Bedeutung als einen geläufigen und meiner Ansicht nach um seiner Kürze willen sehr empfehlenswerthen Ausdruck der heutigen Verkehrssprache in einem eigenen Aufsatz hier in der Zeitschrift 3. Jahrg. S. 116—119 gehandelt, woraus ich hier zunächst nur wiederhole, dass „der Ausdruck fällig auch in Bezug auf Beförderungsgelegenheiten und Verkehrsmittel gebraucht wird, die plan- und regelmäßig zu einer festgestellten, bestimmten Zeit eintreffen sollen, z. B. also in Bezug auf die Post, die Eisenbahn, Dampfschiffe u. s. f." Weiterhin habe ich dann noch gesagt: „Es bedarf nun wohl keiner langen Erörterung und Auseinandersetzung, dass in den hier besprochenen Fällen die Anwendung des Eigenschaftswortes fällig eine sich durch Kürze und Allgemeinverständlichkeit sehr empfehlende glückliche Verallgemeinerung des früher auf Zahlungen eingeschränkten Gebrauchs ist. In dieser Verallgemeinerung bezeichnet also dann fällig den für das Eintreten oder Eintreffen von Etwas bestimmten, festgesetzten Zeitpunkt oder den Zeitpunkt, in welchem das Eintreten oder Eintreffen zu erwarten ist rc.; und so würde man — meiner Ansicht nach —, um zu den bisher erwähnten Anwendungen noch eine andere zu fügen, z. B. auch sagen können: Der sogenannte Encke'sche Komet erschien früher, als er nach der Berechnung der Sternkundigen fällig war. Encke hat diese Verkürzung der Umlaufszeit dadurch zu erklären versucht, dass man bei der Berechnung den für einen so wenig dichten Weltkörper nicht außer Acht zu lassenden Widerstand des sogenannten Äthers nicht mit in Anschlag gebracht habe u. s. w.

Als Nachtrag zu diesem Aufsatz habe ich dann noch im 4. Jahrg. der Zeitschr. S. 476 aus der National-Ztg. einen Satz angeführt, worin es heißt: „Dass der überfällige Dampfer Ethiopia mit gebrochenem Schaft in der Nähe der Tory-Inseln gesehen worden rc."

Und heute las ich nun in der National-Ztg. (Abend-Ausgabe vom 2. April, Jahrg. 47 Nr. 204) die folgenden Sätze:

„Das Schicksal des Dampfers ‚Ems' vom Norddeutschen Lloyd erregt große Besorgniss. Die ‚Ems' ist heute sieben Tage überfällig, ohne dass man irgend eine Nachricht hätte, welche über ihren Verbleib Auskunft gäbe" und weiterhin:

„Inzwischen wird aus Newyork telegraphiert, dass der Dampfer derselben Gesellschaft ‚Roland', welcher am 14. März von Bremerhaven abging, gestern Abend dort eingetroffen ist. Auch er ist — wohl in Folge schlechten Wetters — überfällig gewesen rc."

Da nun auch in der so sorgfältig bis auf den heutigen Tag fortgeführten Ergänzung des vortrefflichen Sachs-Villatte'schen Encyklopäd. deutsch-französischen Wörterbuches diese Anwendungen der Ausdrücke fällig und überfällig noch fehlen, so habe ich geglaubt, wiederholt durch das Vorstehende an diese Erweiterung und Bereicherung unseres Sprachschatzes erinnern zu sollen.

Einige kleine sprachliche Bemerkungen zu einem Aufsatze in der „Gegenwart" LXV., S. 45.

Die erste bezieht sich namentlich auf die Rechtschreibung und knüpft sich an den Satz:

„Ein Gesetz . . ., wonach deutsche Länder, deren Dynastie ausgestorben ist und für deren erledigten Thron kein noch so entfernter Verwandter deutschen Stammes kandidiert, entweder als Reichsterritorien verwaltet werden oder einen vom Reichstag gewählten neuen Herrscher erhalten, der nicht regierendes Mitglied einer unserer Fürstenfamilien sein müsste."

In dieser Schreibweise tritt nicht klar und unzweideutig hervor, dass — wie es gemeint ist — das nicht in der vorletzten Zeile mit dem unmittelbar folgenden Mittelwort regierendes zu verbinden ist. Diesem Missstand könnte abgeholfen werden durch die Schreibweise nicht-regierendes mit dem die Zusammengehörigkeit der beiden Wörter hervorhebenden Bindestriche oder sonst durch Vorsetzung des unbestimmten Geschlechtswortes, also: der ein nicht(-)regierendes Mitglied . . . sein müsste. Außerdem fällt die Menge entbehrlicher Fremdwörter auf, vgl.: „Ein Gesetz, wonach deutsche Länder, deren Herrschergeschlecht ausgestorben ist und für deren erledigten Thron kein noch so entfernter Verwandter deutschen Stammes als Bewerber auftritt, entweder als Reichsgebiet verwaltet werden oder ein vom Reichstag zu wählendes nicht(-)regierendes Mitglied einer unserer Fürstenfamilien als Herrscher erhalten müssten", s. wenige Zeilen weiter: „Obgleich es mir mangelnder poetischer [dichterischer] Begabung wegen unmöglich ist, ihn so brutal anzulyriken [vgl.: so roh und ungeschliffen anzusingen], wie . . . der Dichter des Herzog-Alfred-Marsches, der . . ., wie folgt, deliriert [faselt]." Ich verkenne dabei nicht, dass der sich als Timon d. J. unterzeichnende Vf. absichtlich dies Wort anlyriken zur Verhöhnung des allerdings durch seine erbärmlich geradebrechte deutsche Reimerei den Spott herausfordernden Engländers eigens gebildet haben wird. Und doch ist sein Tadel und Spott.

wenigstens in einem Punkte, nicht ganz begründet, wenn er dem Engländer, der im Reime zu „verwaiset" schreibt:

„Auf, auf, du treue Volkesschar,
Bring wundervolle Grüße dar,
Den edlen Herrscher preiset!"

die Belehrung zu Theil werden läfst: „preise! Im Englischen zieht ein Kollektivwort, wie ‚Volkesschar' allerdings den Plural nach sich, aber so weit sind wir leider noch nicht." Hat denn Timon d. J. niemals die Verse von Uhland gelesen:

„Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war.
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht" — ?

vgl. weitere ähnliche Beispiele in meinen „Hauptschwierigkeiten" S. 243b unter dem Titelkopf: „Sammelnamen".

Wechsel von Zeit und Modus.

Von P. L. Ipsen in Kopenhagen.

(Schluss.)

Ein ähnlicher Wechsel wie nach „ohne dafs" kommt nach „kaum dafs" vor:

39. [Jetzt sah Baron Raven diese Packete] durch; sehr flüchtig, kaum dafs ihn ein Billet oder ein Brief zu kurzem Sinnen reizte. Illustrierte Zeitung Nr. 2565, (vgl. gereizt hätte).

d) **nach „zu . . ., als dafs".**

40. Frau von Benstoff ist zu überrascht, ja bestürzt über die unerwartete Wendung der Angelegenheit, als dafs sie sogleich die richtige Antwort findet. Illustrierte Zeitung Nr. 2582. (vgl.: fände).*

41. Graf Tisza aber ist ein zu alter und leidenschaftlicher Parteimann, als dafs ihm diese Unbefangenheit zugetraut würde. Vossische Zeitung 1892 Nr. 542 Abend-Ausgabe. (vgl.: zugetraut wird).*

42. Herr Delbrück läßt sich von seiner Einbildungskraft zu weit fortreißen, als dafs er die thatsächlichen Verhältnisse kühl abzuwägen vermöchte. Vossische Zeitung 1893 Nr. 10 Abend-Ausgabe. (vgl.: vermag).*

* vgl. (s. S. 45 die Fußanmerkung zu Nr. 38) – zu Nr. 40: oder: gefunden hätte; — zu Nr. 41: Die Ansicht der Zeitung ist, Graf T. sei (oder wäre) ein zu alter . . . Parteimann, als dafs ihm diese Unbefangenheit zugetraut werde (oder: würde), zugetraut werden könne (oder: könnte), zuzutrauen sei (oder: wäre), — zu Nr. 42: Der Redner meinte, Herr D. lasse (oder: ließe) sich . . . zu weit fortreißen, als dafs er die . . . Verhältnisse kühl abzuwägen vermöge (oder: vermöchte), —

43. Die innere Verderbnis war in dem römischen Weltreiche schon zu weit vorgeschritten, als daſs es durch dieses Heilmittel neu zum Leben erweckt werden konnte. Vossische Zeitung 1893 Nr. 153 Morgen-Ausgabe. (vgl.: hätte erweckt werden können).*

44. Die Lehre war zu neu, zu überraschend, als daſs sie in ihrer reinen Gestalt sofort allgemeine Aufnahme hätte finden können. Vossische Zeitung 1893 Nr. 153 Morgen-Ausgabe. (vgl.: finden konnte).

45. . . ., Stambulow ist ein zu kluger und vorsichtiger Mann, als daſs er auf Grundlage zweifelhafter Aktenstücke den Feldzug gegen Rußland begonnen hätte. Vossische Zeitung 1892 Nr. 357 Morgen-Ausgabe. (vgl.: begonnen hat).

Wenn es heißt:

46. Der materielle Vortheil liegt zu sehr auf der Hand, als daſs die moralische Niederlage gar zu tief gefühlt werden dürfte. Vossische Zeitung 1893 Nr. 28 Abend-Ausgabe,

— so liegt die Sache hier wohl etwas anders. Man sagt ja auch im Hauptsatze: „Die moralische Niederlage dürfte** nicht zu tief empfunden werden", und dieses „dürfte" ist nun auch in dem mit „als daſs" eingeleiteten Nebensatze zur Anwendung gekommen, ohne daſs die Verbalform verschoben worden ist (oder: wäre).

e) **nach „größer, als daſs".**

47. . . ., da das „herum" sich offenbar mehr an das davor stehende „im Halbkreis" anschließt, als daſs es mit dem folgenden „standen" ein sogenanntes unecht zusammengesetztes Zeitwort bildet, . . . Sanders' „Zeitschrift für deutsche Sprache" VI, 111. (vgl.: bildete).

48. . . ., aber eher tragen Sperlinge Korn in die Scheuer, als daſs ihr euch bemüht, mit sparsamem Sinn das Gut eures Herrn zu hüten! Georg Ebers „Eine Frage" S. 1. (vgl.: bemühtet).

49. Denn im schlimmsten Falle läſst der Redakteur eines anständigen Blattes eher sechs Monate Gefängniſs über sich ergehen, als daſs er sich einer ehrlosen Handlung schuldig machte. Vossische Zeitung 1892 Nr. 511 Morgen-Ausgabe (vgl.: macht).

50. Sie setzt lieber ihr Leben auf's Spiel, als daſs sie es darauf ankommen ließe, mir danken zu müssen. Ludwig Thaden „In der Sommerfrische" S. 25. (vgl.: läſst).

zu Nr. 43: Der Geschichtsschreiber sagt, daſs die innere Verderbnis in dem römischen Weltreiche schon zu weit vorgeschritten gewesen sei (oder: wäre), als daſs es durch dieses Heilmittel neu zum Leben hätte erweckt werden können. Der Herausg.

** s. die Fußanmerkung zu Nr. 61 ff. und zu Nr. 66 ff. auf S. 105. Der Herausgeber.

51. [Er] rief lieber einen Fremden zu Hilfe, als dass er sich an seinen Vater gewendet hätte. „Aus Österreich's deutschen Gauen“ S. 132. (vgl.: wendete).

52. . . ., nicht ahnend, dass ihr guter Sohn, um die Freude der Mutter nicht zu verderben, diese Vorliebe mehr heuchelte, als dass er sie wirklich besessen hätte. Sophie Junghans „Die Schwiegertochter“ S. 4. (vgl.: besaß).

Hiermit könnte man das folgende Beispiel vergleichen:

53. Was rechte Leute sind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Flecken,
Eh' sie den Rücken beugten vor dem Hut.
Schiller „Wilhelm Tell“ III, 3.*

In einem Falle wie dieser, wo der Inhalt des Nebensatzes als ganz unmöglich und undenkbar abgewiesen werden soll, ist die konjunktivische Form besonders am Platze.

f) in Fragen.

Man gebraucht oft den Konjunktiv in Fragen, um stärker als durch eine Frage im Indikativ seinen Zweifel, seine Verwunderung auszudrücken:

54. „Wie, du wolltest nicht entfliehen?“ Über Land und Meer 1892 Nr. 52. (vgl.: willst).

55. [„Aber wenn ich dir nun verspreche, auch deine Mutter lieb zu haben, wirst du mich dann nicht auch lieben?“] „Wolltest du Das?“ rief Raimonda. „Wolltest du Das wirklich? Und willst du mir auch beten helfen, die Mutter wieder zu finden?“ Cary Groß „Höhenluft“ S. 152. (vgl.: willst).

56. [„Ich habe heute Nacht alle meine Gedichte verbrannt.“] Adelgunde entsetzte sich: „Den Frevel hätten Sie gegen Sich selbst verübt? Und keins gerettet?“ Das Buch zum Vorlesen. Berlin 1893. S. 99. (vgl.: haben . . . verübt).

57. „Wäre es möglich“, rief er, „dass dich der gute, treuherzige Junge in seiner unerfahrenen Weltflucht beleidigt hätte?“ Eduard Bertz „Glück und Glas“ S. 113. (vgl.: Ist . . . beleidigt hat).

In ähnlicher Weise kommt der Konjunktiv in rednerischen Fragen vor:

---

* vgl. (wo der Konjunktiv auch in der Form deutlich hervortritt): eh sie Das thäten und z. B.: Lieber, ehe ich Das thue (oder: thäte), geschehen lasse (oder: ließe), lasse (oder: ließe) ich mich todt schlagen, dagegen als Ausdruck der sichersten Gewissheit in Schiller's Jungfrau von Orleans I 10:

Karl: Und Orléans, sagst du, wird nicht übergehn?
Johanna: Eh siehst du die Loire zurücke fließen &c.

58. [Natürlich hatte er] auch seine Feinde. Wer hätte keine Feinde? Fritz Anders „Skizzen aus unserm heutigen Volksleben“ S. 6. (vgl.: hat).

59. Wo fände man sie nicht, die sanfte Entartung, die das Bier im Geiste hervorbringt! Friedrich Nietzsche „Götzen-Dämmerung“ S. 60. (vgl.: findet).

60. Und doch, wo wäre im Norden unserer Erde irgend ein beliebtes Seebad, dessen Umgebung die Vergleichung mit dieser Landschaft aushielte? Illustrierte Zeitung Nr. 2572 (vgl.: ist . . . aushält).

61. Wer hätte häufiger den König als Träger und Urheber der gesammten Politik, den Widerstand gegen die Minister als Widerstand gegen die Krone bezeichnet als der frühere Kanzler? Vossische Zeitung 1892 Nr. 507 Morgen-Ausgabe. (vgl.: hat . . . bezeichnet).

Häufig ist Imperfektum Konjunktiv in Wendungen wie „ich dächte“, „ich wüsste“ u. s. w. synonym mit „ich denke“ u. s. w., wobei das Unbestimmte, das im Konjunktiv liegt, den Ausdruck nur etwas höflicher und feiner macht.*

Schwieriger zu erklären ist der Gebrauch des Konjunktivs in Beispielen wie die folgenden:

62: So, jetzt wäre ich fertig. Heinz Tovote „Mutter!“ S. 29. (vgl.: bin).

63. „Das wäre also in Ordnung“, sagte er vor sich hin. Rudolph Lindau „Martha“ S. 309 (vgl.: ist).

64. So, der Kaffee wäre genossen! Deutsche Lesehalle 1892 Nr. 46 (vgl.: ist).

65. So, Das wäre abgemacht, der Kontrakt ist unterzeichnet. Adolph L'Arronge „Der Compagnon“ S. 25. (vgl.: ist).

Die Schwierigkeit liegt darin, dass der Konjunktiv hier das gerade Gegentheil von Unbestimmtheit, Zweifel zu bezeichnen scheint. Wenn mir recht ist, hat ein Mitarbeiter dieser Zeitschrift einmal darauf aufmerksam gemacht, dass man sich bisweilen mit übertriebener Höflichkeit ausdrückt, um grob zu sein. In ähnlicher Weise scheint der Begriff des Konjunktivs hier in seinen Gegensatz umzuschlagen.**

* Indem der Sprechende aus Höflichkeit und Bescheidenheit seine Ansicht nicht als bestimmte und maßgebende hinstellt, s. Nr. 46. auf S. 108. Der Herausg.

** Ich möchte vielmehr sagen, dass hier dem Konjunktiv die gewöhnliche Redeweise der Wunschsätze zu Grunde liegt und darin nachklingt. Goethe's Ballade: „Der getreue Eckardt“ beginnt mit dem Verse: „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!“ — und, wenn nun der Wunsch der Kinder in Erfüllung gegangen und zur Wirklichkeit geworden ist und sie nun glücklich nach Hause gelangt sind, so können sie allerdings sagen: „Nun sind wir zu Hause“, — aber auch im Nachklang der überstandnen Furcht und Angst: „So wären wir also nun zu Hause!“ —, vgl. im Anfang von Goethe's

Für den in der Übersicht unter 5) und 6) aufgeführten Wechsel von Zeit und Modus habe ich keine Belegstellen bei der Hand; aber der hochgeehrte Herausgeber wird gewiss so freundlich sein, mir zu sagen, ob die folgenden Beispiele richtig oder falsch gemacht sind:

66. Ich habe leider kein Buch gefunden, das ihm gefallen wird (oder: gefallen würde).

67. Sie ist zu vernünftig, als dass sie sich an solchen Kleinigkeiten stoßen wird (oder: stoßen würde).

68. Er ist zu faul, als dass er den erhaltenen Auftrag schon morgen ausgeführt haben wird (oder: ausgeführt haben würde).*

In einem Beispiel wie:

69. Wir haben Nichts, was sonst die Menschen besitzen und genießen, . . . Marie Rodziewicz „Sie" S. 184.
— haben wir freilich einen Relativsatz nach einem verneinten Hauptsatz; da aber der Relativsatz hier etwas Wirkliches ausdrückt, wäre Imperfektum Konjunktiv in diesem Falle selbstverständlich unmöglich.

Der in diesem Aufsatz besprochene Zeit- und Modus-Wechsel scheint nicht sehr alt in der deutschen Sprache; man vergleiche Oskar Erdmann's „Grundzüge der deutschen Syntax" § 192 f. Häufig gebrauchte man z. B. früher Präsens Konjunktiv, wo man jetzt zwischen Präsens Indikativ und Imperfektum Konjunktiv die Wahl hat; Erdmann citiert z. B. aus Schiller's „Braut von Messina": Nichts ist, das die Gewaltigen hemme.**

Egmont: „Drei Ringe schwarz, die habt ihr eure Tage nicht geschossen. Und so wär' ich [wie ich es gewünscht] für dies Jahr Meister" u. A. m., vgl. zu Nr. 65 als Wunschsätze: „Wäre Das doch erst abgemacht und wäre der Kontrakt doch erst unterzeichnet!" und, — im Nachklang an diese Wunschsätze, — nachdem die Wünsche zur wirklichen Thatsache geworden und die Ungewissheit und der Zweifel beseitigt sind, auch noch: „So, Das wäre abgemacht, der Kontrakt ist unterzeichnet"' wo in dem Konjunktiv des ersten Satzes (wie gesagt) der Zweifel und die Ungewissheit des Wünschenden noch nachklingt, in dem Indikativ des zweiten aber die verwirklichte Thatsache bestimmt ausgesprochen ist. Der Herausg.

* In den drei Beispielen Nr. 66, 67 und 68 würde (oder: wird) man wohl im Allgemeinen den Indikativ vorziehen, aber meiner Ansicht nach dürfte man auch den Konjunktiv nicht als falsch bezeichnen, vgl. (für das erste Beispiel): Ich habe leider kein Buch gefunden, von dem ich annehmen könnte (oder dürfte, s. Nr. 46), dass es ihr gefallen werde. Der Herausg.

** Vgl. z. B. auch Goethe in einem Brief vom 1. Sept. 1798 an Schiller, worin es (ziemlich im Anfang) heißt: „Die Probe [der Almanachsdecke] zeigt, wie sauber sie gestochen sei" —, wofür man heute wohl ist setzen würde, — und um auch Dies hier im Vorübergehen zu erwähnen — in einem Briefe vom 19. Okt. 1798: „Gehen Sie doch den Aufsatz bedächtig durch, ob man vielleicht noch Etwas einschaltete oder anhinge" statt etwa: um zu sehen, ob man (nicht) vielleicht noch Etwas ein-

Zwei kurze sprachliche Bemerkungen zu dem Roman „Kleopatra“ von Georg Ebers.

1. Hier heißt es Seite 411:

„Bei Actium hatte er (Lucilius) die Gunst des Antonius aufs Spiel gesetzt, um ihn abzuhalten, der Kleopatra nach die Schlacht zu verlassen, und ihn dann auf der Flucht begleitet.“

Verständlich und in richtigem Deutsch etwa:

. . . . die Gunst des Antonius dadurch aufs Spiel gesetzt, dass er ihn abzuhalten versuchte, die Schlacht zu verlassen, um der Kleopatra zu folgen. Später begleitete er den Antonius auf seiner Flucht.

2. Seite 426 wird von Kleopatra gesagt:

„Dabei seufzte sie tief auf und stützte das Haupt mit ihrem auf dem Tische neben ihr ruhenden Arm.“

Das klingt so, als ob der Arm der Kleopatra neben ihr (neben ihrer Person — also getrennt, gesondert) auf einem Tische ruhte. Die Zweideutigkeit wäre vermieden, wenn Ebers etwa gesetzt hätte: . . . mit ihrem auf einem Nebentische ruhenden Arm.

Berlin. L. Görke.

Zu Paul Wolff's „Weidmann“.

Band 25, Nr. 27, Seite 223 ff. (1. April 1894).

Diese Nummer bringt an ihrer Spitze einen Aufsatz des einen der Redakteure (v. Hohenberg): „Zur Auer- oder Urhahnbalz“, worin ich nur die vielen unnöthigen Fremdwörter tadeln möchte. So lautet der Anfang, in welchem ich die deutschen Ersatzwörter in eckigen Klammern beifüge:

„Würde diesem stärksten und prächtigsten Repräsentanten [Vertreter] unserer Tetraonen [Waldhühner], der gleich dem Elch aus prähistorischen Zeit- und Jagdperioden [aus vorgeschichtlichen Jagdzeiten] in die recenten [der Gegenwart] als eine der wenigen uns von der damaligen jagdlichen Fauna [Thierwelt] erhaltenen Wildarten hineinragt, bei uns nicht der Werth . . . zugeschrieben ꝛc.“

Beachtenswerthe Weidmannsausdrücke finden sich auf S. 224a/b: „Was die im Gebirge heimischen Jäger in Verlosen [s. mein Wörterb. II,

schalten oder anhängen könne ꝛc. [Dies Letztere freilich liegt (wie gesagt) dem Aufsatz des Herrn Ipsen ziemlich fern.] Anderseits schreibt z. B. Schiller in einem Briefe von 30. Nov. 1798 an Goethe: „Dem ungeachtet ist es kaum zu vermeiden, dass man eine gangbar gewordene Vorstellungsweise nicht zuweilen den Dingen selbst unterschiebt und aus einen bloßen Instrument für das Denken eine Realursache zu machen geneigt ist“, — wo statt des hervorgehobenen Indikativ auch der Konjunktiv stehen könnte.

Der Herausgeber.

168c, wo das Weidmannswort erklärt ist durch die gleichbedeutenden verlauschen, verhören, s. u.] der 'Hahnen' [s. über diese Mehrheitsform Wörterb. I S. 657b/c und 658b] als Führer und, wenn es sein darf, im Erlegen eines zum Abschuss bestimmten Hahnes zu leisten im Stande sind. Wehe dem 'Neuling', der nach Führung seitens eines solchen Gebirgssohnes einen Hahn vertritt oder verschießt", — [d. h. durch ein Geräusch beim Treten oder durch einen Fehlschuss verjagt (zum „Abritt") bringt].

Weiterhin auf S. 224b: „Dass man dem Urhahn in seinem Standgebiete mühselig verhören oder verlosen [s. o.] muss, um sich über die Möglichkeit, seinem Balzgesange lauschen, diesen ausnützen und den 'Sänger' erlegen zu können [s. Zeitschr. VII S. 354], klar zu werden ꝛc.

Namentlich für die Weidmänner und die Freunde der Vogelkunde unter meinen Lesern setze ich noch den folgenden Satz her:

„Wir haben zwar keine solche Prachthähne aufzuweisen, wie die, welche in Russland unter der Bezeichnung Gluchar eine Stärke bis zum Gewicht von 20 russischen Pfund = 8,2 kg. erreichen; dagegen sind unsere Gebirgshähne noch immer stärker, gedrängter gebaut als der zweite russische Auerhahn, der sogenannte Schachrowi oder Gebüsch-Auerhahn, der sich auch durch eine ganz eigene Zeichnung seines Gefieders vom ersteren unterscheidet."

In derselben Nummer findet sich auf S. 228b ein kurzer Aufsatz von einem Ungenannten: „Im Hochmoor zur Frühjahrszeit", beginnend mit dem Jubelruf: „Der Spielhahn falzt". Aus diesem Aufsatz hebe ich für meine Zeitschrift eine in meinen Wörterbüchern wie auch in Schmeller's bair. Wörterbuch noch fehlende weidmännische Anwendung des Wortes Schere (in der bairischen Mundart Schar oder Schär) aus. In meinem Wörterb. III S. 909b habe ich allerdings gesagt, dass der Ausdruck Schere von dem bekannten schneidenden Werkzeug auf Etwas von mehr oder minder ähnlicher Form übertragen werde, aber ich habe dann zu erwähnen versäumt, dass er so namentlich auch weidmännisch von dem gegabelten (einer geöffneten Schere ähnelnden) Schwanze (oder „Stoß") des Spiel- oder Birkhahns gilt. So heißt es in dem erwähnten Aufsatze des „Weidmanns": „Die 'Schaar' am Hute des Älplers" und weiterhin: „Sich . . . den Abschuss eines Scheerenträgers [statt Spielhahns] zu sichern."

Man vergleiche hierzu namentlich aus Franz von Kobell's „Wildanger" (Stuttg. 1859) S. 364—372 den Aufsatz: „Der Spielhahn" und das Gedicht in oberbaierischer Mundart: „Spielho'-Falz". Ich setze daraus hier nur das Folgende her:

„Und bal' [sobald, wenn] der Ho' falzt,
Is a gar schöne Zeit
Und a' Paar krumbi Federn,
Di san [sind] halt mei' Freud. . . ."

Vor etwa 30 Jahren galten diese Spielhahnfedern auch als ein Zeichen der Herausforderung und Raufluft; wenn die krummen Enden auf dem Hut nach vorwärts gestellt waren und namentlich, wenn ein Bursche drei der gleichen Federn aufsteckte" 2c., und aus dem Gedicht:

„Der Lanks [Lenz] is da, steck' Bliemin auf,
Wer ihm nix schießen ko' [kann]!
I' will a' krummbi Federschaar',
Da muaß a' Spielho' dro' . . .

I geh'n ihm z' lieb, waar's [wäre es] no' so weit
Und no' so frua [früh] und frisch.
Es spielt si' um a' schöne Schaar,
Nit um an' Flederwisch 2c."

Windbruch.

So lautet der Titel eines sehr hübschen Aufsatzes von A. Trinius in der Morgen-Ausgabe der National-Zeitung vom 1. April.

Die nachfolgenden sprachlichen Bemerkungen, die ich mir dazu beim Lesen gemacht habe, finden passend wohl hier in der Zeitschrift ein Plätzchen:

1. „Da vernahm man droben im Hochwald ein dumpfes, die Seele erschauerndes Knacken und Krachen 2c." Das Zeitwort erschauern erscheint im allgemeinen Sprachgebrauch nur als zielloses (s. mein Wörterbuch III S. 899a; Ergänz.-Wörterb. S. 443b.) Als zielendes, in dem Sinne von „erschauern machen" bin ich, so weit mein Gedächtnis reicht, ihm hier zum ersten Mal begegnet. Besonders auffallend war es mir, dass in demselben Aufsatz auf der 3. Spalte auch das ziellose Zeitwort ragen (s. mein Wörterb. II S. 633a: Ergänz.-Wörterb. S. 402c) als zielendes gebraucht ist: „Seit länger denn einem Jahrhundert ragte am Eingang zum Garten ein ehrwürdiger Nussbaum seine mächtige, von zwei starken Hauptästen getragene Krone in die Lüfte" statt: „streckte 2c., vgl. auf der 2. Spalte: „Hoch über ihr [der Kirche] Dach reckt der alte Steinthurm sein Haupt", wo für das hervorgehobene zielende Zeitwort nicht das ziellose ragen stehen könnte.

2. „Zäune und Gitter lagen eingedruckt oder umgestülpt." Freilich findet sich in der ältern Sprache und so namentlich auch noch bei Goethe oft das umlautlose drucken nebst den Zusammensetzungen statt

des umgelauteten drücken (s. mein Wörterb. I S. 322b/c). In der heutigen allgemeinen Schriftsprache würde es hier aber doch: eingedrückt heißen müssen.

3. „Noch lag Alles droben unberührt, stiller wie sonst sogar ꝛc." (Sp. 4) statt als, vgl. Sp. 8: „Das ist schlimmer wie Windbruch", vgl. dazwischen auf Sp. 6 einen Satz, der für die durchzuführende Scheidung zwischen als und wie eindringlich spricht: „Nirgends wie an dieser Stätte offenbarte sich mir die Gewalt des Orkans" = nirgends so wie. Ein „nirgends als" (= nirgendwo anders als) würde einen ganz andern Sinn ergeben.

4. „Welch ein Brausen muss den Hochwald aber in jenen Sturmesnächten durchdonnert haben!" Sp. 4. Ein süßes Idyll, von Rehen durchhuscht, von Vogelsang gar lieblich durchhallt", ebd. als Beispiel derartiger, (nach Ähnlichkeit leicht zu mehrenden echten Zusammensetzungen mit der tonlosen Vorsilbe durch, (vgl. z. B. meine Schrift: Satzbau ꝛc. S. 18/9), besonders häufig im passiven Particip, auch — namentlich in der gehobenen Sprache — in Zusammensetzungen, wie Sp. 5: „Heimliche Schluchten, wasserdurchplätscherte Thäler ꝛc."

5. „Was sich willig dem tollen Spiel der Stürme beugte, Das blieb verschont. Zersaust und durchgeschüttelt hob es sich wieder auf, als der Morgen fast herandämmerte." Sp. 4. Man geht wohl nicht irre, wenn man hier in dem hervorgehobenen Worte einen bloßen Druckfehler statt zerzaust annimmt.

6. „Traurige Stumpfe starren auf" Sp. 4, vgl.: „All die Stumpfe, Knubben und Knollen" Sp. 6 und über die Mehrzahl Stumpfe und Stümpfe ꝛc. mein Wörterb. III S. 1256a.

7. „Während er . . . den Rock anzog und das Ränzel sich umhenkelte" Sp. 7, vgl. mein Wörterb. I S. 741a und Ergänz.-Wörterb. S. 209b „henkeln" und Zusammensetzungen, zu denen das hier sich findende umhenkeln (entsprechend den „an-, aufhenkeln = an einem Henkel an-, aufhängen") nachgetragen werden kann. Bei dieser Gelegenheit will ich auch eine zweite Bedeutung von aufhenkeln nachtragen: das durch einen Henkel Befestigte und Geschlossene aufmachen oder öffnen, s. Über Land und Meer, Bd. 68, S. 761b: „Das Armband aufhenkeln".

Weidmannsheil, Roman von Hans Werder.

(Roman-Ztg. 31, 2, Sp. 1 ff.)

1. „Einen schmalen und hochgespannten Fuß" S. 6, üblicher (vgl. mein Wörterb. III S. 1125c): einen schmalen Fuß mit hohem Spann.

2. „Du brauchst deinen Schwager nicht zu fragen . . . und jedenfalls keine Bestätigung für deine Behauptung [zu] fordern.“ 9, wo das von mir in Klammern hinzugefügte zu schon der Gleichmäßigkeit halber nicht hätte fehlen sollen, s. Hauptschwier. S. 84 b.

3. „Als gewerbsmäßige Wilddiebe waren die Männer bekannt, welche hier hausten, bekannt für das Elend, in dem sie ihr Dasein fristeten ꝛc.“, S. 10 — statt: bekannt durch ꝛc. (oder wegen des Elends), vgl. Zeitschr. VII S. 477 Nr. 2.

4. „Doch jetzt — ein Trenzer — ganz nah!“ Sp. 146, vgl. mein Wörterb. III S. 1369 a, Ergänz.-Wörterb. 575 c, wo als Weidmannswort aufgeführt ist: trensen, trenzen (vom Hirsch): „kurz und nicht laut schreien“, also Trenzer ein so schreiender Hirsch (vgl.: „Als gebietender Platzhirsch trenzend.“ bei H. Werder a. a. O.).

5. „Als Waldmann's tiefes Gelaut — wau! wau! das Standlaut verkündete“ Sp. 147, hier angeführt wegen des sächlichen Geschlechts, vgl. in meinem Wörterb. II S. 59 a unter den Zusammensetzungen des Eigenschaftswortes laut, nach Laube's Jagdbrevier: „Der Saufinder ist standlaut oder giebt Standlaut, wenn er die Sau ‚verbellt‘ nicht fortläßt“, worauf dann S. 60 a unter den Zusammensetzungen des männlichen Hauptworts verwiesen ist, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 335 a auch gleichbedeutend: Der Stell-Laut. Das sächliche Geschlecht des zum Hauptwort erhobenen Eigenschaftswortes ist auch durchaus berechtigt.

6. „‚Wode zieht!‘ sagte der Jäger zu dem wilden Sturmgetriebe emporblickend“ Sp. 156, s. m. Ergänz.-Wörterb. 647 c über „Wodan's Jagd.“

7. „Wir hatten uns Blutsfreundschaft geschworen und darum wollt' ich ihn nicht verrathen.“ Sp. 166. Der hervorgehobene Ausdruck wird, wie Blutsfreund ꝛc., gewöhnlich nur von der Blutsverwandtschaft gebraucht (im Gegensatz zu der Verwandtschaft durch Heirath, Verschwägerung), hier aber im Sinne des innigen auf Tod und Leben geschlossenen und beschworenen Freundschaftsbundes, s. mein Wörterb. I S. 495 a und unter dem dort angezogenen Bundesbruder S. 227 b ganz besonders die Stelle aus Talvj's Volksliedern der Serben I S. 282 bis 284, auch mein Fremdwörterb. unter Pobratim.

Zur österreichischen Mundart.

Auf der ersten Seite der Nr. 8 des „Österreichischen Litteraturblattes“ (3. Jahrgang S. 226) finden sich in einem Aufsatze von Othmar Muffel die folgenden Sätze:

„In der Art, aber nicht in der Anordnung der Übertragung folgt der erst genannte Verfasser den von ihm am Titelblatte bezeichneten

Grundsätzen", wofür es in der allgemeinen deutschen Schriftsprache heißen würde: „auf dem Titelblatte", s. meine Hauptschwier. S. 38a Nr. 1.

„Die Tristichen c. 24, die B als vom durchgängigen Metrum des Gedichtes abweichend separat giebt, beanständet S. gar nicht." — wozu ich auf mein Wörterb. III S. 1172c und Ergänz.-Wörterb. S. 506c verweise, aus welchem letztern ich das Folgende hersetze:

„Etwas, Jemand (Hackländer Bild. 31) beanstanden, auch (als österreichisch) Mängel zu beanständen." Holtei Eselsfr. 3, 117.

In der Silvesternacht. Eine Dorfgeschichte von Ant. Andrea.

(Über Land und Meer Bd. 71 S. 298—302.)

1. S. 298a: „Da lobten sie sich den seligen Pfarrer . . . Der trank sein Maß Bier mit ihnen . . ., der sprach mit ihnen von Staats- und gelehrten Sachen und, fehlte mal der vierte Mann zu einem kleinen Solo, na, dann war er auch kein Unmensch", hier etwa im Sinne von „Spielverderber". Unmensch, das eigentlich (s. mein Wörterb. II S. 291a) „einen Menschen ohne Menschlichkeit, namentlich ohne menschliches oder Mit-Gefühl" bezeichnet, wird nicht selten so im abgeschliffnen Sinne mit schalkhaftem Spott gebraucht, namentlich in der Verbindung: „kein Unmensch sein", in Fällen, wo es sich nicht um ein Erbarmen und inniges Mitgefühl mit einem tiefen Leid, einer bejammernswerthen Noth x. von Mitmenschen handelt, sondern nur um etwas Unwesentliches und Unbedeutendes, wie hier um die armen, bedauernswerthen Solospieler, denen der vierte Mann zu ihrem Spiel fehlt und deren Noth und Verlegenheit abzuhelfen sich der Pfarrer bereit finden lässt, weil er Mitgefühl mit ihrer Noth hat x. Ganz ähnlich ist die im geflügelten Wort häufige Anwendung des Verses aus Schiller's „Bürgschaft": „Der fühlt ein menschliches Rühren" u. A. m. Wenn auch nicht für Deutsche, so doch für Ausländer verdient diese Anwendung des abgeschliffnen: kein Unmensch sein wohl eine besondere Erwähnung und Erklärung.

2. S. 298b: „Wer unsern Herrn Kooperator verklampern thut, mit Dem mag i nix z' schaffen habe", wo das hervorgehobene Wort in der Fußanmerkung erklärt ist durch verleumden (vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 308c). Die Antwort lautet in der Mundart: „No, no, Deandl [= schriftdeutsch: nu, nu, Mädchen]! I sagt dös so von mein' Leber [von der Leber weg, s. mein Wörterb. II S. 69b Nr. 1b u. f. unten über die in der Mundart wegbleibende Dativendung „mein'" statt „meiner" auch Nr. 5]. Sei net herb! [böse], 's es halt [s. Wörterb. I S. 667b] net bös gemeint. I werd mi do huaten, dös mit denen Weiberln z' arg

z' macha, wenn ihnen dör Schwarzrock gefallt, **mit** seinen blitzenden Guckfensterln und **sein** **sakrisches** Maulwerk." Hier fällt mir nicht am Schluss (s. o.) der von dem Verhältniswort **mit** abhängende dem Accusativ gleichlautende Dativ auf, sondern vielmehr, dass es nicht auch in dem unmittelbar Vorgehenden ohne Dativendung heißt: „**mit** **seine** **blitzende** Guckfensterln" (s. Zeitschr. VII S. 376 Nr. 6 und 8).

3. S. 299a: „Morgen **tanzen's** hier das neue Jahr **an**" = sie begrüßen das neue Jahr mit einem Tanz, — eine auch in meinem Ergänz.-Wörterb. noch nicht besonders aufgeführte Anwendung, die freilich auch keiner besondern Erklärung bedarf.

4. S. 299a: „No, Sternwirthin, wo hast alleweil das **grandige** Ding, die Resl?" = verdrießlich, mürrisch (s. mein Wörterb. I S. 617c), dagegen S. 302b: „A **grandige** [= große] christliche Lieb ist bös" und auf derselben Spalte: „Die bös' Jungen von dem Madl hat mi a **grandige** [= große] Lust g'macht: i will wohl den Herrn Kooperator über den See fahren" (s. mein Wörterb. a. a. O.), vgl. auch S. 299c: „Wie wär' i nachher glücklich, wenn ich was **Großiges** [Großes] z' leiden hätt'!"

5. S. 299c: „**In mein'** [s. o. Nr. 2] Herz wird nimmer a irdische Lieb sich **einhäusln**" (s. sich einhäuseln, Wörterb. I S. 712c).

6. S. 299c: „Weil er die gräuliche **Hallodrimusik** für den Herrn Kooperator ang'stiftet hat", vgl.: „Das **Wildejagdkoncert**" ebd. b und allgemein üblich: **Katzenmusik**, s. über **Hallodri** 2c. Ergänz.-Wörterb. S. 248b.

7. S. 302a: „Sie kamen **die** **Letzten** und machten am meisten Lärm", was im Allgemeinen der gehobenen Sprache angehört statt: **als** **die** **Letzten** oder **zuletzt** (s. Wörterb. II S. 117b unter letzt 1g), aber — wie man hier ersieht — auch der Mundart nicht ganz fremd ist.

8. S. 302a: „**In** so a **schiechen** Humor", — in der Fußanmerkung erklärt durch **häfslich**, s. Wörterb. III, S. 911c (Anmerkung zu **scheu**).

9. S. 302b: „Wann die Bub'n scho' **bangig** soan [sind], weil der Wind a bissl pfeift" statt **bang**, vgl. allgemein üblich die Fortbildung: **Bangigkeit** (selten: **Bangheit**).

Aus einem Aufsatze von Eug. Zabel.

(National-Ztg. 47, 254.)

1. „Die **zusammengequälten** Dramen von Strindberg" s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 399a.

2. „Als wir der ewigen Trübsalbläserei aus dem Norden herzlich müde waren", vgl. mein Wörterb. I S. 150c; III S. 1393a; Ergänz.-Wörterb. S. 79a u. 580b.

3. „Die Arbeitswuth ihres Mannes artet immer mehr in öde Schmökerei aus. Er hat nicht nur sein Zimmer bekramt, sondern auch das nette Gartenzimmer und die Putzstube in Beschlag genommen und mit seinen Sammlungen Alles bedeckt und behängt", — vergleiche: schmökern Wörterb. III S. 980c; Ergänz.-Wörterb. S. 456. — In meinem Wörterb. I S. 1012 hatte ich das im Grimm'schen Wörterb. noch fehlende bekramt nur (mit einem Beleg aus Roberthin) in der Bedeutung beschenken aufgeführt, entsprechend dem oberdeutschen kramen = „Geschenke für Jemand kaufen"; in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 319 aber noch aus Gg. Kohl den Beleg hinzugefügt: „Ein so bunt bekramter Tisch", in der Bedeutung: mit allerlei Kram versehen, besetzen, füllen, voll stopfen (voll kramen), dem sich unsere Stelle anreiht.

4. „Gegenüber der murksenden Redeweise unserer Naturalisten ist das Gespräch in diesem Stück in beständigem Fluss begriffen", vgl.: „murksen . . . ein verhaltenes Knurren hören lassen, z. B. von der Stimme des Eichhorns, des Hasen ꝛc." mein Wörterb. II S. 349c; Ergänz.-Wörterb. S. 361c.

Zu einem Aufsatz: „Annette v. Droste-Hülshoff und Levin Schücking" v. M. L.

(National-Ztg. 47, 210.)

1. „Dort der geistige Austausch zweier gereifter, bedeutender [statt: gereiften, bedeutenden, s. Hauptschw. S. 351] Persönlichkeiten, . . ., hier das Bild eines Verhältnisses zwischen zwei Menschen, wie sie ungleich gearteter [statt: ungleicher geartet, s. Hauptschwier. S. 262b ff., besonders S. 264b] nach Alter, Charakter, Lebensanschauung und Bildungskreis kaum denkbar sind."

2. „Gedichte überhaupt sind wunderbare Sache, von deren Entstehen man recht keinen Begriff hat." (Aus einem Briefe Schücking's) st.: eine wunderbare Sache . . . keinen rechten Begriff.

3. „Sonst wäre es mir viel lieber und bequemer, mir innerlich allein Etwas vorzudichten." Aus einem Briefe Annette's (vgl. mein Wörterb. I S. 291b; Ergänz.-Wörterb. S. 145a). Zumeist dichtet (vgl.: singt ꝛc.) man Andern Etwas vor, während hier die Dichterin aussprechen will, dass sie es vorzöge, nicht für Andere, sondern nur für sich allein (in ihrem Innern) dichterisch ihre Gefühle auszusprechen. Da

auch in meinem Ergänz.-Wörterb. ein derartiges Beispiel nicht angeführt ist, so habe ich dies hier nachtragen wollen.

4. „Die Heirath zwischen Schücking und Luise Gall fand noch im Oktober 1843 Statt", vgl.: die (eheliche) Verbindung zwischen Beiden; zumeist im bloßen Genitiv: Die Heirath Schücking's und Luise Gall's.

Wie.

In der National-Ztg. 46, 232 (Abend-Ausgabe vom 12. April) ist eine Rede Bismarck's mitgetheilt, wobei ich hervorhebe, dass es in der Einleitung ausdrücklich heißt: „worauf dieser [Bismarck] etwa Folgendes erwiederte". In der Rede, wie sie in der vorliegenden Fassung lautet, finden sich nun zwei Stellen, die ich hier hersetze als beachtenswerth für die Unterscheidung des auf einen Komparativ folgenden wie, je nachdem dadurch die Verschiedenheit oder die Übereinstimmung in der Vergleichungsstufe ausgedrückt werden soll (vgl. Zeitschr. VII S. 48 Nr. 2). In der ersten Stelle heißt es:

„Wenn aber Hamburg diese schweren Verhältnisse mit Leichtigkeit zu überwinden wusste, so sehe ich daraus, dass in der Hamburger Bürgerschaft eine Triebkraft stecken muss, die nicht überall zu finden ist. Die Stadt liegt in einer günstigen Lage für den Verkehr" [vgl.: in einer für den Verkehr günstigen Lage], „aber es giebt doch noch günstiger gelegene Städte, wie Altona, Glückstadt, Harburg. Warum schritt Hamburg vor, während die andern Städte zurückblieben?"

und etwas weiterhin, in der zweiten Stelle lautet es:

„Ich war verantwortlicher Minister und es ist Das ein übles Gewerbe, wo man mehr Feindschaft wie Freundschaft findet 2c.", —

wo regelrecht und richtiger — für das wie — nicht bloß nach dem voraufgehenden mehr, sondern auch in Bezug darauf als zu setzen wäre, wenn die Verschiedenheit in der Größe der Feindschaft im Vergleich zu dem der Freundschaft (das Überwiegen der Feindschaft) ausgedrückt werden soll. Dagegen wäre es durchaus sinnwidrig, wenn in der ersten Stelle für das hervorgehobene wie, das nur hinter dem Komparativ günstiger steht, ohne darauf bezogen zu sein, d. h. ohne die Verschiedenheit in der Vergleichungsstufe zu bezeichnen, als gesetzt würde, vgl.: Es giebt doch noch günstiger gelegene Städte als Hamburg, wie [= so z. B.] Altona, Glückstadt, Harburg 2c.

Diese beiden Sätze scheinen mir ganz besonders geeignet, den wiederholt in der Zeitschr. besprochenen Unterschied zwischen dem vergleichenden

Bindewort, das nur neben und nach einem Komparativ steht (wie, vgl. franz. comme, engl. as) und dem, das wirklich davon abhängt (als, vgl. franz. que, engl. than) ins rechte Licht zu stellen. Ähnliche Sätze sollen gelegentlich im weitern Verlauf mitgetheilt werden.

Ein Brief von P. L. Ipsen in Kopenhagen an den Herausgeber und dessen Antwort auf die einzelnen Punkte.

Hochgeehrter Herr Professor!

Ich möchte Sie um Aufklärung über ein paar Stellen bitten, die mir nicht ganz klar sind:

1. Im vierten Gesang von Platen's Abassiden [V. 297, Ausg. in 5 Bdn, Bd. IV. S. 321] heißt es:

> Die Wellen
> Wälzen meilenlang beschäumte Kämme,
> Wie ein Heer zur Schlacht gereiht, dem Schiffskiel
> Dumpf entgegen . . .;

im 6. Gesang [V. 91 ff. S. 338/9]:

> Dann, mit Ruderhilfe, ward das Steuer
> Nach dem Strand, der Kiel ins Meer gewendet
> Emsiglich . . .

und im 9. Gesang [V. 209, S. 382]:

> Vorn am Kiele stand ein bunter Herold.

In der ersten Stelle kann Schiffskiel „für das Schiff selbst“ (wie Sie in Ihrem Wörterbuch schreiben) gebraucht sein; aber in den beiden letzten Stellen scheint Kiel die Bedeutung: „Vordersteven, Steven“ zu haben, was auch in der ersten Stelle einen guten Sinn geben dürfte; der Ausdruck dürfte kein gut seemännischer sein. Was meinen Sie dazu?

Im siebenten Gesang desselben Gedichtes [V. 97 ff., S. 352] steht:

> Unterdessen, wie man oft im Norden
> Schwanenhälsige Schlitten pfeilgeschwind sieht
> Gleiten übers Schneegefild und lustig
> Glöckchen wehn hört um den Hals der Pferde.

Wehen scheint hier von dem Laut gebraucht, etwa = klingeln, klingen.

— — —

Ihren vorstehenden Bemerkungen (denen ich nur, zur leichtern Auffindung, in eckigen Klammern Vers- und Seitenzahl hinzugefügt habe) kann ich nur vollständig zustimmen. Ich hätte, wenigstens in meinem Ergänz.-Wörterb., die Stellen, in denen Platen Kiel im Sinne von Steven, Vor- oder Vordersteven gebraucht, nicht unerwähnt lassen sollen, obgleich ich den Gebrauch — so weit meine Erfahrung reicht — als einen nicht in der Seemannssprache begründeten nicht billigen kann. Aufmerksam machen möchte ich bei dieser Gelegenheit nur auf eine Stelle in Platen's

Gedicht, in den Schlussversen des 6. Gesanges [S. 348], worin der Dichter Kiel in dem allgemeinen üblichen Sinne verwendet:

> Seewärts
> Wird das Schiff gedreht; und durch der Sterne
> Wiederschein, der aus dem Wogen glänzte,
> Gräbt der schneidende Kiel beschäumte Furchen,

vgl. auch (s. mein Ergänz.-Wörterb.) die Stelle aus Dahn's Kampf um Rom: „Daſs auf allen Meeren kein Gothenkiel mehr schwamm."

Der Gebrauch von wehen in der zuletzt angeführten Stelle hat in der gehobenen Sprache, zumal des Dichters, wohl kaum etwas Auffälliges. Höchstens liegt eine leise Umstellung vor, vgl. auch in der gewöhnlichen ungebundenen Rede: Man hört die um den Hals der Pferde lustig wehenden Glöckchen ꝛc.

— — —

2. In Schiller's Reuterlied steht im letzten Versgebinde:

> „Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
> Frisch auf! eh der Geist noch verduftet."

Ist „der Geist" hier in der in Ihrem Wörterbuch unter 4 und 5 angegebenen Bedeutung aufzufassen, etwa = Lebensgeister?

Allerdings; ich habe unter Geist in Nr. 4 gesagt: „vielfach übertragen auf Das, was als Ausdruck oder Ausfluſs des wesentlich in Etwas Wirksamen, des sich darin Regenden, es gleichsam Belebenden erscheint" und besonders angeführt: Geist im Wein: das Unsichtbare, Belebende, Erwärmende, Stärkende im Wein — und in Nr. 5 die Verse aus Schiller's Punschlied angeführt: „Tropfen des Geistes | gießet hinein [Arrack in den Punsch]. | Leben dem Leben | giebt er allein", — woran sich als Schluſsvers schließt: „Eh es verduftet, | schöpfet es schnell! | Nur wenn er glühet, | labet der Quell." Hinzufügen möchte ich noch, aus C. A. Buchheim's vortrefflicher Ausgabe von Schiller's Wallenstein in den Foreign Classics, was er in der Anmerkung zu den von Ihnen angeführten Versen sagt: „youth ferments, the cup of life is foaming . . ." „verduftet, evaporates, that is, before the loss of the exuberance of life."

3. In der Erzählung „Wunderkinder des Ghetto" von Franzos (Aus der großen Ebene. 2. Bd. S. 25 flgd.) tritt der Verfasser als Quintaner auf (S. 32: „mein Quintanerstolz"). Er scheint aber eine ziemlich erwachsene Person zu sein. Nach Ihrem Fremdwörterbuch bezeichnet die Prima auf katholischen Schulen die unterste, auf protestantischen die oberste Klasse. Ich möchte Sie fragen, wie das Verhältnis in dem angeführten Fall aufzufassen ist, wie viele Klassen die deutschen Schulen gewöhnlich haben, wie alt ungefähr ein Quintaner — je nachdem — ist, wie lange ein Schüler regelmäßig in einer Klasse bleibt.

Um dem Anfragenden eine genaue und ganz zuverlässige **Auskunft** geben zu können, wandte ich mich an Karl Emil Franzos selbst, aus dessen freundlicher Antwort ich hier das Folgende hersetze:

„Die österreichischen Gymnasien zählen (seit 1850) acht Klassen; in jeder Klasse verbleibt der Schüler zum mindesten ein Jahr. Die unterste Klasse heißt Prima, die zweite Secunda u. s. f., die oberste also Octava. Mein erster Unterricht war, da ich eine Klosterschule besuchte, ein etwas unregelmäßiger; ich kam erst als elfjähriger Knabe aufs Gymnasium, war daher als Quintaner etwa sechzehn Jahre alt. Ein Quintaner kann gesetzlich nicht jünger als fünfzehnjährig sein, da zur Aufnahme in die Gymnasien das vollendete zehnte Lebensjahr gefordert wird; eine Altersgrenze nach oben ist natürlich nicht leicht zu geben."

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Julius Elias, Max Hermann, Siegfried Szamatólski, Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. 2. Bd. (Jahr 1893). Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung 1893, geheftet 12 Mk. 60 Pf., gebunden 14 Mk. 60 Pf.

Berichte des Freien deutschen **Hochstiftes** zu Frankfurt a./M. Jahrg. 1894. Heft 2. Frankfurt a./M. Gebrüder Knauer.

Aus dem Inhalt hebe ich hier hervor:

Prof. Dr. V. Valentin: Das künstlerische Hauptproblem in Schiller's Jungfrau von Orleans.

Dr. O. Heuer: Faust in der Geschichte, Sage und Dichtung.

Ders. Zur Bibliographie des Spiesischen Faustbuches.

Prof Dr. M. Koch: Neuere Goethe- und Schillerlitteratur VIII.

Fritz Lemmermayer: Friedrich Hebbel als nationaler Dichter.

Freytag's Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht:

Gottfr. Ephr. Lessing, Laokoon . . . Für den Schulunterricht herausgegeben von Dr. Martin Manlik. Mit einer Abbildung. Preis geb. 60 Pf. (128 S.) Leipzig. Verlag von G. Freytag 1894.

Hermann v. Pfister, Idiotikon von Hessen durch Vilmar und Pfister. 2. Ergänzungs-Heft durch Hermann v. Pfister, Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1894. 50 S. 1 Mk. 20 Pf.

Österreichisches Litteraturblatt, herausgegeben durch die Leo-Gesellschaft, redigiert von Dr. Franz Schnürer. Preis 5 fl. (= 9 Mk.) 3 Jahrg., Wien I Annagasse Nr. 9.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen **Sprachvereins.** Heft VI. Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Friedr. Kluge, Über die Entstehung unserer Schriftsprache. Otto Behaghel, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit. G. Amsel, Untersuchungen über die Häufigkeit der Wortformen der deutschen Sprache.

Rud. Ulrich, Präfekt an der k. k. Theresianischen Akademie. Die Neue Schrift I. Th. Allgemeine Laut-Schrift (Phono-Stenographie). Mit 4 autogr. Tafeln. Pr. 40 Kr. = 80 Pf. 2. Aufl. Wien 1893. Selbstverlag VII/2, Breitegasse 21.

Briefkasten.

Herrn **Dr. Ludw. A.** in Dresden. In Bezug auf Ihre Bemerkungen zu dem kleinen Aufsatz in der Zeitschr. VIII S. 18/9 möchte ich namentlich auf Stellen in Luther's Bibel aufmerksam machen, wie:

„DEnn werden Zween auff dem Felde sein | EJNer wird angenommen, UND der ander wird verlassen werden. ZWO werden mahlen auff der Müle | EJNE wird angenommen UND die ander wird verlassen werden" Matth. 24, 40/1, — womit Sie die Übersetzung von van Eß vergleichen wollen: „Alsdann werden Zwei auf dem Felde seyn; der Eine wird aufgenommen, der Andere zurückgelassen werden. Zwei werden auf einer Mühle mahlen; die Eine wird aufgenommen, die Andere zurückgelassen werden —" und in der griechischen Urschrift: *Τότε δύο ἔσονται ἐν τῷ ἀγρῷ, ὁ εἷς παραλαμβάνεται, καὶ ὁ εἷς ἀφίεται. Δύο ἀλήθουσαι ἐν τῷ μύλωνι μία παραλαμβάνεται, καὶ μία ἀφίεται,* und in der Vulgata (Ausg. von 1519): Tunc duo erunt in agro unus assumetur et unus relinquetur. Due erunt molentes in mola: una assumetur et una relinquetur, worauf dann noch der Zusatz folgt: Duo in lecto: unus assumetur et alter relinquetur, — und dann: Vigilate ergo 2c.

Herrn **Alfred Bauer** in Paris: Beste Grüße. Zeit- und Raummangel zwingen mich, die Antwort noch etwas hinauszuschieben. Ihre weitere Zuschrift habe ich mit Dank erhalten.

Herrn Prof. **Ferdinand Barta** in Linz: Verbindlichen Dank für die freundliche Mittheilung Ihres höchst anregenden und lehrreichen Aufsatzes: „Kann der Unterricht in der Gabelsberger'schen Stenographie zur Koncentration des Unterrichtes beitragen?" in den „Österreichischen Blättern für Stenogr." 36. Jahrg. S. 46 ff. vom 15. April. Ich möchte hiermit unter meinen Lesern diejenigen, die sich mit der Überbürdungsfrage beschäftigen, und ganz besonders alle Lehrer darauf aufmerksam machen.

Herrn **Friedr. Püsel** in Berlin. Es wäre mir natürlich sehr erwünscht gewesen, wenn ich Ihren schönen Aufsatz über den am 8. Juni 1794 gestorbenen Dichter Bürger schon im Juniheft meiner Zeitschrift hätte mittheilen können; aber dazu habe ich ihn nicht rechtzeitig genug empfangen und ich muss ihn wegen Raummangel fürs nächste Heft zurücklegen, überzeugt, dass der so etwas verspätete meinen Lesern immer willkommen sein wird.

Herrn Hofjuwelier **Eugen Friedeberg** in Berlin. Mit freundlichstem, herzlichstem Gruß für Sie und den Kreis der Ihrigen danke ich Ihnen für die gewünschte Zusendung Ihres so ungemein lehrreichen Aufsatzes, den ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis für meine Zeitschrift zu verwerthen gedenke.

Herrn **C. Herlach** in Zehlendorf, Kreis Teltow: Aus meinem Wörterbuch Bd. 1 S. 575c können Sie ersehen, dass das Hauptwort Entgelt einerseits zwischen dem männlichen und dem sächlichen Geschlecht und anderseits zwischen d und t als Auslaut schwankt. Sie finden unter den Belegstellen die folgende aus L. H. Nicolai: „[Ein Schatz], der dem siegenden Lothar | ein prächtiges Entgeld [Lohn] für Pisens [Pisa's]

Hilfe war", — wie denn auch Lessing: „ohne Entgeld" schreibt; dagegen schreibt Johann Heinr. Voß in seiner Homer-Übersetzung: Ohn' allen Entgelt und ferner (in der Verlängerung):

„Das Zeus Kronion dem Tros einst
Gab zum Entgelte des Sohns Ganymedes

u. s. w.", vgl. Sie auch a. a. O. ein ähnliches Schwanken des Geschlechts sowohl wie des Auslauts für das Hauptwort Vergelt. Das Richtigere und Empfehlenswerthere ist jedenfalls für beide — nicht unmittelbar von dem Hauptwort Geld, sondern von den Zeitwörtern ent- und vergelten herzuleitende — Wörter das männliche Geschlecht und der Auslaut t, nicht d — und demgemäß auch: unentgeltlich, nicht: unentgeldlich.

Herrn Premier-Lieutenant Kannenberg im Thüringschen Feld-Art. Reg. Nr. 19 in Torgau: Sie werden meine briefliche Antwort und darin meinen herzlichsten Dank erhalten haben für die handschriftliche Zusendung Ihrer „Trapezuntischen Tanzlieder", die Sie im Anschluss an Ihren in Dr. Rich. Andree's Globus veröffentlichten Aufsatz in eben dieser Zeitschrift: „Ein Forschungsritt durch das Stromgebiet des unteren Kisil Irmak (Halys)" erscheinen lassen wollen. Wenn ich nun auch wegen Arbeitsüberbürdung zu meinem lebhaften Bedauern Ihre für mich so ehrenvolle Aufforderung habe ablehnen müssen, Ihrem so belehrenden und mit großem Vergnügen von mir gelesenen Aufsatz eine Einleitung hinzuzufügen, so kann ich mir doch nicht versagen, hier im Briefkasten auf diesen Ihren demnächst erscheinenden Aufsatz diejenigen unter meinen Lesern aufmerksam zu machen, denen davon Kenntnis zu erhalten erwünscht ist.

Herrn Kammergerichtsrath H. Keyßner in Berlin. Beste Grüße und freundlichen Dank für Ihren Aufsatz, der im nächsten Hefte zum Abdruck gelangen wird.

Herrn Feodor L. . . . in Danzig: Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie in der dem Abgeordnetenhause mit dem Nachtragsetat zugegangenen Denkschrift den im 3. Absatz sich findenden Satz:

„Den unmittelbar unter dem Minister stehenden Eisenbahndirektionen obliegt die obere Leitung der Verwaltung ꝛc."

für unrichtig erklären.

Es müsste richtig heißen: „. . . liegt die obere Leitung . . . ob", s. unter obliegen mein Wörterbuch und hier in der Zeitschr. S. 52 Nr. 31, vgl. die Inhaltsverzeichnisse der früheren Jahrgänge. Der Fehler ist nicht geringer, als wenn man schreiben wollte: „Den Direktionen . . . aufliegt die Leitung ꝛc." statt: ‚liegt die Leitung . . . auf". Grade die obersten Staatsbehörden sollten mit „gutem Deutsch" allen Staatsangehörigen als Muster vorangehen.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 10. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Unter römischem Himmel. Roman von Konrad Telmann.

(National-Ztg. 47, 163 ff.)

1. „Einen schwarz umzobbelten Frauenkopf", in niederdeutscher Form statt des eigentlich schriftdeutschen umzottelt, s. mein Wörterb. III S. 1780a; Ergänz.-Wörterb. S. 680c.

2. „In einem der Neben- und Hinterhäuser dieses verwickelrelten und durch einander gethürmten Riesengebäudes", wohl nur Druckfehler statt: verwickelteren.

3. (Nr. 166): „Dazwischen ein Brodeln und Bräzeln", s. mein Wörterb. I S. 197c: „bräteln intr. (haben) und tr. ein wenig braten" und in der Anm. als Nebenformen: „brägeln, bratzeln, britzeln, brutzeln" und S. 198b aus Heinr. König den Beleg: „Hörst du nicht aus der Küche das Brätseln?"

4. „Eine Katze . . ., die mit leisem Miauen, aufgehobenen Schwanzes durch die Spalte der Tapetenthür hereinstrich", vgl. statt des Genitivs der gehobenen Sprache, etwas einfacher: die mit aufgehobenem Schwanze, leise miauend &c.

5. „Füllte sich einen tiefen Teller mit Maccaroni . . . Mit einer Gabel geschickt das weiche Geschlinge aufwindend", — als ein willkommener weiterer Beleg für die allgemeine Bedeutung: „ein Ganzes sich durch einander schlingender Theile" (s. mein Wörterb. III S. 961a Nr. 2 (vgl. dagegen Nr. 4); Ergänz.-Wörterb. S. 453a.

6. „Sind wohl' gewohnt, bei Doney zu speisen oder sonst in 'ner Fremdensalle?" — vgl. mein Wörterb. I S. 399c/400a und besonders Ergänz.-Wörterb. S. 187, wo unter den Zusammensetzungen von Falle in Nr. 6 z. B. ein Beleg angeführt ist: „Eine Engländerfalle errichtet", mit der Erklärung: „Hôtel zum Einfangen zu prellender englischer Touristen."

7. (Nr. 179): „Der zuerst Eingetretene war eine zierliche und elegante Gestalt mit kleinem, nach aufwärts gedrehtem schwarzem Schnurrbärtchen, beweglicher, bezwickerter Nase &c. . . . Der nach ihnen Kommende bildete mit seiner schäbigen, kaum mehr anständigen Kleidung, die überdies seiner Zeit einem Kleidermagazin für Landleute entnommen sein muſste, und seiner derben, gedrungenen, vierschrötigen Gestalt den vollkommensten Gegensatz zu ihm", wo es am Schluſs wohl deutlicher heißen müſste: zu Jenem (oder: zu dem erst Eingetretenen &c.). Die bezwickerte Nase für: die mit einem Zwicker (s. d. Nr. 6 in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb.) versehene — fehlt noch — so

weit ich sehe, in allen bisherigen Wörterbüchern, bedarf aber auch bei der in meinen Wörterbüchern getroffenen (nicht rein alphabetischen) Anordnung (wie die unerschöpfliche Anzahl der nach Ähnlichkeit zu bildenden Ausdrücke) keiner Erklärung und keiner besondern Aufführung. Nebenbei habe ich durch die Druckeinrichtung hier auf den bei Telmann schwankenden Gebrauch der Dativ-Endung für die Einzahl der nebengeordneten Beiwörter noch einmal aufmerksam machen wollen, vgl. in den Inhaltsverzeichnissen der Zeitschr.: „Dativ der Eigenschaftswörter“, z. B. VII S. 388/9 &c.

8. „‚Bei dir heißt's auch: Gram und Sorgen blähen den Menschen auf, wie 'n Schlauch!' — ‚Kummerspeck‘ versetzte Max Höhnert kauend, während er einen schwermüthigen Blick an seiner vollen Gestalt herabgleiten ließ.“ Die hier in heiterer schalkhafter Selbstverspottung von dem fettbäuchigen Sprecher gebrauchte Zusammensetzung von Speck (vgl. Nr. 316: Kummerspeck wächst nach) fehlt noch in meinem Ergänz.-Wörterb.; ähnlich wäre auch das als zielloses Zeitwort von dem Berliner Fettbauch gebrauchte abmergeln nachzutragen: „Denn ist's kein Wunder, wenn du abmergelst bis zum Jerippe &c.“ (s. 9).

9. (Nr. 175): Hier wäre besonders die mehr oder minder sich in der Mundart gehen lassende und außerdem mit dem Berliner Ausdruck als „schnoddrig“ zu bezeichnende Redeweise des in Rom „bummelnden“ Berliner Malers Höhnert zu erwähnen (s. schon Nr. 8 und namentlich in Betreff der durch Sperrdruck hervorgehobenen Ausdrücke mein Wörterb. nebst der Ergänzung dazu), z. B.: „Machen wir 'mal so 'n ganz kleinen Nachmittagsbummel zur Verdauung &c.“, vgl. weiterhin: „Dann Luft kneipen auf 'm Pincio; und nachher einen soliden Osterienbummel. Sonst glaubt dieser neue Kunstjünger am Ende noch, er ist hier in 'ne unsolide Bummelblase 'reingerathen“; ferner: „Na, das [Atelier] suchen wir Ihnen. Davor [statt: dafür] sind wir da.“ — „Hört 'mal gleich mit Eurem Gequatsch auf!“ — „Spiel dich man bloß nicht auf'n Moralfatzke auf!“ — Derartiges mag der Schriftsteller wohl seinen Personen in den Mund zu legen einigermaßen berechtigt sein; aber ich werde im Folgenden darauf nicht oder doch nur ausnahmsweise zurückkommen.

10. „Seinen Mund umflirrte dabei ein Lächeln“, s. Wörterb. I S. 466a = umspielte ein flirrendes (leicht vorüberhuschendes &c.) Lächeln.

11. Nr. 181: „Er trat mit trotzig-entschlossener Miene einem Herren entgegen, der &c.“, üblicher einsilbig: einem Herrn, s. mein Wörterb. I S. 747c, Anm.

12. Nr. 185: „Der Schwabe fing wieder an zu erläutern, daſs gerade die Kontraste zwischen dem modernen Rom und den Überresten der

Vergangenheit heute viel schroffer und stimmungmehrender seien." Die Schlusſsworte lauteten wohl einfacher und ungesuchter: [Daſs die Kontraste oder Gegensätze . . .] viel schroffer wären und die Stimmung erhöhten. Nebenbei bemerkt liegt schon in dem Zeitwort mehren der höhere Steigerungsgrad, so daſs es von dem ungewöhnlichen stimmungmehrend keiner weiteren Steigerung bedürfte.

13. „Glaubst du etwa, ich wäre kein trinkfester Mann mehr?" — in meinem Ergänz.-Wörterb. neben ähnlichen Zusammensetzungen von fest nachzutragen = ich könne nicht mehr vertragen (trinken).

14. Nr. 191: „Die Kranich sah unmöglicher aus als je. Sie hüllte sich immer in sackartige Gewänder ꝛc.", — vgl. mein Wörterb. II S. 323c ff. und Ergänz.-Wörterb. S. 358b, wo unmöglich erklärt ist = „nicht (und in weiterem Sinne: kaum) möglich" oder mit andern Worten: „so daſs man es nicht (oder kaum) für möglich halten sollte", vgl. z. B. in Spielhagen's Sonntagskind 43, S. 97: „In einem immerhin noch auffallenden, doch nicht unmöglichen Promenadenkostüm ꝛc." [s. Ergänz.-Wörterb. S. 196a].

15. Nr. 193: „Es ist schon Mancher angefeiert worden, nachdem er erst glücklich verhungert war" (ironisch).

16. „Ich fühlte mich sterbensunglücklich", vgl. todesunglücklich, (z. B. Telmann, Götter ꝛc. 2, 210) u. ä. m.

17. „Den sternüberblitzten Himmel" vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 85a und hier die folgende Nr.

18. Nr. 195: „Abends packte ihn es manchmal wie ein Fieber" statt der gewöhnlichen Stellung (von der eine Abweichung hier durch Nichts begründet ist): Abends packte es ihn ꝛc. — „Wo man auf deckenüberspreiteten Kisten kauerte." ebd. Derartige Zusammensetzungen von Mittelwörtern mit Hauptwörtern (vgl. Nr. 17 und 31) gehören wohl weniger der schlichten Erzählung als der gehobenen Sprache an, vgl.: „auf Kisten mit darüber gebreiteten Decken", s. auch Nr. 23.

19. Nr. 199: „Eine deutsche Russin, nicht bloß schön — ça ce n'est pas son mérite, aber sehr gescheit und das guteste Herz von der Welt", s. Hauptschwier. S. 289a — hier im Munde der radebrechenden Ausländerin ganz an der Stelle.

20. Nr. 203: „Der Herr malt nur ein furchtbar großes Bild. In Deutschland sagen sie: einen Riesenschinken", vgl. mein Wörterb. III S. 928a (Schinken Nr. 3).

21. „Weſshalb sollte diese Summe von wirklichen Einzelheiten, wenn das Ganze auch keine Kopie der Natur ist, als Ganzes nicht wahr sein? Ich hoffe, sie ist wahr; ich will, daſs sie wahr werde. Aber die nackte

Wirklichkeit ist noch lange nicht die ausschließliche Wahrheit. Wahrheit und Wirklichkeit ist nicht Dasselbe. Nichts auf dem Bilde da ist unwirklich oder soll es werden, Alles ist genau so da, nur in anderer Zusammensetzung. Warum sollte das Bild also nicht künstlerisch wahr sein? Wenn die Kunst keine höhere Aufgabe hat als die Photographie, brauchen wir sie nicht. Die Kunst ist nicht identisch mit der Wirklichkeit, sie ist da, um die Illusion der Wahrheit zu erwecken, wahr zu wirken ꝛc." Ich habe diese Sätze hier so ausführlich hergesetzt, um bei dieser Gelegenheit auf die Beispiele hinzuweisen, die mein Wörterb. unter wahr, Wahrheit, wirklich, Wirklichkeit enthält.

22. „Ich bin zu aufrichtig, nicht wahr? Aber es war mir wirklich ein Schmerz, dies ungeheure Bild zu sehen. Es wird ihn erdrücken, musst' ich denken, warum malt er nichts Kleineres? Das ist so dumm, ich weiß. Es hat Sie gezwungen, Sie konnten nicht anders ꝛc." (Nr. 205). Zu dem hervorgehobenen es vgl. man, was ich in meinen Hauptschwier. S. 127 unter dem Titelkopf „Eintheilung der Zeitwörter" über das Subjekt „es" der sogenannten unpersönlichen Zeitwörter als Bezeichnung einer geheimnisvollen, unbekannten nur aus der bekannten, offenbaren Wirkung zu erkennenden wirkenden Kraft gesagt habe, s. auch in der Zeitschr. V S. 449 über eine ganz ähnliche Anwendung des es in einem andern Roman von Telmann. Statt des „Es hat Sie gezwungen" könnte es — nur viel schwächer und minder ausdrucksvoll — auch etwa heißen: Sie waren (oder: Sie fühlten Sich) gezwungen u. Ä. m., vgl. auch Nr. 18.

23. „Max Höhnert war wirklich ein Künstler. Hilmar hatte einige von seinen kleinen, sonnenüberzitterten Landschafts- und Architekturbildern gesehen — es machte einen fast grotesken Eindruck, den riesigen Mann in rothem Fez und Schlappschuhen, die Hemdärmel aufgestreift, als ginge es an die Hobelbank, mit seinen gewaltigen Händen an seiner kleinformatigen Leinwand pinseln zu sehen — und hatte Respekt vor seinem Können und vor der Sauberkeit seiner Ausführung bekommen." Man vergleiche zu diesem Satz Das, was ich in meinen Hauptschwier. S. 244b ff. unter dem Titelkopf: „Satzeinschaltungen" in Nr. 3 gesagt. Hieße es: „Hilmar hatte einige von seinen . . . Bildern gesehen und hatte Respekt vor seinem Können . . . bekommen", so wäre gegen die Übersichtlichkeit Nichts einzuwenden gewesen; aber indem die beiden durch und an einander geknüpften Sätze durch eine so lange Zwischenschaltung aus einander gerissen sind, hat der Leser oder Hörer doch fast vergessen, dass er nach den „und" das Subjekt Hilmar ergänzen soll. Nur nebenbei sei bemerkt, dass für kleinformatig (gebildet oder vielmehr zusammengestellt aus einem Fremdworte mit deutschem Bestimmungswort und deutscher

Endsilbe) hier das einfache klein genügt haben würde, und zu der Zusammensetzung: „sonnenüberzitterte", die ich hier als nicht ganz unberechtigt bezeichnen möchte, verweise ich auf die Bemerkung in Nr. 17, vgl. auch bei Telmann in Nr. 213 der Nat.-Ztg.: „Von den fliegenumsurrten Holztischen" und Nr. 219: „Ihren schleierumwundenen... Hut." Die „moosumwachsenen Fontänen" u. ä. m.

24. (Nr. 213): „Wenn nicht dazwischen ihr Lachen dröhnend von der niedrigen Wölbung des Raumes zurückgehallt hätte", s. mein Wörterb. I S. 665b; Ergänz.-Wörterb. S. 248b und vgl.: Das Lachen hat zurückgehallt — und mit Hervorhebung der Bewegung auch: Es ist von der Wölbung zurückgehallt, s. Hauptschwier. S. 163b ff.

25. (Nr. 216): „Das bringt sich nie mehr ein" [läſſt sich nicht nachholen] s. Ergänz.-Wörterb. I S. 1071.

26. (Nr. 219): „Als Reisemaler. Ich sollt' Alles aufpinseln, was den Misses unterwegs gefiel 2c." — verächtlich für: malen, skizzieren 2c., eine in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. nachzutragende, freilich keiner Erklärung bedürfende Zusammensetzung von pinseln, — vgl. ähnlich ebd.: „Ihm war schwül zu Sinne geworden trotz der kalten kellerigen Luft, die in dem Raum geherrscht hatte", s. die in meinem Wörterb. S. 298c mit Belegen aufgeführten Eigenschaftswörter kellerhaft und kellerlich.

27. (Nr. 222): „Er hat sich ja bis jetzt vor uns versteckt; immer war er schon wieder weg, wenn wir ihn 'mal ausbaldowert hatten; so schämt er sich. Nun werd' ich die ganze Blase heute Abend zusammentrommeln . . . Weglassen dürfen wir ihn nicht wieder, sonst schrammt er gleich aus", Worte eines in der niedrigsten Volkssprache sich bewegenden Berliner Malers in Rom, s. zu dem ersten, hervorgehobenen Ausdruck mein Fremdwörterb. I S. 127b, woraus ich das Folgende hersetze: „Baldower (hebr.) m. —s; —s: (s. Baal) bei den Spitzbuben, — der die Gelegenheit zu Diebstählen Auskundschaftende; dazu: Der Gartenkönig hat baldowert. Gartenlaube 16, 123b", was — wie die Zusammensetzung ausbaldowern aus der Gaunersprache durch die Gerichtsverhandlungen in die Berliner Volkssprache eingedrungen ist; ferner s. in meinem Wörterb. I S. 149c: „Blase: . . . 3, burschikos: eine zusammengehörige Gesellschaft, Klicke 2c." (s. Nr. 9: Bummelblase) und III S. 1004b: „Ausschrammen (vgl. auskratzen 2 2c.): sich heimlich von der rechten Bahn entfernen" mit Belegen aus Arnim und Tieck. Als bezeichnend für die Berliner Mundart mag hier noch aus den Worten des Malers der bedauernde Ausruf stehen: „Armer Deibel!" [st. Teufel] und weiterhin heißt es: „Wenn er man [statt: nur] wird gehen wollen! . . .

Wir müssten ihn schon mit Gewalt auf 'n Schub bringen. Und in Berlin, was soll er da? Da wird das Sumpfen mit verstärkten Kräften losgehen", vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 544c: „Gesumpf... das Sumpfen",... d. i. Saufen: Gegen das Gesumpfe | spielt die höchsten Trumpfe | die Behörde. Berliner Montags-Ztg. 19, 23 ...: „Er sumpfte Nachts, am Tage schlief er. Münchener Fliegende Blätter Nr. 1855 S. 50b." s. auch Nat.-Ztg. Nr. 228 im Munde desselben Sprechers: „Gute Kerle, bloß nicht sehr fein, mehr klumpatschig" (vgl.: klumpig, klotzig). „Ein kleines Mächen" [st. Mädchen]. „Wozu willst du noch in 'n Farbentopf stippen und anderer Leute Stuben anstreichen?" (s. Wörterb. III S. 1220b; Ergänz.-Wörterb. S. 527a). „Reitet mich also der Teufel und ich bilde mir ein, ein Maler könnt' ich werden, nämlich aber 'n richtiger, kein Weißbinder mehr", s. über diese Bezeichnung für den Tüncher, Anstreicher oder, wie man in Norddeutschland zumeist sagt, Stubenmaler zur Unterscheidung von den Jüngern der Malerkunst als Künstler, wofür z. B. Adam Olearius die Zusammensetzung Kunstmaler verwendet, mein Wörterbuch I S. 142a; II S. 219a; Ergänz.-Wörterb. S. 77a. „Höhnert's Max muss uns Das deixeln, Das versteht kein Mensch in der Welt so, wie Höhnert's Max" — hier von einer etwas kunstvolleren Arbeit als der des gewöhnlichen Weißbinders, — eigentlich von den Holzarbeiten mit der „Deichsel" oder dem Dachsbeil (Texel, Deißel), s. mein Wörterb. I S. 275c; Ergänz.-Wörterb. S. 140a und vgl. in beiden Wörterbüchern in ähnlicher Bedeutung: rasteln, bosseln ꝛc.; und dann weiter in Nr. 231: „Wenn ich dann nach Hause kam, manchmal mit 'n ganz gelindem Zacken" [mit einem ganz gelinden Rausch]. „Sie meinte, ich wäre wohl so 'n ganz klein bischen brustschwach im Kopf" [berlinisch für verrückt], „Na, Schwamm drüber!" u. Ä. m.

28. (Nr. 234): „Der Mond wurde von fahlem Dunstgeflock eingeschleiert" s. mein Wörterb. I S. 466c: Geflock und Zusammensetzungen, wie Glanz-, Purpurgeflock, nach deren Ähnlichkeit sich viele andere, keiner Erklärung bedürfende, wie das hervorgehobene bilden lassen. — „Und meine Frau — passen Sie auf! — wird sich im letzten Augenblick nicht wollen scheiden lassen, bloß um mir die Sache zu verpurren" (s. mein Wörterb. II S. 150a (unter Loch 3) und 607b), vgl. die Bemerkungen in Nr. 25 und hier z. B.: „Man muss zum mindesten erst so viel intus haben, dass man schlafen kann", wo (burschikos) das lateinische Wort in dem Sinne gebraucht ist: so viel Getränk („Stoff") im Leibe (= getrunken, zu sich genommen) haben.

29. (Nr. 237): „Ne, es ist gräslich, wie Sie Sich verritten haben", s. mein Wörterb. II S. 729c Nr. 6. — „Sollte man's glauben?

Tatata! — So was! Tzsch! — Aber Das! — Äh, nicht möglich! — Ei! Hei! und ähnlich ging es fort", — wo auf die vielen hervorgestoßenen Empfindungslaute nicht erst besonders aufmerksam gemacht zu werden braucht.

30. (Nr. 243): „Ihre Schönheit war ihm wie etwas Unalterndes vorgekommen", s. mein Wörterb. I S. 27a (altern" 1d).

31. (Nr. 246): „Den taubenumflatterten Poseidon der Fontäne" s. Nr. 18. — „Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich ihn einen genialen Menschen nenne. Es war wohl so Etwas von dem Nietze'schen Übermenschen in ihm", s. mein Wörterb. II S. 291a.

32. (Nr. 249): „Ich bin seitdem heimatfremd geworden", vgl: heimatsfremd in meinem Wörterb. I S. 491b bei Wh. v. Humboldt und S. 728c über: Heimat(s)- als Bestimmungswort in Zusammensetzungen und Hauptschwier. S. 329c/30a unter dem Titelkopf: „Weibliche Hauptwörter" Nr. 2.

33. „Die Tramontana fegte markerschauernd durch die Straßen," vgl. das ungewöhnlich als zielend gebrauchte Zeitwort erschauern auch bei Trinius: „Ein die Seele erschauerndes Knacken" National-Ztg. 47, 203, eine Anwendung, die mir nicht nachahmungs- und empfehlenswerth erscheint, s. Zeitschr. S. 109.

34. „Ich ging schließlich in meinem Kater [= Katzenjammer, s. mein Wörterb. I S. 877a und 834c] mit . . . Denken Sie Sich mit dem Blechschädel" [s. Ergänz.-Wörterb. S. 439b].

35. „Man verliert ja sonst sein ganzes bischen Lebensvergnügen," statt des üblichen Lebenslust, s. dies in meinem Wörterb. II S. 184b erklärt durch: „Freude am Leben und Verlangen zu leben", daneben auch: „Lust, die das Leben gewährt." Wahrscheinlich soll hier Lebensvergnügen in diesem letztern Sinne aufgefasst werden.

36. (Nr. 251): Die Geister drängten und stießen sich hier [in Rom] nicht, wie dort; die Vollempfindung, mitten im breiten, reißenden Strom der lebendigen Gegenwart zu stehen." = die Einen voll und ganz erfüllende Empfindung, vgl. bei Telmann, Götter 2, 150: „Vollempfindung des Friedens" &c.

37. (Nr. 254): „Zu diesem Zweck wurden [von den Malern] die ältesten und werthlosesten ‚Kitsch-Sachen' hervorgesucht" —, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 303b unter Kitsch, woraus ich Folgendes hersetze: „Den nichtsnutzigen Kitsch" [Schund von Bildern]. Schalk 3, 211b, vgl.: „Die kleinen Genrebilder werden mit fabriksmäßiger Oberflächlichkeit hergestellt, werden ‚gekitscht'. Leixner (Bürger-Ztg. 14, 236 A.), vgl. darüber hinhuschen und plattdeutsch -kitschen (Brinkmann 228), durch-

(dörch- 284), vorbei- (vörbi-) litschen, ähnlich wie flitzen (s. d.), wischen, huschen 2c." — s. auch einige Zeilen weiter bei Telmann: „Eigens zum Zweck, die Atelierbesuche, anzulocken, kleine Sachen ‚hinzubürsten', die nach Etwas aussahen 2c."; s. davon verschieden in dem weiterhin in der Zeitschr. zur Besprechung gelangenden „Marschallstab" Roman aus dem Bergischen: Von W. Schulte vom Brühl: mit der Spitze des Küchenmessers die Augen aus den Kartoffeln „kitschen".

38. „Alle diese Künstler waren viel zu sehr, je [vgl.: jeder] von seinen eigenen Ideen, eingenommen und verengt 2c.," vgl.: Sie waren . . zu sehr von den eigenen Ideen eingenommen und dadurch war ihr Gesichtskreis zu sehr verengt (beschränkt) 2c.

39. (Nr. 257): „Als ob er ihm hätte helfen können, ihm nicht helfen gewollt hätte", s. über die Doppelformen der Hilfszeitwörter in den Mittelwörtern der Vergangenheit besonders ausführlich meine Schrift: Satzbau und Wortfolge § 26 S. 108 ff. Der obige Satz bietet unmittelbar neben der dem Infinitiv gleich lautenden Form des einen die eigentliche Form des Mittelwortes von dem andern. Der Gleichmäßigkeit halber hätte es auch am Schluss wohl besser gelautet: „Als ob er . . . ihm nicht hätte helfen **wollen**."

40. (Nr. 260): „Sascha Petrowna fort! Einer von den wenigen Menschen, zu denen er sich hier innerlich hingezogen gefühlt hatte." s. Zeitschr. S. 67 Nr. 32 zu dem Satze von Ida Boy-Ed: „Sie war eine von den wenigen Menschen, die zu würdigen wissen" mit der sinngemäßen Fügung statt der „viel härtern und steifern, mit strenger Festhaltung des grammatischen Geschlechts": „Sie war einer von den wenigen Menschen, die 2c."

41. „Es war ihm immer ein seltsam beruhigendes und anheimelndes Empfinden gewesen, dies talentvolle, verkrüppelte Geschöpf nebenan unter ihren Blumen und Bildern an ihrer Staffelei walten zu wissen," — s. über den hier von wissen abhängigen „Accusativ mit dem Infinitiv" die Beispiele in meinen Hauptschwier. S. 16a und vgl. in gewöhnlicherer Ausdrucksweise: . . . „zu wissen, dass dies . . . Geschöpf nebenan . . . walte."

42. „Es schauerte Hilmar kalt an, als er oben neben dem Kreuz stand," vgl. einen ähnlichen Beleg für das unpersönliche anschauern mit dem Accusativ der Person bei Varnhagen in meinem Wörterb. III S. 898c: „Einen schauert es wie Eiseskälte an."

43. (Nr. 263): „Bei meiner elendiglichen Gesundheit", vgl. mein Wörterb. I S. 363c über die volkstümlichen Verlängerungen des Eigenschafts- und Umstandswortes elend: elendig, elendiglich, das letztere

z. B. auch bei Heine, Herder, Grimm als Umstandswort und im Komparativ bei Jer. Gotthelf und, wie in dem vorliegenden Satze, als Beiwort auch bei Gottfr. Keller: „Spielte einen *elendiglichen* Trauermarsch.“

44. „Es war bloß so eine *Paranthese*“ statt des gewöhnlichen *Parenthese* (s. mein Fremdwörterb. II S. 179b), wofür hier auch füglich das deutsche: „eine *Zwischenbemerkung*“ hätte gesetzt werden können.

45. (Nr. 266): „Ich meinerseits, glaube fast, dass er es bei seiner riesenstarken Natur noch einmal wieder *durchholen* wird,“ s. über das eigentlich niederdeutsche „es *durchholen*“ (⏓—◡) = „es durchhalten“ Zeitschr. VI, S. 259 Nr. 27 zu einer ganz ähnlichen Stelle, gleichfalls von Telmann.

46. „Hilmar bot sich ihm [nach seinem Schwindelanfall] zur Begleitung an. Aber nun wurde der Alte wüthend. ‚Warum nicht gar? Bin ich ein solcher *Stacker*?‘ Unterstehen Sie Sich!“ —, vgl. in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 503a das sich anschließende niederdeutsche Zeitwort „*stackern* intr. sich mit (stangenartig) steifen Beinen bewegen“ mit Belegen aus Winterfeld, auch für die Zusammensetzungen.

47. „*Mit auf* dem Rücken verschränkten Händen schritt er . . . durch den engen Raum,“ besser: Die Hände auf dem Rücken verschränkt, schritt er ꝛc., s. die Inhaltsverzeichnisse der Zeitschr. unter „Zusammenstoß von Präpositionen“. (Schluss folgt.)

Über Edelsteine und Perlen.

Vortrag des Herrn Hofjuweliers *Eugen Friedeberg*, gehalten in der Sitzung des Vereins für deutsches Kunstgewerbe in Berlin am 14. März 1894.*

Meine Damen und Herren! Höchst verschiedenartig sind die Anforderungen, welche an den Juwelier der Jetztzeit gestellt zu werden pflegen. Man sieht in ihm den Goldschmied, den Edelsteinhändler, den Juwelenhändler, den Besitzer einer Juwelenhandlung, auch den Bijouterie-Fabrikanten und den Fasser von Edelsteinen, so wie jeden Arbeiter, der in einem Juwelier-Atelier beschäftigt ist. Meines Erachtens verdient den Titel Juwelier nur

* Als ich den in Nr. 7 der „Verhandlungen des Vereins für deutsches Kunstgewerbe zu Berlin“ veröffentlichten Vortrag las, wünschte ich lebhaft, ihn auch den Lesern meiner Zeitschrift mittheilen zu dürfen, sowohl um seines allgemein anregenden und belehrenden Inhalts wegen als auch im Besondern als eine zuverlässige Ergänzung und Erweiterung der bisherigen deutschen Wörterbücher. Mit der mir bereitwilligst ertheilten Erlaubnis des Herrn Friedeberg darf ich hier seinen Aufsatz meinen Lesern vorlegen.

Der Herausgeber.

Der, der die Juwelierkunst praktisch betreibt, d. h. mit anderen Worten, der Arbeiter oder der Fasser, der das Kleinod oder Bijou herstellt. Die Franzosen unterscheiden genauer als wir. Der Bijoutier ist der Verfertiger des Bijous, der Joaillier der Juwelenhändler, der Orfèvre ist Gold- und Silberschmied und hat mit der Juwelierkunst Nichts zu thun. So findet sich in Paris auch eine ziemlich strenge Trennung der Geschäfte: man unterscheidet solche, die nur Juwelen, und solche, die nur Gold- und Silberwaren führen. Bei uns ist der Juwelier der Repräsentant aller dieser Kategorieen. Er soll Edelsteine kennen, über ihre Herkunft, ihren Schliff Auskunft geben, er soll dieselben nach ihrem Werth schätzen, ihr Gewicht in der Fassung taxieren können, ferner soll er für eine geschmackvolle Art der Fassung Sorge tragen und dabei in den uns aus den verschiedenen Kunstepochen überkommenen Formen Bescheid wissen. Ferner soll er entweder selbst die Juwelierkunst als Kunsthandwerk betreiben, oder sie so weit betrieben und gelernt haben, um dem Arbeiter Anleitungen zur Herstellung eines Gegenstandes geben zu können. Auch von der Gold- und Silberkunst muß er Verständnis haben. Alle diese Eigenschaften finden sich aber selten in einer Person vereint, wenn auch diese Ansprüche bei uns an den Juwelier, hier im Sinne des Vorstehers eines größeren Juweliergeschäfts gestellt werden. Er wird eben von Allem ein wenig wissen und Leute zur Seite haben, die in den einzelnen Fächern zu Hause sind. Das Ergebnis ist Arbeitstheilung, und in einem gut geführten Juweliergeschäft giebt es immer eine Kraft, der der Einkauf der Steine und das Aussuchen derselben für den Arbeiter untersteht, und eine andere, die sich mit den Entwürfen 2c. und mit dem Betriebe beschäftigt. Durch meine Hände sind nun viele Edelsteine gegangen, und ich will versuchen, die Reihe derjenigen Steine mit Erläuterungen über Ursprung, Farbe, Härte, Gewicht und Preis vorzuführen, welche hauptsächlich zur Herstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse verwendet werden. Ich will hier gleich bemerken, daſs sich im Handel mit Edelsteinen Ausdrücke und Benennungen gebildet haben, die nur die Eingeweihten kennen, ich werde dieselben beim Vorkommen erläutern.

In erster Linie unter den Edelsteinen steht der Diamant oder auch Brillant genannt, Letzteres ist eigentlich falsch; der Stein selbst heißt Diamant, brillant zu sein ist erst eine Eigenschaft des Diamants, nachdem er geschliffen worden ist. — Alle Edelsteine unterliegen einer Bearbeitung, wodurch sie eine Form erhalten, in welcher ihre werthvollsten Eigenschaften am schönsten hervortreten. Die Edelsteinschleiferei ist eine Kunst, die am meisten in Amsterdam, Antwerpen und zum Theil auch in Paris und London gepflegt wird. Neuerdings giebt es auch Schleifereien in Hanau a/M.

Der Diamant kommt aus Ostindien, Brasilien und seit Anfang der 70er Jahre auch aus Südafrika, wo die Minen am Kap der guten Hoffnung aufgefunden wurden. Von dort rührt auch die Bezeichnung Kapsteine her. Man hört häufig die Unterscheidung zwischen alten und neuen Steinen. Unter „alten Steinen" versteht man Steine aus Ostindien und Brasilien aus der Zeit vor Auffindung der Kapsteine, und man erkennt sie meistens entweder an ihrer intensiv weißen Farbe oder an ihrem Schliff. Die große Ergiebigkeit der Diamantminen am Kap hat natürlich sehr auf den Preis gedrückt, und die Diamanten sanken in den 70er Jahren, als noch der sogenannte „Krach" hinzukam, beinahe auf die Hälfte ihres früheren Werthes. Kein Wunder, dass in Anbetracht der größeren Billigkeit des Rohmaterials ein größerer Werth auf die Schönheit des Schliffs gelegt wurde. Die sogenannten Alten begnügten sich bei der Seltenheit des Diamants und in Folge seines hohen Preises damit, nur so viel abzuschleifen, als gerade nöthig war, um seinen Glanz und seine Durchsichtigkeit hervortreten zu lassen, während man heute mehr auf schöne, runde, regelmäßige Form sieht. Daher kommt es, dass die alten Steine meistens eckig und dick sind und dass sich selten zwei Steine aus früherer Zeit gleichen. Es war eine große Schwierigkeit, zwei größere Steine, die man Solitäre nennt, zu Ohrringen zusammenzustellen, und eine beliebte Redensart des Juweliers war es, dass es leichter sei ein Paar Menschen zusammenzufinden, die zu einander passen, als ein Paar Brillanten. Ein anderes Merkmal ist, wie ich schon vorher erwähnte, dass die meisten indischen und brasilianischen Diamanten heller oder weißer sind als die Kapsteine im Allgemeinen; das Kap fördert aber auch Steine an den Tag, die den alten nicht nur gleichkommen, sondern sie vermöge ihres besseren Schliffs und ihrer schöneren Form noch übertreffen. Bei der Beurtheilung von Diamanten spricht man von ihrem Wasser, von sehr hellen klaren Steinen sagt man, sie seien vom reinsten Wasser. Man spricht auch von blauweißen Steinen und giebt solchen den Vorzug, die bei intensivem Weiß einen bläulichen Schimmer haben. — Eine schwere Aufgabe für den Juwelier, hier im Sinne des Fassers, ist es nun, Steine zu finden, die die für den Gegenstand nöthige Größe haben. Ist z. B. ein Schmuck zu einem festgesetzten Preise bestellt, so muss auch vorher bestimmt werden, wie viel die Steine wiegen dürfen und welcher Qualität sie für den Werth sein können. In dieser Beziehung hat sich der Handel in Edelsteinen dem Bedarf des Juweliers konform entwickelt, indem die Händler bereits die Steine, zuerst nach ihrer Qualität, dann aber auch nach ihrer Größe und ihrem Gewicht sortiert anbieten. Interessant ist es, dass bei der Mannigfaltigkeit der Nationen, die unter sich in Sprache, Münze, Maß und

Gewicht verschieden sind, das Gewicht für Edelsteine, nämlich das Karatgewicht, international ist. Karat heißt der getrocknete Schotenkern des Johannisbrods, er wiegt so viel wie $^1/_5$ Gramm. Das Karat wird in 4 Grän getheilt, jedes Grän hat wiederum $^8/_{32}$ oder $^{16}/_{64}$ und man hat Gewichtstheile bis herunter zu $^1/_{64}$. Gold wird auch nach Karaten gewogen und Sie wissen, dass man von 18 kar. und 14 kar. Golde spricht. Diese Feinheitsbestimmung, das sogenannte Probiergewicht, ist nur ideell, indem die Karate eben nur das Verhältnis zwischen dem Brutto-Gewicht und dem Feingewicht bezeichnen, als Zähler eines Bruchs, dessen Nenner stets 24 ist.

Der Juwelier kann nun Diamanten je nach seinem Bedarf kaufen; es werden ihm sogenannte Partieen angeboten, sei es von kleinen Steinen von $^1/_4$ Karat bis zu einem $^1/_{64}$, also eine Mischung verschiedener Größen, welche auch demgemäß Mélange genannt wird, sei es von Steinen gleicher Größe, wo also alle in einem Papier befindlichen je $^1/_2$ Karat oder $^3/_4$ oder 1 Karat wiegen und so fort. Der Werth steigt mit dem Gewicht, so kostet z. B. ein Stein, welcher 1 Karat wiegt, beinahe dreimal so viel, wie viele kleine Diamanten von gleichem Gewicht. Eine Norm für die Preisbestimmung lässt sich schwer aufstellen, weil sich der Werth zu sehr nach der Qualität oder nach dem „Wasser" richtet und es viele verschiedene Nuancen giebt. Steine, welche gelblich sind, unrein erscheinen, Flecke und Risse haben, nennt man Beiwassersteine. Der Ausdruck rührt wahrscheinlich daher, dass zu dem reinen Wasser, das der Diamant haben soll, etwas unreines beigekommen ist, daher Beiwasser. — Der geschliffene Diamant, also der Brillant, hat die Form von zwei gegeneinander gestellten Pyramiden, von denen an der oberen die Spitze fortgenommen ist. Die hierdurch entstandene Fläche nennt man die Tafel, die Stelle des größten Durchmessers, also wo Ober- und Unterkörper zusammenkommen, nennt man Rundiste; es ist dies der äußere runde Rand, was darüber nennt man Krone und was darunter Untertheil oder Külasse. Die Fassung, sei es nun in Krappen oder in Kästen, geschieht an der Rundiste, so dass das Untertheil unter der Fassung verschwindet. Um nun bei schönen Steinen möglichst wenig durch Metall zu verdecken, greift man zur Fassung à jour, bei der man auf der Rückseite des Gegenstandes auch den Stein frei sieht. Silber und Platina sind zum Fassen der Diamanten vortheilhafter als Gold, weil letzteres einen gelblichen Schimmer verleiht. Weniger schöne und fehlerhafte Steine werden oft in Kästen gefasst, wobei man Zinn- und Silberfolie unterlegen kann, um einen größeren Effekt zu erzielen und um Risse und Wolken zu verdecken. Oft umgiebt man größere Steine in der Fassung mit kleineren (man nennt dies Karmoisieren), um Farbe

oder Glanz des Hauptsteins zu erhöhen. Es geschieht dies fast immer zur Hebung der Farbsteine, von denen später die Rede sein wird. Zum Karmoisieren bedient man sich entweder jener kleinen, vorher erwähnten Steine aus den Meléepartien, welche ebenso geschliffen sind, wie die großen mit zahlreichen Facetten. Man hat aber zu diesem Zwecke noch zwei andere Gattungen von Schliff. Es giebt Brillanten, denen der Schleifer am Untertheil nur 4 Facetten verleiht, diese nennt man in der Juweliersprache Kapgut, und ferner giebt es Steine, die unten flach sind, also kein Untertheil haben, sondern an der Rundiste aufhören, diese nennt man Rosen. Es sind dies oft winzig kleine Steine, die man kaum mit bloßem Auge sehen kann, dieselben haben aber noch in ihrer Krone 16 Facetten, und es gehen 1000 und mehr auf 1 Karat. Schön geschliffene Rosen nennt man auch gekrönte Rosen. Im Publikum hat sich hierfür der Ausdruck „Splitter" gebildet, und ich habe in meiner Praxis oft sagen hören, dass derartige Splitter doch Nichts kosten! Dies ist aber ein Irrthum, die Stufenleiter ist hier in entgegengesetzter Richtung zu derjenigen großer Brillanten. Je kleiner die Rose, je mehr nämlich auf 1 Karat gehen, desto theuerer sind sie. — Dies wird aber wieder dadurch eingebracht, dass Rosen an und für sich leichter wiegen, weil sie keinen Unterkörper haben und sich daher zum Karmoisieren am besten eignen, wenn man für die Umrahmung eines Steines nicht viel Geld anlegen will. Auch diese Rosen bringt der Händler sortiert nach Größe, z. B. Papiere, in denen 50 auf 1 Karat kommen, 100 per Karat und so fort.

Der Diamant wird schon in der Bibel erwähnt unter dem Namen Schamir bei Jeremias als Graviergriffel; Adamas, der Unbezwingliche, hieß er bei Griechen und Römern. Plinius führt ihn als das edelste und werthvollste unter allen menschlichen Gütern auf. Viele der durch Schönheit und Größe ausgezeichneten Diamanten haben ihre Geschichte, daher mag es wohl auch kommen, dass der Juwelier beim Anpreisen eines werthvollen Geschmeides immer eine Geschichte zu erzählen weiß. Berühmt sind die Diamanten, welche sich im Besitz der Kronen verschiedener Souveräne befinden. Der Kohinur ist der bekannteste unter ihnen, seit 1850 im englischen Kronschatz und im Tower von London zu sehen. Er wiegt jetzt $106^1/_{16}$ Karat, soll aber ursprünglich 672 Karat gewogen haben. Außerdem hört man auch oft von Régent oder Pitt aus dem französischen Kronschatz. Er heißt Pitt, weil er durch den Engländer Pitt dem Herzog von Orléans, als damaligem Prinzregenten von Frankreich, verkauft wurde. Zur Zeit der französischen Revolution soll er bei einem Kaufmann Treskow in Berlin verpfändet gewesen sein. Er wiegt $136^3/_4$ Karat. Einen Preis für derartige große Steine zu bestimmen, ist schwer. Der Orlow, an der

Spitze des russischen Kaiserscepters, soll 450000 Silberrubel gekostet haben. Neben den weißen und gelblichen Diamanten giebt es auch noch sogenannte Phantasiebrillanten mit seltenen und schönen Farben, wie Saphirblau, Rosa, Braun, Grün und Goldgelb, ja auch schwarze Diamanten, für welche Liebhaberpreise gelten. — Die bekanntesten unter ihnen sind der blaue Diamant von 44 Karat im Besitz des Bankiers Hope in Amsterdam und der grüne von 40 Karat in Dresden, welchem das Grüne Gewölbe seinen Namen verdankt.

Alle diese berühmten Steine werden aber durch die neueren Funde am Kap der guten Hoffnung in den Schatten gestellt. Mancher unter Ihnen wird sich des großen Diamanten erinnern, der auf der letzten Pariser Weltausstellung zu sehen war. Er wiegt 180 Karat und ist ohne jeden Fehler und blauweiß. Er wurde Diamant Impérial getauft, weil man ihn einer Kaiserkrone für würdig hält, nicht zum mindesten mit Hinblick auf die deutsche, und ich glaube, dass nur die bescheidene Forderung von 4 Millionen Mark dem Ankauf hinderlich war. Nun ist aber auch dieser Stein, der vor dem Schliff 380 Karat wog, durch den am 30. Juni 1893 gefundenen Stein von 970 Karat roh übertroffen. Derselbe heißt Excelsior, und man erwartet, dass er nach dem Schliff 500 Karat wiegen wird. Über die Farbe und Reinheit sind Vorausbestimmungen nicht zuverlässig. Er entstammt der bekannten de Beers-Mine, und es ist interessant, dass dieser große Stein 10 Minuten vor Ablauf des Kontraktes der damaligen Pächter gefunden wurde; zehn Minuten später wäre ein andere Firma Besitzer geworden.

Schwer ist die Frage zu beantworten, welchem Stil augenblicklich in der Juwelierkunst gehuldigt wird. Es herrscht eine allgemeine Stillosigkeit. Die Bestrebungen hervorragender Lehrer des Kunstgewerbes, an der Spitze Herr Prof. Luthmer, Frankfurt a/M., die deutsche Renaissance auch in das Gebiet des Schmuckes einzuführen, haben nur einen kurzen Erfolg gehabt. Vor einigen Jahren wurden in Brillanten fast nur Thiere gefasst: Fliegen, Bienen, Käfer, Schmetterlinge, Vögel, Salamander, Katzen, ja auch Affen und Bären, so dass es damals in der Pariser Juwelierwelt, die diese Stilform aufgebracht hatte, hieß, wir lebten im Siècle des animaux. Jetzt ist man wieder auf Himmelskörper verfallen, Sonne, Mond und Sterne müssen herhalten, auch Blumen und Blätter, ganze Zweige mit Knospen ꝛc. werden gefertigt, und ich glaube, es wird mit der Anlehnung an die Natur noch lange nicht sein Bewenden haben. Die Ausführung des Ornaments tritt hierbei in den Hintergrund.

Ich komme nun zu den edlen Korunden, nämlich Rubin und Saphir, die dem Diamant an Härte und Werth am nächsten stehen. Von ihnen

wird der Rubin in fehlerfreier Qualität immer seltener und übertrifft den Diamant heutzutage sogar an Werth. Er ist meistens roth und kommt aus Birma und Ceylon. Es ist schwer, und es gehört schon eine ziemliche Kennerschaft dazu, die Echtheit eines Rubins festzustellen, besonders in der Fassung, wenn also Versuche auf seine Härte oder sein specifisches Gewicht ausgeschlossen sind, weil er so viele Nebenbuhler hat in ähnlich aussehenden Steinen, wie den rothen Spinell, der in allen Welttheilen gefunden wird, den Turmalin aus Ceylon, Sibirien, Brasilien und Österreich, Granaten, Almendinen, Hyacinthen u. a. m. Alle diese letztgenannten Steine können wie echte Rubine aussehen, und daher mag es wohl auch kommen, dass selbst Kenner häufig darüber streiten, welche rothe Farbe der Rubin eigentlich haben soll. Der Engländer spricht von pigeon blood, der Rubin soll aussehen wie Taubenblut, der Franzose wiederum spricht von sang de boeuf, Ochsenblut, und giebt Steinen dieser Farbe den Vorzug; wir, die wir fern vom Edelsteinmarkt, der nun einmal in Paris und London ist, leben, haben uns noch für kein Blut irgend eines Thieres entschieden. — Die farbigen Steine werden eben so wie die Diamanten in Facetten geschliffen, nur bedürfen sie noch einer besonderen Politur zur Erhöhung des Glanzes. Während aber Diamanten immer nur in Facetten geschliffen werden, werden farbige Steine auch ohne diese nur mit einer glatten runden Wölbung nach oben geschliffen. Man nennt diese Art des Schliffes en cabochon, eine deutsche Bezeichnung hierfür ist mir nicht bekannt.* Ein Stein, der beinahe nie anders behandelt wird, ist der Opal. Der orientalische Rubin ist heute der theuerste Stein, den es giebt. Das Beiwort orientalisch bezeichnet in diesem Fall das Vaterland, es wird aber in der Juweliersprache auch dem ohngeachtet angewandt, um einen besonderen Grad der Schönheit eines Steines zu bezeichnen. Für fehlerfreie Rubine werden geradezu Phantasiepreise gezahlt; während ein schöner Brillant von 1 Karat schon für 3—500 Mark erhältlich ist, kostet ein Rubin dieses Gewichts zuweilen 1000—1200 Mark. Steine über 3 Karat gehören schon zu den Seltenheiten, noch größere, wenn sie

---

* In meinem Fremdwörterb. I S. 584a habe ich als Verdeutschung aufgeführt: Edelsteine mit mugligem Schnitt, unter Hinweis auf mein deutsches Wörterbuch, aus dem (II S. 339c) ich das Folgende hier wiederhole:

„Mug(e)lig a. nicht grade, sondern gewölbtflächig, namentlich von der Bahn eines Hammers, z. B. des Spanhammers. Krünitz, Encyklopädie 21, 328 (auch ‚muchlich‘) und (Steinschneid.): Der muglige Schnitt (en cabochon) mit kugelförmig oder ellipsoidisch gewölbten Flächen. Karmarsch, Technisches Wörterb. 2. Aufl. 3, 408, vgl.: Edelgesteine, die zugespitzt und zugemügelt sind, als vom Steinschneider zu geschehen pflegt.“ Mathesius Sarepta (19. Predigt).

Der Herausgeber.

überhaupt vorkommen, und nicht, wie es meistens der Fall, voller Risse und Flecken sind, werden mit Gold aufgewogen. — Trotz alledem kommt der Rubin, wie auch die übrigen Farbsteine, erst zu wahrer Geltung in Verbindung mit Diamanten, und wir finden sie in den meisten Schmuckgegenständen von Diamanten umgeben. Letztere theilen ihnen etwas von ihrem Glanze mit, für sich allein haben sie nicht genug Leben.

Dem Rubin verwandt ist der Saphir, wenn er ihm auch an Werth bedeutend nachsteht; es werden eben viel mehr blaue Saphire gefunden als Rubine, und hier bewahrheitet sich wieder das alte Gesetz von Angebot und Nachfrage. Es ist mehr Angebot vorhanden als Nachfrage, und es kommen fehlerfreie Exemplare, auch von großem Gewicht, in großer Menge auf den Markt; ich kenne Steine bis zu 200 Karat. Trotzdem erfreut sich der Saphir einer großen Beliebtheit und spielt eine Hauptrolle in jedem Schmuck. Auch hier haben sich, was die Farbe betrifft, Liebhabereien gebildet. Die Saphire aus Birma sind meistens dunkelblau und sehen bei Lampenlicht satt, beinah schwarz aus. Diese Steine finden mehr Absatz in England und Frankreich, während man bei uns eine Vorliebe für etwas hellere Steine hat, die meistens von Ceylon kommen und ihr Blau auch bei Lampenlicht behalten. Eine Eigenthümlichkeit des Saphirs ist es, dass manche Steine in dieser Beleuchtung einen violetten Schein annehmen, so dass sie beinahe wie Amethyste aussehen. Sowohl im Rubin wie im Saphir findet man zuweilen gewisse Lichtscheine, die man besonders bei dem Cabochonsschliff beobachten kann. Dieser Schein bildet oft sechs regelmäßige Strahlen, daher nennt man solche Steine Sternrubine oder Sternsaphire, weil im Innern ein Stern deutlich erkennbar ist.

Was den Werth betrifft, so hätte ich eigentlich den Smaragd mit seiner schönen grünen Farbe gleich nach dem Rubin erwähnen müssen. Er gehört aber nicht zu den Korunden, sondern zur Gattung der edlen Berylle; indessen sind die Meinungen hierüber verschieden, denn viele rechnen den orientalischen Smaragd auch zu den edlen Korunden. Die Eigenthümlichkeit des Smaragds ist sein leichtes, specifisches Gewicht. Diamant, Rubin und Saphir sind beinahe doppelt so schwer, so dass ein Smaragd, der z. B. ein Karat wiegt, im Vergleich zu den anderen Steinen wie ein Stein von zwei Karat erscheint. Will man also, wie es für den Schmuckgegenstand manchmal erforderlich ist, vier Steine von gleicher Größe zusammenstellen, und man hat hierzu einen Brillant, der ein Karat wiegt, so werden Rubin und Saphir je $1^1/_4 - ^1/_2$ Karat wiegen, weil sie specifisch schwerer sind, als der Diamant, während der Smaragd höchstens $^3/_4$ Karat wiegen wird. Man nennt dies: der Stein mustert groß, und es ist ein Vorzug des theueren Smaragds, dass er groß mustert. Desshalb spricht

man auch bei den anderen Edelsteinen von gestreckten Steinen, nämlich solchen, welche nicht zu viel Unterkörper haben, sondern flach sind und daher leichter wiegen, ohne dass sie aber deshalb von ihrem Feuer einbüßen dürfen. Ist ein Diamant zu flach, so wird er leicht gläsern, und die Juweliere in ihrer Räubersprache nennen einen solchen Stein „lax". Es ist dies ein wenig gebräuchliches, aber gut deutsches* Wort für matt, unbestimmt, schlaff, also ganz passend für einen Stein, der wenig Leben hat. Die wichtigsten Fundstätten des Smaragds liegen in Südamerika und Birma, dann auch in Sibirien und im Ural. Über die Farbe, die der Smaragd haben soll, herrscht kein Zweifel, er soll ein tiefes Sammetgrün haben, und Steine dieser Farbe ohne Risse, also ganz rein, stehen fast in ebenso hohem Werth wie Rubine. Grasgrüne und ins Gelblich schimmernde Smaragde werden weniger hoch bezahlt. Auch der Smaragd wird in Facetten und en cabochon geschliffen.

Eine Abart des edlen Berylls ist der Chrysoberyll oder Alexandrith, der selten ganz rein ist. Klare Steine zeigen oft ein tiefes schönes Smaragdgrün, besonders bei Tage, während, wenn das Licht brennender Kerzen darauf fällt, sie blutroth durchsichtig erscheinen. Dieser Stein ist besonders in Russland beliebt, und da Grün und Roth die Farben der russischen Flagge bilden, so verdankt der Stein seinen Namen Alexandrith wohl diesem Umstande. Er ist daher auch in Russland sehr geschätzt, und es werden dort gern 100—200 Mark per Karat dafür gezahlt.

Während die bisher betrachteten Steine nur in durchsichtigen Krystallen als Schmucksteine Verwendung finden, giebt es auch nicht krystallisierende Steine, die auch noch zu den Edelsteinen gerechnet werden. Hierhin gehört der Opal und der Türkis.

Der Hauptfundort des Opals befindet sich im Eperiesgebirge in Ungarn in Gruben, die von der Regierung verpachtet werden. Außerdem werden Opale in Mexiko und in Südaustralien gefunden. Der edle Opal soll aus einer milchweißen Substanz heraus in allen Regenbogenfarben schimmern. Man spricht von seinen Flammen, das Farbenspiel muss vorherrschend rosenroth sein, mit einem Wort, er soll „opalisieren", worunter das bunte Farbenspiel verstanden wird. Seine Form ist meistens oval, mandelförmig oder auch rund, und der Schliff ist immer rundlich „mugelich", also en cabochon. Die schönsten Opale sind die ungarischen, zwar haben auch die südaustralischen viele Flammen, aber ihre Substanz ist meistens

* genauer: ein aus dem Lateinischen ins Deutsche aufgenommenes, sich dem deutschen Gepräge bequem anschmiegendes Wort.

Der Herausgeber.

bräunlich und das Farbenspiel zu grün. In Mexiko werden auch Opale von schwarzer Substanz gefunden. Es kommen sehr große Exemplare zu Tage, die größten werden in der Schatzkammer des Wiener Hofmuseums aufbewahrt. Eine hervorragend schöne Sammlung von Opalen mit Steinen bis zu 200 Karat befindet sich im Besitz der Frau Großherzogin zu Sachsen. Die Preise schwanken auch hier je nach Qualität und Größe; feine Steine bis zur Größe von 4—6 Karat kosten 80—150 Mark per Karat.

Der Türkis soll ein reines Himmelblau zeigen. Er ist aber wenig beständig, bleicht allmählich am Sonnenlicht aus, verändert sich leicht, zuweilen schon durch den Schweiß des Körpers, und wird unfehlbar zerstört durch scharfe Säuren. Die orientalischen Türkisen stammen aus Persien aus Klüften von Trümmergestein. Auch der Türkis wird fast nur en cabochon geschliffen. In größeren, flachen, unreinen Stücken findet man oft Sprüche aus dem Koran eingeschnitten und mit Gold ausgelegt; diese Steine nennt man Talisman* und sie sollen dem Besitzer Glück bringen. Beim Opal herrscht in Russland und Polen das Vorurtheil, dass er Unglück bringe, er findet daher in diesen Ländern wenig Absatz. Dagegen ist der Türkis dort sehr beliebt, und für alte persische Steine werden Phantasiepreise gezahlt. Während alle bisher erwähnten Steine nach Karaten gewogen und gehandelt werden, geht der Preis bei dem Türkis nach dem Stück; es lässt sich also keine Norm aufstellen.

Kaum ein anderer Stein ist so vielen Nachahmungen ausgesetzt, wie der Türkis, es ist für den Laien sehr schwer, einen echten Türkis z. B. vom Zahn- oder Beintürkis zu unterscheiden. Letztere sind nicht von altem persischen Stein, sondern es sind Körper organischen Ursprungs von blauer Farbe, die aber dem echten Türkis sehr ähnlich sind; und neben diesen zirkulieren noch eine Menge künstlicher Nachahmungen. Es werden auch Türkisen gefunden in Amerika und besonders in Ägypten, die unter dem Namen ägyptische Türkisen zirkulieren, und von denen behauptet wird, dass sie noch schneller grün werden, als die persischen. Es ist nicht leicht, den Ursprung eines Türkis mit Bestimmtheit festzustellen; bei vieler Praxis erhält man ein gewisses Gefühl dafür, das selten irre leitet. Es herrscht aber ein Misstrauen gegen Türkisen, und es ist daher rathsam, solche Steine immer nur bei einem bekannten, vertrauenswürdigen Juwelier zu kaufen. Die meisten Orientreisenden bringen Türkisen mit nach Hause und, wie sie glauben, zu sehr billigen Preisen, um sich bei ihrer Rückkehr zu überzeugen, dass sie gefälschte Steine gekauft haben.

---

* Vgl. mein Wörterb. III S. 1283 a. Der Herausgeber.

Hiermit wäre die Reihe der Ganzedelsteine erschöpft, und es würde zu weit führen, wollte ich nun noch die Halbedelsteine, deren es mehr als 100 verschiedene Arten giebt, besprechen. Dieselben haben auch mehr Interesse für den Goldschmied, da nur einige von ihnen, wie der Amethyst, der Topas, der Spinell, das orientalische Katzenauge und der Mondstein für werth erachtet worden, als Mittelstein eines Juwelenstücks zu dienen und in Brillanten gefasst zu werden. Die übrigen bekannteren Steine, wie Onyx, Jaspis, Lapis-Lazuli, Blutstein u. s. w. dienen vielfach zu Siegelringen und Manschettenknöpfen, größere Stücke in Kugelform zu Stockknöpfen und kleinen Kunstgegenständen, die dann auch wieder mit Edelsteinen verziert werden. Der Edelsteinhändler führt selten Halbedelsteine. Auch hier ist wieder der **Marchand de pierres précieuses** zu unterscheiden von dem **Lapidaire.** Bei uns findet man die Halbedelsteine vielfach in Geschäften, die zugleich die für die Juwelierkunst nöthigen Utensilien verkaufen.

Ich kann meinen Vortrag nicht schließen, ohne der edlen Perle zu gedenken, die sich schön geformt und glänzend, wie sie ihre natürliche Bildungsstätte verlässt, zum Schmuck darbietet. Direkt aus der Muschel mit anderen Perlen zusammengereiht, kann sie den Hals jeder Dame schmücken, sie bedarf nicht, wie die Edelsteine, erst eines künstlichen Schliffs, um ihre schöne Wirkung auszuüben. Auch der Perle wird schon in der Bibel gedacht; in den Sprüchen Salomonis werden die Weisheit und ein tugendsames Weib als edler gerühmt denn köstliche Perlen. Jedenfalls gehört die Perle zu dem am längsten bekannten Schmuck. In den ruhigen Theilen des Meeres wohnen die Perlmuscheln, in der Nähe der Küste, in Indien bei Ceylon, im persischen Meerbusen, im ganzen großen Ozean, im Golf von Panama und an der Küste von Westaustralien. Taucher holen die Muscheln aus dem Meeresgrund, indem sie sie mit einem Messer ablösen. Ein Taucher schafft täglich 2—3000 Muscheln an die Oberfläche. Die ersten Europäer, die die Perlfischerei betrieben, waren die Portugiesen. In der Regel werden die Muscheln der Fäulnis überlassen und dann erst ausgewaschen. Die Perle ist ein krankhaftes Erzeugnis der Muschel. Rückert fasst Dies in die schönen Worte:

„Dass sie die Perle trägt, Das macht die Muschel krank,
Dem Himmel sag für Schmerz, der dich veredelt, Dank."

Die Perle ist ein Produkt des organischen Widerstandes des Muschelthieres gegen einen fremden Eindringling. Sie ist aufzufassen als eine übermäßige Absonderung von Perlmutter an einer bestimmten Stelle, an welcher auf den Organismus ein ungewöhnlicher Reiz ausgeübt wird, der durch Eindringen fremder Körper in die Muschel entsteht, seien

es Steine, Würmer oder Sand u. dergl. Wenn sich diese Eindringlinge in der Substanz des Mantels der Muschel festsetzen, so entstehen die schönsten, runden, ringsum freien Perlen, wenn aber der fremde Körper an der Innenfläche der Schale anliegt, so entstehen Perlen, welche mit einer mehr oder weniger breiten Basis aufsitzen, und die man im Handel mit Boutons bezeichnet. Von kleinen Perlen findet man oft bis zu 80 in einer Muschel, während die größeren mehr einzeln vorkommen.

Die Farbe richtet sich nach dem Inneren der Muschel; sie ist entweder bläulich-weiß oder gelblich, oder, wenn am schwärzlichen Rande der Muschel entstanden, schwärzlich, grau und zuweilen auch ganz schwarz. Es giebt auch hier eine ganze Skala von Farben, und die bunten gemischten Perlen zirkulieren im Handel unter dem Namen Phantasieperlen. Die schönsten Perlen kommen aus Indien, und man spricht auch hier wieder von „orientalischen“ Perlen, wenn man die Schönheit derselben hervorheben will. Der Ausdruck von schönem, reinem Wasser ist von den Diamanten auf die Perlen übertragen. Das Bohren der Perlen war schon den alten Indern bekannt; sie drückten die Perlen in die Löcher eines hölzernen Blockes, benetzten sie mit Wasser und durchbohrten sie mittelst eines Nadelbohrers, den sie durch einen Bogen drehten. Ähnlich wird es auch heute noch gemacht, und dieses, wie das Halbieren der Perlen, um halbe Perlen herzustellen, sind die einzigen Manipulationen, welche von Menschenhänden an Perlen vorgenommen werden. Beim Durchschneiden der Perle sieht man wie beim Baumstamm die verschiedenen Schichten und Kreise, aus denen sie gebildet ist. Ganz durchbohrt werden die Perlen, die man zu Schnüren braucht, wobei man sich eines doppelt oder dreifach geflochtenen Seidenfadens bedient; nur an einer Stelle angebohrt werden Perlen, die in einem Schmuckgegenstand gefasst werden sollen, wobei man gewöhnlich einen Schraubenstift mit Kitt verwendet.

Den höchsten Werth haben die eigenthümlich glänzenden, etwas durchscheinenden, silberartig milchweißen Perlen, die meistens von Ceylon kommen. Wer Farben und Arten des Glanzes kennen lernen will, Der muss sie sehen. Gelbliche Perlen sind weniger geschätzt und kommen aus dem Persischen Meerbusen, australische Perlen haben einen erhöht weißen Glanz, es fehlt ihnen aber das eigentliche „Orient“, von dem man bei Perlen spricht, und die Panamaperle ist milchweiß, matt, ohne viel Glanz. Bei Perlen spricht man auch von ihrer Haut: reine, glatte Haut besitzt die Perle, wenn sie frei von Eindrücken oder Höckern ist. Unregelmäßige, höckerige Perlen nennt man Barockperlen und, wenn es große Stücke sind, auch Monstreperlen. Letztere werden weniger zum Schmuck, als in der Goldschmiedekunst verwendet bei Herstellung von Nippgegenständen und

kleinen Figuren, wo die Perlen je nach ihrer Form dem Körper des darzustellenden Menschen oder Thieres einverleibt werden. Im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums findet sich unter den aus Amerika erworbenen Silbergegenständen ein Pokal, der mit Barockperlen besetzt ist, die wie Knospen aus den ziselierten Blättern hervortreten. Die Barockperlen stehen den regelmäßig geformten Perlen an Werth nach.

Auch die Perlen werden nach dem internationalen Karatgewicht gewogen, und der Handel hat sich auch hier in der Weise entwickelt, dass die Perlen sortiert nach Größe, Farbe und Qualität angeboten werden. Der schönste Schmuck ist meines Erachtens eine schöne Perlenschnur, und es ist eine Kunst, Halsbänder von Perlen zusammenzustellen, die in Form und Farbe gleichmäßig sind. In Paris, dem Markt auch für Perlen, bildet jene Kunst den Erwerbszweig vieler Frauen, die ihr Auge hierzu geschult haben, und es werden 100 bis 300 Francs für das Zusammenflechten und Aufreihen eines Colliers gezahlt. Wenn auch die Perlen oft schon aufgereiht aus Indien kommen, so bleibt es doch dem geübten Auge des europäischen Juweliers überlassen, aus einer großen Partie diejenigen herauszusuchen, die zusammen passen, und mancher Händler hat schon seine eigenen Perlen zu wesentlich höherem Preise zurückgekauft, nachdem sie durch geschicktes Zusammenstellen und Aufreihen ein anderes Aussehen gewonnen hatten.

Wegen der zahlreichen Qualitäten möchte ich von einer Werthbestimmung der orientalischen Perlen am liebsten absehen, ihr Werth ist in anhaltendem Steigen begriffen. Wie beim Diamanten ist auch eine starke Progression des Preises mit dem Anwachsen des Gewichts verbunden. Wenn eine Perle von 1 Karat heute 80 bis 100 Mark werth ist, so kostet eine solche von 2 Karat gleicher Qualität ca. 400 Mark, von 4 Karat 12—1500 Mk. Runde Perlen über 5 Karat gehören schon zu den Seltenheiten, größere Exemplare kommen am häufigsten in Birnenform vor. Schwarze Perlen sind selten und es gelten Liebhaberpreise dafür.

Große berühmte Exemplare sind weniger bekannt, als bei den Diamanten. In Spanien hatte man im 16. Jahrhundert eine Perle, die unter dem Namen „Peregrina“, die Fremde, Unvergleichliche, berühmt war; sie war birnenförmig, in der Größe eines Taubeneies, und man reiste nach Sevilla, um sie zu sehen. Sie ist heute im Besitze des russischen Fürsten Youssupoff. Die Süßwasserperle verhält sich zur orientalischen Perle wie der Halbedelstein zum Ganzedelstein. Am bekanntesten sind die Elsterperlen und die Schottenperlen, die in den Flussperlmuscheln gefunden werden. Den Flussperlen fehlt der orientalische Glanz, sie stehen daher in geringem Werth; jedoch werden für regelmäßige schöne Schottenperlen ansehnliche Preise gezahlt.

Ich kann nur zum Schluſs meinen früheren Kollegen wünschen, sie möchten recht viele Edelsteine und Perlen verkaufen, denn ein großer Bedarf an Juwelen ist immer ein untrügliches Zeichen für den Reichthum und das Wohlergehen eines Landes.

Ein Hühnerhund wird zu kaufen gesucht.

(s. S. 12 ff.)

Herr Alfred Bauer in Paris schreibt mir in Bezug auf Herrn Ipsen's Aufsatz das Folgende:

„Der Artikel von Ipsen hat mir viel Kopfzerbrechen verursacht. Wenn man ins Französische übersetzen wollte, setzte es etwas ungemein Komisches ab: un chien est cherché à acheter, — il est cherché un chien à acheter. Klar ist, daſs das eigentlich grammatische Objekt von kaufen das Wort Hund ist: on cherche à acheter un chien. Dem Sprechenden aber schwebt ein Objekt sowohl zu kaufen wie auch zu suchen vor: man sucht einen Hund — und: man will einen Hund kaufen. Aber die vom Gesichtspunkt der Logik aus mit Recht beanstandete Wendung findet sich doch — namentlich in Anzeigeblättern — sehr häufig. Könnte man nicht diesen Widerstreit zwischen Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit durch eine Art Attraktion erklären, wie sie auch in andern Sprachen vorkommt und wie sie in diesem Falle durch den Umstand begünstigt wird, daſs im weiblichen und sächlichen Singular und im Plural aller drei Geschlechter Nominativ und Accusativ zusammenfallen?“

Darauf hätte ich Folgendes zu erwiedern:

Meiner Ansicht nach sollte man einem einreißenden oder schon eingerissenen Miſsbrauch entschieden entgegentreten, um ihn nicht weiter um sich greifen zu lassen, sondern ihn zunächst zurückzudrängen und allmählich aus dem Gebrauch zu verdrängen. In diesem Sinne habe ich gleich in dem ersten Hefte des ersten Jahrganges dieser Zeitschrift S. 33–37 einen Aufsatz veröffentlicht mit der Überschrift:

Ein auch bei guten Schriftstellern nicht selten vorkommender grober Fehler wider die Sprachlehre

und mit dem Wahlspruch aus Goethe:

Der Irrthum wiederholt sich immerfort in der That; deſswegen muſs man das Wahre in Worten unermüdlich wiederholen.

Der „grobe Fehler“, gegen den ich damals meine Warnung richtete, war die Weglassung des Dativ-n in Verbindungen wie: „aus (oder in) aller Herren Ländern“

und ich glaube kaum zu irren, wenn ich ausspreche, dass seit jener ersten und dann von Zeit zu Zeit wiederholten Warnung das falsche:
aus (in rc.) aller Herren Länder
freilich durchaus noch nicht ganz aus dem Gebrauch verschwunden, aber doch wesentlich zurückgedrängt ist, weil eben das Fehlerhafte darin Vielen zum Bewusstsein gekommen ist.

Man vergleiche damit, was ich ebenfalls in dem 1. Jahrgang der Zeitschr. (S. 328/9) über einen „Fehler bei Satzverkürzungen im Infinitiv mit ‚zu'" gesagt, welcher Fehler durch das Zusammenfallen in der Form der Participien bei den sogenannten Hilfszeitwörtern mit dem Infinitiv veranlasst und so auch zu erklären, vielleicht auch zu entschuldigen, aber doch keinesfalls zu rechtfertigen und gut zu heißen ist, selbst nicht durch den Vorgang eines Sprachkenners wie Jakob Grimm, der geschrieben hat:

„Doch nicht einmal aus ihrer [der mittelhochdeutschen Dichtungen] Fülle scheinen alle grammatischen Entdeckungen von Gewicht müssen hergeleitet zu werden"
statt: hergeleitet werden zu müssen rc. und vieles Ähnliche.

Um nun aber auf den Satz in der Überschrift zurückzukommen, so möchte ich aus meinem Aufsatz in dem 2. Jahrgang dieser Zeitschrift mit der Überschrift: „Über das Passiv der Zeitwörter suchen und versuchen, so fern davon ein Infinitiv mit zu abhängt" (S. 240 ff.) wenigstens das Folgende (auf S. 242) wiederholen:

„Ich suche einen schönen, großen Garten, nicht zu kaufen, sondern zu miethen, — passivisch: Es wird von mir ein schöner großer Garten nicht zu kaufen, sondern zu miethen (vgl.: nicht zum Kauf, sondern zur Miethe) gesucht."

In diesem Satz ist der Accusativ: einen schönen großen Garten das unmittelbar von suchen abhängige Objekt, das sprachrichtig bei der Umwandlung ins Passiv zum Subjekt im Nominativ wird. Dergleichen Beispiele mögen mit zur Erklärung und vielleicht auch zur Entschuldigung für Sätze dienen wie: „Ein Hühnerhund wird zu kaufen gesucht"; aber sprachrichtig ist ein solcher Satz nicht; wer sich denk- und sprachrichtig ausdrücken will, wird im Aktiv sagen:

Ich suche — oder: der Unterzeichnete (oder man) sucht, einen im 3. Felde stehenden Hühnerhund zu kaufen
und hier die Umwandlung in die nicht sprachübliche passivische Wendung unterlassen, die sprachrichtig (aber allerdings nicht sprachüblich) wenigstens lauten müsste: Es wird (von mir) gesucht, einen Hühnerhund zu kaufen.*

* S. in meinen Hauptschwier. unter dem Titelkopf: „Eintheilung der Zeitwörter" Nr. 7 (S. 129 b) andere Fälle, in denen die Umwandlung ins Passiv unüblich ist, z. B.: „Die Sache nimmt ihren ruhigen Gang, Verlauf, eine andre Wendung" u. s. w.

Es gilt hier Ähnliches, wie Das, was ich in den Hauptschwier. S. 328 ff. (s. o.) gegen einen Satz aus der „Gegenwart" gesagt habe, der lautet:

„Dann thut es mir leid, Sie einen sonderbaren Schwärmer genannt zu haben, haben nennen zu müssen."

Meine Bemerkung dazu lautet:

„Hier hat sich der Schreiber durch die Infinitivform des Particips müssen (statt gemusst) und die Stellung im unverkürzten Satze verführen lassen. In diesem kann es nicht bloß heißen, sondern heißt es gewöhnlich:

Dann thut es mir leid, dass ich Sie einen sonderbaren Schwärmer genannt habe, habe nennen müssen — statt: nennen gemusst habe, aber müssen ist und bleibt hier immer ein Particip, vor welches das allein dem Infinitiv als Begleiter gebührende zu nicht gesetzt werden darf. Wollte der Schreibende nicht (was stilistisch in derartigen Fällen immer den Vorzug verdient) die Satzverkürzung vermeiden, so müsste er wenigstens sprachlich richtig setzen:

„Dann thut es mir leid, Sie einen sonderbaren Schwärmer genannt zu haben, nennen gemusst zu haben rc."

Ähnlich muss ich zum Schluss von dem uns hier beschäftigenden Satze sagen: „Ein guter Hühnerhund wird zu kaufen gesucht" — kommt vor: aber sprachrichtig und nachahmungswerth ist die Wendung nicht — statt: Man sucht einen guten Hühnerhund zu kaufen.

Falscher Gebrauch eines Particips.

Vor dem fehlerhaften Gebrauch eines Mittelwortes, das unabhängig in einem Satze steht, ohne sich auf dessen Subjekt zu beziehen, ist oft und viel gewarnt.

Ein sehr auffälliges Beispiel dieses Fehlers findet sich in E. Wertheimer's Buch: „Die drei ersten Frauen des Kaisers Franz" (Leipzig, Duncker und Humblot), wo er von der dritten Frau schreibt:

„Es war schwer, mehr Grazie und mehr Liebenswürdigkeit mit mehr Bildung und Urtheilskraft zu vereinen. Bestochen von ihrer Lieblichkeit und Anmuth, wie von dem Zauber ihrer Unterhaltung, erweckte sie, wo immer sie erschien, Gefühle des Entzückens und der Begeisterung. Goethe hat ihr sein ganzes Leben hindurch schwärmerische Hingebung bewahrt rc."

Das hervorgehobene bestochen kann sich nach den Regeln der Sprachlehre nur auf das Subjekt des Satzes, sie, d. i. die dritte Gemahlin des Kaisers Franz beziehen; aber Das hat offenbar der Verfasser nicht sagen

wollen, sondern vielmehr, dass sie in den von ihrer Lieblichkeit und Anmuth, wie von dem Zauber ihrer Unterhaltung Bestochenen (worunter z. B. unter Andern auch Goethe gehörte) — wo sie auch immer erschien — Gefühle des Entzückens und der Begeisterung erweckte.

Ich habe geglaubt, diesem Satz als einem vor dem gerügten Fehler eindringlich warnenden Beispiele hier in der Zeitschrift einen Platz einräumen zu müssen.

Der Marschallstab.

Ein Roman aus dem Bergischen. Von W. Schulte vom Brühl. (Vom Fels zum Meer XIII S. 441 ff.)

1. „Minna, die Köchin, saß auf einem Stuhl, einen Kumpf Kartoffeln auf dem Schoße. Sie schälte sie sorgsam, kitschte geschickt mit der Spitze ihres Häppchens, des scharfen Küchenmessers, die Augen aus den Erdäpfeln und ließ diese dann, einen nach dem andern, mit einem lauten ‚Plumps' in den neben ihr stehenden mit Wasser gefüllten Eimer fallen." S. 442a/b.

Bei diesem „Roman aus dem Bergischen" ist es meine Absicht, die Aufmerksamkeit der Leser namentlich auch auf die mehr oder minder mundartlichen Ausdrücke hinzulenken; doch werde ich der Kürze halber sie meist — so weit die Bedeutung aus dem Zusammenhang klar ist — nur durch gesperrten Druck hervorheben, ohne im Einzelnen anzugeben, wie weit die Ausdrücke in meinem Wörterbuch und dessen Ergänzung bereits Aufnahme gefunden oder noch nachzutragen sind. Nur ausnahmsweise verweise ich hier zu Anfang für Häppchen (als Küchenmesser s. auch Nr. 4) auf mein Wörterb. I S. 741 c und 765 c unter Hippe = Gärtner-, Winzermesser mit gebogener Klinge rc. (Dem Worte Hippe in der Bedeutung „Ziege" ebd. werden wir weiter unten begegnen, s. Nr. 20, 29.) Das Zeitwort kitschen für das Ausstechen der Kartoffelkeime fehlt noch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 303b, wo es nur in der Bedeutung des Hinhuschens und namentlich als Malerausdruck (s. auch Zeitschr. VIII S. 127/8 Nr. 37 in Telmann's Roman: „Unter römischem Himmel" Nr. 35) aufgeführt ist. Derartige Hinweise werden, wie gesagt, im Folgenden meist übergangen werden, indem ich es im Allgemeinen dem Nachschlagen in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. überlasse.

2. „Wie er nun jetzt so am Sprungherd stand und die Lampe auf der erkalteten Platte niedergesetzt hatte rc." S. 442b. Ob hier unter Sprungherd eine besondere Art von Sparherd (s. d. u. Kochherd) zu verstehen sei und welche, wüsste ich nicht zu sagen und würde für eine freundliche Belehrung dankbar sein.

3. „[Er] holte dann von der Wand einen Rapier, der &c." . . . Er hing [hängte] den Rapier wieder an seinen Ort. S. 443a, als ein weiterer Beleg für das männliche Geschlecht von Rapier (s. mein Wörterb. II S. 640a) neben dem gewöhnlichen sächlichen.

4. „Angeödet von der Nüchternheit der Geschäftsräume." S. 443a.

5. „Sie müssen Sich die Fabrikation [der Messerschmiede &c.] recht ordentlich anschauen und . . . dabei sehen, wie hier in der Schmiede ein Patentkropf ans Messer geschmiedet, dort im Schleifkotten [s. Nr. 10 und 19] eine Klinge gepliestert [s. Nr. 16], wie eine Schere genietet und ein Häpchen [s. Nr. 1] gereibet wird." S. 443b.

6. „Kanzle nur so weiter; denn hübsch zu schreiben ist etwas von dem Wenigen, das du verstehst . . . Das Buchstabenmalen . . . Hoffentlich wirst du auch bald lernen, etwas flüssiger zu schreiben." S. 444b — vgl.: Kanzleischrift. — „Der auf Seidenpapier oft recht klatschig kopierten Korrespondenz." ebd.

7. „Wenn er zugleich mit Amsel, Drossel &c. — als Frühlingsbote anschwirrte" [schwirrend angeflogen kam]. S. 445a.

8. „Als die Mutter . . . erschien, um . . . dem Sohne auf einem Teller ein ‚Zehnührchen' zum Imbiss zu bringen." S. 445a [das um 10 Uhr Morgens zu genießende Frühstück].

9. „In naturgetreuen Farben kolorierte er alsdann die Zeichnungen und hinterlegte den Grund . . . kräftig mit schwarzer Tusche." S. 446a.

10. „In einem ein Stündchen Weges entfernten Schleifkotten" [s. Nr. 3] S. 446a.

11. „Dem Zwang des Komtoirdienstes, den er am ersten Tage schon in seiner ganzen Nüchternheit durchkostet hatte." S. 446a.

12. „Die um die Weihnachtszeit auftauchenden aus Mürbteig gebackenen Nikolasse mit ihren irdenen Pfeifen und den aus Korinthen bestehenden Augen." S. 446b.

13. „‚Da trinkt einmal von dem Klaren!' Ich danke, ich trinke keinen Schnaps." S. 446b.

14. „He kallt plattdütsch mit der hudütschen Tong. Sprecht nur, wie Ihr es gewohnt seid. Wir verstehen auch Hochdeutsch." S. 447a.

15. „Ihr seid mir zu knistig" [geizig, knauserig] S. 447a, vgl.: „Ein Kerl, der aus Knisterei keinen Schoppen zahlt." ebd. b.

16. „Eine Pliesterscheibe aus Holz, mit Leder bezogen, ruhte sich dort von ihrer Dreharbeit aus." S. 447a, s. Nr. 5.

17. „Des Büchleins Titel lautete: ‚Wie ein großer Sünder das Heil erwarb. Schriften der Wupperthaler Traktatgesellschaft.' Der Feine

da drinnen hat dich wohl in die Lehre genommen?" —, s. über die Bezeichnung: „die Feinen" für Pietisten mein Wörterb. unter fein Nr. 11.

18. „Wir halten ihn [den Otter] zum Spaß noch ein paar Tage gefangen, dann schlagen wir ihn vor den Deez [Kopf] und verkaufen das Fell in Solingen." S. 447b.

19. „Ehe es einer von den Teufels merkt . . . Die ekligen Kerls im Kotten [s. Nr. 5]" S. 448a.

20. „Wo eine weiße Ziege weidete. ‚Ich lasse hier unsere Hippe [s. Nr. 1] fressen.'" S. 448a.

21. „Er wundert sich wahrscheinlich, dafs Ihr nicht mehr so toll auf dem Gebühn herumspektakelt" [Raum unterm Dachboden] S. 448b.

22. „Eine Flasche auserlesenen Winkler Hasensprungs [Wein]... Solche Pichelei gestattete er sich . . . Ein feines Gabelfrühstück mit einer guten Burgunderin einzunehmen." S. 498a.

23. „Selbst die heimatlichen ‚Kiwestüter' verleugnete er in der schönen Weltkurstadt und zwang seinen Hals in einen modernen Stehkragen." S. 498.

24. „Von dem heimischen Puffertskuchen" S. 499a [Art Auflauf].

25. „Dafs Sie bei mir mit Ihren Vorwitzigkeiten kein Glück haben" S. 499b.

26. „Da wäre es doch wirklich sehr nett von dir, wenn du etwas hülfest." S. 500a/b, s. über den Konjunktiv des Imperfekts von helfen, Hauptschwier. S. 193a.

27. „Über der Packstube befand sich der Kistenföller." S. 500b.

28. „Er klaubte dann aus der Westentasche ein kleines Röllchen Primtabak hervor, von dem er auf der Hobelbank mit einem Beitel ein Stückchen abstach . . . Man suggelt es ja nur aus . . . Der Tabak priemt." S. 500b/1a.

29. „Und dem Pitter sein Vater, der Strauhannes, handelt mit Strau für die Hippen [s. Nr. 1]. Er wohnte im Weidenhüsken." S. 501b.

30. „Das, was tüchtig und gut in dem Geköch ist, Das schwimmt als Fettauge bald wieder obenauf." S. 501b.

31. „Großes Blotschenlaufen der Jünglinge, Jungfrauen und Kinder, Hauptpreis: Jünglingsrennen ein Ferkel 2c. . . .
Manch Einer krötscht op der Ros heröm
Und schleit [schlägt] em Gras 'nen Tummeleut [Purzelbaum, fallend],
Verliert de Blotschen und flogt [flucht] un schreit." 2c.,
s. über Blotschen Nr. 34 und 35. (Schlufs folgt.)

Über das Wort „absetzen“.

Über dies in der Rechtssprache in der Verbindung: „ein Urtheil absetzen“ vorkommende Zeitwort s. hier in der Zeitschrift VII S. 295 den Aufsatz vom Reichsgerichtsrath Daubenspeck.

Der Reichsgerichtsrath O. Bähr hatte die Verbindung als „nicht richtiges Deutsch“, sondern nur als „Juristen-, insbesondere preußisches Juristendeutsch“ bezeichnet und hinzugefügt:

„Im gewöhnlichen Deutsch sagt man: ein Urtheil wird abgefasst oder aufgesetzt. Schiebt man nun beide Wörter in einander, so erhält man ab-gesetzt. Jedenfalls sollte, wenn einmal mit dem Juristendeutsch aufgeräumt werden soll, auch dieses unverständliche Wort auf den Index gesetzt werden.“

Daubenspeck giebt zu, dass das Wort in diesem Sinne der preußischen Rechtssprache angehöre und dass es vielleicht besser sei, davon keinen weitern Gebrauch zu machen, aber er bezeichnet die schon sehr alte Verbindung als durchaus „sprachlich richtig gebildet“, von dem sinnverwandten „aufsetzen“ dadurch unterschieden, dass darin zugleich „die Erledigung der Angelegenheit angedeutet“ sei, und ihm schließt sich der Herausgeber an, indem er auf sein Wörterbuch verweist, worin es unter absetzen heißt:

„Rechtssprache: mit den Satzschriften abschließen (zum Urtheil).“

Zur Erklärung der fraglichen Verbindung möchte ich unmaßgeblich ein Scherflein beisteuern. Es bieten sich dafür zwei Wege dar:

Absetzen kann einerseits mit Gesetz, Satzung zusammenhängen (vgl. Grimm, Von der Poesie im Recht. Zeitschr. für geschichtliche Rechtswissensch. II S. 30), also: die Gründe setzen, bestimmen; es kann aber andrerseits auch das Absetzen eine lediglich räumliche Bezeichnung sein. „Einen Absatz machen“ ist für jeden Abschreiber ein Ausdruck, gegen den der Vorwurf eines „Provinzialismus“ nicht erhoben werden kann. Nach der Erzählung des Thatsächlichen (des Thatbestandes) folgen die Entscheidungsgründe. Ihr Beginn wird durch einen Absatz gekennzeichnet. „Absatz“ oder „Absetzen!“ lautet die Weisung des Richters an den Schreiber, dem er das Urtheil in die Feder sagt (Sanders, Verdeutschungswörterb. im Wort „diktieren“). So könnte man zu der Wendung: „die Gründe eines Urtheils absetzen“ gelangen.

Berlin. Kammergerichtsrath Hugo Keyßner.

Zur Stellung im Satze.

Hierzu möchte ich folgende Sätze aus der National-Ztg. der Beurtheilung der Leser unterbreiten:

1. Im Jahrgang 46 heißt es in Nr. 217 in einer der so lehrreichen Mittheilungen des leider zu früh verstorbenen G. van Muyden:

„Zwar ersetzt er [der elektrische Strom], wie gefordert wird, die bisherigen Hilfsdampfmotoren noch nicht sämmtlich," wofür ich als Änderung vorschlagen würde: „Zwar ersetzt er noch nicht, wie gefordert wird, die bisherigen Hilfsdampfmotoren sämmtlich."

2. In derselben Nummer schreibt H. L. in einem Aufsatze über eine neue Biographie Gaspard's v. Coligny:

„Da wenig auf die Würdigkeit zum geistlichen Amt gesehen wurde, so erhoben sich überall Klagen über die Pflichtvergessenheit der Kleriker. Allein hieran trug nicht bloß das Konkordat Schuld; denn schon um 1500 ist eine ganze Reihe von Beispielen sittlicher Anstöße, welche die Geistlichkeit gegeben, zu erweisen. Roheit und Raufluſt, Trunk und Unkeuschheit erscheinen nicht bloß in den Klagen der Moralisten oder der Gegner; allgemein ist die Klage über schreiende Unwissenheit."

Der Schlußsatz sollte doch wohl lauten: „Nicht bloß Roheit und Rauflust . . . erscheinen in den Klagen der Moralisten oder der Gegner; allgemein ist die Klage über schreiende Unwissenheit."

3. In Nr. 221 lesen wir:

„Haarsträubende Fälle . . ., in welchen die . . . Polizeibeamten theils gegen Angeklagte und Zeugen die ausgesuchtesten Martern zur Erpressung von Geständnissen angewandt, theils willkürlich freisprechende Richtersprüche umgestoßen haben sollen."

Hier würde das hervorgehobene willkürlich, das der Leser im ersten Augenblick zu dem unmittelbar darauf folgenden freisprechende ziehen könnte, wohl deutlicher und besser vor umgestoßen gesetzt sein.

4. In Nr. 495 schreibt Kurt Grottewitz:

„Zwar ging er [Rathke] natürlich von einem einzelnen Organe aus, suchte dasselbe in seiner Entwicklung vom Ei-Stadium des Thieres bis zum voll entwickelten Organismus zu verfolgen; allein tiefere Aufschlüsse über die Bedeutung dieser Organe waren, wie er wusste, doch erst zu erlangen, wenn man ein Organ bei einer großen Anzahl anderer Thierarten eben so beobachtete und dann diese Beobachtungen mit einander verglich. Erst dann konnte man ja sehr oft die Bedeutung eines Organs verstehen."

Der Schlussſatz lässt in dieser Stellung dem Wortlaut nach kaum eine andere Deutung zu, als: Erst dann konnte man ja sehr oft (wenn auch nicht immer) die Bedeutung eines Organs erkennen. Der Vf. hätte meiner Ansicht nach für die von ihm auszusprechenden Gedanken etwa die Stellung wählen sollen:

Sehr oft konnte man ja erst dann die Bedeutung eines Organs erkennen.

Ein Brief an den Herausgeber.

Von Dr. A. Landau in Wien.

Wien, 21. Mai 1894.

Hochgeehrter Herr Professor!

Gestatten Sie mir, Ihnen eine kleine Nachlese von vereinzelten Bemerkungen mitzutheilen, die sich mir bei Durchsicht des 7. Jahrganges Ihrer Zeitschrift ergeben haben.

S. 61. „Feinputzerei" bedeutet in Wien kein Putzgeschäft; und eine „Feinputzerin" ist keine Putzmacherin, sondern eine Feinwäscherin, eine Blanchisseuse de fin. Kragen, Manschetten u. dgl. werden in Wien nicht „gewaschen", sondern „geputzt".

S. 71, 12. Als Seitenstücke zu den „gräulichen Wörtern" Freibühnist und Rosist möchte ich anführen die „radistischen Arbeiten" (für Radirungen oder Radirer-Arbeiten) von denen v. B. (Berlepsch?) in der Beilage der Münchener Allg. Ztg. vom 16/12 1893 spricht und das in der österreichischen Militärsprache jüngst aufgetauchte „Genieist" (Offizier oder Soldat der Genietruppe), bei dem noch das Räthsel zu lösen ist, warum der Erfinder, der dieses schöne Wort offenbar nach Infanterist, Kavallerist u. dgl. gemodelt hat, das End-e, das die Musterwörter abgeworfen haben, beibehalten hat.

S. 105, 6. Zu dem Ausdruck „beim Schock" verweisen Sie auf das englische by three scores. Läge es nicht ebenso nahe, an die zahlreichen Verbindungen von bei mit Pluraldativen und Zahlwörtern (wie bei Paaren, bei Dutzenden, Tausenden u. s. w.) zu denken, für welche das Grimm'sche Wörterbuch I, 1354, 13 zahlreiche Belege von Luther bis Goethe bietet?* Es ist wohl nicht allzu gewagt, in diesem „beim Schock" einen Nachklang aus einer (mitteldeutschen?) Mundart zu vermuthen, in welcher ähnliche Wendungen noch vorhanden sein könnten.

Zu S. 337. Einen unrichtigen Dativ der Apposition citiert Socin im Litteraturblatt für german. und roman. Philologie 13, 377 aus einer Freiburger Inaugural-Dissertation von 1891: Die Sprache des jungen Herder von Theod. Längin: „. . . kommt er auf die Sprache zu sprechen, als der Grundlage der Litteratur."

* Da es sich a. a. O. um eine Entlehnung aus der Illinois Staats-Zeitung handelt, so lag es doch wohl am nächsten, auf das englische by three-scores zu verweisen.
Der Herausgeber.

Zu „unterschreiten", S. 338 und 478 (das, nebenbei bemerkt, im abecelichen Inhaltsverzeichnis fehlt) habe ich einen bezeichnenden Beleg nachzutragen: „Das Überschreiten oder Unterschreiten einer als zulässig erkannten Papierdicke wird durch Stifte . . . markiert." Technische Briefe. Beilage der Münchener Allg. Ztg. vom 16/1, 1894.

Das „dichtbesiedeltst" S. 343, 2 giebt mir Anlaß auf einen Superlativ zu verweisen, den ich weder in Ihrem, noch im Grimm'schen Wörterbuche und auch nicht in den Hauptschwier. gefunden habe: „Die edelgeborensten Jungfrauen" in Wielands Krates und Hipparchia (Werke, Leipzig 1839—40. 21, 119.)

Unter den „Elefantenbeinen der Billards" S. 376, 1 sind meines Erachtens nicht die elfenbeinernen Bälle, sondern die Beine oder Füße der Billards zu verstehen, deren Plumpheit damit gekennzeichnet werden soll.

„Verglich" S. 396, 22 ist mir nicht als österreichisch bekannt und dürfte nur ein Druckfehler für Vergleich sein.

Hochachtungsvoll
Ihr ergebenster
Dr. A. Landau.

Ein Spaziergang im Spessart. Von H. Uhrberg.

(Sonntags-Beilage Nr. 16 und 17 zur Nat.-Ztg. 1894.)

1. „Bevor ich von dem anmuthigen und historisch interessanten [vgl.: geschichtlich beachtenswerthen] Städtchen Abschied nahm, bestieg ich, um mir das Bild seiner Lage und Umgebung vor Augen zu führen, nach Durchschreitung des Ortes, den rechts von der Straße liegenden Valentinsberg mit dem Kapellchen des heiligen Valentin, von dem aus man einen bequemen Überblick über Stadt und Landschaft genießt."

Sprachlich tritt hier nicht klar und unzweideutig hervor, auf welches der drei vorangehenden Hauptwörter das hervorgehobene bezügliche Fürwort dem bezogen werden soll, ob auf den Valentinsberg oder auf das Kapellchen oder endlich auf den heiligen Valentin selbst, man vergleiche im 7. Jahrgang der Zeitschr. S. 143—145. Ganz bestimmt und unzweideutig hätte der Vf. etwa schreiben können: „Bestieg ich . . . den einen bequemen Überblick über Stadt und Land gewährenden, rechts von der Straße liegenden Valentinsberg ꝛc."

Es wird vergönnt sein, hier gleich aus derselben Nr. der Sonntags-Beilage, aus einem Aufsatze von Dr. Johannes Müller-Liebenwalde den folgenden Satz anzureihen:

„Das Staunen ob dieser Entdeckung war groß, da die Präriehunde, Bewohner ebener Gelände Nordamerika's, die zwischen Ziesel und Murmelthier stehen, von Figur unserm Meerschweinchen nicht unähnlich, ausgemachte Pflanzenfresser sind."

Hier wird allerdings jeder denkende Leser das hervorgehobene die nicht auf die unmittelbar davor stehende Mehrzahl Gelände beziehen wollen, sondern sich sagen, dass der Verfasser es nur auf die Präriehunde oder Bewohner kann bezogen wissen wollen; aber trotzdem werden doch viele Leser einen sprachlichen Anstoß in der gewählten Stellung finden und vielleicht wird der Vf. selbst eine Änderung wie die folgende als Verbesserung anerkennen:

„da die zwischen Ziesel und Murmelthier stehenden, von Figur unserm Meerschweinchen nicht unähnlichen Präriehunde, welche ebene Gelände Nordamerika's bewohnen, ausgemachte Pflanzenfresser sind."

Andere ähnliche Beispiele bleiben einer gelegentlichen spätern Mittheilung vorbehalten.

2. „Es liegt in dieser nicht durch fremdartige Elemente, Felspartien oder dergleichen gestörten Reinheit und Ungebrochenheit des Laubwaldes eine ruhige Kraft und Fülle, die sich mit Nichts vergleichen lässt."

Zu dem hervorgehobenen Worte möchte ich auf mein Wörterb. I S. 204b und Ergänz.-Wörterb. S. 100c ff. verweisen, wo sich Belege nicht nur für Gebrochenheit und Ungebrochenheit finden, sondern auch für Abgebrochenheit (bei Heine auch in der Mehrzahl), Niedergebrochenheit, Ununterbrochenheit und Zerbrochenheit, vgl. auch in der Bibel-Übersetzung von 1466 in der Stelle Römer 2, 7: „Ehre und unzerbrochenkeit", wofür es bei Luther „unvergängliches Wesen" heißt und z. B. bei van Eß: „Unsterblichkeit".

Irre ich nicht sehr, so fällt durch eine derartige zusammenfassende Behandlung des innerlich Zusammenhängenden auf alles Einzelne ein helleres Licht, als es sich bei einer rein und streng abecelichen Auseinanderreißung des Zusammengehörigen erreichen lässt.

3. „Die Inwohner ernähren sich hauptsächlich durch Holzarbeit", vgl. über diese Form statt der allgemein üblichen Einwohner mein Wörterb. III S. 1652c und Ergänz.-Wörterb. S. 649c.

4. „Beinahe eine Viertelstunde gebrauchte ich, um das langgestreckte Dorf zu passieren" [zu durchschreiten], wofür ich das einfache brauchte vorziehen würde, s. mein Wörterb. I S. 199a.

5. (Nr. 17) „Das . . . Jagdschloss . . . mit dem schrägbalkigen Treppenhause" — hier aufgeführt als Nachtrag zu den in meinem Wörterb. I

S. 72b und Ergänz.-Wörterb. S. 34c beispielsweise verzeichneten Zusammensetzungen von balkig (und bälkig).

6. „Nach etwa 20 Minuten kamen wir an einem Waldsprung und dann zu einer Lichtung ꝛc.“ Zahlreiche Zusammensetzungen von Sprung finden sich in meinem Wörterb. III S. 1158c–1159b und weitere in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 499c; aber das hier hervorgehobene Wildsprung findet sich darunter nicht und doch hätte es nicht fehlen sollen, da es wohl einer besondern Erklärung bedarf, wobei ich zugleich auch für eine allerdings aufgenommene Zusammensetzung eine übergangene Bedeutung nachzutragen habe. Wildsprung bezeichnet hier nämlich Dasselbe wie das weidmännische Übersprung, worüber es z. B. in Hartig's Lexikon für Jäger ꝛc. (2. Aufl. 1861) S. 554 heißt:

„Übersprung ist eine niedrigere Stelle in Zäunen oder Hecken, über die Wild zu einer verdeckten Fallgrube einspringen soll, s. auch Einsprung“ [auch in meinem Wörterb. unter Nr. 2, mit Belegen aus Laube und Winkell].

Ich füge hierzu für Übersprung (wofür ich in meinem Wörterb. nur Belege in der Bedeutung eines sprunghaften Überganges gegeben habe) zur Vervollständigung noch die folgenden Belege aus älteren weidmännischen Schriften, und zwar buchstäblich in der veralteten Schreibweise.

„Neues und wohl eingerichtetes Forst-, Jagd- und Weidewercks-LEXICON . . . von Johann August Großkopff, der Kayserl. freyen Reichs-Stadt Mühlhausen mit bestallter Forst- und Jagd-Bedienter in Saalfeld. Langensaltza, 1759 bey Johann Christian Martini“

lautet der Titel des Buches, worin es auch S. 321/2 heißt:

„Überspringe, es werden offtmahls bei einem Jagen zum plaisir weisgeschälte Stangen auf dem Lauffte gegen den Leib-Schirm auf Pfähle geschlagen, damit die vorgejagten Hirsche im vorbey lauffen allda übersetzen und einen Sprung thun müssen, welches lustig anzusehen und der Herrschaft ein Vergnügen macht, zumahlen wenn sie während dem Übersetzen gefället werden, heißt ein Übersprung.“

Damit stimmt dem Inhalte nach Christian Wilhelm von Heppe in der zweiten Auflage seines „einheimisch- und ausländisch-wohlredenden Jägers“ (Regensburg, 1779) überein, woraus ich deßhalb nur die Anmerkung hersetze:

„Not. Wenn die Hauptjagen nicht lange stehen dörfen, geben die Übersprünge einen Spaß, indem der Hirsch immer übersetzen muß; allein wenn das Wild müde und matt, stürzet es bey den Übersprüngen, ja setzet auch wohl gar nicht über.“

Aber Heppe führt noch eine weitere weidmännische Anwendung an:

„Übersprünge, werden genennt:
Der Sprenkel zum Vogelfangen."

Dieser Vervollständigung meines Wörterbuches habe ich geglaubt, bei dieser Gelegenheit einen Platz einräumen zu dürfen oder vielmehr zu müssen; doch komme ich nach dieser längern Abschweifung zu dem Satz von Uhrberger zurück, indem ich aus meinen Hauptschwier. S. 192a das Folgende hersetze:

„Wohin kommen . . ., gelangen — und: wo ankommen, anlangen, eintreffen. Vereinzelt: Wo kommen (Goethe 12, 88). Komm hier! 11, 49; Bürger 14b; 15a; 29a; Voß Briefwechsel 2, 259 und demgemäß: Als wir vor dem Hafen kamen. Boie (Chandler, Kleinasien). Als im Hafen Schiffer kommen. A. W. Schlegel Gedichte 1, 178; Claudius 4, 58 ꝛc. Die Stücke, die in dem 7. Bande kommen sollen. Goethe an Karl August 1, 152. Dafs auf dem Titelblatte des Werkes Ihre Firma kommt. Heine 20, 188. Die andern Sachen kamen im Laden [statt: in die Lade] des Kastens oder des Tisches, bis der Arzneischrank fertig wäre. Stifter, Stud. 2, 57 ꝛc. Diese Fügung, die sich bis aufs Gothische hinauf begründen läfst, widerstrebt dem heutigen Gebrauch" u. s. w.

Besonders auffällig ist in dem obigen Satze von Uhrberger, dafs unmittelbar auf die dem Wo? entsprechende Fügung durch das gleichsetzende und verbunden, eine dem Wohin? entsprechende folgt: „Kamen wir [wo?] an einem Wildsprung und dann [wohin?] zu einer Lichtung." Vielleicht aber liegt nur ein bloßer sog. Druckfehler vor, wonach zu lesen wäre: „an einen Wildsprung" ꝛc.

7. „Das reizend umheckte Forsthaus", ein weiterer Beleg zu den in meinem Wörterb. 1 S. 720 und Ergänz.-Wörterb. S. 264c gegebenen für umhecken in der Bedeutung: mit einer Hecke umfriedigen.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Falsche Zusammenziehung.

„Es gereicht ihm zu großer Befriedigung, erklären zu können, dafs auch der Finanzminister im Princip vollkommen mit ihm einverstanden ist, dafs aber die augenblickliche Finanzlage Schwierigkeiten bietet" Nat.-Ztg. 46, 168. Von den beiden hier gleichmäßig durch dafs eingeleiteten Sätzen kann doch nur die Aussage des ersten dem Redner zur Befriedigung gereichen, während das im zweiten Ausgesagte im Gegentheil der Befriedigung Abbruch zu thun geeignet ist. Es sollte statt des

zweiten dass (mit nachfolgendem aber) etwa heißen: wenn auch oder obgleich ꝛc.; oder sonst hätte nach „einverstanden ist“ statt des abhängigen Satzes ein unabhängiger, ein Hauptsatz treten müssen, z. B.: „Freilich bietet die augenblickliche Finanzlage Schwierigkeiten.“

2. Doppelt so lang ꝛc.

„Dies sei eine doppelt so lange Zeit, welche je auf die Berathung irgend einer wichtigen Maßregel verwendet worden sei“ Nat.-Ztg. 46, 489. Hier fehlt das dem so entsprechende wie, vgl. richtig etwa: „eine doppelt so lange Zeit, wie die längste, welche ꝛc.“

3. Von . . . von.

„Von 584 Wahlen war gestern das endgültige Ergebnis von 411 bekannt“ Nat.-Ztg. 46, 491 (Leitaufsatz). Besser wäre hier statt des ersten von ein anderes Verhältniswort gesetzt worden, etwa unter (vgl. Hauptschwier. S. 9a/b Nr. 7n).

4. Doppelsteigerung.

„Die Qualität der Produkte ist entschieden minderwerthiger.“ Nat.-Ztg. 46, 681 statt: minderwerthig, da die höhere Steigerungsstufe schon zur Genüge in dem minder ausgedrückt ist, s. u. Nr. 8.

5. Sammelnamen.

„Diese Handvoll Plattdeutscher wurden zu Vollstreckern der Idee ihres Einberufers ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 499 (Wh. Röseler), s. dazu Hauptschwier. S. 442b/3a, woraus ich den Anfang hersetze:

„Sammelnamen: Entweder erscheint der zusammenfassende Einheitsbegriff als Hauptbestimmung; dann bezeichnet der Genitiv oder von das Abhängigkeitsverhältnis der untergeordneten einzelnen Wesen und Dinge. Oder diese erscheinen als Hauptbegriff und ihre Zusammenfassung als nebensächlich; dann tritt davor das Kollektiv nach Art adjektivischer Zahlwörter ohne Einfluss auf die Rektion. Demgemäß auch Verbindung mit Singular oder Plural ꝛc.“

Genauer stände danach also in dem Satz von Röseler statt des von dem Sammelnamen Handvoll abhängenden Genitivs (Plattdeutscher) der Nominativ (Plattdeutsche) entsprechend der Mehrzahl des Zeitworts ꝛc. (wurden zu Vollstreckern), vgl.: Diese Handvoll (Plattdeutscher ward zum Vollstrecker ꝛc.)

6. Entlohnen.

„Was die Dichtungen Mickiewicz durch meine Übertragungen eingebüßt haben, Das wird die Musik Paderewski's dem Zuhörer reichlich

entlohnen" Alfred Nossig (Über Land und Meer 70, S. 18c), nicht gut statt ersetzen *rc.* vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 345a.

7. Kein.

„Sie hatte in Schlesien drei Rittergüter und kein unbeträchtliches Baarvermögen." Roman-Ztg. 30, 4, 915 statt: ein nicht unbeträchtliches Vermögen.

8. Superlativ.

„Dafs Das, was wir an Weizen . . . gebrauchen, von den meist begünstigsten Staaten . . . eingeführt wird." Nat.-Ztg. 46, 699. Der höchste Steigerungsgrad würde in richtiger Schreibweise lauten müssen: den begünstigtesten, aber nach der in dem vorgesetzten meist liegenden Steigerung genügt vollkommen der Positiv: „von den meist begünstigten", s. o. Nr. 4.

9. Genitiv oder Dativ?

„Hätte der Schatz der gesammten Mutterliebe der Welt helfen können?" Nat.-Ztg. 46, 700. Das hervorgehobene der Welt soll hier der von der Schatz abhängige Genitiv sein, aber der Leser könnte ihn auch als einen von dem nachfolgenden helfen abhängenden Dativ auffassen, vgl. unzweideutig etwa: „Hätte alle Mutterliebe auf der ganzen Welt hier helfen können?" *rc.*

10. Unterlaufen.

„Dazwischen unterläuft aber die Gegenfrage, ob *rc.*" Nat.-Ztg. 46, 701 (aus der Wiener Neuen Fr. Presse). Hier ist unterlaufen als untrennbar zusammengesetztes Zeitwort (◡◡–◡) jedenfalls nicht an seiner Stelle (vgl. Zeitschr. VII S. 85 Nr. 8 und das dort Angezogene); aber auch die trennbare Zusammensetzung unterlaufen wäre nicht richtig; gemeint ist dem ganzen Zusammenhang nach: Es fragt sich hauptsächlich, ob . . ., aber ehe man diese Frage entscheiden kann, ist noch die dazwischen tretende Frage zu beantworten, ob *rc.*"

11. Rückbezügliches Zeitwort mit einem zweiten Zielfall.

„Es liegt im Wesen der Karikatur, dafs man sie nicht massenweise zu sich nehmen kann, dafs man sie sich bald satt sieht." Nat.-Ztg. 46, 706 Eug. Zabel statt des üblichen: dafs man sich bald satt daran sieht, s. mein Wörterb. III S. 858b (Nr. 2a) und S. 1061b. In der ersten Stelle habe ich hinzugefügt, dafs sich statt des Verhältniswortes an seltener (z. B. bei Luther) der Genitiv findet, also hier: „dafs man sich ihrer bald satt sieht"; aber der von Zabel hier gebrauchte Zielfall wird sich neben den im Zielfall (Accus.) stehenden sich schwerlich rechtfertigen lassen,

vgl. ferner: dass man **ihrer** (oder **sie**) bald satt ist oder wird, **sie** (oder **ihrer**) bald satt bekommen hat ꝛc., vgl. auch die als „selten" in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 474 b aus der Zeitschr.: Über Land und Meer angeführten Verse: „Ich hatte **mich** an all den Schätzen | . . . **übergesehen**" (war ihrer überdrüssig geworden ꝛc.).

12. Wie, als.

„Gefalle ich dir? . . . Besser **wie** damals, **als** wir uns zuletzt im Salon deiner Prinzipalin sahen?" Nat.-Ztg. 46, 708 (Georg Hartwig). Mit der bloßen Umänderung des **wie** nach der höheren Steigerungsstufe in **als** wäre der Satz noch nicht ganz tadellos; es müsste dann — mit Rücksicht auf den Wohllaut — das kurz darauf folgende zeitliche Bindewort **als** etwa in da umgeändert werden.

13. All.

„Ein Tagebuch, in das man sich **alle möglichen**, auch **unerhebliche** Dinge einschreibt" Nat.-Ztg. 46. 708. Diesen Satz habe ich hier ausgehoben, um auf den Unterschied der stark- und der schwachformigen Eigenschaftswörter nach **alle** aufmerksam zu machen. Durchaus richtig heißt es: „**alle möglichen** [schwachformig, nicht: **mögliche**] Dinge" und eben so richtig starkformig: **unerhebliche**, nicht: **unerheblichen**, weil dies Beiwort nur nach **alle** steht, aber nicht damit zu verbinden ist: alle möglichen Dinge, auch wenn es **unerhebliche** sind, vgl. ähnliche Stellen, in denen auf schwachformige Beiwörter unmittelbar starkformige folgen, in meinen Hauptschwier. S. 94 a unter dem Titelkopf: „Deklination der Eigenschaftswörter" Nr. 3.

14. Gewähren.

„Beide [Wege] gehen durch Felder und Wiesen und **gewähren** einen guten Rundblick, aber auch wenig Schatten und viel Staub ꝛc." Nat.-Ztg. 46, 708 (Albert Dresdner). Hier passt das Zeitwort **gewähren** (nach meinem Wörterb. III S. 1461 b = „etwas Gewünschtes oder Wünschenswerthes zukommen, zu Theil werden lassen") nicht zu dem letzten Objekt, da viel Staub für den Wanderer im Gegentheil etwas Unerwünschtes ist. Der Schreiber hätte statt **gewähren** etwa das allgemeinere **bieten** setzen sollen.

15. Fürwörter der 1. und 3. Person.

„Es hat **für mich** einen eigenen Reiz, **sich** sein Leben selbst zu machen." Über Land und Meer 71, S. 34 b (Robert Misch), wo richtiger entweder — statt des **sich** — **mir mein** zu setzen oder sonst das **für mich** zu streichen gewesen wäre.

16. Apposition.

In der Zeitschrift: „Über Land und Meer“ Bd. 71 S. 30c findet sich ein Aufsatz „Von Dr. G. M., Museumsbevollmächtigter in München.“ Richtig müsste es heißen: Museumsbevollmächtigtem.

17. Indirekte Rede.

„[Da] meldeten die Missionare, dass in . . . Massansa sich seit Jahren eine arabische Kolonie angesiedelt habe, die starken Sklavenhandel treibe und im Jahre zuvor allein 600 Sklaven nach Tabor und der Küste gebracht haben. Die zu Handelszwecken über den See kommenden Wayanda **wagen** sich nicht dieser Ansiedelung zu nähern, da man sie dort ihrer Frauen und Kinder beraube, auch **würden** dort große Mengen von Waffen und Munition verkauft.“ Nat.-Ztg. 46. 714. Die hier durch Sperrdruck hervorgehobenen Zeitwörter stehen in der indirekten oder abhängigen Rede (s. Hauptschwier. S. 380b/1a Nr. 4) in der deutlich erkennbaren Form des Konjunktivs im Präsens oder Perfekt. Am Schluss aber steht (was ich durch fetten Druck hervorgehoben) nicht werden (was in der Form mit dem Indikativ zusammenfiele), sondern würden: „Auch werden dort große Mengen . . . verkauft“, klänge wie die Erzählung des Schriftstellers, nicht wie Etwas, das er nur dem Berichte der Missionare nacherzählt. So hätte dann aber auch füglich das (durch fetten Druck hervorgehobene) **wagen** in **wagten** umgesetzt werden sollen, woran freilich der Konjunktiv auch nicht aus der Form, aber doch die abhängige Rede wenigstens einigermaßen aus der Zeitform zu erkennen ist.

Zur Nachricht.

Über das Thema meines im vorigen Hefte angekündigten Aufsatzes „Gottfried August Bürger als Lehrer der deutschen Sprache in Göttingen“ ist kurz vor dem Abschluss meiner Arbeit in der Rudolf Hildebrand zu Ehren herausgegebenen Festschrift ein Aufsatz von Julius Sahr erschienen, der den Gegenstand so gründlich und geschmackvoll behandelt, dass ich mich entschlossen habe, meine Arbeit vorläufig zurückzuhalten. Ich hoffe, den Lesern der Zeitschrift in einem der nächsten Hefte aus demselben Gebiete einen Ersatz geben zu können.

Friedrich Düsel.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Dr. H. Amsel, Untersuchungen über die Häufigkeit der Wortformen der deutschen Sprache. Sonderabdruck aus dem Wissenschaftl. Beiheft VI zur Zeitschr. des allgem. deutschen Sprachvereins 12 S. [s. Zeitschr. S. 118].

Prof. **Dr. Hermann Dunger,** Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. Zweite, vermehrte Aufl. XII und 194 S. brosch. Mk. 1,50. Planen i. V. F. E. Neupert.

Germania, a monthly Magazine for the study of the German Language and Literature. A. W. Spanhoofd, E. Spanhoofd, Editors. Vol. VI. Nr. 1 May 1894 48 p. Boston, publisted by Spanhoofd 120 Tremont Street, Price, 20 cents, $ 2,00 per year.

Le Maître Phonétique. Organe de l'Association Phonétique des Professeurs de Langues vivantes. 1 Abonnement, 1 an 4 fr. 92, rue de Longchamps, Neuilly-St.-James.

Otto Lyon, Festschrift zum 70. Geburtstage Rudolf Hildebrand's. Lpzg. B. G. Teubner 1894. 364 S.

Briefkasten.

Fräulein **Ida A . . . .** in Altbrandenburg: Über die Härte des Zusammenstoßes zweier unmittelbar auf einander folgenden Präpositionen finden Sie das Nöthige in meinen Hauptschwierigkeiten S. 232b ff. Ganz besonders ist es natürlich zu vermeiden, dass ein und dasselbe Verhältniswort unmittelbar zweimal nah hinter einander gesetzt werde, wie in dem folgenden Satze von Eugen Zabel:

Von ihm rührt auch ein großes Illustrationswerk her, das den Titel „In Wald und Feld" führt und in in Weiß und Schwarz ausgeführten Aquarellen eine Reihe von Landschaften mit dem dazu gehörigen Thiervolke enthält. (Nat.-Ztg. 46, 281.)

Bei einer nochmaligen Durchsicht des Niedergeschriebenen, wozu freilich dem Zeitungsschreiber oft die Muße fehlt, würde ein so gewandter Schriftsteller wie Zabel leicht eine Änderung gefunden haben, z. B. etwa: „und in weiß und schwarz ausgeführten Aquarellen" oder: „und in Aquarellen (, die) in Weiß und Schwarz (ausgeführt sind)", — wobei das Eingeklammerte auch wegbleiben konnte ꝛc.

Auch das von unmittelbar vor einem zu dem Eigennamen gehörenden den Adel bezeichnenden von wird sich meist mit Leichtigkeit vermeiden lassen, also z. B. nicht: „In dem Kosmos von von Humboldt", sondern bloß: „von Humboldt" oder — wenn der Schreibende die Adelsbezeichnung nicht weglassen will — mit Zwischenschiebung des Vornamens: „von Alexander von Humboldt"; so auch nicht: „In dem von von P. verfassten Buche", sondern: „In dem von Herrn von P. verfassten Buche" oder: „In dem Buche des Herrn von P." u. ä. m.

Herrn **Dr. Wilh. Mr . . . .** in Dresden: In meinem Wörterb. I S. 680b habe ich in der Anmerkung zu Hanf gesagt: „H. entspricht nach der Lautverschiebung dem — aus dem Orient entlehnten griech., lat. cannabis, vgl. Kanneyas", vgl. Sie damit Kluge's Etymolog. Wörterb. (4. Aufl.) S. 130a, woraus ich das Folgende aushebe: „Warum sollen die Germanen nicht auf ihrer Wanderung von Asien nach Europa beim Durchzug durch Südrussland den dort wild wachsenden Hanf und die Hanfkultur kennen gelernt haben? und zwar von demselben Volke, das den Griechen unmittelbar oder mittelbar das Wort κάνναβις lieferte . . . Auch bei den Persern findet sich das Wort (pers. kanab). Es scheint nicht recht indogermanisch zu sein." Für das Geschichtliche muss ich — mit Rücksicht auf den Raum — Sie auf Victor Hehn's „Kulturpflanzen und Hausthiere" 2. Aufl. S. 166 ff. verweisen.

Herrn **Wilh. Br . . .** in Erfurt: Allerdings steht in dem Aufsatze aus München in der Abendausgabe der National-Ztg. vom 6. Juni (47, Nr. 343) gedruckt:

Die Socialgesetze, vor Allem das „Waggerlgesetz" (Invaliditätsversicherung).

Wenn Sie nun aber von mir Auskunft darüber wünschen, wie so das Gesetz in Baiern zu der wunderlichen Benennung des „Waggerlgesetzes" komme, so mufs ich Ihnen antworten, dafs grade das hervorgehobene Wort nur auf einem Druckfehler beruht und dafs der Name richtig Wapperlgesetz lautet, entsprechend dem bairischen Zeitwort wäppeln, wappeln, dessen Bedeutung Schmeller in seinem bairischen Wörterbuch erklärt: „mit einem Wappen, Siegel, Stempel, Flecken bezeichnen", vgl. Sie mein Ergänz.-Wörterb. S. 608a. Ohne Druckfehler heißt es auch in der National-Ztg. 46, 393: Des . . . Altersversorgungs, des sogenannten „Wapperl"-Gesetzes, vgl. Sie Nr. 350: Der Gerichtsvollzieher belegte die Feuerspritze mit Beschlag und „bewappelte" [sic] ꝛc.

Herrn **Hermann Rösner,** Docent an der königlichen serbischen Hochschule in Belgrad: Über das Wort thürstiglich in Luther's Bibel (Spr. Sal. XIV. 16) finden Sie kurze Auskunft schon in meinem Handwörterbuch der deutschen Spr. S. 180a unter: Durst (f) 2 und durstig 2, ausführlicher in meinem dreibändigen Wörterb., aus dem ich für die von Ihnen erbetene „eingehende Auskunft" hier wenigstens das Folgende hersetze:

„Dürfen . . . I. In dies unregelm. Zeitwort sind zwei Stämme zusammengeflossen, das mit darben verwandte goth. tharf, althd. und neuhd. darf und das veraltete tar, welches bedeutet: ich getraue mich (vgl. Durst I; getrost; dreist) ꝛc."

„I Durst (Thurst) f.; o: veraltet und alterthümelnd, (s. dürfen I) dreistes Wagen, Kühnheit, Vermessenheit. Weil sie die hellen Worte des Herrn . . . deuten aus eigenem Th. und Frevel auf ihren Traum. Luther 8, 179a; 5, 493b. Was wüfsten wir von Helden | und ihrer Th. zu melden. Logau (s. Lessing 5, 290 und 346).

Anm. Hierzu gehört das unter dürfen I und II mehrfach erwähnte thüren, thürsten ꝛc.; ferner: durstig ꝛc. adj. kühn, vermessen, z. B.: Gingen in die Stadt thürstiglich und erwürgten Alles. 1 Mos. 34, 25. Toben wider Gott thürstiglich. Hiob 126. Die Dürstigen werden ihn erhaschen. 18, 9. [Hier folgt dann die von Ihnen angeführte Stelle] Spr. 14, 16; dürstiglich 5; 1. Kor. B. 1 ff.; Phil. 1, 14; 2. Petr. 2, 10. Seine thürstige, frevele Gebot. Luther 6, 126. Da iedermann still schwieg und Niemand torstig war ihn zu antworten. Schaidenreißer 5b u. o., s. z. B.: Durchglüht von turstiger Kampflust. Droysen, Arist. 3, 484 ꝛc. (s. Schmeller, Bair. Wörterb. 1, 458)." Beispiele für das männliche „Eintrag" im Sinne von Eintrag habe ich in meinem Wörterbuch angeführt, s. auch das Handwörterbuch. Ihr angekündigter Beitrag für die Zeitschrift wird mir — möglichst bald — sehr willkommen sein. Besten Gruß!

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 10. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Goethe bei Napoleon in Erfurt am 2. Oktober 1808.

I. Aus Goethe's eigenen Aufzeichnungen.

In den „Annalen oder Tag- und Jahresheften von 1749 bis 1822“ (Bd. 27 der 40bändigen Ausgabe) findet sich hierüber eine Skizze (S. 260 ff.), die ich hier einrücke:

„Den zweiten [Oktober].

Marschall Lannes und Minister Maret mochten günstig von mir gesprochen haben.

Ersterer kannte mich seit 1806.

Ich wurde um eilf Uhr Vormittags zu dem Kaiser bestellt.

Ein dicker Kammerherr, Pole, kündigte mir an, zu verweilen.

Die Menge entfernte sich.

Präsentation an Savary und Talleyrand.

Ich werde in das Kabinett des Kaisers gerufen.

In demselben Augenblick meldet sich Daru, welcher sogleich eingelassen wird.

Ich zaudere deßhalb.

Werde nochmals gerufen.

Trete ein.

Der Kaiser sitzt an einem großen runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nah Daru, mit dem er sich über die Kontributions-Angelegenheiten unterhält.

Der Kaiser winkt mir, heranzukommen.

Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen.

Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: vous êtes un homme. Ich verbeuge mich.

Er fragt: wie alt seid ihr?[1]

Sechzig Jahr.

Ihr habt euch gut erhalten. —

Ihr habt Trauerspiele geschrieben.

Ich antwortete das Nothwendigste.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun mußte, einigermaßen zu schmeicheln, von deutscher Litteratur

---

[1] wohl im Anschluß an das französische Anredefürwort vous, das wir heute in einem Falle, wie der vorliegende, wohl durch „Sie“ wiedergeben würden.

Notiz genommen, wie er denn auch in der lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war.

Er sprach von mir wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben, wenigstens erkannte ich daran[2] ihre Denkweise und ihre Gesinnung.

Er fügte sodann hinzu, dass ich auch aus dem Französischen übersetzt habe,[3] und zwar Voltaire's Mahomet.

Der Kaiser versetzte: es ist kein gutes Stück und legte sehr umständlich aus einander, wie unschicklich es sei, dass der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studiert haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: warum habt ihr Das gethan? es ist nicht naturgemäß, welches er weitläufig und vollkommen richtig aus einander setzte.

Ich hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln, dass ich zwar nicht wisse, ob mir irgend Jemand denselben Vorwurf gemacht habe: aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe, dass an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei.[4] Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu erkennenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.

Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie Einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet, und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.

So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Missbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksal? die Politik ist das Schicksal.

Er wandte sich sodann wieder zu Daru und sprach mit ihm über die großen Kontributionsangelegenheiten; ich trat etwas zurück und kam

---

[2] Genauer wohl: darin = in Dem, was er sprach, s. mein Wörterb. I S. 895c unter erkennen, wo es in Nr. e heißt: „In einem Gegenstand oder in einer Person Etwas erkennen, es als darin liegend wahrnehmen &c.", dagegen in Nr. c: „das für die Beschaffenheit des Gegenstandes &c. unterscheidende Merkmal mit an: Einen am Gang, Schritt, an der Stimme, an einer Narbe erkennen, wieder erkennen &c."

[3] Vgl. in der deutlicher erkennbaren Form des Konjunktivs vom Imperfekt: hätte, s. meine Hauptschwier. S. 181a Nr. 4 und hier die folgende Fußanm.

[4] Vgl. die vorige Fußanm.: aber ich fände ihn ganz richtig und gestände &c.

gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich vor mehr als 30 Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, dass rechts von mir nach der Eingangsthür zu Berthier, Savary und sonst noch Jemand stand. Talleyrand hatte sich entfernt.

Marschall Soult ward gemeldet.

Diese große Gestalt mit stark behaartem Haupte trat herein, der Kaiser fragte scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen und ich hatte Zeit mich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken.

Auch hier waren es noch die alten Tapeten.

Hier hatte das Bild der Herzogin Amalie gehangen, im Redouten-Anzug, eine schwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familiengliedern alle.

Der Kaiser stand auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe ab, in der ich stand.

Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir sprach, fragte er, ob ich verheirathet sei, Kinder habe und was sonst Persönliches zu interessieren pflegt. Eben so auch über meine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, von Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin und sonst; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können.

Dabei muss ich überhaupt bemerken, dass ich im ganzen Gespräch die Mannigfaltigkeit seiner Beifallsäußerung zu bewundern hatte: denn selten hörte er unbeweglich zu, entweder: er nickte nachdenklich mit dem Kopfe oder er sagte oui oder c'est bien oder dergl.; auch darf ich nicht vergessen zu bemerken, dass, wenn er ausgesprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte: Qu' en dit Mr. Göt?

Und so nahm ich Gelegenheit, bei dem Kammerherrn durch eine Gebärde anzufragen, ob ich mich beurlauben könne —, die er bejahend erwiederte und[5] ich dann ohne Weiteres meinen Abschied nahm."

Dem sich anreihenden kurzen Schluss der Skizze glaube ich hier auch noch eine Stelle einräumen zu müssen.

„Den dritten [Oktober].

Mancherlei Beredung wegen einer in Weimar zu gebenden Vorstellung. Abend's Ödip.

[5] Dies **und** schließt in Bezug auf die vorangegangene Anknüpfung durch das bezügliche Fürwort **die** eine Ausweichung aus der Satzfügung in sich (s. darüber meine Hauptschwier. S. 81 ff. und mehrfach hier in der Zeitschrift). Sie hätte sich sehr leicht vermeiden lassen durch die Änderung des **und** etwa in **worauf**.

Den vierten

nach Weimar wegen Einrichtung des Theaters.

Den sechsten

große Jagd. Die französischen Schauspieler kommen an mit ihrem Direktor. Abends Tod des Cäsars.[6] Minister Maret und Angehörige logierten bei mir.

Den siebenten.

Marschall Lannes und Minister Maret, umständliches Gespräch wegen der bevorstehenden spanischen Expedition. Von der jenaisch-apoldischen Jagd Alles zurück und weiter. Hofrath Sartorius in Göttingen und Frau sprechen bei mir vor.

Den vierzehnten.

Ich erhalte den Orden der Ehrenlegion. Talma und Frau und Ministers Maret Sekretär de Lorgne d'Ideonville finden sich bei mir zusammen."

II. Aus Adolf Stahr's Buch: Weimar und Jena.
(Berlin, J. Guttentag. 2. Aufl. 1871, S. 65 ff.)

Jena, im August 1851.

Die so eben erschienenen Denkwürdigkeiten des verstorbenen Kanzler v. Müller[7], leider nur ein Fragment der von dem ausgezeichneten Staatsmanne vorbereiteten Lebenserinnerungen, — geben unter Anderm auch den ersten vollständigen Aufschluss über das Zusammentreffen der beiden größten Menschen des Jahrhunderts, über die Zusammenkunft Goethe's mit Napoleon in Erfurt am 2. Oktober des Jahres 1808.

Wie bedeutend selbst den stolzen Franzosen diese Begegnung erschien, erhellt wohl am besten daraus, dass Talleyrand in jener Zeit den Wunsch an Müller richtete, ihm eine Memoire über die Unterredungen Napoleon's mit Goethe und Wieland in jenen Tagen zu entwerfen, ein Verlangen, dem der gewandte Deutsche geschickt auszuweichen wusste. Goethe selbst konnte erst wenige Jahre vor seinem Tode durch den Kanzler Müller dazu vermocht werden, eine immer noch sehr lakonische Notiz über seine Unterredung mit dem Gewaltigen niederzuschreiben[8], die im zwanzigsten Bande seiner nachgelassenen Werke, dem sechzigsten der Gesammtausgabe, sich gedruckt findet. Diese Niederschrift hat nun der seit dem 21. Oktober 1849 gleichfalls dahingeschiedene Freund des Dichters aus dessen mündlichen Mittheilungen ergänzt, und wir erfahren bei dieser Gelegenheit denn

[6] Im Geiste der deutschen Sprache mehr ohne das bestimmte Geschlechtswort: der Tod Cäsar's — oder: Cäsar's Tod.

[7] Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813.

[8] Im Jahre 1824. (S. Müller's Unterhaltungen mit Goethe S. 80—81.)

endlich auch, was es eigentlich mit jenem ästhetisch-kritischen Urtheil Napoleon's über Goethe's Werther auf sich hatte, welches der Dichter, aus wunderlicher Lust am Geheimnis, selbst seinen Vertrautesten vorenthielt, und um das ihn noch in seinen letzten Jahren sein Eckermann vergeblich befragte. In der That ist die Äußerung Napoleon's gerade eine solche, welche dem kritischen Scharfsinne des Helden zur großen Ehre gereicht.

Es war in jenen verhängnisvollen Oktobertagen des Jahres 1808 zu Erfurt, wo Talma „vor einem Parterre von Königen" spielte, und der wachthabende Officier einst bei der Anfahrt des Königs von Würtemberg den — nur für die beiden Kaiser bestimmten — dreimaligen Trommelschlag der Wache mit einem heftig dazwischen fahrenden: Taisez vous, ce n'est qu'un roi! verstummen machte, — es war in jenen Tagen tiefster Demüthigung des Stolzes der deutschen Fürstenhoheit, daß der Stolzeste der Stolzen dem deutschen Dichterfürsten seine Huldigung darbrachte. Nicht Goethe war es, der sich an Napoleon drängte; sondern Napoleon hatte kaum durch Maret von Goethe's Anwesenheit in Erfurt gehört, als er ihn sogleich am 21. Oktober zu sich einladen ließ. „Die Audienz, sagt Müller, dauerte eine volle Stunde." Und Das war in einer Zeit, in der Könige und Fürsten oft vergebens um wenige Minuten Gehör bei dem Gewaltigen bitten mußten, der in diesem Augenblicke auf dem Höhenpunkte seiner Macht stehend, gerade in diesen Tagen die Angelegenheiten Europa's vom Tajo bis zum Pregel und von der Meerenge Sicilien's bis zu dem Dünenstrande der Nordsee entschied und ordnete.

„Ich hatte, erzählt der Kanzler v. Müller, Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da seiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieser Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethe's Eintritt in das kaiserliche Kabinet kam auch noch der General-Intendant Daru hinzu. Der Kaiser saß an einem großen runden Tische, frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Kontributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe'n, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechzigsten Jahre stehe, äußerte er seine Bewunderung, ihn noch so frischen Ansehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethe's Trauerspielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethe's dichterische Werke zu rühmen, namentlich auf seine Übersetzung oon Voltaire's Mahomet. „Das ist kein gutes Stück," sagte der Kaiser, und setzte umständlich aus einander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Werther's Leiden versicherte Napoleon, siebenmal gelesen

zu haben (bekanntlich fand sich dieses Werk nach Bourienne unter den wenigen Büchern, welche Bonaparte auf seinem Zuge nach Ägypten mitnahm). Zum Beweise seiner Kenntnis dieser Dichtung machte er sofort eine tief eindringende Analyse des Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe tadelte. „Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Lesen die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluss, welchen die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie Das gethan?“

„Goethe (fügt hier der Erzähler hinzu) fand die weitere Begründung dieses Tadels so richtig und scharfsinnig, dass er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel sehr bald die fein versteckte Naht entdeckt.

Dem Kaiser erwiederte er: es habe ihm noch Niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als richtig anerkennen. Einem Dichter jedoch dürfe zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffes bediene, um eine gewisse Wirkung zu erringen, die er auf einfacherem natürlichem Wege nicht hervorbringen könne.

Napoleon kam jetzt auf das Drama zurück und machte darüber mehrfache, sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, dass er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Kriminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfand. Die Schicksals-Tragödien missbilligte er alle höchlich. „Sie haben einer dunklen Zeit angehört — was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!“

Hierauf sprach er lange mit Daru über die Kontributionsangelegenheiten, während dessen der Marschall Soult eintrat, den der Kaiser scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen ansprach. Auf einmal stand Napoleon auf, ging auf Goethe zu, und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethe's Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich, nach seiner Weise, in entschiedenere Urtheile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie zum Beispiel, Sie sollten den Tod Cäsar's auf eine vollwürdige Weise schreiben, großartiger als es Voltaire gethan. Das könnte die schönste Aufgabe ihres Lebens werden. Man müsste der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles

ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort giebt es größere Weltanschauung. Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden."

Jedesmal, wenn er über Etwas sich ausgesprochen hatte, setzte er hinzu: „Qu'en dit Monsieur Goet?"

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiser bedeutsam zu Berthier sagen: „Voilà un homme!"

Der Kanzler v. Müller erzählt dann noch weiter, wie Goethe lange ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieser Audienz beobachtet, ja wie er selbst den Fragen seines Herzogs über den Inhalt der Unterredung auf geschickte Weise auszuweichen verstanden habe. Zum Theil lag dieses Geheimniswesen in Goethe's Charakter. Er liebte es Verstecken zu spielen, und selbst in kleineren Anlässen die Leute mit ihrer Neugier über gewisse Dinge in fortdauernder Unwissenheit und Spannung zu lassen. Aber dieser Charakterzug erklärt doch eben so wenig als Goethe's „Bescheidenheit und Delikatesse", welche Müller hier als Gründe anführt, das räthselhafte Schweigen des Dichters. Wahrscheinlicher ist, dass die Äußerungen Napoleon's, welche ihm, wie Müller sagt, „einen mächtigen Eindruck hinterließen", ihn in einem der tiefsten Punkte seines Wesens trafen, dass sie das Dämonisch-Titanische seines Geistes und mit ihm allerhand Entwürfe und Betrachtungen wunderbarer Art über sein eigenes Schicksal als deutscher Dichter wach riefen. Ihm hatte seine Nation Nichts entgegengebracht, keinen nationalen Heros, keine nationale Großthat, keine nationale Geschichte. Hier stand ihm der größte Held der modernen Welt gegenüber, und dieser Held — war der Besieger seines Vaterlandes, der persönliche Feind seines fürstlichen Freundes! und diesen selben Helden sah sich Goethe gedrungen, bewundernd zu verehren! Dazu kam die Aufforderung: nach Paris zu kommen, um dort, „von einer größern Weltanschauung umgeben, die höchste poetische Aufgabe seines Lebens auszuführen."

So viel ist gewiss, und Müller bestätigt es uns, dass diese Einladung Napoleon's Goethe'n lange Zeit hindurch lebhaft beschäftigt hat. „Er fragte mich (heißt es in den Erinnerungen Seite 241) mehrmals nach dem ungefähren Betrage des Aufwandes, den es wohl erfordern würde, nach den verschiedenen, für ihn nöthigen Einrichtungen in Paris, Zeitabtheilungen u. s. w. Später mochte ihn wohl die Erwägung mancher nicht zu beseitigenden Unbequemlichkeit in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben."

Goethe hat bekanntlich Paris nie gesehen. Wie hoch er aber für einen nationalen Dichter den Vortheil anschlug, in solchem Mittelpunkte

der modernen Bildung zu leben, und von dem dort koncentrierten Volksgeiste getragen, empfangend zu geben, gebend zu empfangen. Das hat er noch in den letzten Jahren seines Lebens, im Hinblick auf die traurige Vereinzelung der Geister in Deutschland, gegen seinen treuen Eckermann klagend ausgesprochen.

Als der Herzog von Weimar während jener Erfurter Tage Napoleon nebst all den versammelten Fürsten nach Weimar zu einem Feste zu laden sich genöthigt sah, beauftragte er Goethe'n, etwas auszusinnen zur Verherrlichung dieser für Weimar so merkwürdigen als bedeutungsvollen Tage. Goethe gab auch wirklich, wie Müller erzählt, mehrere höchst großartige Vorschläge. Theils aber hätte ihre Ausführung zu viel Zeit erfordert, theils erschienen sie in der That zu gigantisch. Man sieht auch hieraus, wie in der Seele des Dichters jener Eindruck der ersten Begegnung mit dem Manne des Jahrhunderts noch nachdröhnte. Napoleon hatte mit ihm noch einmal eine längere Unterredung während des Balles, den der Herzog im Saale des Weimar'schen Schlosses veranstaltet hatte. Wieder war es die tragische Kunst, welche den Gegenstand der Unterhaltung bildete. Napoleon sprach ihm sein lebhaftes Interesse an Veredlung der tragischen Kunst aus. Er wiederholte dabei, „dass man das Trauerspiel nicht nur für die würdigste Schule der Fürsten und Staatsmänner achten müsse, sondern dass es in gewisser Hinsicht selbst weit über der Geschichte stehe." Schwerlich wusste er, dass er damit die Ansicht des ersten und tiefsten Denkers über die Tragödie, das Aristotelische: „Die Tragödie ist gedankentiefer und erhabener als die Geschichte", aussprach.

Ich hatte in der letzten Zeit in irgend einem aus der Weimarschen Bibliothek entliehenen Buche, dessen ich mich durchaus nicht mehr erinnern kann, zu meinem Erstaunen gelesen, daß einige preußische Officiere in jenen Tagen dem Kaiser heimlich nach dem Leben getrachtet. Als Napoleon nach der vom Herzog auf dem Schlachtfelde von Jena veranstalteten Jagd am 7. Oktober 1808 im Wagen nach Weimar zurückkehrte, hätten sie sich in dem Gehölze des Webicht mit Feuerwaffen postiert gehalten, und nur der Umstand, dass ein preußischer Prinz — ich glaube, Prinz Wilhelm, Bruder des Königs — neben Napoleon gesessen oder an seiner Seite neben dem Wagen geritten, habe die Verschworenen abgehalten, ihre Mordgewehre auf den Kaiser abzufeuern. Jetzt ersehe ich aus den Müller'schen „Erinnerungen", dass der Sache wirklich ein Thatsächliches zum Grunde liegt. Napoleon hatte bekanntlich seine französische Schauspielertruppe von Erfurt nach Weimar kommen lassen, um dort Voltaire's Tragödie la mort de César aufzuführen. Man sieht, dass er den gegen Goethe

geäußerten Gedanken nicht aus den Augen verloren hatte, und dass er durch die seltsame Wahl gerade dieses Stückes den größten deutschen Dichter wieder an jenen Gedanken und an die daran geknüpfte Aufforderung, dasselbe Süjet würdiger zu behandeln, erinnern wollte. Müller erzählt nun ausführlich, wie bei den Worten Cäsar's gegen Antonius, der ihn vor den Senatoren warnt:

> Je les aurais punis, si je les pourrais craindre;
> Ne me conseillez pas de me fair haïr.
> Je sais combattre, vaincre, et ne sais point punir.
> Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance,
> Sur l'univers soumis régnons sans violence!*

ein elektrischer Funke mächtig alle Zuschauer durchzuckte. Dann fügt er am Schlusse der Erzählung hinzu: „Hatte die Aufführung des französischen Trauerspiels la mort de César immerhin etwas seltsam Ominöses gehabt, so musste es auf Diejenigen, welche persönlich diesen Abend erlebt hatten, noch lange nachher einen erschütternden Eindruck machen, als sie erfuhren, wie wenig gefehlt hätte, dass diese Aufführung wirklich zum größten Trauerspiele der neueren Weltgeschichte geworden wäre. Es hatte sich nämlich eine kleine Anzahl verwegener preußischer Officiere, das Unglück und den trostlosen Zustand ihres Vaterlandes tief empfindend und von glühendem Hasse gegen dessen Unterdrücker erfüllt, verschworen, den Kaiser Napoleon bei seinem Heraustreten aus dem Theater zu erschießen. Sie hatten die Lokalität auf's genaueste erkundet, Voranstalten zu eiliger Flucht nach vollbrachter That getroffen (das hat Staps später nicht gethan), und sich zum größten Theile in Weimar unbemerkt versammelt, als noch im letzten Momente einer der Mitverschworenen ausblieb. Sei es, dass dieser Umstand die Übrigen erschreckte, oder dass sie Reue empfanden; genug, das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Gräuel das Gelingen so grausiger That unmittelbar und zunächst für Weimar nach sich gezogen hätte, ist kaum zu ermessen."

Jena, 10. August 1851.

Gestern bestiegen wir den Landgrafenberg, auf dessen Höhe Napoleon in der Nacht vor der Jenaer Schlacht inmitten seiner Garden bivouakiert hatte, nachdem er seine Geschütze durch die unwegsamen Schluchten auf die

---

* Etwa:

> Ich hätte sie gestraft, wenn ich sie fürchten könnte.
> Ertheil mir nicht den Rath, dass ich verhasst mich mache.
> Es ist der Kampf, der Sieg, nicht Strafen meine Sache.
> Mild — nicht auf Racheschrei, nicht auf Verdächtigung hör' ich.
> Die Welt gehorchet mir, nicht ihren Frieden stör' ich.

Der Herausgeber.

von den Preußen unbesetzt gelassene wichtige Position dieses alle Wege beherrschenden Hochplateau's hinaufgeschafft hatte. Hier auf derselben Stelle, wo er drei Jahre zuvor Preußen vernichtet hatte, wurde ihm zu Ehren die zuvor erwähnte Jagd — es war eine „Hasenjagd"(!) — veranstaltet, weil der Übermüthige gewünscht hatte, dem Kaiser von Rußland und den übrigen Königen und Fürsten, welche zu Erfurt seinen Hofstaat bildeten, das Siegesfeld zu zeigen und zu erklären! An der Stätte wo damals sein Zelt gestanden hatte war ein Tempel mit Säulen und zwei Altären hergerichtet, dessen Eingangspforte der Jenaer Professor Eichstädt mit folgendem lateinischen Akrostichon* geschmückt hatte, das lateinisch verfasst in seinen Buchstaben die Jahreszahl 1808 zeigte:

Praesentes DIVos nVnC prIsCa ThVrIngIa IVnXIt
En noVVs attonItos IVnget aMor popVlos.

Das heißt etwa zu deutsch:

Wie hier die Höchsten der Welt das alte Thüringen vereinigt,
So schlingt Liebe hinfort fest neu um die Völker das Band.

Wir wissen jetzt, was aus dieser akademischen Schmeichelprophezeiung geworden ist, die mir ein achtzigjähriger Greis mittheilte, der sie als Jenaer Student sich abschrieb.[9] Derselbe war Augenzeuge des auf dieser Stelle veranstalteten Hasenjagdschauspiels, mit dem der boshafte Übermuth des Siegers es angemessen fand seinen zu Boden geschmetterten Gegner zu verhöhnen. Es fehlte nur noch, dass er den König von Preußen gezwungen hätte, diesem Jagdvergnügen beizuwohnen! Bezeichnend aber für die Stimmung der damaligen Menschen ist es, dass Niemand an dieser grausamen Verhöhnung und Erniedrigung Preußens und Deutschlands Anstoß nahm. Der Landgrafenberg ward seitdem vielmehr zum „Napoleonsberge" umgetauft, und Goethe schickte seinem Freunde, dem Preußen Zelter, einige Wochen später einen Kupferstich mit der Abbildung der Örtlichkeit, wobei er hinzufügte: „Der Punkt wo der Tempel steht ist der fernste, wohin diesmal Napoleon gegen Nordost gekommen ist. Wenn Sie uns besuchen, so will ich Sie auf den Fleck stellen, wo hier das Männchen mit dem Stocke in die Welt deutet." Ich finde nicht, dass der Preuße Zelter die Aussicht auf dies Vergnügen mit Entrüstung von sich gewiesen hätte.

Dies führt mich auf die Stellung, welche Goethe überhaupt Napoleon gegenüber eingenommen hat. Doch diese Betrachtung verdient ein besonderes Kapitel. (Schluss folgt.)

* Gemeint ist Teostichon oder Chronostichon.

[9] Der Archivrath Chr. Walther in Gotha.

Unter römischem Himmel. Roman von Konrad Telmann.

(National-Ztg. 47, 163 ff.)
(Schluſs.)

48. „Sie quälte, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, hervor: ‚Sie konnten es nicht glauben‘ ꝛc.“, vgl. unter den Zusammensetzungen von quälen in meinem Wörterb. II S. 612c z. B.: „Ein aus der Bauchhöhle mühsam heraufgequälter Ton“ u. ä. m. (auch Ergänz.-Wörterb. S. 398c ff.)

49. (Nr. 269) „Er schüttelte sich. Aber das Grausen, das in ihm war, vermochte er nicht abzuschütteln. Seit wann es ihn angeflogen hatte, wuſste er nicht ꝛc.“ Ich benutze diesen Satz, um über die Fügung von anfliegen mit dem Dativ oder dem Accusativ einige Worte zu sagen, anknüpfend an mein Wörterb. I S. 462b/c, woraus ich Folgendes hersetze: „Anfliegen: I intr. (sein): a) . . . — b) sich fliegend wo ansetzen, einen Anflug (s. d.) bilden . . . — c) dabei kann ein Dativ der Person stehen: Ihr bürstet sorglich die Kleider | unsrer Autoren und wem fliegt nicht ein Federchen an? Xenien 236; namentlich im Sinne des plötzlichen Anwandelns: Wie meiner guten Mutter dieser traurige Zustand anflog, weiß ich nicht. Gutzkow Ritter vom Geist 2, 117; 3, 252. Allen fliegt die Bräune an. Jean Paul 1, 89. Einen thörichten Einfall, der ihm so von ungefähr angeflogen komme. Wieland 19, 165 ꝛc. Vgl.: Das verfliegt wie es angeflogen ist. Immermann Münchh. 4, 277 und s. 2b.
2 tr.: a) . . . — b) vgl. 1b und c: Es machte mir Nichts Vergnügen als, was mich anflog [was ich ohne Mühe lernte]. Goethe 21, 120. Ganze Strecken sind mit Weiden und Pappeln angeflogen 23, 221. Daſs sie nur darum ein graues Haar [s. d. 1g] anflöge! 35, 28. Wunderliche Erinnerungen flogen ihn an. Eichendorf Lärm. 23. Wer weiß, was so einen alten Käusi angeflogen kömmt über Nacht. Gotthelf, Geld und Geist 243 [s. u.]. Wenn sie [die Unart] jemals wieder mich anflöge. Wlh. Humboldt, Sonette 14. Flog euch [Dativ oder Accusativ?] nicht ein süßer Schauer der Entzückung an? Novalis 1, 151. Plötzlich flog ihn eine Freude an. Jean Paul 24, 44 ꝛc.“

Diese Fügung des transitiven oder zielenden Zeitworts findet sich auch in der obigen Stelle aus Telmann, wofür es in andrer Weise auch heißen könnte: „Seit wann es [das Grauen] ihm angeflogen war ꝛc.“ Hinzuzufügen wäre aber noch, daſs sich vereinzelt auch eine Vermischung beider Fügungen findet, s. o. in 2 den Satz aus Gotthelf: „Was so einen alten Käusi angeflogen kömmt“, worin die Verbindung „angeflogen kommen“ dem Intransitiv angehört, während der abhängige Accusativ oder Zielfall auf ein transitives oder zielendes Zeitwort hinweist.

Ein Beleg, wie etwa z. B.: „Seit wann das Grauen ihn angeflogen war“ ist mir augenblicklich nicht zur Hand; aber ich verweise auf meine Hauptschwier. S. 43a, wo ich unter „ankommen“ in Nr. 2 gesagt: „Etwas kommt Einen an, so und so an; heute fast überwiegend: Einem, vgl. ganz transitiv: anwandeln ꝛc.; daneben: Etwas ist Einen und Einem angewandelt (s. mein Wörterb. III S. 1478c) ꝛc.“

50. (Nr. 275) „Auch noch Dank erwarten? Von den Menschen? Ach, du lieber Himmel! Eine göttlich grüne Idee!“ —, vgl. mein Wörterb. I S. 632a, woraus ich hier Folgendes aushebe: „Grün als Bezeichnung des Unreifen, eigentlich und übertragen . . . So auch in Bezug auf jugendliche Unerfahrenheit, Jungenhaftigkeit, geistige Unreife ꝛc.“ mit zahlreichen Belegen.

51. (Nr. 278) „Er war erstaunt, dass die Kranich darauf zurückkam. Er war auch gerade in der Stimmung, sich für dergleichen zu interessieren. Man sollte ihn ungeschoren lassen . . . Diese ganze deutsche Vereinsmeierei war ihm ein Gräuel; und nun gar sich in eine Narrenjacke stecken und mit der Schellenkappe klingeln, — Das hätte ihm fehlen sollen,“ — hier hauptsächlich ausgehoben als Beispiel der sogenannten Ironie oder des Schalkspottes, wonach der Sprechende dem Wortlaut nach grade das Gegentheil von Dem sagt, was er meint: „Er war auch gerade in der Stimmung“ = (umgekehrt oder im Gegensinn) er war durchaus nicht in der Stimmung, „Das hätte ihm fehlen sollen“ = Das war ihm zum Überdruss. — Über Bildungen, wie Vereins-, Heul-Meier ꝛc. mit den Fortbildungen auf -Meierei s. mein Wörterb. II S. 272c und Ergänz.-Wörterb. S. 352a/b.

52. (Nr. 287) „Der Maler William Koch, ein Deutsch-Engländer mit dem Aussehen und den Manieren eines brittischen Lords, der durch sein Raffinement in der Reklame und durch seinen Geschäftssinn eben so berühmt war, wie durch sein übertünchtes Gentlemanthum ꝛc.“, vgl. in der Zeitschr. III S. 315, 1 wo ich zu der Wendung:

„dass es auch einen innern Feind giebt, der im versteckten Schleier einhergeht ꝛc.“

die Bemerkung gemacht: „es wäre statt des hervorgehobenen leidentlichen Mittelwortes das Mittelwort der thätigen Gegenwart zu setzen: im versteckenden Schleier; denn streng genommen, ist nicht der Schleier versteckt, sondern dazu bestimmt, den Feind zu verstecken (verschleiern, verstecken). So wie der Satz gedruckt vorliegt, erinnert er an das geflügelte Wort aus Seume von „Europens übertünchter Höflichkeit“, die nach einer ganz richtigen — irre ich nicht: zuerst von Gildemeister ausgesprochenen — Bemerkung vielmehr eine übertünchende heißen sollte.“ So auch hier:

nicht das Gentlemanthum ist übertüncht, sondern vielmehr das angenommene Gentlemanthum soll die dem Gentlemanthum widersprechende (gemeine oder pöbelhafte) Gesinnung übertünchen, ihr als verhüllende Tünche dienen.

53. (Nr. 293) „Weichherzig und ein bischen verträumt", vgl. mein Wörterb. III S. 1359c über dies (mit verschlafen verglichene) eigenschaftswörtliche Particip unter verträumen 5.

54. (Nr. 295) „Mit Eifersucht wachte sie über ihm, über seinen Fortschritten, über seiner Lebensweise", s. über wachen mit Dativ oder Accusativ Zeitschr. VII S. 106 Nr. 4a und das dort Angezogene.

55. (Nr. 297) „Sie würden . . . rückhaltlos den Stab über ihn brechen, über ihn und seine Frau, die ihm vertraute, und über **Dem**, was geschehen war, wenn es ihm nicht gelang," s. meine Hauptschwier. S. 297a und Wörterb. I S. 203 über die Fügung: den Stab brechen über mit abhängigem Dativ oder Accusativ (auch mit bloßem Dativ ohne das Verhältniswort über). Wenn aber auch danach die beiden Biegungsfälle, abhängig von über, berechtigt erscheinen können, so doch jedenfalls nicht, wie hier, der Übergang aus dem dreimal wiederkehrenden Accusativ in den durch das gleichstellende und angeknüpften Dativ, es hätte vielmehr heißen müssen: „und über **Das**, was geschehen war" oder sonst: „den Stab über ihm brechen, über ihm und seiner Frau, die ihm vertraute, und über **Dem**, was" 2c. Ich will noch gleich eine weitere Bemerkung über die Stellung des von dem Schriftsteller an den Schluſs gesetzten Bedingungssatzes anknüpfen. Dieser hätte richtiger seine Stelle weiter hinauf finden müssen oder sonst hätte der Infinitiv brechen unmittelbar dem Bedingungssatz vorangehen müssen, also entweder: „Sie würden . . ., wenn es ihm nicht gelang, rückhaltlos den Stab über ihn brechen 2c." oder sonst: „Sie würden . . . rückhaltlos über ihn, über ihn und seine Frau, die ihm vertraute, und über Das, was geschehen war, den Stab brechen, wenn es ihm nicht gelang."

56. (Nr. 303) „Sie saßen etwas abseits vom Musikplatz in einem der Boskets, die sonst nur von den Seminarzöglingen in ihren farbigen Talaren, die, halb in ihre Gebetbücher vertieft, halb den Klängen eines Walzers lauschend, hier auf und nieder wandeln, belebt zu werden pflegen." Hier wäre gegen die in einander geschachtelten Relativsätze Verschiedenes zu bemerken: Das zweite der hervorgehobenen die soll sich nicht auf das unmittelbar davor stehende Hauptwort in der Mehrzahl beziehen, nicht: „in ihren . . . Talaren, die 2c.", sondern auf das davon entferntere: „Von den Seminarzöglingen, die 2c." Außerdem macht die Ineinanderschachtelung der Beziehungs- (oder Relativ-)Sätze schwerfällig und unübersichtlich, zumal die beiden anknüpfenden bezüglichen Fürwörter in derselben

Form (die) auftreten. Ich würde folgende Abänderung des Satzes vorschlagen: „Sie saßen . . . in einem der Bosketts (oder Gebüsche), welche sonst nur von den Seminarzöglingen belebt zu werden pflegten, die in ihren Talaren, halb in ihre Gebetbücher vertieft, halb den Klängen eines Walzers lauschend, auf und nieder wandeln.“

57. (Nr. 311) „Größeres, als die Älteren bei der Schwerfälligkeit ihrer Formengebung je erreicht und erreichen gekonnt“, vgl. am Schluss, mit Hinzufügung des ausgelassenen Hilfszeitwortes haben: . . . je erreicht haben und haben erreichen können.

58. (Nr. 319) „Ich bin auch fest überzeugt davon, dass Fritz Degenhardt sich aus ganz anderen Gründen damals und überhaupt nicht erklärt hat, als Sie annehmen und ihm ohne Weiteres in tapferer Selbstironie aufreden.“ — In meinem Wörterb. II S. 687c habe ich „Einem Etwas aufreden“ (in Nr. 2) mit aufschwatzen verglichen, mit der Erklärung: „ihn durch Reden zur Annahme desselben bewegen“ und zwar in den Anwendungen: „a) es ihm aufdringen, b) Einem Etwas aufheften.“ Erst in dem Ergänz.-Wörterb. S. 412a habe ich dazu noch einen Beleg von Gödeke gefügt, worin dieser statt des persönlichen Dativs einen sachlichen setzt: „Armseligkeiten eine Bedeutung aufreden“, mit der Erklärung: „durch Reden beilegen“. Daran schließt sich einigermaßen der obige Satz von Telmann an; aber ich möchte doch sagen, dass die Anwendung in diesem Sinne namentlich mit einem persönlichen Dativ besser zu meiden wäre, z. B.: aus andern Gründen, als Sie ihm — „beimessen“ oder: „zuschreiben, unterschieben, Schuld geben, zur Last legen“ &c.

59. (Nr. 321) „Es blieb schließlich Nichts übrig, als ihn sitzen zu lassen, denn drei Männer hätten ihn schwerlich mit vereinten Kräften vom Stuhle in die Höhe gebracht, und ihn der Fürsorge des Wirths zu empfehlen.“ Warum hat Telmann die beiden gleichmäßig von: „es blieb Nichts übrig als“ abhängenden und zusammengehörigen Infinitive mit zu durch einen zwischengeschobenen Satz getrennt? und noch dazu, ohne die Zwischenschiebung für den Leser etwa durch Einklammerung von vorn herein bemerklich zu machen. Dadurch wäre wenigstens das Verständnis erleichtert, obgleich dem Misstand nicht ganz abgeholfen, wie etwa durch die Änderung: „Drei Männer hätten ihn schwerlich mit vereinten Kräften vom Stuhle in die Höhe gebracht; es blieb also schließlich Nichts übrig als ihn sitzen zu lassen und der Fürsorge des Wirthes zu empfehlen.“

60. (Nr. 323) „Die hervorgeschrillten Schlussworte“ = die schrill hervorgestoßenen.

61. „Nun verzischten“ [verloschen zischend] „die letzten Wachslichter im Wasser“.

62. „Wiedersehen habe ich sie nicht können, — es war mir zu schämerig" — mundartlich (hier berlinisch) für das Fremdwort gênierlich, wie bei Otto Ludwig (thüringisch, s. mein Wörterb. III S. 889a, vgl. dort und Ergänz.-Wörterb. S. 441a/b unter schämelich, schämerlich, schämig, schämisch, schämlich, geschämig rc.). In der Schriftsprache sagt man dafür meist etwa: „es war mir zu schamerregend, zu beschämend oder: ich schämte mich zu sehr rc."

63. „Konnte er sie denn wirklich trotz Allem, was sie ihm gesagt, nicht mit der Kraft seines koncentrierten Willens zwingen, zu kommen, selbst gegen ihren Willen? Ließ sich ein Gedanke nicht auf den andern Menschen übertragen? Doch, man musste es können. Es war etwas Verzweiflungsvolles, zu glauben, dass es anders sei. Und er mühte sich, sie herzudenken, jetzt in dieser Stunde" = sie durch seine Gedanken (sein Denken an sie) zu sich her bannen, beschwören rc.

64. (Nr. 325) „Ein angstvoller Ausdruck schattete über ihr Gesicht" —, vgl.: überschattete ihr Gesicht, flog wie ein (dunkelnder) Schatten über ihr Gesicht rc., vgl. mein Wörterb. III S. 893c/4a; Ergänz.-Wörterb. S. 442a/b.

65. „Sie hatte sich gestellt, als erkannte sie Das nicht oder als ob es sie Nichts kümmerte rc.", wo regelrecht nach dem als ob oder als (vgl. als wenn, s. Hauptschwier. 34b ff.) der Konjunktiv stehen müsste, vgl.: Sie hatte sich gestellt, als erkennte [Konjunktiv des Imperfekts] (oder: als erkenne, Konjunktiv des Präsens) sie Das nicht oder als ob es sie Nichts kümmerte (in der Form mit dem Indikativ zusammenfallender Konjunktiv des Imperfekts oder: kümmere, von dem Indikativ sich deutlich unterscheidender Konjunktiv des Präsens), s. auch Hauptschwier. S. 192b/3a unter „Konjunktiv des Imperfekts" Nr. 1e und 1g.

66. „In seinen Augen flammte es auf, seine Lippen umglitt ein stolzes, sieghaftes Lächeln." s. mein Wörterb. I S. 597c, vgl. statt der zielenden (transitiven) Zusammensetzung gewöhnlicher das ziellose gleiten mit dem abhängigen Verhältnisworte um: um (vgl. über) seine Lippen glitt ein . . . Lächeln.

67. (Nr. 327) „Dass gerade jenes Burschikose und Formlose, was [statt: das] sie zur Schau zu tragen pflegte, als etwas ihrem Innersten nicht Entsprechendes betrachtet werden musste", (s. was in den Inhaltsverzeichnissen der Zeitschr.).

68. „Dann trat eine Pause ein, nach Ablauf welcher [üblicher: nach deren Ablauf, s. Hauptschwier. S. 76b/7a Nr. 6a] Degenhardt zu husten anfing."

69. „Wie geht es Ihnen? . . . Oh, wieder Alles beim Alten . . . Dank Ihrer", — s. Hauptschwier. S. 89a, wonach von dem präpositionsartig gebrauchten Dank statt des abhängigen Dativs vereinzelt (aber nicht empfehlenswerth) sich auch der Genitiv findet, aber, wie ich hinzufügen möchte, doch nicht leicht (wie hier) von einem persönlichen Fürwort, vgl.: Dank Ihnen (nicht leicht: Ihrer) oder: Dank Ihren Bemühungen, wofür man zuweilen auch: Dank Ihrer Bemühungen hört.

70. (Nr. 329) „Um mein ganzes bischen Lebensglück hat mich diese dreimal superweise Pytherich bestohlen, zur höheren Ehre der Wissenschaft." Das hervorgehobene männliche Hauptwort ist eine Scherzbildung, entsprechend dem weiblichen Pythia (s. mein Fremdwörterb. II 383b), mit der deutschen Endung -erich (wie in Enterich, Gänserich, Täuberich), für einen „orakelnden" Arzt, der für seine Aussprüche Untrüglichkeit beansprucht, wie die vom Dreifuß herab weissagende Priesterin des delphischen Gottes. „Unfehlbarkeitsheuchler" wird er kurz vorher genannt.

71. „Und die Kranich sagte gleichfalls kein Wort, sie mussten ihr gänzlich ausgegangen sein." Man beachte in diesem Übergang aus der Einzahl (Wort) in die Mehrzahl: sie [die Worte] mussten die Fügung nach dem Sinn, s. unter diesem Titelkopf meine Hauptschwier. S. 159 Nr. 2 und z. B. in Goethe's Egmont (40bänd. Ausg. 9, 179): Sie ist ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern, dass sich Alles unter ihr sanftes Joch schmiegte.

72. „Was soll denn das Herumgezerre?" — s. mein Wörterb. III S. 1731 Belege für das einfache Gezerr(e) und z. B. bei Bürger die Zusammensetzung: Prunkgezerr.

73. (Nr. 334) „Drunten der reißende Fluss. Ein brausender Gertenhieb, ein jähes Zügelzerren nach rechts. — Nun ein verklingender Schrei, ein ersticktes Wiehern, dann ein Fall, ein dumpfes Rohren — und die wirbelnden Wasser haben sich geschlossen und ziehen weiter" —, vgl. mein Wörterb. II S. 778a, wo röhren in der Bedeutung „schreien, brüllen" mit Belegen aus Abraham a Sta. Clara und Spindler aufgeführt ist, mit der Bemerkung: „ahd. rêrên, rêran, s. Schmeller 3, 120; niederdeutsch: raren [mit Belegen aus Rollenhagen], angels. rarjan, engl. roar.* Hochd. gewöhnlich nur vom Hirschgeschrei" (mit Belegen), s. auch Ergänz.-Wörterb. S. 427c, wo auch noch Belege für röhren vom brüllenden Vieh gegeben sind.

* Vgl. plattdeutsch (z. B. in Meklenburg) auch: Dat Jör rohrt = das Kind brüllt, schreit, heult 2c.

In der Stelle von Telmann scheint mir das mundartliche Wort, das hier doch wohl das Rauschen des reißenden Flusses, in den Ross und Reiterin hineingestürzt sind, bezeichnen soll, nicht am Orte; „ein dumpfes Rauschen" würde meiner Ansicht nach passender und zugleich allgemein verständlicher sein.

Eine englische und eine französische Schulausgabe von Schiller's Jungfrau von Orléans.

Die 1890 erschienene englische Ausgabe unter der Clarendon Press Series von dem vortrefflichen C. A. Buchheim ist im 4. Jahrgang dieser Zeitschrift (Heft V S. 214) und die in diesem Jahr erschienene französische von Émile Henry, Agrégé de l'Université, Professeur au Lycée de Clermont-Ferrand im laufenden Jahrgang der Zeitschr. Heft 2 S. 79 angezeigt.

Herr Émile Henry schrieb mir bei der Übersendung:

„Hiermit beehre ich mich, Ihnen eine soeben erschienene, von mir verfasste Schulausgabe der Schiller'schen ‚Jungfrau von Orléans' zuzusenden. Lange Zeit und eifriges Bemühen habe ich derselben gewidmet, auch wurde sie von meinen französischen Amtsgenossen aufs freundlichste aufgenommen. — Sie werden aus dieser meiner Arbeit — falls Sie dieselbe gelegentlich durchblättern mögen — wohl ersehen, wie ernsthaft wir im deutschen Unterricht die Erörterung Ihrer großen Klassiker bei unsern Gymnasiasten befördern. Möchte Ihnen dabei das Buch als Probe einer édition classique dienen. Und eben weil das Werk ein classique sein sollte, so musste es auch nebst dem theoretischen einen praktischen Zweck erstreben und zum Leitfaden des Lehrers sowohl wie zum Handbuch des Schülers werden.

Behandeln Sie also das Buch nicht als eine wissenschaftlich-kritische, sondern einfach als eine klassische Schulausgabe; mir wäre es eine große Freude, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollten, Ihr Urtheil darüber in Ihrer bei uns in Frankreich so sehr geschätzten Zeitschrift mitzutheilen ꝛc."

Auf diesen Wunsch im Einzelnen einzugehen, muss ich mir allerdings bei dem beschränkten Umfang meiner Zeitschrift versagen; aber so viel kann ich in Kürze mit voller Überzeugung aussprechen, dass — eben so wie ich Das bei Buchheim's Ausgaben wiederholentlich ausgesprochen und begründet habe, — dass, sag' ich, eben so Émile Henry's Ausgabe nicht bloß seinen jungen Landsleuten, sondern auch Deutschen aufs angelegentlichste zu empfehlen ist, die tiefer in das Verständnis unserer mustergültigen Schriftsteller, unserer Muttersprache und zugleich der fremden Sprache einzudringen den Wunsch und den Trieb haben.

Um aber die Leser ein selbständiges Urtheil sowohl über die französische wie über die englische Ausgabe gewinnen zu lassen, werden wir je einen Absatz aus der einen wie aus der andern hier in deutscher Übersetzung folgen lassen, und zwar den über Johanna's Charakter.

Hierüber sagt der französische Herausgeber S. XXI ff.:

In Schiller's Trauerspiel ist der Charakter, der den größten Antheil in Anspruch nimmt, zugleich aber auch die meisten Erörterungen erheischt und in seiner Entwicklung am schwierigsten durchzuführen ist, der der Hauptperson, Johanna's selbst.

Man hat gesagt, dass im Grunde die Jungfrau von Domremy keine Person für die Bühne sei, und als Grund angeführt, dass, was über das menschliche Maß hinausgeht, sich wohl für das Heldengedicht, aber nicht für das Schauspiel eigne.[1] Die Kunstrichter sind im Allgemeinen dieser Ansicht beigetreten und wir selbst sind nicht gesonnen, sie zu bekämpfen. Aber, da nun einmal Schiller versucht hat, einen Stoff, der sich vielleicht besser für ein Heldengedicht geeignet hätte, als Bühnenstück zu behandeln, so wollen wir sehen, wie er, so weit es Johanna betrifft, seinen Plan ausgeführt hat.

Im Allgemeinen hat an die Stelle des einfachen graden Charakters unserer „guten Lothringerin", die ohne Schwanken ihre göttliche Sendung vollbringt, der Trauerspieldichter, beeinflusst, wie es scheint, durch den Philosophen, einen sehr verwickelten Charakter gesetzt. Er zeigt uns ein Geschöpf, das zugleich menschlich und göttlich ist, das zwischen der wirklichen und einer übernatürlichen Welt schwankt und folglich unaufhörlich im Zwiespalt mit sich selbst ist: bald gehorcht sie blindlings dem Geschick, das sie treibt, bald zweifelt sie, schwankt sie und wird schwach. Einzig der Seelenschmerz, die Prüfung und der Kampf, indem er in dieser sonst so hohen und reinen Seele die Willensstärke erweckt und ihr so zu sagen das volle Bewusstsein der Opfer giebt, die ihre Sendung ihr auferlegt, lassen sie über ihre innern Kämpfe siegen und schließlich zur Apotheose gelangen.

Die Jeanne d'Arc des Vorspiels entfernt sich in der That nicht zu sehr von der, welche die Überlieferung uns schildert: sie ist eine Dörflerin, die, vollkommen entschlossen, die ihr von Gott anvertraute Sendung zu vollbringen und, vielleicht sich einer Judith oder Deborah vergleichend,[2] nichts desto weniger mit Schmerz aus der Heimat scheidet, in der sie ihre

---

[1] A. Bossert, Goethe und Schiller, Kap. 16.

[2] „Ich möchte nicht Jael sein, aber wohl Deborah, lässt Joseph Fabre sie sprechen." (Jeanne d'Arc, Prolog, Sc. II.)

Jugend verlebt hat und an die sie ein rührendes Lebewohl richtet. Wenn man ihr Selbstgespräch liest, so kann man nicht umhin, an das Standbild des Bildhauers Mercier zu denken, das ihr soeben auf dem Platz von Domremy errichtet worden ist: die heldenhafte Jungfrau in ihrer ländlichen Kleidung horcht den Stimmen, die ihr davon zu ziehen gebieten. Diese Stimmen sind in dem Werke des Künstlers durch einen Ritter vertreten, der mit der einen Hand Johanna ein Schwert reicht und mit der andern ihr den Feind zeigt. Aber gleichzeitig blickt das junge Mädchen seitwärts nach ihrem Dorfe, das sie mit Schmerz verlässt; sie hat ihren Spinnrocken fallen lassen, der zu ihren Füßen neben einem kleinen Lamme liegt, dessen Vorderpfoten, auf ihrem Kleide ruhend, sie zurückhalten zu wollen scheinen. Das ist die geschichtliche Johanna, dieselbe, welche die Eröffnung unseres Stückes uns so getreulich vorführt. Wir finden sie im französischen Lager wieder, in Chinon: hier erscheint sie so wie in der Geschichte als Französin, gottgläubig und königstreu, wie man es im funfzehnten Jahrhundert war, gottbegeistert, den König erkennend, ohne ihn früher gesehen zu haben, ihm die Gebete enthüllend, die er im Geheimen an Gott gerichtet, einem englischen Herold den Tod des Feldherrn verkündend und ihm die Befreiung Orléans' und die Niederlage der Feinde voraussagend; endlich bewundern wir in ihr die unerschrockene Kriegerin, so wie sie von Jules Roullon in Chinon dargestellt ist, in ihrer weißen Rüstung, auf schwarzem Rosse, an der Seite das Schwert der heiligen Katharina und in der rechten Hand die weiße Standarte, geschmückt mit dem Bilde Gottes und der Engel.

Aber bald entstellt uns Schiller die geschichtliche Jungfrau. Die wahre geschichtliche Johanna glaubt sich von Gott nur entsendet, um das Vaterland zu erretten, indem sie durch ihren eigenen Muth den Franzosen wieder Muth einflößte, und in der That hat sie niemals das Schwert gegen einen Feind gezückt. Bei dem Dichter dagegen erscheint sie in dem Auftritt mit Montgomery gefesselt durch die unauflöslichen Bande eines unbezwinglichen Verhängnisses, das ihr nicht einmal Milde zu üben gestattet; sie gehört sich nicht mehr an, „der Pfeil muss fliegen | wohin die Hand ihn seines Schützen treibt“ (2. Aufz., 4. Auftr., V. 1517/8); sie scheint ohne menschliches Gefühl zu sein; sagt sie nicht selbst: „Und dieser Panzer deckt kein Herz“ (2. Aufz., 7. Auftr., V. 1611) und in einem auffälligen Widerspruch fügt sie die befremdlichen Worte hinzu: „In Mitleid schmilzt die Seele und die Hand erbebt, | als bräche sie in eines Tempels heil'gen Bau, | den blühenden Leib des Gegners zu verletzen“ (2. Aufz., 8. Auftr., V. 1680/2). Muss man in diesen Worten einen Einspruch des Weibes erblicken, das sich gegen das aufgezwungene Heldenthum auflehnt, oder

ein dunkles Vorgefühl, dass sie ihre Sendung nicht fehlerlos werde zu Ende führen können? Sie erreicht jedoch den Höhenpunkt ihres Ruhms, sie führt den Herzog von Burgund dem französischen Vaterlande wieder zu, sie versöhnt ihn sogar — und dieser Sieg erscheint sogar vielleicht etwas zu leicht errungen — mit dem Mörder seines Vaters; sie steht auf dem Punkt, den König nach Reims zu führen; sie hat bisher nur ihrer inneren Stimme gehorcht. Aber nun tritt der schwarze Ritter dazwischen, eine geheimnisvolle Erscheinung, die mitten in ihrem Siegeslauf sie aufhalten zu wollen scheint. „Was heißest du in Mitte meines Laufs | mich stille stehen und mein Werk verlassen?“ (2. Aufz. 9. Auftr. V. 2426/7.) Man hat — sei es mit Recht oder mit Unrecht — in den Worten des Geistes den Ausdruck Dessen erblickt, was Schiller anderwärts (im Ring des Polykrates) als „der Götter Neid“ bezeichnet hat: sie allein können ein Werk vollständig glücklich zu Ende führen; sie allein können vollständig glücklich sein; wenn ein menschliches Wesen sich bis zu ihrer Höhe erheben und ein göttliches Werk vollbringen will, so zögern sie nicht, seinen Stolz zu strafen („Es leben Götter, die den Hochmuth rächen.“ Maria Stuart, 3. Aufz., 4. Auftr., V. 2264) und ihn zu erinnern, dass er ein unvollkommenes, beschränktes Wesen ist. Die Liebe, die Johanna für Lionel empfinden wird, wäre dann also die Strafe für ihre Erfolge.

Aber man kann auch etwas Anderes in dieser Liebe sehen: eine Verletzung von Johanna's Gelübde. Schiller hatte, indem er bis dahin Johanna den Bedingungen des irdischen Lebens entrückt hatte, indem er sie nur wie das willenlos leidende Werkzeug des göttlichen Willens dargestellt, unwillkürlich seine Heldin unserem Mitgefühl weniger zugänglich gemacht. In der That wendet sich der Antheil und das Mitgefühl der Menschen nur dem Menschen zu und nicht Wesen, die alles menschliche Gefühl verleugnen. Schiller selbst hat gesagt: „Nur das Leiden sinnlich moralischer Wesen, dergleichen wir selbst sind, kann unser Mitleid erwecken.“ (Über die tragische Kunst § 37.) Er musste deshalb, um seiner Lehre treu zu bleiben, seine Heldin dem Mittelmaß der Menschen annähern; er musste ihr Gefühl und Leidenschaften, die den unsern ähnlich sind, leihen, seine Gottesbotin einen ganz menschlichen Fehler begehen lassen, z. B. ihr ein Gefühl der Liebe einflößen. Unglücklicherweise aber ließ er hierbei Johanna grade gegen die einzige Leidenschaft verstoßen, die ihr vor Allem heilig sein und ihr ganzes Herz ausfüllen mußte, die Liebe zu dem von den Engländern geknechteten Vaterlande. Diese befremdliche Liebe der französischen Heldenjungfrau für einen englischen Feldherrn erscheint uns nicht nur als ein geschichtlicher Widersinn, als eine das Gefühl verletzende Unwahrscheinlichkeit, sondern auch als eine Schändung und wahre

Entweihung des Allerheiligsten.[3] Ich will es kurz aussprechen: Diese unvorhergesehene, plötzliche Liebe hat nur die Dauer eines Blitzes; aber Johanna's Hand hat sich geweigert, den Feind zu treffen; dieses Schwanken allein ruft nach ihrem Glauben den göttlichen Zorn auf ihr Haupt herab; auch wird sie sofort die Beute der Gewissensbisse.

Vergebens lehnt sie sich in den bewundernswerthen Stanzen des 4. Aufzuges — gegen ihr Geschick auf.

> Konnt' ich dieses Herz verhärten,
> Das der Himmel fühlend schuf?
> Willst du deine Macht verkünden,
> Nicht die zarte Jungfrau wähle,
> Nicht der Hirtin weiche Seele!

Sie hat jedoch durch die bloße Thatsache dieser (allerdings sofort bekämpften) Neigung ihr Gelübde verletzt und sie fühlt sich also schuldig; aber das Gefühl ihres Fehlers zieht sie mit sich fort und sie geht sogar so weit, sich vor Agnes Sorel zu demüthigen mit den uns empörenden Worten:

> Du bist die Heilige! Du bist die Reine (4. Aufz., 11. Auftr., V. 2711.)

Sie weigert sich eine Zeit lang, ihre Fahne, worauf das Bild der heiligen Jungfrau gemalt ist, zu tragen, indem sie sich beschuldigt, deren heiligen Namen entweiht, gelästert zu haben (4. Aufz., 3. Auftr. V. 2745/6), und schilt sich Verrätherin, während sie doch den König und das Vaterland gerettet hat.

Zu ihren Schwestern sagt sie:

> Und büßen will ich's mit der strengsten Buße,
> Dass ich mich eitel über euch erhob (4. Aufz., 9. Auftr., V. 2937/8)

indem sie alle bisherigen kriegerischen Erlebnisse als einen bloßen schweren Traum betrachtet, den sie von sich abschütteln möchte, um als Hirtin in das heimische Dorf zurückzukehren und ihnen als niedere Magd zur Buße für ihre eitle Selbstüberhebung zu dienen.

Um all diesen innern Kämpfen ein Ende zu machen und Ruhe und Frieden wieder zu finden, bedarf sie einer sie mit Gott versöhnenden Buße. Daher ihr hartnäckiges Schweigen gegenüber der falschen Anklage, die ihr

---

[3] Hier möchte ich doch — wie ich es schon in meiner Geschichte der deutschen Litteratur (S. 135a Nr. 21) gethan — die Verse Platen's (Ausg. in 5 Bdn II S. 277) anführen:

> „Etwas weniger, Freund, Liebschaften! So wärst du beliebt zwar
> Weniger, weil doch so sehr Thekla gefallen und Max.
> Eins doch find' ich zu stark, dass selbst die begeisterte Jungfrau
> Noch sich verliebt, furchtbar schnell in den brittischen Lord."

Vater gegen sie erhebt, gegenüber dem Bitten und Flehen ihrer Freunde, gegenüber der Verbannung, die der König ihr ankündigen läſst.

Sicherlich ist hier das Band zwischen dem wirklichen Vergehen und der Sühne nicht scharf genug hervorgehoben.

Nicht weil Johanna Lionel geliebt und ihn verschont hat, — ein Vorgang, der keinen Zeugen gehabt — läſst das Volk sie im Stich; vielmehr weil zu fünf verschiedenen Malen trotz aller Ermahnungen sie sich in ein Schweigen hüllt, das die Anwesenden als ein schweigendes Zugeständnis deuten. Aber diese ungerechte, widerspruchlos hingenommene Verdammung, diese in keinem richtigen Verhältnis stehende Verbindung von Vergehen und Strafe hebt mit besonderer Schärfe hervor, was in Johanna's Sühne rein Freiwilliges liegt. Und Dank dieser Sühne, welche die strengste Gerechtigkeit nie hätte fordern können, wird sie wieder der Gunst des Himmels würdig; der innere Friede tritt in ihre Seele; sie gewinnt wieder Vertrauen zu ihren Kräften, durch ihren auf Überlegung gegründeten Willen ist sie ihrer selbst so sicher geworden und so fest in ihrem Entschlusse, als sie es früher in ihrer kindlich gläubigen Begeisterung gewesen. Das sichert ihr den schließlichen Triumph; sie kann also Raimond das Ende ihrer Prüfungen ankündigen und, wenn durch ein letztes Wunder sie ihre Ketten gebrochen hat und zur Rettung ihres Königs hinausgestürmt ist, hat sie das Glück, ihre Sendung zu vollenden und in einem ruhmvollen Tode die Versöhnung mit Gott zu finden: denn sie erblickt die heilige Jungfrau, die ihr die Arme entgegenstreckt. „Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude" sind ihre letzten Worte. Sie stirbt, in ihrer Hand die Fahne, die sie treu getragen, eingehüllt von den Fahnen des siegreichen Frankreich's, mitten in einer Apotheose, dem Vorspiel künftiger Apotheosen.

Zum Schluſs! Wenn Johanna, wie Schiller sie uns vorführt, sich von der geschichtlichen unterscheidet, so kann man doch nicht die sittliche Größe eines Charakters verkennen, der vielfach, zumal in der zweiten Hälfte des Stücks den großen Grundsatz des klassischen Trauerspiels, den siegreichen Kampf der Pflicht gegen die Leidenschaft darstellt.

* * *

Ich lasse hier nun ohne Weiteres Das folgen, womit der vortreffliche englische Herausgeber Buchheim in seiner Ausgabe S. XXXV seine Analysis of the Characters eröffnet, wobei ich jedoch an einzelnen Stellen Kürzungen vornehme und an andern manche Andeutungen etwas weiter ausführe.

„Deutsche Kunstrichter," heißt es dort, „heben mit besonderer Befriedigung die Thatsache hervor, daſs Schiller als einen weitern Beweis

seiner religiösen Duldsamkeit, so kurze Zeit, nachdem er ein rührendes Gemälde von einer anziehenden, aber sündigen katholischen Königin gegeben, eine römisch-katholische Heldenjungfrau verherrlichte. Für Die, welche mit der Entwicklung seines Geistes bekannt sind, scheint ein solcher Beweis unnöthig. Schiller war so zu sagen der protestantischte Dichter Deutschland's, aber er war nach Lessing und Goethe auch der menschlichste und duldsamste und er achtete jeden Glauben und jedes Volksthum in seiner Eigenart. Außerdem betrachtete er als Dichter Alles aus dem rein künstlerischen Gesichtspunkte und, wenn ein Gegenstand ihn anzog, so war er bereit, ihn in seinem Gesang zu verherrlichen.

Der Gegenstand der Jungfrau von Orléans muss von Anfang an eine besondere Anziehungskraft auf ihn geübt haben, besonders zu einer Zeit, wo sein Geist in Folge der Bühnendarstellung der Maria Stuart sanfteren Gefühlen offen war. Wie auch immer seine Ansichten über den Ursprung und die Ausdehnung von Jeanne d'Arc's Thätigkeit gewesen seien, so muss er — wie oben nachgewiesen — einen hohen Begriff von ihrem Charakter und der Biederkeit ihres Strebens gehabt haben und Mitgefühl mit ihrem tragischen Geschick. Die Thatsache, dass ihr Andenken von einem berühmten Landsmann verunglimpft war, stachelte in ihm den ritterlichen, allen edlen Gemüthern eignenden Geist an, sich der unschuldig Leidenden anzunehmen. Shakespeare's Bühnendarstellung desselben Gegenstandes erregte seinen Unwillen nicht so sehr, theils, weil er in einem englischen Dichter, der bloß den zu seiner Verfügung stehenden Quellen folgte, es verzeihlich gefunden haben mag, ein vorurtheilvolles Gemälde zu entwerfen, theils auch, weil bei seinem kunstrichterlichen Scharfsinn, er gewichtige Zweifel gehegt haben mag, ob das als der 1. Theil von König Heinrich VI. uns vorliegende Stück ganz von Shakespeare herrühren könne. Jedenfalls war es hauptsächlich Voltaire's Gedicht, welches er im Auge hatte, als er seine dichterische Ehrenrettung: „Das Mädchen von Orléans“ schrieb, und so sprach er sich auch bei Übersendung seines Stückes an Wieland aus: Sie werden mir zugestehen, dass Voltaire sein Äußerstes gethan hat, dem künftigen Dramatiker seine Arbeit zu erschweren. Wenn er seine Pucelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, so habe ich vielleicht die meinige zu hoch erhoben; aber es gab kein anderes Mittel, wenn der Schmutz, den er auf die schöne Heldenjungfrau geworfen hatte, beseitigt werden sollte.

Um dies Ziel zu erreichen, entschloss sich Schiller, Johanna zur Hauptfigur des Stückes zu machen, wie er Körner in dem oben erwähnten Briefe vom 1. Juli 1800 mittheilte. Er entrollt daher vor unsern Augen in einem Rundgemälde den bemerkenswerthen Lebenslauf des Mädchens

(so wie er ihn auffasste) in den verschiedenen Abschnitten und sie fesselt unsere Aufmerksamkeit von dem ersten Augenblick an, wo wir sie als niedere Schäferin, zurückhaltend und sorglos, in einem ländlichen Auftritte erblicken. Wir sehen sie zugleich mit unterwürfigem und würdigem Schweigen den ungerechten Anklagen ihres Vaters begegnen und die ersten Worte, die sie ausstößt: „Mein ist der Helm!" haben einen kriegerischen Klang an sich. Ihre vaterlandsliebenden Äußerungen erregen unsere Bewunderung; aber die wirkliche Tragweite ihrer himmlischen Sendung enthüllt sich uns erst, wenn allein gelassen sie ihre Seele in begeisterten Versen ausströmt. Ihr Selbstgespräch legt in der That getreulich sowohl die ihr durch göttliche Verfügung auferlegte Aufgabe wie ihr tragisches Ende dar. So wird das Gefühl der Furcht, welches einen der Hauptbestandtheile des Trauerspiels bildet, in uns erregt.

Die ersten Auftritte des ersten Aufzugs stellen uns ein treues Bild von dem beklagenswerthen Zustande Frankreich's und die gedankenlose Unthätigkeit des Königs dar und zeigen so aufs nachdrücklichste, wie dringend ein Retter nöthig sei. Als des Landes Unglück seinen Gipfel erreicht hat, wird wunderbare, von einer kriegerischen Jungfrau kommende Hilfe angemeldet. Johanna erscheint und giebt mit würdiger Bescheidenheit Bericht über sich und ihre Sendung. Und von jenem Augenblick bis zum Ende des Stücks ist sie beständig vor unsern Augen, sei es in Person oder mittelbar, so dass sie durchweg die Hauptfigur auf der Bühne bleibt. Der König sinkt sofort in Unbedeutenheit neben ihr und so auch Agnes Sorel, deren Unfähigkeit, ihn aus seiner Starrsucht aufzustacheln und so zu ihres Landes Errettung beizutragen, nur der Jungfrau Thätigkeit und Einfluss um so schärfer hervortreten lässt.

Am Anfang des zweiten Aufzuges spiegeln sich Johanna's Heldenthaten in der verzweifelten Stimmung der feindlichen Führer, die gegenseitig einander ihre Schlappen Schuld geben, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn verbündete Mächte eine Niederlage erlitten haben. Isabeau's Erscheinen dient noch mehr als das der Agnes Sorel, unsere Hochschätzung der Jungfrau zu erhöhen. Der Königin schuldvoller Charakter und ihr unnatürlicher Hass gegen den eigenen Sohn machen sie ungeeignet, der Partei, der sie sich verbündet hat, Segen zu bringen, während die herzensreine Jungfrau mit ihrer edelmüthigen Begeisterung der Schutzgeist der Sache wird, die sie vertheidigt.

Der Auftritt mit Montgomery zeigt Johanna als eine wahre Kriegerin, deren Urbild Minerva als Kriegsgöttin war. Dass der Dichter sie in diesem Lichte darzustellen wünschte, wird ersichtlich aus der Schilderung ihres Charakters durch das ganze Stück; und desshalb wünschte er auch,

dass ein Minervakopf als Vignette den das Trauerspiel enthaltenden Band schmücken solle. Dieser Umstand wird vollständig das Auftreten Montgomery's rechtfertigen, das von einigen Kunstrichtern getadelt worden ist, bloß, weil sie die Auffassung des Dichters von dem Charakter der Jungfrau unbeachtet ließen. Freilich nach den Chroniken hat die Jungfrau niemals ein menschliches Wesen getödtet; aber Schiller wünschte sie als das willenlose Werkzeug eines höhern Willens darzustellen, das, einmal in einen unheilbringenden Krieg verflochten, unvermeidlicherweise, wie ein aus einem Geschütz geschleudertes Geschoss, Verderben verbreiten muss. Außerdem zeigt die Thatsache, dass sie den jungen wälschen Krieger tödtet, während sie dagegen Lionel's Leben schont, mit zwingender Gewalt vermittels des Gegensatzes ihr darauf folgendes Übertreten des göttlichen Befehles, mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das ihr der Schlachtengott verhängnisvoll entgegenschicke.

Der peinliche Eindruck, den Montgomery's Tod durch die Hand der Jungfrau hervorruft, wird beträchtlich vermindert durch die glänzendere Seite ihrer Sendung, indem sie die Versöhnung zwischen dem Herzog von Burgund und den Franzosen zu Stande bringt (s. die ersten Auftritte im 3. Aufzug). Zugleich steigt sie in unserer Schätzung durch den Eifer, mit dem zwei ausgezeichnete französische Feldherren sich um ihre Hand bewerben, und durch die Weise, wie sie die sie ehrende Bewerbung der edlen Ritter zurückweist:

Nicht verließ ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen;
Noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die ehr'ne Waffenrüstung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk.
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes
Und keinem Manne kann ich Gattin sein.

Sie verlangt einzig nach Krieg und, als sie hört, der Feind nahe, ruft sie mit kriegerischer Begeisterung aus:

Schlacht und Kampf!
Jetzt ist die Seele ihrer Banden frei.

Dass der Jungfrau vielleicht ein Unheil bevorstehen möge, ist in dem kurzen (8.) Auftritt des 3. Aufzuges vorgedeutet, worin Dunois und La Hire ihre Besorgnis um Johanna's Sicherheit ausdrücken. In dem folgenden Auftritt zwischen Johanna und dem schwarzen Ritter wird sie davor gewarnt, in ihrem kriegerischen Laufe weiter vorwärts zu gehn. Sie bleibt standhaft, aber ihr Gemüth ist offenbar erregt durch die gespenstische Erscheinung, obgleich sie sich mit dem Gedanken zu trösten sucht:

Ein trüglich Bild
Der Hölle war's, ein widerspenst'ger Geist,
Heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Busen zu erschüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn.

Als Lionel auftritt und sie zum Kampf herausfordert, besiegt sie ihn, aber zugleich wird sie von ihm besiegt; sie ist von einer plötzlichen Liebe zu ihm erfasst, und damit hat sie gegen den göttlichen Ruf gesündigt (s. Prolog, 4. Auftritt):

Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust

und, indem sie sein Leben schont, hat sie den furchtbar bindenden Vertrag, der sie dem strengen, unverletzlichen Geisterreich verpflichtet, alles ihr in der Schlacht Entgegentretende mit dem Schwerte zu tödten (s. o. den Auftritt mit Montgomery), verletzt und, als ihr Lionel die geweihte Waffe entreißt, als ein Zeichen, dass er sie wiedersehen werde, jenes Schwert, von dem sie versichert hat:

Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England niederliegt,

ist ihre göttliche Kraft, ihr Glaube an sich selbst von ihr gewichen, was einigermaßen an den Zustand Simson's erinnert, nachdem ihm die geweiheten Locken genommen waren.

Der Auftritt mit Lionel ist von manchen Kunstrichtern sehr heftig getadelt worden. Diejenigen, die fest an den feherischen Charakter der gottgesandten Jungfrau glaubten, fanden es fehlerhaft, dass der Dichter einer Heiligen weltliche Gefühle geliehen, während Andere ihm das Fehlen eines allmählichen Überganges von der starren Entsagung der Jungfrau auf alle weltlichen Gefühle zu dem plötzlichen Ausbruch ihrer Liebe zu Lionel zum Vorwurf machten. Beide Tadel scheinen unhaltbar; der erste, weil Schiller nicht eine Heilige darstellen wollte, sondern ein herzensreines, edel und menschlich fühlendes Geschöpf, das uns durch seine Schwächen näher rückt und unser Mitgefühl tiefer erregt.

Dem Menschen ist
Ein Mensch noch immer lieber als ein Engel,

sagt Lessing (Nathan, V. 163), und ein mit menschlichem Gefühl begabter Mensch, obgleich er augenblicklich geirrt haben mag, wird unser Mitgefühl in höherem Grade wachrufen, als einer, der über alles menschliche Gefühl erhaben ist. Der zweite Einwurf dagegen fällt zu Boden, wenn wir uns erinnern, dass das Plötzliche in Johanna's Liebe zu Lionel durchaus seelisch begründet ist. Es liegt darin durchaus nichts Ungewöhnliches oder

Unnatürliches. Von Anfang an ist er als ein tapferer und kühner Ritter geschildert. Im Prolog (V. 249) heißt er „des Löwen Bruder“ und in dem Auftritt, in welchem die Befehlshaber der verbündeten Truppen im Streit über die Ursachen ihrer Niederlagen dargestellt werden, tritt seine Tapferkeit scharf hervor. Dass er ein schönes gewinnendes Äußere besaß, entnehmen wir aus der Rede der Königin Isabeau, die, auf ihn hinweisend, sagt:

> Gebt mir diesen da,
> Der mir gefällt, zur Kurzweil und Gesellschaft.
> Und dann macht, was ihr wollt. (V. 1453/5.)

Würdevoll, tapfer und mit frommen Gefühlen begabt erscheint er auch in dem Auftritt vom Tode Talbot's (III, 6). Ehrfurchtsvoll mahnt er diesen in den letzten Augenblicken an den Schöpfer und dann folgt er dem gebieterischen Ruf zur Schlacht. All Dieses zeigt, dass der Dichter den englischen Befehlshaber mit den schönsten Eigenschaften geschmückt hat, die liebende Bewunderung einer Jungfrau zu erregen, und dass er vollständig einer Heldenjungfrau Liebe verdient.

Der erste Auftritt des vierten Aufzuges führt uns die schwankenden, widerspruchsvollen, in Johanna's Brust auf- und abwogenden Gefühle vor, zunächst die jubelnde Feststimmung aller Franzosen über das glücklich Errungene:

> Erneuert ist der Glanz der alten Krone
> Und Frankreich huldigt seinem Königssohne, —

doch — so setzt sie gleich hinzu —:

> Doch mich, die all dies Herrliche vollendet,
> Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück.
> Mir ist das Herz verwandelt und gewendet,
> Es flieht von dieser Festlichkeit zurück.
> In britt'sche Lager ist es hingewendet,
> Hinüber zu dem Feinde schweift der Blick,
> Und aus der Freunde Kreis muss ich mich stehlen,
> Die schwere Schuld des Busens zu verhehlen.

Diese ihre schwere Schuld ist es, dass sie, ihres Landes Retterin, in irdischer Liebe für ihres Landes Feind entbrannt ist. Die Beschönigung, dass diese Schuld doch nur ein Ausfluss des Mitleids und der Menschlichkeit sei, weist sie aber in reuiger Selbsterkenntnis zurück:

> Arglistig Herz! Du lügst dem ew'gen Licht,
> Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht! . . .
> Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
> Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott.
> Mit blinden Augen musstest du's vollbringen!
> Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild,
> Ergriffen dich der Hölle Schlingen.

In den sich anreihenden Versgebinden leugnet sie nun auch ihre schwere Schuld nicht weiter: sie bekennt offen und rückhaltlos, dass sie die ihr dargebotene Ruhmeskrone nicht verdient habe und nicht annehmen könne; nur beklagt sie, dass auf ihre Schultern eine Last gelegt worden sei, der nicht die Kraft eines Menschen, sondern nur die eines übermenschlichen Geschöpfes gewachsen sei. Damit, dass von hier ab Johanna keine Rechtfertigung oder auch nur Entschuldigung für ihre schwere Schuld versucht, dass sie jede ihr zugedachte Ehre als unverdiente zurückweist, beginnt ihre innere Läuterung, Reinigung und Buße. Dies im Einzelnen durchzuführen fehlt der Raum und scheint auch kaum nöthig. Der Gipfelpunkt aller dieser Prüfungen liegt im 11. Auftritt des 4. Aufzugs, worin der eigene Vater die schwere Anklage erhebt, dass das verblendete Volk der Franken nicht durch eine Gottgesendete, sondern durch des Teufels Kunst gerettet sei. Auch dieser Anklage setzt Johanna kein Wort des Widerspruchs entgegen, sondern nimmt sie ergebungsvoll, als eine von Gott über sie verhängte Prüfung auf sich, und so wird sie verbannt und ausgestoßen.

Es wird genügen, hier aus dem 4. Auftritt des 5. Aufzuges die folgenden Verse herzusetzen (V. 3139 ff.):

Raimond (erstaunt): Ihr wäret wirklich keine Zauberin?
Johanna: Ich eine Zauberin!
Raimond: Und diese Wunder,
Ihr hättet sie vollbracht mit Gottes Kraft
Und seiner Heiligen?
Johanna: Mit welcher sonst?
Raimond: Und Ihr verstummtet auf die gräßliche
Beschuldigung? Ihr redet jetzt — und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verstummtet Ihr!
Johanna: Ich unterwarf mich schweigend dem Geschick,
Das Gott, mein Meister, über mich verhängte.
Raimond: Ihr konntet Eurem Vater Nichts erwiedern!
Johanna: Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott;
Und väterlich wird auch die Prüfung sein . . .
Raimond: Konnt' ich träumen, dass ein menschlich Herz
Das Ungeheure schweigend würde tragen?
Johanna: Verdient' ich's, die Gesendete zu sein,
Wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte?
Und ich bin nicht so elend, als du glaubst.
Ich leide Mangel: doch Das ist kein Unglück
Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig;
Doch in der Öde lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Brust; ich war
Die Unglückseligste, da ich der Welt
Am meisten zu beneiden schien. — Jetzt bin ich

Geheilt; und dieser Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund,
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir ist Friede. — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewusst. . . .

In Bezug auf die Abrundung von Johanna's Charakter wird es genügen, aus den Schluss-Auftritten des 5. Aufzuges kurz Folgendes zu bemerken:

5. Auftr. Ergebungsvoll und ohne Widerspruch lässt sich Johanna von der Königin Isabeau gefangen nehmen und gefesselt ins englische Lager führen; und im 9. Auftritt hat sie ihre frühere Schwäche so vollständig überwunden, dass sie auf Lionel's Aufforderung:

Sei die Meine
Und gegen eine Welt beschütz' ich dich, —

nur die herbe Antwort hat:

Du bist
Der Feind mir, der verhasste, meines Volks.
Nichts kann gemein sein zwischen dir und mir &c.

Mit ihrer Sühne ist ihr ihre Kraft wieder zurückgekehrt; sie ist wieder Gottes Kriegerin, und, als sie hört, dass der von ihr über Alles verehrte König in Gefahr schwebt (im 11. Aufzug), in Gefangenschaft zu gerathen, zerbricht sie nach einem rührenden, inbrünstigen Gebete ihre Ketten und stürmt hinaus zu seiner Errettung. Der letzte (14.) Auftritt zeigt uns die Apotheose der Jungfrau; sie hat sich und den Feind besiegt; der König ist durch sie befreit; ihre Aufgabe ist vollbracht, und noch einmal ergreift sie die Fahne, das Zeichen ihrer göttlichen Sendung und ihrer Siege, und mitten in einem himmlischen Gesichte stirbt sie mit den rührenden und tröstenden Worten:

Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude.

Als passender Abschluss des Ganzen möge hier stehen, was Schiller am 3. April 1801 aus Weimar an Goethe geschrieben, wobei ich nur einige entbehrliche Fremdwörter durch deutsche ersetze:

„Von meinem letzten Aufzuge verspreche ich mir viel Gutes, er erklärt den ersten; und so beißt sich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin auf sich allein steht und im Unglück von den Göttern in Stich gelassen ist, so zeigt sich ihre Selbständigkeit und ihr Charakteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher!"

Der Marschallstab.

Ein Roman aus dem Bergischen. Von W. Schulte vom Brühl. (Vom Fels zum Meer XIII S. 441 ff.)

(s. Heft 4. S. 145—147.)

32. „Fragte man ihn, was er für Dies oder Jenes geben wollte, so rief er [der Trödler] diensteifrig: ‚Sayett on Garn on Weekegarn, Stoppnaulen [Stopfnadeln] on Fürbüsker‘“ [vgl. in meinem Wörterb. tüschen]. S. 503a.

33. „Einen Ring, der . . . von allerlei Hindernissen [beim Botschenlaufen] als Hürden aus Besenginster, kleinen Erdwällen und Gräben, einem hohen Staket und an einigen Stellen durch Anhäufung von ‚Muken‘, Wurzelstöcken gefällter krüppelhafter Bäume unterbrochen war . . . Das Mukenhindernis.“ S. 503b, vgl.: „Die größte Hoffnung setzte man auf das ‚Mukeperd‘, einen etwa 25jährigen Burschen, der als guter Renner galt, obgleich er nicht danach aussah; denn sein robuster Körper mit den kurzen Beinen und langen, schlenkrigen Armen glich fast einem verknorrten [s. Zeitschr. VII S. 416 Nr. 70] Wurzelstock, und sein Haupt hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Kopf eines ramsnasigen Gaules, so daſs er seinen Spitznamen nicht mit Unrecht trug.“ S. 504a.

34. „Sechs Burschen erschienen dort auf dem Plan, alle vorschriftsmäßig mit besonders großen und ungefügen Holzschuhen, sogenannten Klumpen, [s. Nr. 31 und 35] an den Füßen . . . Die Burschen . . . hielten den linken Fuß vorgestreckt und berührten mit der Spitze den „Kant“, jenen in den Rasen gekratzten Strich, der als Ausgangspunkt und Ziel galt.“ S. 504a.

35. „Ihre [der Wettläuferinnen] zumeist grasgrün angestrichenen Blotschen [s. Nr. 31], eine leichtere Art von Holzschuhen als die von den Männern gebrauchten Klumpen“ [s. Nr. 34. S. 504]; doch heißt es S. 504a auch von einem der männlichen Wettläufer: „Weil er dabei seinen Blotschen verlor . . . Er fuhr aus den Blotschen.“

36. „Er macht immer so eklige Augen an mich hin.“ S. 505b = er sieht mich mit solchen Augen an.

37. „Er ist der reine Ipekrätzer.“ S. 505b, hier zur Bezeichnung eines nichtsnutzigen Heuchlers, vgl. Nr. 49.

38. „‚Es ist gewiſs ein Ziesken‘ . . . Nein, der Zeisig macht bibi bidelei; es ist ein Hänfling.“

39. „Wenn ich die Gans gekriegt hätte, nachher [so, s. Zeitschr. VII S. 282 Nr. 4; 377 Nr. 11 und 15] hätte sich das katzige Ding [die katzenfalsche Person] kaputt geärgert.“ S. 506b.

40. „Ein Mädchen, das Etwas auf sich hält, macht solch einen Juchhe nicht mit." S. 506b.

41. „„Ihr habt ja einen Laden' ... Nur einige Winkelswaare ... Einen Winkelsladen." S. 507b.

42. „Auf dem kleinen blankgescheuerten Ofen, der auf dem dreibeinigen Tacken stand." S. 508a.

43. „Die sieht ja so sauber aus wie ein frisch geschrapptes Schweinchen." S. 545b, vgl. in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. schrapen rc.

44. „Während sich die Kleinsten hinzudrängten und in scheusamer Ehrfurcht die Mäuler aufsperrten." 546a, wie in Heine's Romancero = „furchtsam voll banger Scheu", s. mein Wörterb. III 912c, wo das Wort in dieser Bedeutung als selten verzeichnet ist. In meinem Ergänz.-Wörterb. findet sich das Wort auch mit einem Beleg aus der Gartenlaube: „Eine scheusame Person", vor der man sich zu scheuen hat.

45. „Du bist eine förmliche Dame geworden ... Als du zuletzt bei uns zu Besuch weiltest, warst du noch ein spirriges Ding." S. 546a = etwa: ein kleines, unbedeutendes, mageres rc. — (mundartl., noch in meinem Ergänz.-Wörterb. fehlend).

46. „Eigentlich seien seine ehemaligen Tanzschulenschätze doch immer ein wenig gänsig gewesen." S. 456 = gänsehaft (nach Art der Gänse, einfältig rc.) s. mein Wörterb. I S. 538a; Ergänz.-Wörterb. S. 519c.

47. „Die Kleine ist ja ganz hübsch, wenn ich auch diese rosige Art mit dem weißblonden Haar und den hellen Augenwimpern nicht recht verputzen kann." S. 546b mundartlich für die schriftdeutschen Wendungen: Einen oder Etwas nicht leiden können, nicht leiden mögen oder bloß: nicht mögen rc., wofür es z. B. in Meklenburg auch heißt: es nicht verknusen können, s. m. Wörterb. I S. 951a.

48. „Das klingt so süß ins Ohr und hat etwas Vornehmeres, Fräuleinhafteres." S. 547b, vgl. hierzu was ich in meinen „Neuen Beiträgen zur deutschen Synonymik" S. 106—109 über die aus Hauptwörtern gebildeten Eigenschaftswörter auf -gemäß, -mäßig, -haft aus einander gesetzt, welche gemeinsam bezeichnen: „in der Art des genannten Hauptworts, der Art und dem Wesen desselben entsprechend, damit übereinstimmend."

49. „Hab' ich dich nun, du Schlauberger? — plaudert sie mit dem Gefangenen [Eidechschen]. Brauchst das Züngelchen nicht immer so herauszustrecken. Ich thu dir ja Nichts und brech' dir auch dein zippeliges, zappeliges Schwänzelchen nicht ab. Hast wohl ein Ängstchen, du kleiner Zpekrätzer rc.", wo ich nur auf die durch Sperr-

druck hervorgehobenen Wörter hindeute, die zum Theil zu meinen Wörterbüchern nachzutragen sind. Vielleicht kann ein Leser aus dem Bergischen über die Bezeichnung Ipekrätzer (vgl. Nr. 37) Näheres mittheilen, was sehr erwünscht wäre.

50. „Diese Burger Brezeln sind ja nicht übel, aber einen richtigen westfälischen Stuten vermisse ich doch sehr", s. über das niederdeutsche Stute(n) = Weißbrot ꝛc. mein Wörterb. III S. 1262b; Ergänz.-Wörterb. S. 541a.

51. „Ein angehender ‚Spielratz'" S. 55b, s. m. Wörterb. III S. 653b.

52. „tappelig" = etwa: täppisch und kindisch S. 552b, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 551a.

53. „Daſs ich nicht der Taugenichts und Leichtfuß bin, als welchen man mich bei dir verpetzt." S. 552b.

54. „Ohne zwingende Gründe möchte ich doch nicht von dem Hölzchen auf das Stöckchen springen" S. 589b = umsatteln.

55. S. 590 ff. wird wiederholt die Sitte des „Seultabends" erwähnt, d. i. die abendliche Zusammenkunft, der von der Köchin zum „Ströppen des Rübenmuses" oder zum Befreien der Rüben von den Blattstielen (dem sogenannten Schnütel) eingeladenen Freundinnen und einigen Mannspersonen, — ähnlich wie die Spinnstuben ꝛc. (s. die folgende Nr.)

56. „Daſs auch der junge Herr nicht beim Seultabend (s. Nr. 55) herumschneuken thät" = herumschnüffle. S. 590b. s. Ergänz.-Wörterbuch S. 458c.

57. „Während die Mädchen das Lied sangen, nahmen sie eine Rübe nach der andern, streiften, das Blatt jedesmal zwischen Daumen und Messerschneide durchziehend, das Grüne mit einem ritschenden Ton von den Blattstielen" ꝛc. S. 591a.

58. „Wenn's vielleicht mal ein paar Thaler, ein paar Gereiden [s. Ergänz.-Wörterb. S. 403b] und ein Häuschen zu theilen giebt, dann bleibt die Streiterei wenigstens in der Verwandtschaft. Da werden sie dich mit der Zeit schon ins Döppen (in den Topf) thun." S. 592b [hier = dich einem Verwandten zur Frau geben].

59. „Wer hat mir in die Ohren gekriescht?" [gekreischt] S. 593a.

60. „[Der Hund] wedelte freundlich und schränkte bald neben Hulda her" S. 593b, als intr., wie gewöhnlich nur noch weidmännisch, s. mein Wörterb. III S. 1004b/c Nr. 1.

61. „Kaffee und Gebäck aufgetragen . . . Die Kinder labten sich an den zur Feier des Tages besonders gefertigten Muzen und Muzenmändelchen."

62. „Muſs denn überall in der Welt fachgesimpelt werden?" S. 595b, vgl. zu diesem burschikosen Ausdruck z. B.: Man simpelt eben, man simpelt Familie, wie man als Kouleurbruder auch Fechtboden simpeln kann zc. Telmann, Götter 2, 176 u. ä. m.

Karnickel hat angefangen.

Von Dr. H. Schrader.

Eine Redensart, die ihren Ursprung in Berlin hat und hier sehr beliebt ist, wenn man im Scherz und auch wohl mal im Ernst die Schuld einer Gewaltthat von dem starken Schuldigen ab auf den schwachen Unschuldigen wälzen will. Das Kaninchen, cuniculus, κούνικλος, beim Volke gewöhnlich Karnickel oder Karnuckel, mit dem furchtsamen Hasen einerlei Geschlechts, soll hier der Störenfried sein. In seiner Natur kann Das unmöglich begründet sein. Darum liegt in diesem Widerspruche zwischen seiner Natur und unsrer Redensart schon ein Fingerzeig, dass diese letztere auf einem absonderlichen Vorkommnis beruhen muss. Ein solches nun trug sich hier in Berlin vor sechzig bis siebzig Jahren zu und die damals durch das Diorama berühmte Handlung von Gropius hat es uns in Wort und Bild aufbewahrt. Beides befindet sich zufälliger Weise noch jetzt in meinem Besitz. Ein Herr geht mit seinem großen Jagdhunde über den Markt, wo ein Mann Kaninchen feil hält. Nimrod schüttelt dort einen Gegenstand seiner Jagdlust so herzhaft, dass dieser, wie man sagt, daran glauben muss. Der Verkäufer ruft einen Polizeibeamten, um den Herrn des Hundes zur Bezahlung des Schlachtopfers anzuhalten. Dies geschieht, mit der Weisung, dass der Herr im Weigerungsfalle dem Beamten zu weiterer Vernehmung folgen müsse. Der Herr macht Umstände; da tritt ein Schusterjunge vor und sagt: Gehen Sie dreiste mit, lieber Herr, ick gehe och mit; ick werd' es bezeigen, des Karnickel hat angefangt; der Hund is unschuldig. — Diese verblüffende Auffassung der Sachlage war so eigenartig, dass das Wort des Schusterjungen zu einer geflügelten Redensart wurde. — Schon damals, vor etwa 70 Jahren, ward dies Wort zum Spott auch auf politische Verhältnisse übertragen; so ward Griechenland, als es sich endlich gegen die schauderhaften Bedrückungen der Türken zu wehren anfing, das friedenstörende Karnickel genannt. Und in unsern Tagen verstehen Franzosen in Südost-Asien und Nordafrika und die Engländer in allen Welttheilen meisterhaft, den Ländern, nach deren Besitz sie lüstern sind, die Karnickelrolle aufzubürden. — Es ist immer die alte Geschichte. Der Wolf in der Fabel, der oben am Bache trinkt, sieht weiter unten das Schaf seinen Durst löschen; er fällt es an und zerreißt

es, weil es ihm das Wasser trübe. — Oder der Wolf spricht: Ich werde kein Narr sein und mich von einem Schafe beißen lassen.

Ich kann mir nicht versagen, hier aus Büchmann's „Geflügelten Worten" (16. Aufl. 1889) das Nachfolgende anzufügen, als Bestätigung und Erweiterung des von mir Gesagten:

‚Der Karnickel hat angefangen' steht in folgender von dem Reimer und Kupferstecher Heinrich Lami (1787—1849) in Verse gebrachten Geschichte: ‚Eigennützige Dienstfertigkeit', s. Mixpickel (sic!) und Mengemus, eingemacht von H. Lami. Magdeburg 1828, S. 21 und 22. Der Pudel eines über den Markt wandelnden Herrn zerreißt ein lebendiges Kaninchen, das zu dem Kram einer Hökerin gehört. Obwohl der Herr ihr zehnfachen Ersatz bietet, besteht die Verkäuferin, in der Absicht, ihn zu prellen, darauf, dass er mit ihr „auf die Obrigkeit" gehen soll. Ein Schusterjunge, der dem Streit zugehört hat, nimmt Partei für den Herrn und verspricht, gegen ein Trinkgeld zu bezeugen, ‚dat der Karnickel hat angefangen' (dass das Kaninchen angefangen hat). Der Ausdruck ist jetzt auch ins Französische übergegangen. Am Schluss eines Artikels ‚Aménités' der Pariser Zeitung: ‚Le Bien public' Nr. 66, 7. März 1877 heißt es: ‚Encore une fois, c'est le lapin qui a commencé!' —, wie denn diese Redensart auch in dem vortrefflichen (in diesem Jahre im Langenscheidt'schen Verlage erschienenen) französisch-deutschen Supplement-Lexikon von Sachs-Villatte p. 190 b aufgeführt ist.

Um aber abschließend auf das Deutsche zurückzukommen, namentlich in Bezug auf das mundartliche Karnickel und dessen schwankendes Geschlecht, verweise ich zunächst auf Sanders Wörterb. I S. 862 b/c, wo in der Anmerkung zu Kanin n. (zumeist üblich in der Verkleinerung) eine Menge mundartlicher Nebenformen aufgeführt und belegt sind, darunter auch: „ein Karnickelgen" bei Chr. Weise; „dieser Karnickel" m. bei Tieck — und ganz besonders auf des Genannten Ergänz.-Wörterb. S. 293 c — woraus ich (auch um des Sachlichen willen) das Folgende aushebe:

Das Kaninchen, welches [den Streit] angefangen. Nat.-Ztg. 33, 614; Das ‚Karnickel', das überall ‚anfing'. Prutz, Zehn Jahre 2, 216 [Karnickel auch Bismarck, Briefe 137; Gegenwart 15, 312b; Hensel, Mendelssohn 3, 105; W. Mohr, Span. 143; Raumer, Frankf. 1, 352; Spielhagen, Reih. 5, 111 xc.].

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Vorziehen als.

Über diese nach der Ähnlichkeit mit „lieber wollen als“ in einer Art sinngemäßer Fügung nicht streng sprachrichtig gebildete Wendung s. Hauptschwier. S. 307 b und im 3. Jahrg. der Zeitschr. S. 127 Nr. 6; S. 131 und besonders S. 181—183. In der letzten Stelle habe ich zu dem Satze: „Er zog den Tod einem ehrlosen Leben vor“ die Frage gefügt: „Wie verhält man sich, wenn bei dem Zeitwort vorziehen an die Stelle, sowohl des Dativs wie des Accusativs, ein verkürzter Satz (ein Infinitiv mit dem anknüpfenden zu) tritt? Man erkennt sofort die sich hier einstellende Schwierigkeit, wenn man an die Ausführung geht: Was zog er vor? — Er zog es vor, zu sterben. Will man nun aber hieran den verkürzten Satz anknüpfen: ehrlos zu leben zur Bezeichnung Dessen, dem er es vorzog, zu sterben, so sieht man, dass Dies nicht so geht, weil es an einem Mittel fehlt, in dem verkürzten Satze das Dativverhältnis so zu bezeichnen, wie bei Hauptwörtern: Er zog den Tod einem ehrlosen Leben vor. Man wird zur Vermeidung oder Umgehung dieser Schwierigkeit zu andern Wendungen greifen, z. B. für das Zeitwort vorziehen etwa die Verbindung lieber wollen mit nachfolgendem als setzen müssen: „Er wollte lieber sterben als ehrlos leben“, vgl. in umgekehrter Reihenfolge: Er wollte (oder mochte) nicht ehrlos leben, lieber wollte er sterben — oder: lieber starb er und ähnlich ohne das Hilfszeitwort wollen: Lieber, als dass er ehrlos weiter lebte, starb er u. Ä. m. Einige wenden nun wohl in einer Art sinngemäßer Fügung das nach dem höhern Steigerungsgrade lieber durchaus berechtigte als auch nach dem Zeitwort vorziehen an.“ Die Belege dafür wiederhole ich hier nicht, mit Rücksicht auf den Raum, und erwähne auch nur kurz als „eine andere -- etwas gefügere — Art die sinngemäße Fügung mit (an)statt an Stelle des als: Anstatt (oder statt) ehrlos weiter zu leben, zog er es vor, zu sterben &c.“ Hersetzen will ich nur einen Satz aus der National-Ztg. 46, 715, der mich eben zu der Wiederholung des bereits früher Gesagten veranlasst hat: „Eine Parsen-Priesterin, die . . . es vorzieht, den Scheiterhaufen mit Brahma zu besteigen als sich durch ein Lossagen von ihm das Leben zu retten“ —, wozu ich noch einen Satz von Wh. Jensen fügen will: „Ein Wanderer zog doch vor, in anderem Thal wieder zur Rhein-Ebene hinunter zu kehren als in dem gestern schon durchschrittenen.“ (Deutsche Dichtung von Franzos VI, S. 184 a.)

2. Verbot.

„Weil er . . . das Verbot anstrebte, dass Deutsche in Rakonitz auf den Straßen und in öffentlichen Lokalen deutsch sprechen." National-Ztg. 46, 715 statt: „Weil er . . . anstrebte, dass den Deutschen verboten werden solle, in Rakonitz . . . deutsch zu sprechen."

3. Dessen.

„In Folge Dessen ist die strengste Überwachung des Bahnhofes und dessen [statt seiner] Umgebung angeordnet." Nat.-Ztg. 46. 715 s. Hauptschwier. S. 239a/b und „dessen" in den Inhaltsverzeichnissen der verschiedenen Jahrgänge der Zeitschr.

4. Vom besten.

„Schönleben, der große Karlsruher Meister, ist durch ein Gemälde von der Felsenküste der Riviera nicht vom besten vertreten." Nat.-Ztg. 46, 716 statt: zum besten.

5. Sich sammeln.

„Ende September . . . ward Lilli's Hochzeitsfest gefeiert. Ganz still. Nur die Familie sammelte sich." Nat.-Ztg. 46, 718 statt: versammelte sich.

6. „Wie" nach der höheren Steigerungsstufe ꝛc.

„Sie sind noch schlimmer daran wie [statt: als] ich" schreibt sogar Paul Heyse (Familien-Blatt 14, 755b) oder lässt so wenigstens einen ungebildeten Hausknecht sprechen, dem er auf derselben Spalte die Worte in den Mund legt: „Ja, 's is 'ne verfluchtige [es ist eine verfluchte] Sache mit der Verschossenheit" [= mit dem Verliebtsein].

7. Junger Mann.

Ich habe wiederholt hier in der Zeitschr. darauf aufmerksam gemacht, dass im Allgemeinen, wenn die Zahl der Jahre bestimmt angegeben ist, die Hinzufügung des Beiworts jung zu Mann nicht tadellos ist; doch schreibt sogar ein so feinsinniger Stilist wie Heyse: „Der eine, ein stattlicher junger Mann von vierundzwanzig Jahren, war von der benachbarten Universität zurückgekehrt." Hier hätte das „junger" füglich wegbleiben können oder sollen.

8. Drein (statt drin).

„Ein Gärtchen klein | Salat und Kohl und Bohnen drein." Familien-Blatt 14, 758b statt drin (E. Peschkau), welche Verwechslung sich freilich auch bei Goethe findet, s. Hauptschwier. S. 87b.

9. „Man“ und „wir“.

„Aber will man den Burschen [den Humor] hervorlocken, ihn betrachten und betasten, so schlägt er uns ein Schnippchen ꝛc.“ Grenzboten 52, 2, 30, (vgl. Hauptschwier. S. 202a Nr. 2 f.). Besser hieße es entweder: Will man . . ., so schlägt er Einem ꝛc. — oder sonst: „Aber wollen wir ꝛc.“

10. Drücken.

„Jeder weiß, wo dem [gewöhnlich: den Andern] der Schuh drückt.“ Nat.-Ztg. 46, 721, f. Hauptschwier. S. 118a.

11. Schlanke f.

(als weibliches Hauptwort) = Schlankheit habe ich in meinem Wörterbuch III S. 947c als selten aufgeführt und nur mit einer Stelle aus Herder belegt: „Die Schlanke und Schnelligkeit seiner Glieder.“ Einen weitern Beleg finde ich in den Münchener „Fliegenden Blättern“ Nr. 2520 S. 180b, wo es in einem Gedicht von Heinr. Schäffer mit der Überschrift „Rund“ heißt:

„Rund sind des Liebchens Wängelein,
Ihr Wuchs bei aller Schlanke.“

12. Nachläufig

im Sinne von nachträglich (f. d. in meinem Wörterb. III S. 1351c) als seltner Gegensatz zu vorläufig (f. ebd. II 55a): „Das Zwiegespräch des gestrigen Abends mit seinem entscheidenden Schluss, beim Tageslicht aller Magie beraubt, versetzte Harold noch nachläufig in die schlechteste Laune.“ Nat.-Ztg. 46, 725 Gg. Hartwig.

13. Bestehen.

„Einem solchen Vater zu bestehen, gilt es, sich mit tapferm Muthe zu wappnen.“ Grenzb. 52, 3, 78, gewöhnlich: „vor einem solchen Vater zu bestehen“, f. mein Wörterb. III S. 1194c Nr. 8.

14. Begegnen.

„Mit offenbarem Spott, den [statt des gewöhnlichem dem] man bei Wittekind nie oder nur selten begegnet.“ Gartenl. 41, 524b.

15. Keuchen. tr.

„Schon keucht mich der Schnellzug durch verschneite Tannenwälder“ Nat.-Ztg. 47, 4 (Karl Böttcher), in gewagter Verwendung des ziellosen Zeitworts keuchen als eines zielenden statt: „er trägt mich keuchend“.

16. Umbreiten.

„Nicht ein Hauch, der sich getraut,
Dafs er kühlend mich umbreite." D. Saul.

Vom Fels zum Meer 13, 1, 75 (selten) = dafs er sich ausbreitend mich umspanne, s. Ergänz.-Wörterb. S. 102 c.

17. Schicksam.

„Es scheint mir nicht schicksam zur Würde der Philologie, wenn sie durch einen vorgesetzten Eigennamen . . . eingeengt wird." Vom Fels zum Meer 13, 1, 67, s. Wörterb. III S. 915 c/6 a; Ergänz.-Wörterb. S. 446 c; Zeitschr. VII S. 156 Nr. 11. Danach würde ich (meinem Gefühl nach) hier schicklich vorziehen oder noch lieber sagen: Es scheint mir, sich für die Würde der Philologie nicht zu schicken, dafs sie . . . eingeengt werde.

18. Ohne . . . nicht.

„Alles Mauerwerk vom Sockel aufwärts besteht ohne Ausnahme aus Asche und zwar ohne Sandbeimischung auch beim Mörtel nicht." Meklb.-Strel. Landes-Ztg. 9. Jahrg. Nr. 5.

Das nicht am Schlufs wäre nach dem vorausgehenden ohne zu streichen, s. Hauptschwier. S. 221 b.

19. Von.

„Der Künstler selbst hat die Tasse nicht nach Weimar geschenkt. Ist sie nun von ihm oder von einem Andern gekauft worden?" Nat.-Ztg. 47, 10, vgl.: „Von transitiven Zeitwörtern, die schon im Aktiv die Präposition von regieren, wird das Passiv leicht zweideutig ꝛc." (Hauptschwier. S. 324 b Nr. 4), besser: „Hat man nun in Weimar sie ihm oder einem Andern abgekauft?"

20. Tadelhafte Ausweichung aus der Satzfügung. (Anakoluth.)

„Ohne mich in den so lange gangbaren Währungskampf wissenschaftlich einmischen zu können; aber, wenn ich mein gelegentliches Goldstück mit dem Landesherrn im Avers und dem kaiserlichen Reichsadler im Revers ansehe und dabei an jene lächerlich peinliche Misère der sechziger Jahre zurückdenke, bin ich dem mir sonst politisch nicht überall gleichgesinnten Ludwig Bamberger aufrichtig dankbar." Nat.-Ztg. 47, 10, s. Hauptschwier. S. 38 b ff. und vgl. als Verbesserungsvorschlag: Ohne . . . zu können, bin ich aber doch, wenn ich . . . zurückdenke, . . . Bamberger aufrichtig dankbar — oder sonst etwa: In den Währungskampf kann ich mich freilich wissenschaftlich nicht einmischen; aber u. s. w.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Dr. Gotthold Bötticher, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium, und **Dr. Karl Kinzel**, Prof. am Grauen Kloster zu Berlin:
Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höhern Lehranstalten.
I. Die deutsche Heldensage 1. 3. verbesserte Aufl.; Hildebrand und Walthari-lied nebst den Zaubersprüchen und Muspilli als Beigabe, übersetzt und erläutert 1894. VIII und 65 S. Halle a/S. Buchhandlung des Waisenhauses. 60 Pf.
I. 3. Das Nibelungenlied. 2. verbesserte Aufl. X und 178 S. ebd. 1 M. 20 Pf.
II. Die höfische Dichtung des Mittelalters. 1. Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling von Karl Kinzel 3. Aufl. ebd. VIII und 115 S. geh. 90 Pf.
Geschichte der deutschen Litteratur mit einem Abriss der deutschen Sprache u. Metrik. X und 174 S. ebd. geb. 1 M. 80 Pf.
Kinzel, Gedichte des 19. Jahrhunderts gesammelt, litterargeschichtlich geordnet und mit Einleitungen versehen. XIV und 264 S. ebd. 2 M.

C. A. Buchheim, German Classics. Clarendon Press Series edited with English notes, etc. Volume XI. Halm's Griseldis, Oxford, at the Clarendon Press 1894 LVI and 154 p. 3 s.

Freytag's Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Lessing, Abhandlungen über die Fabel für den Schulgebrauch herausgegeben von Hans Lambel. Leipzig, G. Freytag 1894. 146 S. Pr. geb. 70 Pf.

Briefkasten.

Herrn Prof. **Dr. C. A. Buchheim** in London: Herzlichen Dank für die freundliche Zusendung Ihrer vortrefflichen Ausgabe von Halm's „Griseldis". Vielleicht kann ich in einem der nächsten Hefte wenigstens das höchst beachtenswerthe Vorwort meinen Lesern mittheilen.

Herrn **Dr. A. Courtheau** Prof. nella Regia Scuola Superiore di Commercio, Bari (Puglie) Italia. Meine briefliche Antwort werden Sie erhalten haben; ich wiederhole, dass mir Beiträge für die Zeitschrift sehr willkommen sein werden.

Herrn **Max Lefeldt** in Bremen: Sie wünschen meine Entscheidung darüber, ob in dem Satze: „Ich habe mich auf . . . Bank neben ihn gesetzt" die durch die drei Punkte bezeichnete Lücke sprachlich richtig nur durch den Accusativ oder auch durch den Dativ des Geschlechtswortes (die oder der) ausgefüllt werden könne.

Die Antwort habe ich schon in meinem Wörterb. der Hauptschwier. (24. Aufl.) S. 197b gegeben, woraus ich für Sie hier Folgendes wiederhole:

„Jemand legt, setzt, stellt Etwas — wohin? — z. B. auf die Bank, wozu dann noch ein Verhältnis des Wo treten kann: — im Garten ꝛc. Das Verhältnis der Bewegung kann auch durch Adverbia ꝛc. bezeichnet werden oder in manchen Fällen unbezeichnet bleiben: Etwas hin-, nieder-, auf-, ein- ꝛc. legen, setzen, stellen — wo?

sich wo fest setzen 2c. Die Hühner legen (Eier) im Stall [sc. ins Nest]. Er hat sich [sc. ins Bett] in meiner Stube bin, nieder, schlafen gelegt, auch bloß: gelegt als Patient. Ein Ungeschick, die Möbel auf dem Theater zu stellen [sc. an ihren Platz], verschieden: aufs Theater 2c." Lesen Sie gefl. das Weitere a. a. O. nach. Hinzufügen will ich hier nur noch, dass, wenn manche Klüglinge Schiller eines Sprachfehlers geziehen haben, weil er seinen Tell sagen lässt: „Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen", sie nicht gehörig erwogen haben, dass hier sich setzen in dem Sinne steht von: sich hinsetzen (um sich auszuruhen); sich ausruhen; vgl.: Auf dieser [nicht: diese] Bank von Stein will ich mich ausruhn 2c."

Herrn **Joseph M . . . . r** in Wien: Ihrem Wunsche, aus den von Oskar Blumenthal in der „Neuen Freien Presse" veröffentlichten „Aufrichtigkeiten" den folgenden auch in meiner Zeitschrift ein Plätzchen einzuräumen, komme ich hiermit an dieser Stelle nach:

Das leidige Zierdeutsch,
Das trockne Papierdeutsch,
Die Putzsucht im Schreiben —
Ihr möcht sie vertreiben.
Doch knotiges Scheindeutsch,
Verrohtes Gemeindeutsch,
Das solltet ihr lassen
Den Helden der Gassen.

Was uns prahlerisch die krit'sche
Jugend heut kredenzt als neu,
Ist aus halb verstandnem Nietzsche
Nur ein wolliges Gebräu.

Auf allen Straßen die Jüngsten sprechen:
„Zeit ist's, mit alter Kunst zu brechen."
Die Brechmittel, die sie dazu verwenden, —
Das sind die Bücher, die sie uns spenden.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 10. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Goethe bei Napoleon in Erfurt am 2. Oktober 1808.

(Schluſs.)

Goethe's Beurtheilung Napoleon's.a

Die Stellung, welche der größte deutsche Dichter während seines ganzen Lebens zu Napoleon und zur Beurtheilung dieses Genie's der Gewalt genommen hat, ist nicht nur für seine Widersacher Gegenstand heftiger Angriffe, sondern selbst für viele seiner Verehrer ein betrübender Stein des Anstoßes gewesen. Es lohnt daher wohl der Mühe, einmal gründlich nachzusehen, in wie fern und in wie weit die Empfindung und das Verhalten der einen wie der andern berechtigt war und ist und ob es nicht vielleicht richtiger sein dürfte, statt Goethe's Sympathie und Bewunderung für den gewaltigen Bedränger und Unterdrücker Deutschland's einfach zu verdammen oder ungenügend zu beschönigen, lieber aus dem Wesen und der Natur des Dichters selbst das Verhalten desselben objektiv zu erklären und in seiner bedingten Berechtigung nachzuweisen.

Goethe und Napoleon! Ein stärkerer Gegensatz scheint kaum denkbar. Hier der Mann des Friedens, wie er selbst sich nannte, der Todfeind des Krieges und seiner Barbarei, der ausschließliche Freund „ruhiger Bildung" der Menschheit b zum Schönen und Guten durch die Mittel und Künste des Friedens; dort der fleischgewordene Kriegs- und Schlachtengenius, dessen Lebenselement die Werke des männermordenden, länderverwüstenden Ares, dessen ganzes Leben ein steter Kampf war gegen alle Ideen und deren Vertreter und dessen einziger Lebenszweck sein Ich und die Ausbreitung seiner Herrschermacht, die Erhebung seines Willens zum Regulator Europa's und der Welt! Wie war es möglich, daſs Goethe Sympathie und Bewunderung empfinden konnte für Napoleon? Und doch ist dies Verhältnis eine unbestreitbare Thatsache und von Goethe selbst in zahlreichen Äußerungen bezeugt. Bei seinem Widerwillen gegen die blutdürstige französische Revolution, welche ihm die Welt des Bestehenden in Trümmern c zu zerschlagen drohte, und bei seiner eigenartigen Natur, zufolge deren er nach seinem eignen Geständnisse lieber eine Ungerechtigkeit begehen als chaotische Unordnung ertragen mochte[1], erschien ihm zunächst die Usurpation der Kraft über das anarchische Chaos der Revolution durch Napoleon als eine rettende That. Dazu imponierte ihm das ununterbrochene Sieghafte in der aufsteigenden Laufbahn des Bändigers der Revolutionshydra d, der wie

[1] Werke 30, S. 321.

a Zu den mit a u. s. w. bezeichneten Stellen gehören die sprachlichen Bemerkungen am Schluſs dieses Aufsatzes, S. 221.

Goethe sich gegen Zelter im März des Jahres 1806 ausdrückt, „sagen konnte, an welchem Tage er kommen, sehen und siegen wolle.“ Sehen wir genauer zu, so finden wir, dass es eben das Naturbestimmte der Überkraft in der gewaltigen Erscheinung Napoleon's war, was ihm Bewunderung abnöthigte. Sein Timur, den er im westöstlichen Divan ausrufen lässt:

> „Wie? Ihr missbilliget den kräftigen Sturm
> Des Übermuths! verlogne Pfaffen!
> Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
> So hätt' er mich als Wurm geschaffen —“

ist kein Andrer als Napoleon, der moderne Welteroberer und Weltverwüster.

Es ist ein alter Satz, dass es die Gegensätze sind, welche einander anziehen. Diese Wahrheit bestätigt sich in dem Verhalten Goethe's zu Napoleon. Es war grade Dasjenige, was seinem eignen Wesen fehlte, was wir ihn in dem Wesen und der Begabung seines Antipoden vorzugsweise bewundern sehen. Er selbst hat sich darüber in seinen Unterhaltungen mit Eckermann wiederholt ausgesprochen. Schon dass Napoleon „die Welt wie ein Virtuos sein Instrument behandelte“ mit einer Leichtigkeit, die jedem Zuschauer wunderbar und unbegreiflich erscheinen musste — diese „Facilität“, das sichere Kennzeichen eines großen Talents, die der Dichter selbst auf seinem Gebiete ebenfalls besaß, war Gegenstand seiner Bewunderung. Weit mehr aber imponierte ihm an dem Gewaltigen jene nie mangelnde Entschiedenheit seines Wollens und Thuns, die er selber in sich vermisste. Dass Napoleon „zu jeder Stunde derselbige war, vor einer Schlacht, nach einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, immer auf festen Füßen stehend, immer klar und entschieden, was zu thun sei, immer in seinem Elemente, jedem Augenblicke und jedem Zustande gewachsen“, — darin vor Allem fand er die bewundernswürdige Größe dieses Gewaltheros, dieses „Kompendiums der Welt“, wie er ihn wohl zu nennen liebte. In diesem „Angebornen der Natur“ stand ihm Napoleon unerreichbar dar.e Er pflegte es auch wohl als die Sicherheit einer „fortwährenden Erleuchtung“ zu bezeichnen, durch welche Napoleon vor allen andern Sterblichen ausgezeichnet gewesen sei, während die Menschen meistens über ihr Wollen und Nichtwollen im Dunklen tappten. „Da war der Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immmer klar und entschieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um Das, was er als vortheilhaft und nothwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man wohl sagen, dass er sich in einem Zustande fortwährender Erleuchtung befunden,

weſshalb auch ſein Geſchick ein ſo glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht ſah und auch vielleicht nach ihm nicht ſehen wird.“ [1]

Man ſieht: Goethe betrachtete die dämoniſche Erſcheinung, wie der Naturforſcher ein Naturphänomen, und zugleich, wie der Dichter, der das Gewaltige in ſeiner Erhabenheit auffaſst, ohne an ſittliche Zwecke und Abſichten moraliſcher Art zu denken. Ja, er ſpricht das Letztere offen aus in ſeiner Charakteriſtik einer Schrift des preußiſchen Militärſchriftſtellers, des Oberſten von Maſſenbach, der bei dem Ausbruche des Krieges von 1806 ein Pamphlet gegen Napoleon geſchrieben hatte, in welchem der frühere phantaſtiſche Bewunderer des franzöſiſchen Heros denſelben jetzt auf das heftigſte angriff. Maſſenbach wollte dasſelbe in Jena drucken laſſen. Goethe, von dem Drucker und einigen Jenaer Magiſtratsperſonen dringend aufgefordert, verhinderte den Druck, welcher bei der Nähe des franzöſiſchen Heeres der Stadt nothwendig Verderben bringen muſste. „Ich ließ mir, ſo erzählt er in ſeinen Tages- und Jahresheften, das Pamphlet übergeben und fand eine Folge von Perioden, deren erſte mit den Worten anfing: Napoleon, ich liebte dich! die letzte aberſ: ich haſſe dich! Dazwiſchen waren alle Hoffnungen und Erwartungen ausgeſprochen, die man Anfangs von der Großheit des Napoleon'ſchen Charakters hegte, indem man dem außerordentlichen Manne ſittlich menſchliche Zwecke unterlegen zu müſſen wähnte. Mit wenigen Veränderungen hätte man es in den Verdruſs eines betrogenen Liebhabers über ſeine untreue Geliebte überſetzen können!“ — Goethe hat dieſen „Wahn“, dieſen Glauben an „ſittlich menſchliche Zwecke“ bei Napoleon, nie getheilt. Er verhehlte es ſich nicht, daſs Ehrgeiz und Ruhmſucht die Haupttriebfeder ſeines Handelns und daſs er geartet war, für ſeinen perſönlichen Namensruhm die Welt in Stücke zu ſchlagen. „Ein Name iſt nichts Geringes; hat doch Napoleon eines großen Namens wegen faſt die halbe Welt in Stücke geſchlagen!“ [2] Und eben ſo richtig beurtheilte er das Hauptmittel, welches Napoleon zur Erreichung ſeiner Zwecke angewendet habe. Es war nicht allein die Gewalt ſeiner überlegnen Perſönlichkeit, meint er, welche bewirkt habe, daſs ihm die Menſchen zufielen und anhingen; ſondern „die Hauptſache beſtand darin, daſs die Menſchen gewiſs waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deſshalb fielen ſie ihm zu, ſo wie ſie es Jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewiſsheit einflößt. Dies iſt ein altes Märchen, das ſich immer wiederholt. Die menſchliche Natur iſt einmal ſo eingerichtet. Niemand dient einem Andern aus freien Stücken; weiß

[1] Eckermann III, S. 226—227.

[2] S. Eckermann II, 104.

er aber, daſs er damit ſich ſelber dient, ſo thut er es gern. Napoleon kannte die Menſchen zu gut und er wuſste, von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Daſs aber dieſes Spekulieren des großen Egoïſten auf den Egoïsmus der menſchlichen Natur ſeine gefährliche und ſchädliche Seite habe, daſs aus Argem und Schlimmem nur Arges und Übles erwachſen könne, entging dem großen Kenner der Menſchennatur eben ſo wenig. Er hat über die Folgen dieſer Handlungsweiſe Napoleon's für das franzöſiſche Volk ein wahrhaft prophetiſches Wort ausgeſprochen. Es war bald nach der Julirevolution von 1830, als er bei Gelegenheit der in Paris fortdauernden revolutionären Zuckungen, zumal in der Jugend, äußerte: „Das Beiſpiel Napoleon's hat, beſonders in den jungen Leuten von Frankreich, den Egoïsmus aufgeregt; und ſie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufſteht, in welchem ſie das auf der höchſten Stufe ſehen, was eigentlich jeder von ihnen ſelber zu ſein wünſcht."[1] Die Erfüllung dieſer Prophezeiung liegt heute vor aller Welt Augen in dem Erfolge des Decembernapoleon's, der mit denſelben Mitteln arbeitete, wie der erſte Napoleon, und dem, um ſein Despotenthum länger als zwanzig Jahre zu erhalten und zu befeſtigen, Nichts fehlte als das Eine, daſs er kein Soldat warff; — eine Qualität, ohne welche, nach Goethe's richtiger Anſicht, ſelbſt Napoleon nie hätte auf die Dauer in ſeiner Tyrannenlaufbahn reüſſieren können.[2] Denn ein „Tyrann" war und blieb Napoleon in Goethe's Augen, und weit entfernt, ſein endliches Schickſal pathetiſch zu beklagen, wie Das ſpätere Poeten — obenan als Chorführer und Tambourmajor des Napoleonskultus H. Heine — bis zum Übermaße gethan haben, nannte er noch im Jahre 1830 dieſes Endſchickſal ein verdientes, ja vielmehr ein „noch ſehr mildes für einen Mann, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte"[3]. Karikaturen freilich auf den gefallenen todten Löwen mochte er nicht ſehen, weil ſolche Zerrbilder ſeinen ſittlichen, wie ſeinen äſthetiſchen Sinn beleidigten.[4]

Als ſich das Verderben in Napoleon's Geſtalt gegen Norddeutſchland heranwälzte, als die Schöpfung Friedrich'sg des Großen in der Jenaer Doppelſchlacht zerſchmettert, nicht nur der friedliche Muſenſitz Weimar der Schauplatz von Feuer, Schwert und Plünderung ward, ſondern der Zorn des Siegesgewaltigen ſich auch über dem Haupte von Goethe's fürſtlichem Herrn und Freunde vernichtend für deſſen Thron und Land zu entladen

[1] Eckermann a. a. O. S. 321.
[2] Eckermann a. a. O. S. 91.
[3] Eckermann a. a. O. S. 183.
[4] Müller: Unterhaltungen mit Goethe, S. 40.

drohte, da brach auch bei Goethe das empörte Menschengefühl für sein Vaterland und seinen Fürsten in hellen Flammen gegen den Vergewaltiger aus, wie uns Dies ein Zeitgenosse aus Goethe's weimarischer Umgebung, der bekannte Johannes Falk, in seinem Buche über Goethe so beredt geschildert hat.[1] „Steht denn Euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, dass Ihr keine, gar keine Wechsel menschlicher Schicksale zu befürchten habt!" rief er im bittern Zorne über des Siegers Verfahren gegen seinen Karl August aus; und er drohte den übermüthigen Franzosen schwere Vergeltung von Deutschland, wenn dasselbe einst, was nicht ausbleiben könne, über Das, was ihm noth sei, zum Bewusstsein komme. Dazu aber war freilich damals noch sehr wenig Aussicht; und Napoleon's dämonische Energie und jene von Goethe bewunderte Sicherheit des Wollens und Vollbringens strahlte durch die Folie der allgemeinen Schwäche und Haltlosigkeit seiner gekrönten Zeitgenossen auf Deutschland's und Europa's Thronen nur noch leuchtender und überwältigender hervor. Goethe hatte jetzt den bisher nur von fern angestaunten Gewaltigen in unmittelbarer Nähe am Werke gesehn, er hatte von Augenzeugen, wie Müller, darüber Bericht erhalten und konnte sich nicht enthalten, ihn und sein Genie aufs Neue zu bewundern. „Wenn man" — so schrieb er an Knebel dritthalb Monate nach der Jenaer Schlacht — „wenn man diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naïvetät beschreiben hört, da sieht man freilich, dass Nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird."

Was in Goethe's Augen den glücklich zugreifenden Sohn und Erben der Revolution von den ersten Menschen in dieser Revolution unterschied und ihn zugleich mächtiger als sie alle machte, war seine absolute Unbekümmertheit um die Meinung und Neigung der Menschen, wenn er nur seinen Willen und seine Pläne durchsetzte. „Die ersten Menschen in der Revolution," sagte er einmal zu einem Freunde[2], „wie Lafayette und andere, waren noch eitel und wollten noch, dass die Menge Etwas auf sie halten solle. Napoleon hat ihnen gezeigt, dass daran gar Nichts liege. Und Das ist das Ungeheure, welches die Menschen gar nicht klein kriegen können, dass nämlich auch der Gegensatz von Jenem h existiere." Es ist auch hier wieder das Bewusstsein des diametralen Gegensatzes seiner eignen, durchaus auf Liebe und Theilnahme der Menschen gestellten und von der Rücksicht auf dieselben oft bis zur Schwäche ab-

[1] Man findet die hierher gehörige Stelle aus Falk's Buche („Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt") mitgetheilt in der Biographie Goethe's von H. Viehoff, Th. IV, S. 24—26.

[2] Riemer II, S. 713.

hängigen eignen Natur, welche dieser staunenden Bewunderung der absoluten nach gar nichts fragenden Rücksichtslosigkeit zum Grunde liegt.

Es kam dann die berühmt gewordene persönliche Zusammenkunft Goethe's mit Napoleon in Erfurt im Jahre 1808, nach welcher Napoleon den Dichter mit dem Orden der Ehrenlegion dekorierte und ihn demnächst bei einer zweiten Unterredung im Schlosse zu Weimar mit einer schmeichelhaften direkten Einladung, nach Paris zu kommen, beehrte.

An diesem Vorkommnisse haben nicht nur Deutsche vielfach Anstoß genommen. Selbst ein französischer Schriftsteller, und zwar ein so edler und großgesinnter wie der vortreffliche neueste Biograph Napoleon's, dem Frankreich die erste wahre, von der traditionellen Verherrlichung des großen Despoten entkleidete und von zahllosen Fälschungen befreite Geschichte Napoleon's des Ersten verdankt, — selbst Pierre Lanfrey, glaubt, den großen deutschen Dichter um dieses Schrittes willen tadeln zu müssen. „Nach der politischen Demüthigung," sagt er[1], „welche Deutschland in Erfurt erfahren, wo die deutschen Kronenträger glücklich und stolz waren, die unterwürfigen Höflinge des Königs der Könige zu sein, kam eine noch härtere. Die Könige im Reiche des Geistes kamen, um sich vor dem Cäsar zu verbeugen. Goethe und Wieland wurden Napoleon vorgestellt; sie zeigten sich an seinem Hofe und ließen ihren Ruhm dazu dienen, seinen Triumph zu schmücken. Der deutsche Patriotismus hatte in Erfurt starke Prüfungen zu erleiden, aber keine wurde wohl so tief von den Deutschen empfunden als die: zu sehen, dass der größte Genius ihrer Litteratur sich mit den Gunstbezeigungen des Unterdrückers schmückte. Wir können es dem Dichter erlassen, als Patriot zu handeln, aber nicht, als Patriot zu empfinden, wenn wir ihn nicht in den Rang gewöhnlicher Virtuosen verweisen sollen. Ein Goethe aber, der herbeikam, Napoleon zu begrüßen und von ihm in Gegenwart des gedemüthigten Deutschland's den Orden der Ehrenlegion annahm, war weder ein Gleichgültiger noch ein Neugieriger; er gab eine Zustimmungserklärung ab, er verließ die Haltung passiver Resignation und führte einen empfindlichen Streich gegen Diejenigen, welche sich rüsteten, für die Befreiung des Vaterlandes zu kämpfen."

Es ist eine edle Empfindung, welche den französischen Schriftsteller also sprechen und ihn das Verhalten Goethe's, in welchem er sonst den großen Dichter und Menschen anerkennt, in diesem Falle als das eines gewöhnlichen „Kammerherrn" verdammen lässt. Aber das Verdammungsurtheil selbst ist falsch und beruht auf unrichtigen thatsächlichen Voraussetzungen.

[1] Histoire de Napoleon premier, Tom IV, p. 407.

Zunächst: Goethe kam nicht freiwillig nach Erfurt, um Napoleon zu huldigen. Er hatte sich vielmehr, wie der Kanzler von Müller in seinen Memoiren berichtet, „nach seiner eigenthümlichen Sinnesweise bisher ganz von der Nähe des Gewaltigen fern gehalten. Es war der Befehl seines Fürsten und Landesherrn, des Herzogs Karl August von Weimar, der ihn am 29. September 1808 zu sich nach Erfurt berief.[1] Er suchte eben so wenig eine Audienz bei Napoleon, sondern der französische Kaiser selbst war es, der ihn durch seinen Minister Maret, Herzog von Bassano, zu sich entbieten ließ. Sich einer solchen Einladung zu entziehen, lag nicht in seiner Macht, — selbst wenn er es gewollt hätte. Er würde durch eine solche Weigerung seinen Fürsten, dessen Schicksal damals von der Gnade des Gewaltigen abhing, in die größte Verlegenheit gebracht, ja dessen Interessen schwer geschädigt haben. Noch weniger stand es in seiner Macht, den ihm verliehenen Orden zurückzuweisen —, eine Beleidigung des Gewalthabers, welche sich damals kein Herrscher Europa's hätte erlauben mögen. Goethe konnte und durfte in der ihm verliehenen Auszeichnung mit Grund nur eine Huldigung sehen, welche der Besieger Deutschland's oder vielmehr der deutschen Fürsten — denn es gab damals kein Deutschland — dem Genius des überwundenen Volks, wenn auch in eigennütziger Absicht, darzubringen sich bewogen fand. Goethe theilte übrigens diese Auszeichnung nicht nur mit Wieland, der (beiläufig bemerkt) gar nicht nach Erfurt gegangen ist, und der die Ehre einer Unterredung mit Napoleon bei einem Hoffeste zu Weimar erhielt, — sondern noch mit drei andern weimarischen Personen, denen ebenfalls damals von Napoleon der Orden der Ehrenlegion verliehen wurde.“[2] Er selbst schrieb über die ihm widerfahrene Ehre an seinen Freund Zelter (30. Oktober 1808) bloß die kurzen Worte: „Der Kaiser von Frankreich hat sich sehr geneigt gegen mich erwiesen. Beide Kaiser haben mich mit Sternen und Bändern beehrt, welches wir denn in aller Bescheidenheit dankbar anerkennen wollen.“ Es bleibt also von jenem harten Vorwurfe freiwilliger serviler Huldigung und bezeigter unpatriotischer Gesinnung durch Annahme des napoleonischen Ordens nichts übrig als höchstens etwa Dies: dafs die ihm von dem gewaltigsten Manne des Jahrhunderts bewiesene Aufmerksamkeit und Auszeichnung ihm einen angenehmen Eindruck gemacht hat und —, wenn wir gerecht sein wollen, einen solchen Eindruck machen mufste. Es ist allbekannt, dafs Napoleon unwiderstehlich sein konnte, wenn er Jemanden gewinnen wollte; hier wollte er es augenscheinlich, und es müfste ein Wunder heißen, wenn es ihm, zumal einem phantasiebegabten Dichter gegenüber, nicht gelungen wäre.

[1] Müller: Erinnerungen S. 236—237. Goethe: Werke Th. 60 S. 275 ff.
[2] Müller a. a. O. S. 254.

Es war ihm gelungen. Von dieser Zeit an steigerte sich jedoch nicht nur die Bewunderung für Napoleon bei Goethe, sondern auch die Hoffnung und der Glaube an Dasjenige, was er für die eigentliche Bestimmung und Aufgabe desselben hielt. Er war und blieb „ein Kind des Friedens" und, so seltsam es uns Spätergebornen über den wahren Charakter des unersättlichen Eroberers so unendlich besser Unterrichteten auch klingt: Goethe sah in Napoleon ein Werkzeug zur Herstellung des von ihm so heiß ersehnten dauernden europäischen und damit des Weltfriedens! Er sprach diesen Glauben aus in dem Gedichte, welches er 1812, dicht vor dem Beginne des russischen Feldzuges, an die Kaiserin Marie Luise von Frankreich richtete. Anknüpfend an die Geburt des Königs von Rom, durch welche dem Gewaltigen das Einzige und Höchste gegeben worden, was ihm noch gefehlt, der dauerverheißende Erbe seines Reichs, spricht er die Hoffnung aus:

„Zusammen werden sie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel schließen!"

Dies „letzte Glück", das Glück des Friedens für die arme Menschheit, ersehnt und erhofft er von dem Heros des Krieges. Denn:

„Der Alles wollen kann, will auch den Frieden!"

Mit diesen Worten schließt das Gedicht. Diese Hoffnung söhnte den Mann des Friedens sogar aus mit dem gewaltigen neuen Eroberungszuge gegen den noch unbezwungenen Norden. Was der gestürzte Imperator auf seiner einsamen Felsenwarte von St. Helena später der Welt vorzuspiegeln bemüht war, daſs dieser abenteuerliche Zug nur habe dazu dienen sollen, die Vereinigung Europa's in einen großen Bundesstaat unter seinem Protektorate zu vollenden, und ihm selber die Möglichkeit zu gewähren, seine ganze Kraft auf die Förderung der Interessen friedlicher Entwicklung in diesem ungeheuren Bundesreiche zu verwenden — es war eine Ansicht, die Goethe selbst damals hegte und in jenem Gedichte offen aussprach. Es war Dies die Erhellung der „im Düsterni bangenden Welt zu ewigem Sonnenschein", die er erhoffte! Ein schöner poetischer Traum, aber — eben nur ein Traum.

Nach dem schmählichen Ausgange des russischen Feldzuges begann die Erhebung Norddeutschland's gegen die fremden Bedränger und Unterdrücker. Und hier komme ich auf den Punkt, wo Goethe's Sympathie für Napoleon ein Fleck in seinem Bilde ist und bleibt. Er theilte den herzerhebenden allgemeinen Aufschwung nicht, mit dem sich sein Volk und vor Allem die Jugend freudig in den Kampf für die Befreiung des Vaterlandes stürzte. Er versagte seinem dreiundzwanzigjährigen Sohne die Erlaubnis, sich den Reihen der Tausende freiwilliger Kämpfer gegen

die Fremdherrschaft anzuschließen. Er glaubte nicht an die Möglichkeit des Sieges über den von ihm bewunderten Riesen. „Ja, schüttelt nur an Euren Ketten!" rief er dem Vater Theodor Körner's zu; „der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!" Daß es „Ketten" waren, die sein Volk und Land belasteten, leugnete er also nicht, wohl aber die Möglichkeit ihrer Zerbrechung gegenüber dem gigantischen Kettenmeister. Diese beklommene Hoffnungslosigkeit, welche er nicht verhehlte, machte auf die todesmuthigen Eisenseelen der Stein und Arndt einen schmerzlichen Eindruck.[1] Unfähig, an dem erhebenden Aufschwunge seines Volkes Theil zu nehmen, flüchtete er sich in litterarische Thätigkeit. Um der unmittelbaren Gegenwart zu entgehen, warf er sich auf das Entfernteste. Er studierte die Geschichte des — chinesischen Reichs! Als am Tage der Entscheidungsschlacht von Leipzig Napoleon's Brustbild in seinem Zimmer von der Wand fiel, und Goethe's Gattin, welche sein Beispiel zu einer leidenschaftlichen Verehrerin Napoleon's gemacht hatte, sich verzweiflungsvoll vor Goethe niederwarf, tröstete dieser sie, das Bild aufhebend, mit den Worten: „Sieh nur her, es ist Nichts als der Rand gebrochen; dem Helden selbst ist man noch nicht zu Leibe gegangen!" Später ließ er um den Rand des Bildes mit Anwendung eines Verses des römischen Dichters Lucan die Worte setzen:

Scilicet immenso superest ex nomine — multum.

Als Napoleon nach der Leipziger Niederlage über den Rhein geworfen war und seine völlige Besiegung in sichere Aussicht gerückt erschien, stiegen die Hoffnungen der deutschen Patrioten auf die Früchte des Kampfes für Deutschland und dessen Erhebung zu Einheit, Macht und Freiheit zu ihrer höchsten Höhe. Goethe, obschon mit dem Endausgange des großen Kampfes zu Gunsten der Verbündeten wohl zufrieden, theilte dennoch nicht diese patriotischen deutschen Hoffnungen. Wir haben darüber das ausführliche Zeugnis eines Mannes aus seiner nächsten Umgebung, des jenaïschen Geschichtsprofessors Luden, der damals eine gegen die französische Gewaltherrschaft Napoleon's gerichtete politische Zeitschrift Nemesis begründete, für welche er Goethe's Theilnahme persönlich zu gewinnen sich bemühte. Luden hat den Bescheid, welchen er von Goethe erhielt, in seinen erst nach des Verfassers Tode herausgegebenen Memoiren[2] genau verzeichnet. Dieser mündlich abgegebene Bescheid bezeugt den tiefen Einblick Goethe's in die Weltlage und die damaligen deutschen Verhältnisse. Er lautete im Wesentlichen folgendermaßen:

---

[1] E. M. Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben S. 191—196.

[2] Rückblicke in mein Leben von H. Luden (Jena 1847).

„Glauben Sie nicht, daſs ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Vaterland, Volk, Freiheit. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens; und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jede Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewusstsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben (leidigen) Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschland's Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andern Aufgaben zu erfüllen gehabt als die, das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, welche um so viel größer sein wird, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jedem nach seinen Talenten, seiner Neigung und Stellung, die Bildung des Volks zu mehren, zu stärken und nach allen Seiten durch dasselbe zu verbreiten, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Diesen Tag aber, den die Luden und so viele Andere damals bereits gekommen wähnten, sah Er nicht. „Sie sprechen" — sagte er in Bezug darauf — „von dem Erwachen von der Erhebung des deutschen Volks und meinen: Dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft habe, nämlich die Freiheit! Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? — — — Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daſs auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen

vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung. Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Ich spreche nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer; ich spreche von der Menge, von den Millionen. — Und was ist denn errungen und gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit. Vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht von dem Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr, und nicht mehr Italiäner; dafür aber sehe ich Kosacken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten, alle Gefahr nur von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie berufen sich zwar auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer.[1] Ja, ja! Ein Pferd! ein Pferd! ein Königreich für ein Pferd!"

Der alte weimarische Olympier hat leider grimmig Recht behalten mit seiner Prophezeiung. Die Jahre von Deutschland's tiefster Erniedrigung sollten erst nach Niederwerfung des fremden Despoten von seinen eignen „Herren" über das deutsche Volk gebracht werden. Schon im Jahre 1814 oder 1815 konnte Goethe dem deutsche Länder verschachernden und zerschneidenden Kongresse der in Wien versammelten siegreichen Fürsten den Fluch (freilich nur im Stillen) zurufen:

„Verflucht sei, wer nach falschem Rath
Mit überfrechem Muth
Das, was der Korse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht.
Ihm geb' es trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht!"

Wer kennt nicht die Zeilen, die ihm die traurige Wahrnehmung eingab, dass die hoffnungsfreudige Begeisterungsstimmung vorüber war, sobald die kleinen Tyrannen den großen überwunden hatten, und dass sein Epimenides eigentlich besser thäte, weiter fortzuschlafen als „zu früh zu erwachen", jene traurigen Verse, welche beginnen:

„Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen.
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben voraus sie genommen u. s. w."

Aber freilich, er hielt sich stille in seiner „Tonne", wie Sankt

[1] Es sind die bekannte Proklamation von Kalisch und die damaligen preußischen Verheißungen gemeint.

Diogenes ohne Unterlass das Fass seiner stillen Studien und Arbeiten weiter wälzend. Er war eben nicht zum Volkstribunen von „Allah“ geschaffen, so wenig wie etwa ein Bismarck zum Bannerträger demokratischer Freiheit und Universalrepublik, sondern nur zum größten Dichter und Weisen, wie dieser zum gewaltigen Begründer der Macht und Einheit seines Volks und Vaterlandes. Ihm, dem Greise, dem „Kinde des Friedens“, schien „bei dem Lied und Reigen“, der sich jetzt erhob,

„das Beste: ruhn und schweigen!“

d. h. wenigstens öffentlich schweigen. Denn seinen Nächsten verhehlte er nicht, wie er über den schmählichen Ausgang der großen Bewegung dachte: über die Napoleon'schen Grundsätze des Wiener Kongresses, wo es zuging wie bei dem großen Fischzugsfeste, bei dem die Zahl der Gäste sehr, sehr groß war, und wo

„Ein Jeder brachte sein Schüsselein mit.
Hier gab es keine Faule.
Die Gröbsten aber schlugen sich durch,
Und fraßen's den Andern vom Maule.“

und über die „Engel“, die, als sie den „Teufel“ und seine Heerschaaren geschlagen und besiegt hatten,

„Natürlich fanden hinterdrein,
Es sei recht hübsch, ein Teufel zu sein!“ —,

über die guten Deutschen, welche nichts Näheres zu thun hatten als sich gleich nach der Befreiung vom Joche Napoleon's darüber zu streiten, ob sie sich mit einem D oder mit einem T richtiger zu schreiben hätten:

„Verfluchtes Volk, kaum bist du frei,
So brichst du dich in dir selbst entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutsch oder Teutsch, du wirst nicht klug!“

Nach ihm waren eben die Deutschen in der Lage jenes guten Gesellen, der die Gelegenheit stets verpasst:

„Dass Glück ihm günstig sei,
Was hilft's dem Stöffel?
Und, regnet's Brei,
Ihm fehlt — der Löffel.“

Dass ihm, wenn es „Brei regnet“ und er hungrig ist, bei fehlendem Löffel seine beide Hände dafür Ersatz bieten können, — diese Weisheit war dem deutschen Stöffel von damals verschlossen. Dass sich Goethe nicht mit der Idee befreundete, die schon 1814 im Werke war, auf dem Völkerschlachtfelde vor Leipzig ein „Kolossaldenkmal der Befreiung Deutschland's“, einen „Siegesdom“, einen „Thurm“, einen Rundhügel mit kolossalem Kreuze darauf, oder eine „Riesensäule“ zu errichten, lässt sich leicht denken. Er empfahl dafür etwas ganz Anderes seinen Landsleuten, denen er zurief:

„Wollet ihr in Leipzig's Gauen
Denkmal in die Wolken richten,
Wandert, Männer all' und Frauen,
Frommen Umgang zu verrichten, —

Jeder werfe dann die Narrheit,
Die ihn selbst und Andre quälet,
Zu des runden Haufens Starrheit!
Nicht ist unser Zweck verfehlet.

Ziehen Junker auch und Fräulen
Zu der Wallfahrt stillem Frieden,
Wie erhabne Riesensäulen
Wachsen unsre Pyramiden!"

Aber im vollen Ernste lautete sein Zuruf an die Deutschen: im Hinblick auf die so eben ihnen in dem Befreiungskriege gegen Napoleon gelungnen Thaten endlich der Nothwendigkeit der Einigung und Einigkeit des Vaterlandes und Volks zu gedenken:

„Die Deutschen sind recht gute Leut',
Sind sie einzeln, sie bringen's weit.
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum ersten Male im Ganzen gerathen.
Ein Jeder spreche Amen darein,
Dass es nicht möge das letzte Mal sein!"

Nun! es ist nicht das letzte Mal gewesen. Wenig über ein Menschenalter nach dem Tode seines großen Dichters hat sein herrliches Wort, das er an sein deutsches Volk richtete, sich glorreich erfüllt, das Wort:

„Zusammen haltet Euren Werth,
Und Euch ist Niemand gleich!"

Überblicken wir die im Vorigen entwickelte Reihe der Motive von Goethe's Sympathie für die Gestalt Napoleon's, so finden wir als bestimmende Hauptursachen derselben folgende drei:

Zunächst und vor Allem die Wirkung und der Eindruck des Gigantischen von Napoleon's Erscheinung und Thaten auf die Phantasie des Dichters. Ist doch selbst das Böse in seiner höchsten Potenz nicht ohne starke Anziehungskraft für einen solchen —, wie Richard der Dritte beweisen kann, — um wie viel mehr musste diese um Recht und Unrecht, um Gut und Böse unbekümmerte Willensenergie des modernen Gewaltheros in ihrer kaum jemals dagewesenen Mächtigkeit auf einen Dichter wie Goethe wirken. Das bekannte Gedicht:

„Am jüngsten Tag vor Gottes Thron
Stand endlich Held Napoleon" ꝛc.,

in welchem der dem Helden das Sündenregister vortragende Teufel von Gott Vater schließlich den Bescheid erhält:

„Getraust du dich, ihn anzugreifen,
So magst du ihn zur Hölle schleifen!"

ist der richtigste Ausdruck für die Stimmung und Empfindung des Poeten gegenüber der Mächtigkeit dieser Erscheinung.

Das zweite erklärende Motiv ist der naïve Glaube Goethe's an Das, was der Neffe des Onkels in unsern Tagen als die napoleonische Idee zu feiern die Frechheit gehabt hat: der Glaube an die Mission und an die auf Herstellung des allgemeinen Weltfriedens gerichtete Absicht Napoleon's. Wir können diesen Glauben belächeln, aber wir sind nicht berechtigt, seine Aufrichtigkeit bei dem Manne des Friedens zu bezweifeln, für den ohnehin schon Napoleon als Bändiger der dem Dichter so widerwärtigen Revolution ein Gegenstand der Verehrung war und sein musste. Und wenn wir nun sehen, dass Goethe in seiner Ansicht über Napoleon's Großheit bis an sein Ende beharrte und dass er sich durch keine Gegenstimmen und Gegenzeugnisse, wie sie ihm in den Memoiren Bourrienne's und in Walter Scott's Geschichte Napoleon's entgegentraten, in dieser seiner Ansicht irre machen ließ [1], ja wenn wir hören, dass er den Hass der Menschen gegen Napoleon auf „die Frondierungssucht der Menge gegen das Große" oder auf Hypochondrie und Lust an Afterreden zurückführte [2], so werden wir uns, um gerecht zu sein, drittens erinnern müssen, dass zu Goethe's Lebzeiten Napoleon überhaupt noch lange nicht in seinem wahren Wesen und Charakter und in der tiefen Gemeinheit desselben so erkannt war, wie wir ihn jetzt, nach Öffnung der echten historischen Quellen, z. B. aus einem Werke wie das des Historikers Lanfrey und vornehmlich aus seinen eigenen Briefen, kennen. Wir werden, ehe wir den Dichter des Faust wegen seiner Sympathie für Napoleon verdammen, uns die lebhafte Theilnahme ins Gedächtnis rufen müssen, mit welcher noch einer der tiefsten historischen Forscher und deutschesten Geschichtschreiber, Schlosser, in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts Napoleon behandelt hat.

Es war aber recht eigentlich das Phantastische, — das Ossianische, wie es ein französischer Schriftsteller genannt hat, in Napoleon's Erscheinung und Charakter, was Goethe's Interesse fesselte. Goethe's Wort, dass dieser große Feind und Verächter der Idee, dieser Leugner alles Ideellen selbst recht eigentlich „ganz in der Idee lebte" und fort und fort das Ideelle zu verwirklichen trachtete, ist von großer Tiefe und wird durch das Urtheil von Männern wie Reinhardt und de Pradt, die Napoleon

[1] Eckermann III, S. 105.
[2] Eckermann I, 277. Riemer II, 701.

so nahe standen, durchaus bestätigt.[1] Unter dem „in der Idee leben“ verstand Goethe, wie er erklärend hinzufügt: „das Unmögliche behandeln, als ob es möglich wäre.“ Diese titanische Neigung traf nach Goethe's Ansicht in Napoleon zusammen mit dem Charakter, Das heißt mit jenem entschiedenen **Wollen** ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Gut oder Böse, auf Wahrheit oder Irrthum; und aus diesem Zusammentreffen beider Elemente in einer und derselben Persönlichkeit entstanden Thaten und Ereignisse, welche die Welt in Staunen versetzten und versetzen mussten, wie die Persönlichkeit selbst auf die Phantasie des Dichters nothwendig einen gewissen Zauber der Anziehungskraft ausüben musste.

Wenn ich bisher versucht habe, Goethe's Verhältnis zu Napoleon und seine Beurtheilung dieser ungeheuren Erscheinung aus des Dichters eigenster Natur zu **erklären**, so kann damit natürlich nicht gemeint sein, dass ich jenes Verhältnis an und für sich zu **rechtfertigen** oder gar als ein solches anzusehen beabsichtige, das man im eignen Interesse des Dichters und seines Vaterlandes nicht anders wünschen möchte. Das hieße, meine Absicht eben so wohl wie das wirkliche Verhältnis gründlich missverstehen.

Im Gegentheil: es bleibt ein Schatten haften auf dem Bilde des großen Dichters. Es bleibt eine Schwäche, ein Mangel in seiner Natur und seinem Wesen, dass er das Unheil und Elend nicht, oder doch nicht tief genug, empfand, welches der von ihm bewunderte Weltvergewaltiger über Deutschland brachte. Und dieser Mangel fällt um so schwerer ins Gewicht, als Goethe Gelegenheit hatte, dieses Elend Deutschland's in seiner nächsten Umgebung, in dem weimarischen Lande, dem er angehörte und dem er viele Jahre lang als Minister seine Kraft und Thätigkeit gewidmet hatte, vollauf zu gewahren.

Oder war es nicht herzzerreißend für jeden patriotisch empfindenden Deutschen, dass nach der Jenaer Entscheidungsschlacht, welche das weimarische Land an den Rand des Abgrunds brachte, alle Kräfte dieses Landes, dessen Fürst einer der feurigsten deutschen Patrioten war, in den Dienst des fremden Überwinders gestellt werden, dass die weimarischen Landeskinder, die so eben noch für Deutschland gestritten hatten, ihre Waffen gegen ihre deutschen Brüder kehren und seitdem in allen Kriegen des großen Vergewaltigers ihr bestes Blut vergießen mussten? Zunächst war es der letzte Hort des bei Jena niedergeworfenen Preußen, die Festung Kolberg,

---

[1] S. G. v. Loeper in den Anmerkungen zu Goethe's Sprüchen in Prosa S. 77 (Werke Band 19 der Hempel'schen Ausgabe).

gegen die und ihre tapfern Vertheidiger Schill, Nettelbeck und Gneisenau der korsische Überwinder die Truppen seiner neuen gezwungenen Bundesgenossen, der thüringischen Fürsten, sendete. Kaum ein Jahr nachher wurden sie gegen die Österreicher und sodann gegen die treuen Tiroler gehetzt, wo sie in den grausen Kämpfen an der Eisack gegen die Schaaren der für Heimat und Herd todesmuthig streitenden Tiroler und deren Führer Hofer, Speckbacher und Haspinger für den Unterdrücker ihres eignen Vaterlandes ihr Blut vergießen mussten. Und wenn ihre Leiden und Verluste schon hier entsetzlich gewesen waren — denn der größte Theil des weimarischen Kontingents war vernichtet oder gefangen worden —, so war die Katastrophe, der sie im folgenden Jahre (1810) entgegengingen, als Napoleon mit andern deutschen Truppen auch die weimarischen in den Abgrund seines spanischen Greuelkrieges hineinriss, noch bei Weitem gräslicher. Man kann die darüber vorhandnen Aufzeichnungen eines deutschen Militärgeschichtschreibers nicht ohne schaudernde Empörung lesen. Acht Monate nach seinem Einmarsche in Spanien hatte das gesammte thüringische Regiment nur noch einen dienstthuenden Bestand von vier Mann und einigen Officieren[1]; so hatten Schwert und Krankheit, Hunger, Strapazen und Noth jeder Art unter den deutschen Schlachtopfern napoleonischer Herrschsucht gewüthet; und auch von den Gefangenen war es nur sehr wenigen vergönnt, ihr liebes Vaterland nach langen Jahren wieder zu sehn! Dann kam der russische Feldzug des Jahres 1812 und erneuerte diese Verluste für das neugestellte weimarische Kontingent, von dem im December nur noch zwanzig am Ende des Rückzugs den Niemen überschritten.

Dies alles geschah unter Goethe's Augen; dies fürchterliche Elend traf das Land, das er seine Heimat nannte, traf es durch die Schuld des Mannes, den er bewunderte, ohne in seiner Seele den zornigen Grimm des Patrioten und die Überzeugung zu erwecken, dass der Sturz Napoleon's eine Nothwendigkeit und dass es Pflicht jedes Deutschen sei, ihn zu wünschen und dazu zu helfen!

Freilich war das so hingeopferte Blut deutscher Soldaten anderer Art als heut zu Tage. Freilich bestanden jene Kontingente, zumal im Anfange ihres Eintritts in den Dienst Napoleon's, meist aus verlorenem Volke und geworbenem Gesindel aller Art, jedenfalls aus den „untersten Volksschichten", die man bei den Aushebungen eigentlich nur allein bedachte. Goethe selbst, der seiner Zeit gegen Ende der siebziger Jahre des vorigen

[1] S. E. v. Heyne: Geschichte des 5. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 95. Seite 107.

Jahrhunderts und später diese Aushebungen im weimarischen Lande geleitet hatte, wuſste davon zu sagen, und mochte keine all zu große Theilnahme empfinden für eine Menschenklasse, bei der noch im Jahre 1806 jedes kleinste Vergehen mit Gassenlaufen und Krummschließen der Gemeinen und Unterofficiere bestraft wurde. Aber trotz alledem und alledem war es doch immer deutsches Blut, das gezwungen war, an dem Werke der Unterdrückung des Vaterlandes im Dienste des fremden Zwingherrn mitzuhelfen, und das schon um dessentwillen die Theilnahme jedes Deutschen verdient hätte, während leider von Goethe gesagt werden muſs, daſs er ihm diese Theilnahme nicht gegönnt, ja, daſs er alle dieser Dinge in keiner seiner zahlreichen Lebensaufzeichnungen, Briefe u. s. w. auch nur mit einem Worte erwähnt hat. — Amicus Plato, amicus Socrates, sed magis amica veritas!

III. Aus Scherr's „Blücher" (Leipzig, 1868) Bd. II S. 316 ff.

Aber reich an Scenen von unvergänglichem Interesse war die Erfurter Haupt- und Staatsaktion, Das ist wahr. Seht, am 2. Oktober wird unser Dichterkaiser zur Audienz beim französischen Schlachtenkaiser nach Erfurt beschieden und haben sich da die Beiden in Gegenwart von Talleyrand, Berthier, Savary und Daru eine volle Stunde unterhalten. „Wie alt ist Monsieur Goet?" — „Sechzig Jahre, Sire." — „Ihr habt Euch gut erhalten. Ich habe Euren Roman Werther's Leiden sieben mal gelesen, aber das Buch leidet an der Mischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der Liebesleidenschaft. Das ist nicht naturgemäß, schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermäßigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt, und läſst keine reine poetische Wirkung zu. Qu' en dit Monsieur Goet?" Der Getadelte suchte den Vorwurf, daſs er einen ästhetischen Bock geschossen, mit der Bemerkung zu entkräften, daſs ein Dichter mitunter, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs sich bedienen dürfe. Nachmals aber hat er zum Kanzler Müller gesagt, Napoleon sei ihm vorgekommen wie ein „kunstverständiger Schneider", welcher an einem „angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel sofort die feinversteckte Naht entdeckt". Man sprach dann über die Tragödie, wobei Daru Veranlassung nahm, von Goethe's Trauerspielen zu reden. Goethe erfuhr mit Erstaunen, daſs der Gewaltige die tragische Bühne „mit der Aufmerksamkeit eines Kriminalrichters" betrachtete. „Mit den Schicksalstragödien, die jetzt wieder Mode werden, ist es Nichts" —, äußerte der Kaiser. „Sie haben einer dunkleren Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!" Soult trat herein und Napoleon neckte den Marschall

mit gewissen unangenehmen polnischen Erlebnissen desselben. Dann stand er auf, trat nahe zu dem Dichter hin, fragte freundlich den persönlichen Verhältnissen desselben nach und sagte, auf die tragische Dichtung zurückkommend, schließlich: „Das Trauerspiel sollte die Schule der Könige und der Völker sein. Das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie, Monsieur Goethe, sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müsste der Welt zeigen" — (ah, ha!) — „wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris! Dort giebt es größere Weltanschauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden." Der Dichterkaiser nahm aus dieser Audienz einen unermeßlichen Respekt vor dem Schlachtenkaiser mit weg, einen Respekt, den er sein Lebenlang nie verwunden hat. Napoleon seinerseits kehrte sich, als Goethe abtrat, zu seinen Marschällen und Ministern und sagte: „Voilà un homme!" Vom Vaterland, vom armen Deutschland war freilich bei dieser Zusammenkunft nicht mit einer Silbe die Rede gewesen und es musste der Schlachtenkaiser erst bei Leipzig geschlagen sein, bevor der Dichterkaiser sich „bequemte, auf vornehme Manier auch patriotisch zu sein."

Karl August von Weimar musste dermalen sich zu Herberem bequemen, nämlich den französischen Machthaber von Erfurt nach Weimar zu Gaste zu laden und den höflichen Wirth zu machen. Am 6. Oktober kam der ganze Kongresstumult in die stille Musenstadt an der Ilm herüber. Nachmittags war große Hirschjagd, d. h. man hatte etliche Hunderte von Hirschen auf dem Ettersberg ins Garn getrieben und Napoleon schoß kreuz und quer unter den Rudel, wobei er sich als sehr schlechter Schütze erwies. Abends führte Talma's Truppe im Weimarer Schauspielhaus Voltaire's „Mort de César" auf. Das Orchester war mit einer Estrade überbaut, auf welcher die beiden Kaiser auf Thronsesseln saßen. Im Parkett hatte man die Könige und Großherzoge untergebracht, im Parterre den übrigen Fürstentross. Der Balkon war ausschließlich den Damen vorbehalten. Von der Galerie herab schimmerten die Stickereien der Marschälle, Generale, Minister und Hofwürdenträger. Talma entfaltete in der Rolle des Brutus sein ganzes Génie, aber als Cäsar dem Antonius, der ihn vor den verschworenen Senatoren warnt, die bekannte hochsinnige Antwort gab, welche mit den Worten schließt: „Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance! Sur l'univers soumis régnons sans violence" — ging das Schauspielen von der Bühne auf die glänzende Zuschauermenge über und die Versammlung brach, „von der beziehungsreichen

Stelle elektrisch durchzuckt", in einen Sturm huldigenden Beifalls aus. „Über den unterworfenen Erdkreis herrschen wir ohne Gewaltsamkeit" — diese ungeheure Lüge wurde zu Weimar an derselben Stelle, wo Schiller seine Jungfrau und seinen Tell vorgeführt hatte, von deutschen Fürsten und deutschen Frauen beklatscht, — ein Zeugnis der Schmach, welches den ganzen Jammer der Zeit in sich zusammenfasst. Es ist wahrhaft wohlthuend, dass uns inmitten dieses Elends wenigstens ein Ton aufstößt, und zwar ein Ton aus Frauenmund, welcher tröstlich klingt. Auf dem Hofball, welcher dem Schauspiel folgte, begegnete Napoleon einer jungen Dame, Frau von der Recke, deren Schönheit ihm auffiel. Auf sein Befragen sagte sie ihm, dass sie in Erfurt wohne. „Ich hätte nicht geglaubt, dass es in Erfurt so schöne Frauen gäbe. Aber sind Sie denn eine geborene Erfurterin?" — „Nein, Sire, ich bin zu Stettin geboren." — „Also Preußin?" — „Ja, Sire, und Preußin von Herz und Seele!" Das brave Wort zwang dem Eroberer Achtung ab. „Gut, sagte er, man muss seinem Vaterland anhängen." Nachdem er dann den Zaren flüchtig begrüßt hatte, unterhielt er sich lange mit Goethe und sprach hierauf den Kanzler Müller an: „Wo ist denn Wieland? Warum führt man mir ihn nicht zu?" Karl August ließ den Alten, den „deutschen Voltaire", wie ihn die Franzosen nannten, zu Hofe holen. Der Kaiser empfing ihn sehr freundlich und fragte: „Welches von Ihren Werken halten Sie für das beste?" — „Sire, ich lege auf keins derselben einen großen Werth. Ich schrieb, wie es mir ums Herz war." Das Gespräch verbreitete sich über weltgeschichtliche Gegenstände und Napoleon pries laut den Julius Cäsar, wie er denselben schon dem Goethe gerühmt hatte. „Er wäre ohne Frage der größte Mann der Geschichte, falls er nicht einen unverzeihlichen Fehler begangen hätte. Er kannte die Menschen genau, die ihn auf die Seite schaffen wollten, und so hätte er sie bei Seite schaffen müssen." Über Geschichtsschreibung sprach er einsichtsvoll, aber von Tacitus sehr schlecht. „Die Geschichte will keine Illusionen; sie soll aufklären und belehren, nicht bloß eindrucksvolle Gemälde entwerfen. Tacitus hat die Ursachen und die inneren Motive der Begebenheiten nicht genugsam entwickelt. Die römischen Kaiser waren lange nicht so schlecht, wie er sie uns schildert." Noch im Jahre 1812 äußerte er sich gegen den Grafen Narbonne über Tacitus ungefähr mit denselben Worten, wie hier gegen Wieland. Es ist klar, Tacitus war ihm gar sehr im Wege, und er fürchtete augenscheinlich, auch für ihn könnte eines Tages ein Tacitus erstehen, der ihn zeichnen würde, wie der römische den Tiberius gezeichnet hat. Sehr fein sagte der Imperator, vom Christenthum sprechend, zu Wieland: „Ich finde darin eine bewundernswürdige Reaktion des griechischen

Geistes gegen den römischen. Griechenland, durch physische Stärke überwunden, eroberte sich die geistige Herrschaft wieder, indem es jenen wohlthätigen, jenseits des Meeres ausgestreuten Keim in sich aufnahm und pflegte. Übrigens — hier trat er ganz nah an Wieland heran und hielt die Hand so, dass Niemand als der greise Dichter es hören sollte, — übrigens ist es eine große Frage, ob Jesus Christus jemals gelebt hat." Wieland bestritt diesen Zweifel, was den Gewaltigen „frappierte" und ihm „wohlgefiel".

Am folgenden Tage lud Napoleon den Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, und die deutschen Fürsten zu einer auf dem Schlachtfeld von Jena veranstalteten „Hasenhetze" ein und sie kamen, kamen wirklich! Nur Karl August von Weimar hatte den Muth, sich diesem grausamen Hohn auf Deutschland zu entziehen. Aber es stellten sich auch Jagdgenossen anderer Art ein, die nicht auf Hasen, sondern auf Hochwild zu pirschen beabsichtigten. Draußen vor Weimar im Webichtgehölz lauerten, auf guten Pferden sitzend, zwei ehemalige preußische Officiere dem dort vorbeikommenden Sieger von Jena auf, um mittelst des Inhalts der „Musquetons", die sie unter ihren Mänteln trugen, die ganze ungeheure Rechnung zwischen Preußen und Napoleon zu quittieren. Leicht also konnte der „Mord Cäsar's", welcher gestern zu Weimar gespielt worden, am 7. Oktober von 1808 auf der Weltbühne zum zweiten Male Wirklichkeit werden. Aber wer einem Napoleon ans Leben will, darf sich nicht dadurch abschrecken lassen, dass ein beliebiger Prinz — diesmal Prinz Wilhelm von Preußen — neben demselben im offenen Wagen sitzt und möglicher Weise auch eine Kugel abbekommen könnte.[1] Die Musquetons im Webicht wurden nicht losgeschossen, die beregte Quittung ward nicht ausgestellt, sollte nicht so ausgestellt werden, sondern, nachdem der korsische Wetterstrahl vollbracht, was er zu vollbringen hatte „in dieser Welt des Athmens", erst jahrelang

---

[1] Mém. du r. Joseph, IV, 81; V, 127, 132. Kanzler v. Müller, Erinnerungen, 231, 237 fg. 247 fg. General v. Müffling, Aus m. Leben, 24, 27. Goethe, Nachgelass. Werke, LX, 276 fg. Eckermann, Gespräche mit Goethe, II, 115; III, 38. Graf v. Bismark, Aufzeichnungen, 45. Hormayr, Lebensbilder, Urkundenbuch, I, 230. Genast, Aus dem Tagebuch eines Schauspielers, I, 37 fg. Gruber, Wieland's Leben II, 493 fg. Hinsichtlich des beabsichtigten Attentats auf Napoleon bin ich nicht dem Bericht des Kanzlers Müller gefolgt, welcher angiebt, die Attentäter hätten dem Kaiser am Ausgang des Theaters aufgelauert, sondern der Erzählung Müffling's, womit in der Hauptsache stimmt, was Steffens, freilich nebelnd genug, in seinem breitmäuligen Nebelbuch „Was ich erlebte" (VI, 171 fg.) über die Sache beibringt. Er sah die von dem unausgeführten Attentat herkommenden „zwei Männer" in Halle und hörte von ihnen, der Umstand, dass auf der „ihnen zugewandten Seite" der Zar neben Napoleon „geritten", habe das Losfeuern ihrer Büchsen verhindert.

später, endgültig erst bei Belle Alliance und durch Einen, der — so wundersam verflochten sich auch hier wiederum die menschlichen Dinge — während Napoleon zu Erfurt und Weimar trunkenen Blicks auf der Zenithhöhe seiner Macht und Herrlichkeit stand, dort hinten im Pommerland zu Stargard in den Hallucinationen seiner Genesungsschwäche sein prophetisches Zornwort wiederholte: — „Er muſs herunter! Herunter muſs der Bonaparte!“

Sprachliche Bemerkungen zu dem Aufsatz von Stahr in Heft V S. 164 ff. und Heft VI S. 201 ff.

Zu S. 166: „Auf einmal stand Napoleon auf, ging auf Goethe zu und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethe's Familie ꝛc.“, wogegen es in Goethe's Aufzeichnung heißt: „Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir sprach, fragte er, ob ich verheirathet sei ꝛc.“

Die Umsetzung des eigenschaftswörtlichen Mittelworts (adjektivischen Particips) in die höhere Steigerungsstufe (den Komparativ) ist nicht richtig. In der vorangegangenen Unterhaltung mit dem Dichter hatte der Kaiser mit der gewöhnlichen Stärke seiner Stimme gesprochen, da der Inhalt des Gespräches auch den Anwesenden nicht abgeschnitten werden sollte; nun, wo er sich mehr nach den häuslichen Verhältnissen des Dichters erkundigte, ward die Stimme gemäßigt, nicht gemäßigter, vgl. mein Wörterb. II S. 255c und hier in der Zeitschr. z. B. VII S. 229 Nr. 15; VIII S. 155 Nr. 4 u. ö.

Zu S. 201 (a): „Goethe's Beurtheilung Napoleon's.“ Der vorangestellte (oder sächsische) Genitiv ist hier ein sogenannter subjektiver, der nachfolgende ein objektiver. Diese Zusammenstellung der beiden Genitive ist hart und nicht tadelfrei. Besser hätte der Schriftsteller etwa gesetzt: „Goethe's Urtheil über Napoleon“ oder: „Napoleon in Goethe's Beurtheilung“ (oder: Auffassung).

Ebd. (b): „Der Todfeind des Krieges und seiner Barbarei, der ausschließliche Freund ‚ruhiger Bildung‘ der Menschheit zum Schönen und Guten durch die Mittel und Künste des Friedens.“ Hier liegt ein kleiner Anstoß in den unmittelbar auf einander folgenden Genitiven, von denen der zweite von dem ersten abhängt (s. Hauptschwier. S. 2 Nr. 1): Der Anstoß wäre beseitigt, etwa durch eine Änderung wie die folgende „. . ., der ausschließlich ‚ruhige Bildung‘ der Menschheit . . . wünschte und zu fördern suchte,“ s. d.

Ebd. (c): „Die Welt des Bestehenden in Trümmern zu zerschlagen,“ üblicher und besser: „in Trümmer“, s. Hauptschwier. S. 295a.

Ebd. (d): „In der aufsteigenden Laufbahn des Bändigers der Revolutionshydra" (s. o. b), vgl.: „In der aufsteigenden Laufbahn Dessen, der die Revolutionshydra gebändigt."

Zu S. 202 (e): „In diesem ‚Angebornen der Natur' stand ihm Napoleon unerreichbar dar," wo das Schlusswort wohl ein Druckfehler statt **„da"** ist.

Zu S. 203 (f): „Ich . . . fand eine Folge von Perioden, deren erste mit den Worten anfing: ‚Napoleon, ich liebte dich!', die letzte aber [ ]: ‚ich hasse dich!'" — Man sieht, dass hier an der von mir durch die eckigen Kammern bezeichneten Stelle ein Wort fehlt, wie etwa: „schloss". — Stahr hat freilich die Stelle so angeführt, wie sie in Goethe's Annalen gedruckt steht: wen aber die Schuld an der Lücke trifft, ob Goethe selbst, seinen Schreiber oder den Setzer, muss ich dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls hat der Druckberichtiger hier seine Schuldigkeit nicht gethan.

Zu S. 204 (ff): „Dem . . . Nichts fehlte, als das Eine, dass er kein Soldat war," — mit überschüssiger Verneinung (s. Hauptschwier. S. 216a Nr. 4 ꝛc.), vgl.: „dem . . . Nichts weiter (oder: „nur das Eine") fehlte, dass er auch ein Soldat hätte sein müssen" ꝛc. — oder kürzer: „der, um seine Gewaltherrschaft länger als 20 Jahre zu erhalten und zu befestigen, nur noch ein Soldat hätte sein müssen, eine Eigenschaft, ohne welche ꝛc."

Ebd. (g): „Die Schöpfung Friedrich's des Großen", wofür ich „Friedrich des Großen" vorziehen würde, vgl. hierüber Hauptschwier. S. 225a/b.

Zu S. 205 (h): „Die ersten Menschen in der Revolution . . . waren noch eitel und wollten noch, dass die Menge Etwas auf sie halten solle. Napoleon hat [ihnen] gezeigt, dass daran gar Nichts liege. Und Das ist das Ungeheure, welches die Menschen gar nicht klein kriegen können [, dass nämlich auch der Gegensatz von Jenem existiere]." In diesem Satze aus Riemer's Mittheilungen hätte füglich das von mir in eckige Klammern Geschlossene wegbleiben können oder vielmehr sollen. Das eingeklammerte Fürwort ihnen kann sich dem Wortlaut nach nur auf „die ersten Menschen in der Revolution" beziehen; aber nicht diesen allein, sondern den Menschen überhaupt hat Napoleon das Gesagte gezeigt. Und, was am Schluss „der Gegensatz von Jenem" (oder — wie bei Stahr gedruckt ist —: „von jenem") bedeuten solle, ist unklar. Bleibt der von mir eingeklammerte Schluss weg, so wird der Leser wenigstens nicht auf eine falsche Spur geleitet; freilich bedürfte der Satz, wenn er ganz klar ausgesprochen sein sollte, einer gründlichen Umgestaltung und andern Fassung. Man vergleiche z. B. Schiller's Piccolomini I 4, wo Max über Wallenstein urtheilt:

Geworden ist ihm eine Herrscherseele . . .
So weiß er, aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen

und weiterhin sagt, dass er „mit jeder Kraft zum Herrscher geboren“ sei,

und mit der Kraft noch oben drein,
Dem Herrschtalent den Herrschplatz zu erobern.

Zu S. 208 (i): „Es war Dies die Erhellung der ‚im Düstern bangenden Welt zu ewigem Sonnenschein‘, die er erhoffte!“ In dem Stahr'schen Buch steht das von mir durch Sperrdruck hervorgehobene Wort statt mit großem Anfangsbuchstaben mit kleinem, wodurch der Sinn entstellt ist.*

Ich setze aus Goethe's Gedicht: „Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät. Juli 1812“ (40bändige Ausg. VI S. 283—285) die Schlussstrophe her:

Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu sein,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
Befördre neuen, dauernden Verein;
Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenschein!
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden! —
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden.

Einem den Daumen halten, drücken.

Von Dr. H. Schrader.

(Für die zweite im Druck befindliche Auflage des Bilderschmucks bestimmt.)

Wie kommt dies sonderbare Wort dazu, dass Jemand, der einer Fährlichkeit entgegen geht, bittet: „halt mir den Daumen“ oder ein Anderer unaufgefordert ermuthigend ruft: „ich will dir (für dich) den Daumen halten“? Es liegt auf der Hand, dass das Wort eine symbolische Handlung bezeichnet, welche Glück, Gedeihen, Erfolg bringen soll. Aber, welches Bindeglied liegt zwischen Daumen und Glück? — Es ist an sich sehr schön und löblich, wenn man deutsche Redensarten aus deutschem Glauben und Wesen erklären will. Grimm sagt: „Man will den Alp festhalten, damit er nicht störend einwirke und den günstigen Verlauf hindere. Der freundlich Gesinnte legt dann den eigenen Daumen, einen oder beide, unter die

---

* Ich habe auch im Übrigen die sehr im Argen liegende Rechtschreibung und Satzzeichnung stillschweigend berichtigt und geregelt, s. z. B. auch S. 209, Z. 9, wo in Stahr's Buch gedruckt steht: „die todesmuthigen Eisenseelen den“ [statt: der] „Stein und Arndt“ xc. und S. 213, Z. 6 v. u.: „müsste“ [statt: „musste“].

Der Herausgeber.

anderen vier Finger und drückt sie fest darauf." — Aber wo ist der Nachweis, dafs der Daumen den bösen Alp bedeute? Grimm stützt sich auf ein siebenbürgisches und ein bretonisches Märchen, wo in dem einen die fünf Finger als Brüder, in dem anderen die zehn Finger als zehn dienende Zwerge bezeichnet werden. Aber der Schluss daraus ist doch sehr gewagt, dafs hier die Finger als alpartige Geister gedacht werden. Dazu kommt in dem ersten Märchen der Daumen seinen vier Brüdern zu Hilfe. In beiden sind in den Fingern wohlthätige Mächte, nicht unheilbringende gleichnisweise geschildert. Und wenn Grimm von der Kraft des Daumens sagt, sie bezeichne Macht, Gewalt, Herrschaft (Einem den Daumen aufs Auge halten, setzen, drücken), so bringt auch Das kein Licht in unsre Redensart; denn dann müfste man ja — bei geschlossenen vier Fingern — den Daumen hoch halten, um symbolisch die glückbringende Kraft des Daumens zu zeigen.

Es bleibt uns nichts übrig, als anders wo Aufschlufs zu suchen. Und da bietet sich ungezwungen das Lateinische dar. Darin liegt nichts Auffallendes; denn nicht bloß viele Wörter, sondern auch manche Redensarten sind aus dem Lateinischen ins Deutsche übergegangen. Da waren nun in Rom Gladiatorenkämpfe bei Hoch und Niedrig eine grausame Lustbarkeit. Nur kurze Zeit dauerten die Scheinkämpfe mit stumpfen Waffen. Bald wollte das Volk Blut sehen. Ponite jam, hieß es, gladios hebetes, pugnatur jam acutis. Welcher Gladiator nun in diesem Kampfe unterlag, konnte, wenn ihm die Wunde noch Hoffnung zum Leben ließ, durch Erhebung des Zeigefingers das Mitleid und die Gnade des Volks anflehen (exorare populum, provocare ad populum, misericordiam tentare). Diese Bitte hieß missio, Entlassung, Befreiung. Wollte man keine Gnade üben, so streckte man den Daumen aus (vertere pollicem), in die Höhe (während die vier Finger sich schlossen), oder kehrte ihn wohl gegen die Brust, zum Zeichen und Befehl der sofortigen Tödtung. Das wird ganz klar durch Juvenal (3, 36):

Munera nunc edunt, et verso pollice vulgi
Quemlibet occidunt populariter.

d. h. Leute, die reich geworden sind, geben Fechterspiele und, wenn der am Boden liegende Fechter um Gnade fleht und das Volk den Daumen zurückwendet, so lassen sie ihn unter Beifall des Volkes tödten. — Wollte dagegen das Volk Gnade üben, so hub man die geballte Faust mit eingezogenem Daumen empor. Das hieß pollicem premere, den Daumen drücken, festhalten durch die vier Finger; also im Allgemeinen: Gnade üben, Gunst Jemanden erweisen. Dafs dieser Ausdruck schon bei den Römern in übertragenem Sinne gebraucht wurde, erhellt aus Horaz (ep. 1, 18, 66):

Consentire suis studiis qui crediderit te
Fautor utroque tuum laudabit pollice ludum,

d. h. wenn dein Gönner nur erst glaubt, dafs dir gefalle, was ihn selbst erfreut, so wird er dein eigenes Spiel gar mit doppeltem Beifall (mit beiden Daumen) belohnen. Ja, der Ausdruck ist geradezu sprichwörtlich bei den Römern geworden: denn sie sagen selbst: Pollices, quem favemus, premere etiam proverbio jubemur.

Nun, hier haben wir ja Alles, was wir zur Erklärung des Ursprungs und des Sinnes der Redensart bedürfen. Und wenn Jemand etwa noch wegen des römischen Ursprungs Bedenken tragen sollte, Den erinnern wir an den lebhaften Verkehr, der zwischen Italien und Deutschland bald nach der klassischen Zeit statt fand, und dafs das ganze Mittelalter hindurch das Lateinische eine große Rolle in Deutschland spielte. Da konnte gar leicht eine lateinische Redensart, um so mehr, da sie mit einer sinnbildlichen Handlung verknüpft war, in den allgemeinen Gebrauch beim deutschen Volke übergehen.

Beiläufig noch einige andre Redensarten vom Daumen (vgl. die Wörterbücher von Grimm u. a.). Einem den Daumen auf dem Auge, aufs Auge halten, ihn in Schranken halten, unterjochen. Denn der Daumen als der kräftigste Finger bezeichnet Macht, Gewalt, Herrschaft. Weiber regieren gern; jedes will den besseren Daumen haben, die Obergewalt. Die Frauen zeigen gern, dafs sie nicht unter dem Daumen seien. Einem in den Daumen fallen, wie sonst: in die Zügel, ihn an Gewaltthätigkeit hindern. — Den Daumen der rechten Hand öfters über den Zeigefinger führen ist die Geberde des Geldzählens und der Ausdruck dafür. — Den Daumen rühren, Geld herausrücken, oder es geschieht zum Betruge, wenn etwa ein Schlächter den Daumen aufs Fleisch legt und seinen Druck mitwiegt. — Das Jucken des Daumens wird als Anzeichen gedeutet, dafs unerwartet etwas Unangenehmes kommt, oder auch, dafs man finden wird, was man sucht. — Der Daumen fällt Einem in die Hand, vor Schreck, Angst, Verlegenheit, weil man den Muth verliert. — Spitzbuben suchten früher sich den Daumen eines gehängten Diebes zu verschaffen, weil sie meinten, dieser Besitz mache unsichtbar (Diebsdaumen). — Eine Daumschraube war ein eisernes Werkzeug, dessen man sich zum Foltern bediente. Bildlich sagt man jetzt noch: „Einem Daumschrauben ansetzen, aufsetzen“ im Sinne: ihn in Bedrängnis setzen. — Ein Däumling ist nicht bloß jede Hülle um einen (verletzten) Daumen, etwa vom Handschuh, sondern in Märchen auch ein flinker, verschmitzter Kobold, dann auch überhaupt ein sehr kleiner, zwerghafter Mensch. Goethe stellt in der klassischen Walpurgisnacht Pygmäen (Fäustlinge),

Daktylen (Fingerlinge) und Däumlinge zusammen und läſſt den Anaxagoras sagen, um die Felsenspalte des neu erstandenen Gebirges zu bewohnen, würden alsbald erscheinen

Pygmäen, Imsen, Däumerlinge
und andre thätig kleine Dinge.

Goethe's Heidenröslein.

Von Heinrich Stümcke.

In dem reichen, nie verwelkenden Kranze Goethe'scher Lyrik ragt von jeher das Lied vom Heidenröslein als eine besonders duftige und bewunderte Blüthe hervor. Es ist wohl das erste Erzeugnis des Weimarer Altmeisters, das die Jugend kennen lernt, lange bevor sie sich am Faust und Egmont begeistert, indem schon die Abece-Schützen es in der Schulstube nach Schubert's oder Reichardt's volksthümlicher Melodie singen lernen; und daheim begrüßt von der Wand herab so Manchen Meister Kaulbach's berühmtes Bild, das die liebliche Pfarrerstochter von Sesenheim im Schäferkostüm auf blumiger Heide zeigt. Wie der „Erlkönig" und einige Heine'sche Lieder hat auch das „Heidenröslein" immer wieder die Meister der Tonkunst zu Kompositionen angeregt, von denen über 40 im Druck bekannt geworden sind, darunter von Meistern wie Schubert, Schumann, Romberg, Brahms und Taubert.

Hat sich das Lied somit wie wenige andere in die Herzen des deutschen Volkes hineingesungen, so hat es andrerseits auch die Männer der Wissenschaft in besonderem Maße angezogen und einen gelehrten Streit erregt, der noch heute zu keinem allseitig befriedigenden Abschluſs gelangt ist. — Die in weiten Kreisen bisher gang und gäbe Auffassung war, das „Heidenröslein" sei ursprünglich ein Volkslied und von Goethe etwas gefeilt und dann in seine Werke aufgenommen. Ängstliche Gemüther wie der pseudonyme Reinhold Wager oder Heinrich Düntzer haben solches Thun bedenklich gefunden, die Mehrzahl der Kunstrichter hat aber mit Suphan, Viehoff und Schade den Dichter von jeder Schuld freigesprochen und, wenn R. Hildebrandt Goethe als den „großen Nehmer" bezeichnet hat, der ähnlich dem biblischen Reichen gelegentlich das einzige Schäfchen eines Armen wie Pyra und Jacobi geschlachtet, so wird darin Niemand den Scherz verkennen.

Die Frage kam aber erst recht in Fluſs, als 1870 W. Freiherr von Biedermann in seinen „Anmerkungen zu Goethe's Gedichten" die Behauptung aufstellte: „Das Heidenröslein dürfte wohl eine rein Goethe'sche Dichtung sein, für welche er nur den Kehrreim dem Volksliede entnommen habe." Er begründete Dies mit den Worten, „daſs Goethe sich einen

Scherz erlaubte, indem er dieses im Volkston gehaltene Lied von Herder unter einer Bezeichnung einführen ließ, die den Glauben erweckte, es liege ein wirkliches Volkslied vor."

Wir wissen aus Goethe's eignem Bericht in „Dichtung und Wahrheit", dass er auf Herder's Anregung im Elsass nach Überlieferungen der Volkspoesie suchte und „12 Lieder[1] aus den Kehlen der ältesten Mütterchen auf seinen Streifereien aufhaschte." „Er versuchte sich damals wohl selbst," meint Goedeke, „in dieser Tonart" (Heidenröslein). 1773 druckte nun Herder in den „Fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst" unter der Überschrift „Fabelliedchen" auch folgendes „Röslein auf der Heide" betiteltes Gedicht ab:[2]

[Es] sah ein Knab' ein Röslein stehn, | [Ein] Röslein auf der Heiden. | [Er] sah, es war so frisch und schön, | Und blieb stehn, es anzusehn | Und stand in süßen Freuden. | Röslein, Röslein, Röslein roth | Röslein auf der Heiden.

[Der] Knabe sprach: ich breche dich — Röslein auf der Heiden! | [Das] Röslein sprach: ich steche dich, | Dass du ewig denkst an mich, | [Dass] ich's nicht will leiden! Denn ich will's nicht leiden. | Röslein, u. s. w. wie 1. Strophe.

[Je]doch der wilde Knabe brach | [Das] Röslein auf der Heiden! | [Das] Röslein wehrte sich und stach, | Aber er vergaß darnach | Beim Genuss das Leiden! | Röslein u. s. w.

Herder erscheint dieses Gedicht nach seinen eignen Aussagen als ein echtes rechtes Kinderlied, namentlich der Refrain deucht ihm recht kindisch. Man wird diese Auffassung heute kaum theilen und wäre geneigt, darnach ein für Herder's Urtheilskraft ungünstiges Urtheil zu fällen, wenn er nicht in einer brieflichen Mittheilung an Nicolai „der Aufsatz über Ossian und die Nationallieder aller Völker (der eben das „Fabelliedchen" enthält) sei das hingeworfenste Stück, das aus einer menschlichen Feder fließen könne", seine Flüchtigkeit selbst eingestanden hätte. 1779 nahm Herder mit den oben vermerkten Änderungen das Röslein auf der Heide in seine Volksliedersammlung auf. Fast 10 Jahre später erschien es in der allbekannten Fassung „Sah' ein Knab' ein Röslein stehn" in Goethe's Gedichten und wurde bis in die Ausgabe letzter Hand, wenn auch in anderer Einordnung, darin beibehalten.

Neben diesen beiden Fassungen findet sich aber in dem sogen. silbernen Buche der Karoline Flachsland noch eine dritte, die „Blüthe"[3] betitelt.

---

[1] Jetzt abgedruckt von Martin in den Straßburger Neudrucken und vorher in Herder's Nachlaß, ed. Herder und Düntzer.

[2] Das Eingeklammerte ist spätere Korrektur Herder's, wenn auch von Karoline Herder bei der Abschrift theiweise übersehen.

[3] Die Blüthe (in der ersten Fassung). Ein Kinderlied.

1. Es sah ein Knab ein Knöspgen stehn | Auf seinem liebsten Baume. | Das Knöspgen war so frisch und schön | Und blieb er stehn, es anzusehn | Und stand in süßem Traume. | Knöspgen, Knöspgen frisch und schön, | Knöspgen auf dem Baume.

Auch wenn sie nicht bereits 1772 in einem Briefe Karolinens an ihren spätern Gatten als ein Produkt Herder's erwähnt würde, wäre dessen Autorschaft in Folge des Untertitels „Ein Kinderlied" und der im letzten Verse faustdick aufgetragnen Moral dieses an botanischen Irrthümern und geschmackloser Ziererei (Knöspgen süßer Düfte) reichen Geversels außer Zweifel. Die unfreiwillige Komik dieses Gedichts ist nun aus Herder's einmal vorgefaßter Meinung, das „Fabelliedchen" sei ein moralisierendes Kinderlied, zu erklären, und es ist uns unbegreiflich, wie Minor die „Blüthe" als eine ältere Fassung des „Heidenrösleins" und somit als ein Produkt des jungen Goethe auffassen konnte.

Als Quelle für alle drei Gedichte ist allseitig ein Gedicht aus dem Buche des Paul von der Aelst „Blum und Ausbund allerhandt auserlesner weltlicher züchtiger Lieder und Rheymen. Deventer 1602" anerkannt worden. Uhland druckte in seiner Volksliedersammlung 1844, Dunger in Schnorr's Archiv Bd. X, R. M. Werner, Lyrik und Lyriker (S. 190) 7 Strophen und Vilmar in seinem Handbüchlein 5 Strophen ab. Eine genaue Abschrift des ganzen Gedichts hat Julius Wahle für E. Schmidts' Separatdruck für die Diskussion der Heidenröslein-Frage in der Berliner G. f. d. L. 1891 besorgt. Wir geben hier nur diejenigen Stellen an, die für uns als Beweis der Verwandtschaft mit Goethe's Gedicht in Frage kommen.[1] Da das Aelst'sche Liederbuch nur in einem einzigen Exemplar auf der Weimarer Bibliothek erhalten ist, Herder aber in seinen Noten zu den Volksliedern den Aelst als Quelle für zwei andere Liedchen erwähnt,

---

2. Der Knabe sprach: Ich breche dich | Du Knöspgen süßer Düfte | Das Knöspgen bat: verschone mich, | Denn sonst bald verwelke ich | Und geb dir nimmer Früchte. | Knabe, Knabe laß es stehn | Das Knöspgen süßer Düfte.

3. Jedoch der wilde Knabe brach | Die Blüthe von dem Baume; | Das Blüthgen starb so schnell darnach, | Aber alle Frucht gebrach | Ihm auf seinem Baume. | Traurig, traurig sucht er nach | Und fand nichts auf dem Baume.

4. Brich nicht, Knabe, nicht zu früh | Die Hoffnung süßer Blüthe, | Denn ach bald verwelket sie | Und dann siehst du nirgends sie | Die Frucht von deiner Blüthe. | Traurig, traurig suchst du sie. | Zu spät, so Frucht als Blüthe.

[1] 1. Sie gleicht wohl einem rosenstock, | drumb gliebt sie mir im Herzen, | sie tregt auch einen roten rock, | kan züchtig, freundlich scherzen, | sie blüet wie ein röselein, | die bäcklein wie das mündelein; | liebstu mich, so lieb ich dich, | röslein auf der Heiden!

2. Der die röslein wirt brechen ab, | röslein auf der Heiden, | das wirt wol tun ein junger Knab, | züchtig, fein bescheiden. u. s. w.

4. Das röslein, das mir werden muß, | röslein auf der Heiden, | das hat mir tretten auf den Fuß | und geschab mir doch nicht leide. u. s. w.

5. . . . gedenk an mich, wie ich an dich | röslein auf der Heiden!

6. . . . so stet mein Herz in freuden.

In 6 Strophen der Refrain: röslein auf der Heiden!

so liegt die Vermuthung nahe, dass das erhaltene Exemplar aus Herder's Besitz stammt und dass es von ihm dem jungen Goethe mitgetheilt wurde, der es dann für sein Gedicht benutzte.

Ob das Aelst'sche Buch die einzige Quelle war oder etwa ein Nürnberger Druck von 1586, der den Refrain „Rot Röslein auf der Heiden" enthält, oder eines der von R. M. Werner in seinem oben erwähnten Buche citierten Gedichte gleichfalls benutzt wurde, ist freilich eine andere Frage. Solche Rosengedichte, die unter der Allegorie des Blüthenbrechens den Liebesgenuss feiern, finden sich übrigens in der damaligen Litteratur in Menge. (Vgl. auch Denaisius: „Die Röslein muss man brechen, dieweil der Frühling währt." Hallenser Neudruck Nr. 15.) Diejenigen, denen das Fabelliedchen von 1773 das vermisste Bindeglied zwischen dem Aelst'schen Gedicht und Goethe's Heidenröslein von 1789 ist, berufen sich auf Herder's Zusätze aus der mündlichen Sage und „ein älteres Gedicht", aber ohne subtile Interpretationskünste wissen wir heute, dass Herder mit dem Ausdruck „Sage" nicht den heute üblichen Begriff, sondern den der mündlichen Mittheilung verband, und als Nachbildung des Aelst'schen Gedichtes war das Fabelliedchen ja auch ein „älteres Gedicht". Wenn die Anhänger der Volksliedtheorie sich ferner darüber entrüsten, dass der junge Goethe nach Biedermann's Meinung mit dem hochverehrten Straßburger Lehrer und Freunde Herder sich einen Scherz gemacht habe, Andere wiederum in seinem Benehmen eine mindestens leichtfertige Täuschung sehen wollen, so fallen beide Anklagen in sich zusammen. Da Herder sowohl wie später Arnim und Brentano in ihre Volksliedersammlungen zahlreiche Gedichte aufgenommen, die zwar im volksmäßigen Ton gehalten waren, aber von bekannten Dichtern wie Luther, Dach, Alberti stammten, so brauchte auch Goethe sich keines Unrechts bewusst zu sein, wenn er Herder ein umgedichtetes Volkslied einsandte. Dass es zu den im Elsaß gefundnen gehöre, hat er keineswegs behauptet. Biedermann hat in seinen Goetheforschungen N. F. mit Bienenfleiß Alles zusammengetragen, was sich über Goethe's Beziehungen zum Volksliede nachweisen lässt, und gezeigt, dass der Dichter in 26 Fällen alle Arten des Volkslieds bald frei nachbildete, bald umformte. Nur selten wie im „Klagegesang der edlen Frauen des Assan Aga" hat er die Quelle angegeben.

Hinweisen möchte ich auch auf das in diesem Zusammenhang noch nicht verwerthete treuherzige Geständnis Jung-Stilling's (Brief an de la Motte-Fouqué 1844): „Er habe alle seine Volkslieder selbst gemacht." — Auf schwächeren Füßen steht der Einwand der Gegner, dass das Fabelliedchen schon viel zu kunstvoll für ein Volkslied sei. Da es unter unzweifelhaft echten Volksliedern mehr oder minder geschickt durchgeführte,

einfache und komplicierte giebt, kommt es auf den subjektiven Geschmack an, unter welche Ordnung wir das Heidenröslein rechnen wollen. Die gesund-derbe Sinnlichkeit, die das Fabelliedchen namentlich im letzten Verse athmet, zumal, wenn wir mit Dunger statt des: „er vergaß darnach | beim Genuß das Leiden" ein „es vergaß" lesen, so würde es dem Geschmack des mittelalterlichen Volkslieds wohl entsprechen. In dem Goethe'schen Gedicht von 1789 ist das sexuelle Moment zart verschleiert; in Folge der Änderung in der Ausgabe letzter Hand: — half ihm doch kein Weh und Ach statt „ihr" — wird die Allegorie nirgends durchbrochen und in entzückender Einfachheit ist hier wirklich ein Liedchen geschaffen, das ohne kindisch zu sein, unbedenklich von Kindern gelesen und gesungen werden darf. Ob diese Änderungen nicht bloß aus ästhetischen Gründen vorgenommen wurden, können wir heute höchstens mit Vermuthungen stützen. Wenn den Freunden der Volksliedtheorie der Sprung vom Fabelliedchen zum Heidenröslein von 1789 zu groß ist und sie mit Suphan behaupten, dass Herder das Lied in seiner ostpreußischen Heimath und gar in der Form der Blüthe kennen gelernt habe, so ist diese Meinung durch lokale Liedersammlungen wie die Frischbier's, der kein solches Lied im Volksmund gefunden hat, widerlegt und andrerseits die Blüthe als Volkslied eben so wenig denkbar wie als Goethe'sches Gedicht, selbst wenn Suphan's schwache Stütze, in dem fälschlich von 1769 datierten ersten Ossianaufsatz Herder's habe die Blüthe gestanden und nicht das Fabelliedchen von 1773, nicht längst zusammengebrochen wäre.

In unmittelbare Beziehung zu Goethe's Herzensleben unser Gedicht zu sehen bemühte sich Adalbert Baier in seinem Buche: Das Heidenröslein oder Goethe's Sesenheimer Lieder in ihrer Veranlassung und Stimmung. (1877.) Nach Baier ist das Heidenröslein das Auferstehungs- und das Grablied der Sesenheimer Lyrik und unter dem Röslein, das der muthige Knabe trotz des Widerstands gebrochen, keine andere gemeint als Friderike Brion. Die schon in Scherer's Recension getadelte Weitschweifigkeit und Breite des Buches hat Baier's Beweisführung nicht unwesentlich beeinträchtigt. Auch ein Hauptargument, „die Geschichte von dem Rosenheckchen, die meinem Großvater passiert ist", in einem Briefe Goethe's an Salzmann, bietet der Interpretationslust unsers Erachtens zu freies Spiel, um als gewichtig gelten zu können. Hinter der harmlosen Bemerkung, die sehr gut auf ein wirkliches Rosenheckchen und den gartenfreundlichen Großvater des jungen Dichters statt auf diesen selbst und eine junge Mädchenblüthe zielen kann, hat man viel zu viel gesucht. — An Baier's Auffassung schließt sich der Wiener Gnad in seinem Essay über Goethe's Lyrik (1891) an, indem er sagt: „Wie wehmüthig zittert aus dem Heide-

röslein das bittre Gefühl der eignen Schuld gegen Friderike durch! War ja auch sie ein solch liebliches Heideröslein, das still und willig die Ruhe eines ganzen Lebens für den kurzen Frühlingstraum einer jungen Liebe tauschte, und das stolze Gefühl, von Goethe geliebt zu sein, mit gebrochnem Herzen zahlte." Auch die Novelle Arthur Zapp's, die Rose von Sesenheim, und der stimmungsvolle Liederkranz Günther Walling's (Heidenröslein in „Von Lenz zu Herbst" 1884) in dem Liebes-Lust und -Leid einer jungen Försterstochter geschildert wird, die sich einem flotten Maler ergeben, wurzelt in dieser Anschauung.

Man braucht nicht mit Froitzheim den jungfräulichen Kranz der Sesenheimer Pfarrerstochter pietätlos zu zerzupfen, um in dem Gedichte mehr zu lesen, als der Dichter uns in seiner Beichte in Prosa verrathen hat. Mit Recht hat man das reizende Gedichtchen „Gefunden", das einstimmig heute auf Christiane bezogen wird, in Parallele zum Heidenröslein gestellt. Desgleichen gehört das so ähnlich lautende „Im Vorübergehn" hierher. In beiden Gedichten sieht der sachte einherschlendernde Dichter ein Blümchen stehn und will es brechen und zur Zierde an den Hut stecken. Aber in beiden Fällen wehrt sich das Blümchen und sagt, daſs es nicht zum Welken gebrochen sein dürfe, sondern verpflanzt werden müsse, und der Dichter gehorcht jetzt der Mahnung und

„Grub's mit allen | Den Würzlein aus. | Zum Garten trug ich's | Am hübschen Haus | Und pflanzt' es wieder | Am stillen Ort; | Nun zweigt es immer | Und blüht so fort."

Die liebliche schüchterne Feldblume von Sesenheim wurde von dem jungen in die Weite schweifenden, genuſsfrohen Dichter nicht erhört, die kleine Blumenfabrikantin, die mit schelmischer Bitte resolut den gefeierten Kavalier im Weimarer Park nahte, wurde nicht „zum Welken gebrochen", sondern „fein mit allen Würzlein" in den Garten am Frauenplan versetzt und starb in Ehren als glückliche Frau Geheimbde Räthin. Wir verstehen nun, warum der Dichter 1789 so zart und elegisch sein Lied ausklingen ließ „Half ihr doch kein Weh und Ach | Muſst' es eben leiden", und warum er jede Spur einer möglichen Miſsdeutung mit liebevoller Hand in der endgiltigen Redaktion des Gedichtes tilgte.

Der Streit, ob unser Gedicht ursprünglich, d. h. 1773 ein Werk Goethe's oder ein Volkslied, sollte heute nach P. Schmidt's siegreich vertheidigten Thesen: „Heidenröslein 1773 von Goethe nach Aelst gedichtet, die Blüthe Kontrafactur Herder's", die die Meinung der beiden Hauptkämpfer in dieser Frage, Biedermann und Dunger, bestätigen, füglich zu Gunsten ersterer Auffassung beendigt sein. — Das deutsche Publikum hat sich durch diese Erörterungen mit Recht die Freude an unserm Gedicht

nicht trüben lassen, ist es ihm doch Das, wofür es die Einen und die Andern ausgeben: eine der duftigsten Poesien des Weimarer Altmeisters und zugleich ein Volkslied im edelsten Sinne des Wortes.

Zwei kurze sprachliche Bemerkungen zu O. Bähr's Aufsatz: „Das Ergebnis der Börsenenquete".

(In Nr. 7 des laufenden Jahrgangs der Grenzboten LIII. S. 321 ff.)

1. „Der gewandte Börsianer kann allerdings an der Börse sofort alle Chancen wahrnehmen und den größten Gefahren die Spitze abbrechen, indem er sich im richtigen Augenblick ‚dreht', d. h. Geschäfte auf das Doppelte und Dreifache in umgekehrter Richtung von seinen bisherigen Engagements macht." S. 323.

Das von mir hervorgehobene von hängt hier nicht von dem unmittelbar davor stehenden Hauptwort Richtung ab, auch kann man sprachrichtig nicht sagen: „in der umgekehrten Richtung von den Engagements". Vorgeschwebt hat dem Verfasser wohl eine Fügung wie etwa die folgende: „in einer Richtung, welche grade das Umgekehrte ist von der, die bei seinen bisherigen Engagements (oder Verpflichtungen) von ihm ins Auge gefasst worden war" oder Ähnliches, vgl. kürzer und durchaus sprachrichtig: „in der seiner bisherigen Richtung geradezu entgegengesetzten."

2. „Die schweren Folgen, die das Börsenspiel nach sich zieht, haben dahin geführt, dass von manchen Seiten dem Terminhandel überhaupt jede Berechtigung abgesprochen worden ist. Diese Ansicht ist auch in der Kommission vertreten gewesen. Nur zur Ausgleichung internationaler Zahlungsverbindlichkeiten, wurde gesagt, sei er von Werth; auf die hierzu geeigneten Werthpapiere könne man ihn beschränken. Auch so weit er zur Sicherung gegen die schwebenden Valutenverhältnisse andrer Länder diene, könne er aufrecht erhalten, im Übrigen aber [müsse er] ganz abgestellt werden. Die Mehrheit der Kommission hat sich für Aufrechthaltung des Terminhandels in seinem ganzen Umfange entschieden." S. 324.

Irre ich nicht sehr, so hätte das von mir in eckigen Klammern Hinzugefügte nicht wegbleiben dürfen, da die Ausschuss-Minderheit die Abstellung des Terminhandels (oder der Zeitgeschäfte) — abgesehen von den angegebenen Ausnahmen — nicht nur für möglich, sondern für geboten und nothwendig erachtete.

— — —

Wenn aber O. Bähr z. B. S. 334 aus dem Bericht des Ausschusses anführt:

„Es handelt sich nicht, wie beim Wucher, um lichtscheue Elemente, sondern um Personen, von einer gewissen äußern Ansehnlichkeit, denen die Erhaltung ihres Rufes durchaus nicht gleichgültig ist"
mit dem Zusatz: „‚von einer gewissen äußern Ansehnlichkeit‘ ist gut", so stimme ich dieser tadelnden Bemerkung vollkommen zu, gemeint sind in dem Bericht offenbar: Personen, die sich eines gewissen äußeren Ansehens erfreuen (ein solches genießen) ꝛc.

Ein Aufsatz von Karl Blind.[1]

Düsseldorf und das goldene Mainz mögen sich freuen! Jenseits des „großen Teiches", auf der anderen Seite des atlantischen Ufers, wird für Heinrich Heine das Denkmal erstehen, das von seiner Geburtsstadt zurückgewiesen wurde und über dessen Errichtung man sich in der Nähe des Felsens, auf dem die schönste Jungfrau sitzet, noch immer nicht schlüssig machen kann. In Newyork hat sich ein Ausschuſs von Deutschen gebildet, zu dessen Mitgliedern die im Vaterlande nicht ganz unbekannten Herren Karl Schurz und Hans Kudlich zählen. „Mehr als die irgend eines andern deutschen Dichters leben Heinrich Heine's Lieder" — sagt der von dem Ausschusse erlassene Aufruf — „im Herzen und im Munde des deutschen Volkes. Wo immer die deutsche Zunge klingt, da klingen auch sie in den herrlichsten und mannigfaltigsten Tonweisen; ja, in allen civilisierten Sprachen werden sie gelesen und gesungen. Sie haben sich die Welt erobert. In Heinrich Heine's eigener Vaterstadt hat ein engherziges Vorurtheil seinem Denkmal eine Stätte verweigert. Soll nicht dieses Denkmal, ein Kunstwerk von seltener Schönheit, auf dem freien Boden Amerika's, unserer neuen Heimat, einen Ehrenplatz finden?" Es wird dann mitgetheilt, daſs es dem Ausschusse gelungen ist, mit dem Bildhauer Emil Herter in Berlin einen Vertrag abzuschließen, welcher der Stadt Newyork das Original des ursprünglich für Düsseldorf bestimmten Loreley-Brunnens sichert. Die Gesammtkosten des Ankaufes und der Errichtung werden sich auf 35 000 Dollars belaufen. Das Aufbringen der Summe wird als eine Ehrensache für das gesammte Deutschthum Amerika's betrachtet; „was in den Vereinigten Staaten deutsch denkt und fühlt, soll Antheil nehmen an dem Werk." Es folgt in dem Aufrufe eine Schilderung des Denkmals, in welches das kolossale Hochbild Heine's, von Fichtenzweig und

[1] Diesen Aufsatz entlehne ich der „Neuen Freien Presse", überzeugt, daſs ihn auch in meiner Zeitschrift (vgl. Heft 1 S. 39) viele Leser mit regstem Antheil lesen oder wiederlesen werden.

Palme umgeben, eingefügt ist, während auf dem Sockel die Loreley, die volksthümlichste seiner poetischen Gestaltungen, sich erhebt. Aus dem Brunnenbecken tauchen zwei Nixen empor, deren eine — eine zarte Mädchengestalt, die dem Dichter huldigend eine Blume darreicht — das Liebeslied versinnbildlicht, während die andere — eine in kecker Haltung dasitzende, stachelschwänzige, von allerlei unheimlichem Seegethier umgebene Meerfrau — die satirische Kritik darstellt. Auf den anderen Seiten des Brunnens ist der Humor in einem auf einem Schwan reitenden, zur Leier singenden Amor mit einer Schellenkappe verkörpert, während des Dichters Neigung zur Romantik durch eine Psyche angedeutet ist, die, an eine Sphinx geschmiegt, den Räthseln derselben lauscht. „Das ist", sagt der Aufruf, „ein gemeißeltes Gedicht, bei dem uns allerlei Märchen aus alten Zeiten, der ruhig dahinfließende Rhein, die im Abendsonnenscheine funkelnden Gipfel seiner Berge, der Schiffer im kleinen Kahne und tausend andere Gestalten seiner Muse lebendig vor Augen treten, die der Dichter gebildet und die der Künstler ihm nachgedichtet mit seinem Verständnisse, mit poetischem Empfinden und mit mächtiger Gestaltungskraft." „Jeder gebildete Deutsch-Amerikaner," heißt es ferner in dem Newyorker-Aufrufe, „faßt die Erwerbung des vielumstrittenen Loreley-Brunnens als eine selbstverständliche Würdigung der Verdienste Heine's um die deutsche Dichtung auf. Man geht drüben in gewohnter Weise gleich frisch ans Werk. Wenn also das diesseitige Volk der Denker sich noch ein bischen mehr Zeit nimmt, als es schon gethan hat, so wird der Ruhm, einem unserer größten neueren Dichter zuerst ein Denkmal errichtet zu haben, den aus dem Vaterlande über den Ocean Ausgewanderten, zum Theile dahin Vertriebenen verbleiben. Da ist es wohl schwer, keine Satire über das Zopfwesen zu schreiben. Die stachelschwänzige Nixe am Loreley-Brunnen wird ihr Tintenfaß auf dem Kopfe nun doppelt stolz tragen.

Rothwälsch.

Als ich bei der Besprechung des spannenden Romans „Spitzen" (von Paul Lindau) hier in der Zeitschrift Jahrgang VII S. 171 ff.) auch einige Ausdrücke aus der Verbrechersprache aufführte (s. a. a. O. Nr. 27 und die dort weiter angegebenen Nrn.), gingen mir aus dem Kreise der Leser in den verschiedensten Gegenden über weitere Wörter aus dem „Rothwälsch" zahlreiche Anfragen zu, so daſs ich wohl annehmen zu dürfen glaube, der nachfolgende Aufsatz aus den Münchener Neuesten Nachrichten, den ich einem Abdruck in der National-Ztg. (47, 419) entnehme, werde vielen Lesern meiner Zeitschrift willkommen sein. Ich habe nur zwei kurze

Fußanmerkungen hinzugefügt; einige andere rothwälsche Ausdrücke sind in meinem Wörterb. aufgeführt. —

Jüngst war große Razzia, bei welcher etwa 50 Stück lichtscheuer Vögel eingebracht wurden, welche gemäß ihrer Konduite für kürzere oder längere Zeit der goldenen Freiheit Valet sagen dürfen. Eine etwa aus zehn Köpfen bestehende Lumpenkolonie, welche mit seltener Einheit das Vagantenwesen Deutschland's, Österreich's und der Schweiz repräsentiert, harrt der richterlichen Aburtheilung. Nach einigen Tagen Haft werden die deutschen Brüder nach allen Richtungen der Windrose verschubt und vielleicht jetzt schon ist ein späteres Rendezvous bei der Hopfenpflücke, der Weinlese oder beim Kartoffelklauben vereinbart. Das Sprechen unter sich ist den Kunden[1] nicht erlaubt und sie werden scharf von einigen Gensdarmen beobachtet; dafür hat der Mann der Landstraße seine Zeichensprache, die dem Kundigen oft mehr als Worte sagt. Während der Erste vor den Richtern steht, unterhält sich die große Reserve durch ein Gebärdenspiel, bei welchem die Stellung der Finger eine Hauptrolle spielt.

Ein alter Stromer wird vorgerufen.

Richter: Sie sind der 42jährige Johann Friedrich Gotthold Gustav Jenkens aus Westpreußen?

Angeklagter: Kenn![2] Herr Rath!

Richter: Sie dürfen ungeniert Ihre Vagabundensprüche machen, weil ich aus meiner Praxis so viel Jenisch verstehe, wie vielleicht Sie selbst. Sie sind ohne Gewerbe und vielmals vorbestraft.

Angeklagter: Mein jelerntet Jewerbe is Kattloff! Meine längste Strafe ein Frosch.

Richter: Also ein Metzger wollen Sie sein? Was soll der Frosch bedeuten?

Angeklagter: Nu, sehen Sie, Das ist falsch. Ich bin Schlosser; der Metzger is' Katzkopp. Frosch ist ein Monat, ein Jahr wäre ein Meter.

Richter: Ausweispapiere besitzen Sie nicht, was auch wenig bedeutet, da dieselben bei Ihresgleichen doch meistens gefälscht sind! Ebenso sind Sie mittellos und ein Streuner erster Qualität.

Angeklagter: Da muss ich widersprechen. Ich komme auf gerader Linie um das schwäbische Meer von die Schweiz. Ich hatte die feinste Fleppe mit Siegel und Unterschrift für zwei Jahre In- und Ausland

---

[1] = Stromer, s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 325a unter Kunde I 2a.

[2] So ist's; allerdings; richtig; Das stimmt ꝛc., siehe Gesenius Hebräisches Wörterbuch unter כן

und diese vom königlichen Amte garantierte Reisezeit will ich ganz in der Ordnung ausgenützt wissen. Nu aber kommt Pech. Stellen Sie Sich einmal ein Hunderegenwetter mit Hagel, Donner und Blitz vor. Dazu ein Panorama mit vielem Wald, wo es zweimal regnet und eine Stunde im Vordergrund ein schwäbisches Kaff (Dorf), keine Winde (Fechtgelegenheit), vor jedes Haus einen großen Rüffel (Hund), in der einzigen Penne (Schänke) der Putz (Gemeindediener) auf Lauer und der Pennebus (Wirth) hart wie Holz. Und die Handlung beginnt um 9 Uhr Nachts. Bis auf die Staude (Hemd) sind Sie eingeseift, die Trittlinge (Schuhe) quitschen und gurgeln und der Obermann (Hut) ist vom Sturme nach entfernten Regionen entführt. In Ihrer Handkasse klingeln eintönig acht deutsche Reichsboscher (Pfennige) mit der Bestimmung: fünf für Soroff (Schnaps), drei für Mehlthau (Brod). Nu will es das Geschicke, daſs der Pennebus als Garantie für die miserable Schlummerwinde (Liegerstatt) die amtliche Fleppe in Pfand behält. Während ich das Trockenbrod kaue, bemerke ich in die Ofenbank einen Zinken mit drei Kreuze eingegraben, welche besagen: Wanderer! hier eingetreten, lasse alle Hoffnungen zurück! Auf diese Weise sind meine amtlichen Rundreise-Atteste in Schwaben hoffnungslos zurückgeblieben.

Richter: Mittel besitzen Sie also keine?

Angeklagter: Wenn ich Kies (Geld) hätte, Herr Amtsrath, so würde ich eine Erholungsreise nach einem Seebade machen, mir zieht es nach Norden, im Süden habe ich Pech und nur Pech.

Richter: Dazu werden wir Ihnen Gelegenheit geben, allein zuvor erscheint es zweckmäßig, Sie in einem Arbeitshause aufzuheben, damit Sie sich wieder an eine ordentliche Beschäftigung gewöhnen.

Mit einer Verbeugung und einem Schmunzeln, als wäre ihm eine große Schmeichelei gesagt worden, zieht sich der Mann einige Schritte zurück und harrt der Sentenz. Das Urtheil lautete auf 14 Tage Haft und Überweisung an die Landespolizei. Befragt, ob er sich dem Urtheil unterwerfe, oder noch Bedenkzeit zu dieser Erklärung haben wolle, erwiederte der Kunde: „Nee! Da sage ich unbedenklich: immer man zu! Die 14 Tage Kitchen sind schnell vorüber und der Trapp ist dann eine Abwechslung — aber verdient habe ich nicht so viel, so wahr ich Johann Friedrich Gotthold Gustav heiße!"

Borke = Borkenkäfer?

Bei der deutschen Fachlehrerprüfung, die im Juli und August dieses Jahres in Paris stattfand, findet sich in der Aufgabe zum Übersetzen ins Französische folgende Stelle:

„Und auf den luftigen Wipfeln hackt der Specht, und unter den Rinden frißt die Borke, und das Sägerad der Zeit geht allerwege, und die Späne fliegen, im Frühlinge als Blüthen, im Herbste als gedörrte Nadeln und Blätter."

Das Stück ist aus P. K. Rosegger entnommen, aus welchem Buche dieses Schriftstellers ist nicht angegeben.

Die Borke kann hier nichts Anderes sein als der Borkenkäfer (Bostrychus ligniperda); aber kein Wörterbuch giebt diese Bedeutung für dies Wort. Könnte vielleicht irgend ein Leser der Zeitschrift hier Auskunft geben?

Paris. Alfred Bauer.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Jägerschlag.

„Selbst die hohen und höchsten Herren bemühten sich, in die Kunst des Weidwerks einzudringen, unterzogen sich willig dem Jägerschlag und nannten sich stolz Mitglieder der grünen Gilde." Weidmann 25, S. 101 a. Die hier hervorgehobene Zusammensetzung von Schlag konnte ich plangemäß in meinem Wörterbuch unerwähnt lassen, da sie sich aus dem dort aufgeführten Ritterschlag von selbst versteht und erklärt; aber hier mag sie doch der Vollständigkeit halber nachgetragen werden.

2. Dativ und Genitiv.

„Er [Dr. Hermann Karsten] schrieb namentlich über die Flora von Kolumbien und dessen Nachbarländer." Nat.-Ztg. 46, 485.

Dem doch wohl von dem hervorgehobenen von abhängenden und also sprachlich richtig in den Dativ zu setzenden Schlusswort des Satzes fehlt am Schluss ein n. Es sollte heißen: Nachbarländern. So wie der Satz da steht, kann man den Regeln der Sprachlehre gemäß das Wort Nachbarländer nicht als einen von dem Verhältniswort von abhängigen Dativ, sondern nur als einen von dem Verhältniswort über abhängenden Accusativ auffassen. Um den Unterschied sich zu verdeutlichen vgl. man die beiden Sätze: „Er schrieb über die Flora Kolumbien's [Genitiv] und der [Genitiv, gleichfalls abhängend von Flora] benachbarten Länder" — und: Er schrieb über die Flora [Accus.] Kolumbiens und die [= über die] benachbarten Länder.

3. Singsangen.

Über das Hauptwort: „der Singsang" s. z. B. mein Wörterb. III S. 853c; aber das davon hergeleitete Zeitwort singsangen (in der

Bedeutung: einen Singsang anstimmen, ertönen lassen) fehlt auch noch in meinem Ergänz.-Wörterb. und, so weit ich sehe, in allen bisherigen deutschen Wörterbüchern. Es findet sich in der illustr. Ztg. Über Land und Meer (Okt. 1892) Bd. 70, S. 783c, wo Eugen Saliger schreibt:

„Er singsangt spitzbübisch und halblaut: ‚Sei's die Schwarze' rc.?" Ich entsinne mich nicht, dem — durchaus verständlichen — Wort früher begegnet zu sein, und habe ihm jedenfalls hier eine nachträgliche Erwähnung zukommen lassen zu müssen geglaubt.

4. Werkzeug.

In meinem Wörterb. III S. 1737c habe ich für dies Wort „Beispiele des in der Schriftsprache veralteten masc." gegeben, aus Lohenstein, aber auch noch aus Johannes v. Müller und Wieland und dazu in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 671c/2a weitere gefügt aus dem Schlesier Butschky und bairische aus Hans Sachs und noch aus dem 1880 verstorbenen Herm. v. Schmid. Dazu füge ich hier noch, dass in dem 3. Beiblatt von Nr. 2518 der „Fliegenden Blätter" (29. Okt. 1893) einem Flickschuster die Worte in den Mund gelegt werden: „So, **den Werkzeug** heb' ich mir auf rc."

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Dr. Otto Weddinger, Der deutsche Meistergesang. Mit einer litteraturgeschichtlichen Einleitung und Auswahl von Probestücken. 100 S. Berlin, Friedberg und Mode. 1894. Pr. 1 Mk.

Briefkasten.

Fräulein **Sophie A. . . . n** in Berlin: Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie in dem Feuilleton-Aufsatz der Morgenausgabe der National-Ztg. vom 14. Juli den Satz: „Des Abends pilgerten wir hinaus nach Giebichenstein und die naben Berge rc." als falsch bezeichnen; wahrscheinlich liegt aber nur ein Druckfehler vor, doch muss ich es dahingestellt sein lassen, ob — für das hervorgehobene die . . . Berge — den . . . Bergen zu setzen sei oder ob vor dem die etwa ein in ausgefallen ist.

Herrn Lehrer **Wilh. P . . . . .** in Kassel: Das Wort Drohne für die männliche, stachellose Biene habe ich (nach dem allgemeinen Gebrauch) in meinem Wörterbuch nur als weibliches Hauptwort aufgeführt, aber in der Anmerkung angegeben, dass ahd. trēno, mhd. trēne männliches Geschlecht haben. Ich füge hinzu, dass auch noch Pictorius (Josua Maaler) in seinem 1561 in Zürich erschienenen Wörterbuch (S. 405b) setzt: **der Trän** und dass in Muret's encyklop. engl.-deutsch. Wörterb. — wovon der I Bd. A—K jetzt vollendet vorliegt — sich I p. 748c die Angabe findet:

„drone* (dron) [altengl. drān, deutsch Drohne] I s. (s/m. auch in der Umgangssprache)", aber Da sist natürlich für das sprachliche Geschlecht der in der heutigen deutschen Schriftsprache allein geltenden Form Drohne nicht ausschlaggebend, wohl aber doch

die auch noch in meinem Ergänz.-Wörterb. nachzutragende Stelle aus Dr. Johannes Lennis Synopsis der Thierkunde 3. Aufl. von Dr. Hubert Ludwig (Hannover 1886) Bd. 2, S. 216:

„Die junge im alten Stock zurückgebliebene Königin fliegt in Begleitung der Drohnen aus, begattet sich mit einem derselben während des Fluges (Hochzeitsflug) hoch in der Luft ꝛc.",

wenn man hier nicht das männliche Geschlecht durch eine „Fügung nach dem Sinne" erklären will (s. meine Hauptschwierigkeiten unter diesem Titelkopf). Eine unzweifelhaft ausschlaggebende Stelle für das männliche Geschlecht von Drohne (in Verbindungen wie: der Drohne ꝛc.) ist mir in Schriftstellern — so weit mein Gedächtnis reicht — bisher nicht aufgestoßen.

Fräulein **Henriette F . . .** in Spandau: Sie fragen nach der Bedeutung des Wortes abnießen, das sich in der National-Ztg. (Abendausgabe vom 31. Juli) findet, wo die Äußerung eines Anarchisten mitgetheilt ist:

„Wenn eure Kanonen sprechen, was geschieht da? Ihr müht euch, die Zahl der Gefallenen zu ermitteln oder ihr nießt das Terrain ab, das ihr langsam gewonnen habt ꝛc."

Ich kann darauf nur antworten, dass vermuthlich ein bloßer Druckfehler vorliegt, indem statt nießt — meßt (oder messt) zu lesen sein wird.

Herrn Lehrer **Christian H . . . .** in Danzig. Der Kürze halber setze ich Ihnen einen Satz aus dem so ungemein anregenden Buche von Rudolf Kleinpaul: „Sprache ohne Worte" S. 97 buchstäblich her:

[So] „müssten sich dem Gesichte die sittlichen Triumphe oder Niederlagen ebenso gut absehen lassen, wie man einem Stand und Schicksal absieht."

Hier wird gewiss mancher Leser in Versuchung gerathen, beim ersten Blick das vor Stand stehende einem als das zu dem Hauptwort gehörende unbestimmte Geschlechtswort im Dativ anzusehen. Diesem Missverständnis wäre von vorn herein vorgebeugt, wenn es hieße:

„Wie man einem Menschen (oder auch: Jemand) Stand und Schicksal absieht"; aber auch ohne Änderung des Wortlauts, wenn nur dem hauptwörtlich gebrauchten unbestimmten Fürwort der den Hauptwörtern zukommende große Anfangsbuchstabe gegeben wäre:

„Wie man Einem Stand und Schicksal absieht."

Dies wird Ihnen wohl (à bon entendeur demi-mot) genügen, Sich Ihre Frage selbst zu beantworten.

Herrn **Heinr. Hauers** in Düllen: Meine schriftliche Antwort auf Ihre Anfrage wird hoffentlich noch rechtzeitig in Ihre Hände gelangt sein.

Herrn Primaner **Wilh. K . . . .** in Leipzig: Sie haben vollkommen Recht, die Schreibweise „Gaëa" (statt Gäa, s. mein Fremdwörterb. S. 418b) im Daheim 1894 S. 687b ist entschieden verwerflich, da sie gradezu zur dreisilbigen Aussprache des zweisilbigen Wortes verführt.

Herrn **R. Klahre** in Berlin: Wegen Raummangels habe ich Ihren Aufsatz für das nächste Vierteljahr zurücklegen müssen. Ob ich ihn vollständig im Oktoberheft bringen kann, steht dahin; ist es nicht möglich, so erfolgt der Schluss im Novemberheft.

Herrn Prof. **Ad. Lasson** in Friedenau: Herzliche Grüße und besten Dank!

Herrn **Rud. R . . . . .** in Jena: Sie theilen mir aus dem Telegramm, das Bismarck am 31. Juli an den Festausschuss Ihrer Stadt gesandt hat, die folgenden Sätze mit:

„Zu meinem Bedauern reichen meine Kräfte zur Zeit nicht aus für eine weitere Reise. Ich habe daher Euer Hochwohlgeboren Schreiben und Einladung meinem Sohne Herbert gesandt, von dem ich noch keine Nachricht habe, weil er nicht *heimisch* war" und Sie fragen nun bei mir an, ob es statt des hervorgehobenen Wortes sprachüblicher nicht vielmehr *daheim* oder *zu Hause* heißen würde. Ihnen und mehreren Anderen, die ähnliche Anfragen an mich gerichtet, antworte ich, dass allerdings „*nicht zu Hause*", „*nicht daheim*" das Gewöhnliche sind, um eine zeitweilige Abwesenheit vom Hause zu bezeichnen, möchte Sie aber doch auf mein Wörterbuch Bd. I S. 729a verweisen, wo ich unter dem Worte *heimisch* aus Goethe V 150 [= Reineke Fuchs 3. Gesang] den Vers angeführt habe:

„[Reineke] trat in die Wohnung der Frauen und fand sie nicht *heimisch*."
mit dem eingeklammerten Zusatz: „gewöhnlich: *daheim*." —

Bei diesem Verse möchte ich (was freilich nicht Ihre Anfrage berührt) in Bezug auf die Form: „*der Frauen*" (als Genitiv der Einzahl) auf mein Wörterb. I S. 487 in der Anmerkung verweisen.

Herrn **Karl Quitmann** in London: Sie werden wohl durch den hoch verehrten Meister Max Müller in Oxford inzwischen erfahren haben, dass Sie ihn missverstanden haben. Er schreibt mir, dass er ganz mit mir einverstanden sei.

Herrn **H. Stümcke** in Friedrichshagen: Für einen *kurzen* Ergänzungsaufsatz in dem von Ihnen angedeuteten Sinne wird sich in einem spätern Hefte wohl noch ein Plätzchen finden. Andere Aufsätze in dem Rahmen und dem Umfang meiner Zeitschr. aus Ihrer Feder werden mir willkommen sein.

Herrn **Paul St.** in Mainz: Es ist eben nur (wie Sie selbst bemerken) ein scheinbarer Widerspruch, wenn bei Goethe in „Hermann und Dorothea" I V. 128 der Apotheker von den Flüchtlingen sagt, dass sie „mit unbesonnener Sorgfalt", „die Ochsen und Pferde beschwerend", „schlechte Dinge fortgeführt", „mit Bündeln sich schleppend ... voll Sachen *keines Gebrauches*", während derselbe Sprecher wenige Verse vorher (V. 113 ff.) von der „mannigfaltigen Habe" gesprochen, „die ein

Guter Wirth an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauch; denn Alles ist nöthig und nützlich"

Die Sachen, die, von dem guten Wirth an die rechte Stelle gesetzt, um im Fall des Gebrauches immer sofort dazu bereit zu stehen, als „nöthig und nützlich" bezeichnet werden, erweisen sich, wenn sie mit unbesonnener Sorgfalt auf der Flucht mit fortgeschleppt werden, wo sie nur die Zugthiere unnütz beschweren, als „*schlechte Dinge*", als Hindernisse und als „Sachen *keines Gebrauches*". Vergleichen Sie noch in meinem Wörterb. I S. 198c unter *Gebrauch* die drei Stellen aus Goethe's Hermann und Dorothea.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den *Herausgeber* nach Altstrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den *Verleger* in *Paderborn* senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 10. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Der Erlkönig.

Von Rudolf Klahre.

Mit tiefen Erfindungen hat der Geist der germanischen Völker, was er von dem wunderbaren Leben und Weben der Natur ergriffen, gern in athmende Gestalten gebannt und diesen eine Geschichte gegeben, die ihre Wurzeln hinunter taucht bis in den Muttergrund alles Daseins. Das ewige Herüber und Hinüber der Gigantomachie zwischen Welt und Mensch, das ist in den Nebeln der Göttermythen der Kampf mit den immer und niemals bezwungenen Riesen. Erdgeboren wie sie, doch statt mit dem lodernden Trotze mit der langsam wägenden, zähe schaffenden, unfehlbar wirkenden Klugheit bewehrt, wohnen mit ihnen im Schoße der Erde die Zwerge oder schwarzen Elfen. Was an geheimnisvollen Lebenskräften in verborgenen Adern durch die Materie pulsiert, ist ihrem Auge offenbar und empfängt von ihm die Richtung seines Laufes. So überspannen sie den Menschen überall mit einem Zaubernetz, um bald durch Wohl, bald durch Wehe ihn seiner unentrinnbaren Gefangenschaft zu erinnern. Ein nicht ganz aufgeklärter Dualismus stellt diesen unheimlichen Geistern die Lichtelfen als lieblichere Geschwister gegenüber. In Alfheim, um eine Burg des Gottes Freyr haben sie auf Himmelshöhen ihre Wohnung und üben eine sanfte Herrschaft über Blumen und Gewässer, über Wälder und Wiesen. Als aber der neue, einsame Gott mit dem Blitz seines Kreuzes die ganze fröhliche Himmelsschar in die Hölle vertrieb, da mufsten auch sie hinab, unter die Erde, entweichen. Bald wufste die Sage sie dort nicht mehr von ihren Brüdern zu scheiden; sie wurden beide eines Charakters mit einer geheimen Spottlust über Gott und die Menschheit als Grundzug. Noch immer sucht sie das Volk an ihren alten Lieblingsplätzen, auf stillen Kirchhöfen, an überschatteten Quellen und auf thauigen Waldwiesen. Dort tummeln sie sich im Mondschein und ziehen bei Gesang und Tanz ihren Reigen, wenn der Nachtwind ferne durch die erntereifen Halme rauscht. Sie sind ein geselliges Völkchen und bilden einen wohlgeordneten Staat unter eines Königs strengem Regiment. Mufs doch nach isländischen Sagen der Statthalter jedes zweite Jahr nach Norwegen hinüber, um seiner elfischen Majestät die schuldige Rechenschaft vorzulegen.[1] Aber so nahe sie auch in ihren Gebräuchen sich mit denen der Menschen berühren, so wenig darf deren einer ungestraft ihre Spiele

[1] Irische Elfenmärchen übers. von den Brüdern Grimm. 1826. LXXXI.

stören oder ihre Neckereien mit gleicher Münze bezahlen. Dann schwillt der ganze Dämonsgroll in ihrem Herzen auf; ein Blick aus ihrem Auge bringt Fieber, Erblindung und Wahnsinn.[1] Der Speichel, ja der Hauch ihres Mundes blendet den Frevler, der sie belauscht,[2] und ein Geschoss aus ihrer Hand[3] schlägt ihn mit dem qualvollsten Tode.[1] Aber nicht nur aus Rache treten sie den Menschen feindlich gegenüber. Auch aus Leidenschaft entführen sie reizende, lockige Kinder und schöne Frauen, zumal, wenn sich diese in gesegneten Umständen befinden; sie verjüngen durch ihre Anwesenheit den elfischen Kreis.[4]

Das erzählt sich das Volk von den Elfen und so viel mag auch der junge Goethe aus Volksmund oder zu den Füßen der märchenkundigen Mutter erlauscht haben. Die Elfen sind in seinen Dichtungen heimische Gäste. Am frühesten begegnen sie uns in einem Briefe an Frau von Stein vom 14. Oktober 1780 und versinnlichen da den spielenden Zauber der nächtlichen Natur. Rein hört man noch das Volkslied wiederklingen, wenn sie, scheu vor der Berührung mit Menschen, in tiefer Stille der Mondnacht, am heimlichen Platz, ihre Spiele mit Tanz und Gesang begehen. Zum zweiten Male finden wir sie in der Ballade „Der Erlkönig". Das Dämonische in ihrem Wesen wird fühlbar. Es lebt in ihm die Übermacht räthselhafter Naturgewalten über die Einbildungskraft eines Kindes. Keine von ihren Gestalten tritt in scharfen Umrissen aus dem Nebel heraus, der die ganze Handlung des Gedichtes überschleiert. Im ersten Theile des Faust, im Walpurgisnachtstraum kehren sie als das lustige Völkchen wieder. Aber ihr Treiben schlingt sich nur wie ein Reif um den Schatz von litterarischen Liebenswürdigkeiten, die so freigebig da zur Vertheilung gelangen. „Oberon" und „Titania", „Puck" und „Ariel" mahnen an Shakespeare's Sommernachtstraum und Sturm. Jedoch von einem wirklichen Einfluss[5] auf die Motive des Intermezzo ist Nichts zu spüren, es sei denn darin, dass Ariel die führende Stelle im Heere der Geister erhält. Und glänzend ist ihm diese beschieden im II. Theil des Faust.[6] Hier ist in den Elfen das heilende Walten der Natur dargestellt. In ihrem Schoße findet der Unglückliche die verlorene „Kindesruhe" wieder und „reinigt sein Inneres von erlebtem Graus." Mit der höheren geistigen

[1] Irische Elfenmärchen, übersetzt von den Brüdern Grimm. Leipzig 1826. CII.
[2] ebd. CIII.
[3] Elfbolt ebd. XLV.
[4] Irische Elfenmärchen CIV.
[5] Goethejahrbuch Bd. V 331 ff.
[6] S. den vortrefflichen Aufsatz von Dr. H. Schrader hier in der Zeitschrift S. 22 ff. Der Herausgeber.

Weihe hat ihre sinnliche Schilderung an plastischer Fülle gewonnen. „Anmuthige, kleine Gestalten" von „Geistergröße", flattern sie „auf grünumschränktem Plan, in süßen Düften, von Nebel umhüllt", in fröhlichen Scharen durcheinander. Sie wohnen in „Blumenkelchen", „tief in den Felsen unter dem Laub", und verschenken ihre Hilfe aus bloßem Mitleid, gleichviel, ob der Gegenstand ihrer Sorge gut oder böse, es genügt, dass er unglücklich sei. Dabei steigen leise Erinnerungen an Terminologie und Motive in Wieland's Oberon herauf. Ist bei dem älteren Dichter „der schöne Zwerg" oder „der Geist" eine Lieblingsbezeichnung des Elfenkönigs, so spricht Goethe von „kleiner Elfen Geistergröße" und „anmuthigen kleinen Gestalten", und es bewegt sich ihr Chor

„Einzeln, zu zweien und vielen, abwechselnd und gesammelt",

wie sie den Geisterfürsten Ob. X 14.

„Teils einzeln, teils in Ringen
. . . . überall begleiten und umspringen."

Ob. VI 85. bezieht sich auf

. . . . „Die Elfenschar,
Die meist versteckt in Blumenkelchen war."

und Faust II 1. Akt, 1. Scene gebietet Ariel:

„Schlüpfet zu den Blumenkelchen,
Tiefer, tiefer still zu wohnen."

Ob. VI 98 erfahren wir, die Elfen weilen zumeist:

„Wo im Blüthenhain die Zweige Balsam regnen."

Bei Goethe aber erscheinen sie,

„Wenn der Blüthen Frühlingsregen
Über Alle schwebend sinkt."

Die Elfen haben in Goethe's Dichtung eine gewisse Lebensgeschichte gehabt. Ursprünglich Repräsentanten unerklärlicher Naturschönheit werden sie zu Vertretern der überlegenen Naturgewalten, um schließlich die hohe, sittigende Macht der reinen Natur zu verkörpern.

So ist denn auch die Ballade „Erlkönig" mit feinen Fäden in das Gewebe der Motiventwickelung bei Goethe verschlungen, wenn gleich ihr Stoff aus der Sage eines fremden Volkes herübergetragen wurde.

Der „Erlkönig" liegt zum ersten Male in dem Einzeldrucke der „Fischerin" vor, der, von Glüsing in Weimar auf Kosten der Herzogin Anna Amalia in 150 Exemplaren fertig gestellt, im Juli 1782 zur Vertheilung kam. Außerdem besitzt die Großherzogliche Bibliothek in Weimar eine Abschrift der Komposition Corona Schröter's zur Fischerin, und diese geht in ihrem Text auf eine ältere Fassung zurück als der erste Druck. Sie bietet an Varianten für unser Gedicht in V. 1 „reit't" in V. 15 „bleibe ruhig, Kind" statt der späteren, metrischen Besserungen. — In

Goethe's „Schriften" steht „der Erlkönig" im VIII. Bande von 1789 auf der 157. und 158. Seite unter den Gedichten und beschließt eine Reihe von Naturliedern. Seit Goethe sich aber im VII. Bande seiner „Neuen Schriften" 1800 eine eigene Abtheilung „Balladen und Romanzen" geschaffen, findet man den Erlkönig dort zwischen dem „untreuen Knaben" und dem „Fischer."

Man nimmt als Entstehungszeit der „Fischerin" das Frühjahr 1782 an und hat gemeint, die künstlerisch vollendete Ballade durch einen größeren, zeitlichen Zwischenraum von dem übrigen, leichten Texte des Singspieles trennen zu müssen. Allein solche Beweisführungen sind eben so wenig stichhaltig, wie diejenigen Lüttke's [1], der die Entstehung des Erlkönigs während Goethe's Aufenthalt in Straßburg wahrscheinlich zu machen sucht. Man wird sich schon mit der Feststellung begnügen müssen, dass Goethe bei der Auswahl lyrischer Einlagen in die „Fischerin" Herder's „Stimmen der Völker in Liedern" benützt und aus ihrem ersten, 1778 erschienenen Theil drei Lieder: „Drei Fragen", „Lettisches Brautlied" und „Lustige Hochzeit" ohne wesentliche Änderung entnommen habe. In demselben ersten Theile übersetzte Herder eine dänische Zauberballade „Elvershöh" [2], die sich mit dem „Erlkönig" in den Motiven des Gesanges und Tanzes, der Lockungen und Drohungen der Elfen berührt, durch Auflösung des Zauberspuks aber und humoristischen Ausgang sich kräftig von ihm scheidet. Auch aus dem zweiten Theil der Herder'schen Sammlung ist ein Gedicht, „Der Wassermann" in den Text der „Fischerin" übernommen worden; die zweite von drei dänischen Balladen, die Herder „durch eine fremde Hand (?!) aus den Kjämpe Visern mitgetheilt" waren. Das letzte von diesen Volksliedern „Erlkönig's Tochter" [3] behandelt einen auch schwedischen [4] und manischen [5] Sagen geläufigen Stoff, und hier fließt die eigentliche Quelle des Goethe'schen Gedichtes! — Abgesehen von wörtlichen Anklängen im ersten und letzten Verse lässt die Gemeinsamkeit der äußeren Form und der Motive darüber keinen Zweifel zu. In beiden Balladen ein nächtlicher Ritt, Begegnung mit den Elfen, lockende Versprechungen aus dem Schatze der Elfenmutter, hier goldene Sporen und ein seidenes Hemd, dort ein gülden Gewand, in beiden Weigerung, Drohung und tödtlicher Schlag, in beiden liebevolle Sorge des nächsten Verwandten. Erinnert man sich noch, dass jene groteske Nachtscenerie an der Ilm, für deren

---

[1] Goethe-Jahrbuch V 331.

[2] Herder's sämtl. Werke, herausg. von B. Suphan. Bd. 25. Berlin 1885. S. 209.

[3] ebd. S. 443.

[4] Volkslieder der Schweden von Gottlieb Mohnike. I. Bd. Berlin 1830. S. 49 und 210 f.

[5] Irische Elfenm. CII.

Benutzung zu Beleuchtungseffekten die „Fischerin" eigens gedichtet war, eine nicht geringe Ähnlichkeit mit der Örtlichkeit des „Erlkönigs" zeigt, so wird man wohl als das Wahrscheinlichste annehmen, dass die Entstehung des Singspiels und der Ballade in dieselbe Zeit falle.

Den Träger aller Motive, die ihm die Quellen boten, hat Goethe zum Unterschied von ihnen nicht in der verstandesmäßigen Sphäre erwachsener Menschen, sondern in einem fiebernden Kinde gefunden. Immer noch kühn genug, lässt er die nüchterne Verständigkeit durch den Mund des Vaters reden. Aber innige Sorge um den Knaben beseelt sein Wort! Stilles Grauen überschleicht doch allmählich auch ihn; und so schwindet alle spitze Kälte aus seiner Vernünftigkeit. Ja! Nun dient sie gerade zur Heraushebung des eigensten Wesens der Goethe'schen Ballade, die ihren Gegenstand so gerne in der Übermacht des Räthselhaften über das leidende Gemüth des Menschen sucht. Und es ist wunderbar, wie sich das Wachsen dieser unwiderstehlichen Gewalt in dem strengen Aufbau des Gedichtes abspiegelt. Mit einem bewegten, aber doch ganz epischen Bericht umrahmen die erste und die letzte Strophe den mittleren, dramatischen Theil in dialogischer Form, wie sie sich bei Goethe erst seit genauerer Bekanntschaft mit dem Volksliede des öfteren findet.[1] Sie sind mit einander innerlich, durch die Responsionen in Vers 1 und 2 gegenüber 29, 30 und 32 verbunden. Giebt die erste Strophe Darstellung der Situation und Stimmungsanschlag, die letzte Ausgang und Nachklang des Geschehnisses, so gliedert sich die Schilderung der eigentlichen Handlung in vier, fein abgewogene Theile. Die zweite Strophe setzt, noch nicht so schwer, mit der Erstehung des Trugbildes ein; man hört die bange Erregung des Kindes, die beruhigenden Worte des Vaters. Eine erste Steigerung tritt in dem folgenden, zweistrophigen Theile ein: die gespenstige Erscheinung beginnt auch zu reden. Und wenn nun noch in Strophe 5 und 6 neue Geistergestalten, des Erlkönigs Töchter, vor dem erschreckten Auge aus dem Nebel auftauchen, wenn sich der Erlkönig von Neuem schmeichelnder, drängender vernehmen lässt, dann fühlt man in Strophe 7 mit tragischer Wucht die Fülle des Entsetzens hereinbrechen, da sich Sehen, Hören, Erfasstfühlen, Angstschrei und Klage in vier Verse zusammenpressen.

Eben aus diesem Drange nach Lebendigkeit ist auch die Vertheilung der Strophen an die einzelnen Personen des Gedichtes geboren. Für die Reden des Kindes und des Vaters müssen immer je zwei Verse genügen; der Erlkönig bedarf zum Ausströmen seiner lockenden, drohenden Leidenschaft größern Raum. Es fällt ihm zu zweien Malen eine ganze Strophe zu.

---

[1] Allgem. Conservative Monatsschrift Bd. 6, Juli-December 1881. S. 231.

Jedoch in der siebenten Strophe stoßen im rasenden Tempo der Handlung die Reden des Geistes und des Kindes zusammen. Der Vater reißt stumm in die Zügel des Pferdes und stürmt davon.

Und wo etwa Komposition und Strophenvertheilung noch Etwas zu thun gelassen, da bieten Syntax, Metrik und musikalische Malkunst ihre willigen Dienste im Kleinen. Alle Konjunktionalsätze fehlen; nur einmal vertritt die Stellung des Fragesatzes eine Bedingungspartikel.* Wie Hagelkörner prasseln Hauptsatz um Hauptsatz herein, gern mit kräftig wiederholtem Subjekt an der Spitze, und durch immerwährende Fragen wogt der Satzton unaufhörlich hinauf und hinab. (Schluss folgt.)

Zu Wilhelm Hauff's „Wirthshaus im Spessart“.[1]

1. S. 15^{31}: „Sie vertrugen sich unter sich selbst so schlecht, wie ein Hund und Kater,“ wo richtiger entweder das ein zu streichen oder vor Kater zu wiederholen gewesen wäre.

2. S. 20^{9}: „Habe ja Zimmer genug in Hirschberg und dort soll sie absterben“ — üblicher: bis zu ihrem Tode (seligem Ende) bleiben.

3. S. 28^{8}: „Hielten sie ein fröhliches Bankett und in dem Weinmuth sagten sie sich zu“ = im Weinrausch, in der durch den Wein gehobenen Stimmung 2c., s. mein Wörterb. II S. 357c: Bier-, Weinmuth 2c.

4. S. 24^{31}: „Ich wollte, es wären tausend Haken, die ich hineinwarf, statt dem einen,“ mehr oberdeutsch als nach der allgemeinen Schriftsprache für: statt des einen; doch s. zahlreiche Belege für den Dativ in meinen Hauptschwier. S. 259.

5. S. 27^{18}: „Dann aber saß er zu Pferd,“ hier = er setzte sich aufs Pferd, vgl. mein Wörterb. III S. 1109c unter sitzen 1a und b.

6. S. 28^{25}: „Kleiner Dachs“ als spöttische Anrede einer Person. Vgl.: „Ich war als junger Dachs von 19 Jahren in mein Regiment eingetreten.“ Gartenlaube 42, 196. Diese Anwendung des Wortes Dachs wäre noch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 131c nachzutragen.

7. S. 31^{23}: „Wenn es kein Hirschgulden wär. . . . Die sind abgeschätzt,“ s. mein Wörterb. III, 895b/c unter abschätzen 2 = schätzend abwürdigen (s. d.) von Münzen 2c. und dazu: abschätzig = geringen Werths 2c.

* Oder, wie der Vf. geschrieben: „vertritt ein invertierendes und die Stelle einer Bedingungspartikel.“ Der Herausg.

[1] Die Hinweise nach Seiten- und Zeilenzahl beziehen sich auf die hier in der Zeitschr. VII S. 38 angegebene Ausgabe in der Pitt Press Series, in der die Erzählung 197 S. umfasst. Nach dieser Angabe wird man die besprochenen Stellen leicht auch in jeder andern Ausgabe auffinden können.

8. S. 32[19]: „Jetzt erst freut es mich, dass wir die Zeit nicht mit Kartenspielen verderbten." — Die schwache Abwandlung des zielenden Zeitworts verderben ist streng sprachrichtig, aber die starke, wie bei dem ziellosen Zeitwort, im Allgemeinen überwiegend, s. mein Wörterb. I S. 284 b. Da hier von einem in der Gegenwart als vollendet abgeschlossenen Zustande die Rede ist, so wäre üblich auch statt des erzählenden Imperfekts das Perfekt zu setzen gewesen, wonach also die Stelle in der gewöhnlichen Ausdrucksweise gelautet haben würde: Jetzt erst freut [präs.] es mich, dass wir die Zeit [bisher] nicht mit Kartenspielen verdorben [statt des an und für sich sprachrichtigeren verderbt] haben.

9. S. 32[22]: „Gemerkt habe ich mir die Geschichte, dass ich sie morgen meinen Kameraden erzählen kann, ohne ein Wort zu fehlen," — üblicher: ohne ein Wort zu verfehlen — oder: in einem Worte zu fehlen (mir einen Fehler zu Schulden kommen zu lassen), vgl. mein Wörterb. I S. 424.

10. S. 32[28]: „Ich muss ja doch heimgeben, was ich gehört habe" = ich muss doch meinen Beitrag an der Unterhaltung für Das, was ich mir habe erzählen lassen, durch eine Erzählung meinerseits abtragen, abzahlen, s. mein Wörterb. I S. 551 c und besonders Ergänz.-Wörterb. S. 222 b.

11. S. 33[20]: „So lass ich mir in keinem Wirthshaus ausbieten," s. mein Wörterb. I S. 130 a unter ausbieten 4: „Einem oder Einen a.: ihn gehen heißen."

12. S. 35[27]: „Das Stümpchen Licht," s. mein Wörterb. III S. 1255 c, vgl. Stümpfchen 1256 a.

13. S. 40[5]: „Wie angesehen sind die Glasmänner" [Glasmacher], vgl. Glasmännlein S. 39[5]; 42[18] als Bezeichnung eines Waldgeistes.

14. S. 40[28]: „Die Flözer . . . Den einen oder den andern dieser ‚Holzherren'" [reicher Holzhändler ꝛc.], vgl. andrerseits: „Holzherr: ein über das Holzwesen gesetzter Rathsherr" in meinem Wörterb. I S. 748 b.

15. S. 41[14] ff.: „Er hatte unmenschlich viel Geld," vgl. mein Wörterb. II S. 293 a und I S. 621 c unter grausam, vgl. schrecklich, fürchterlich und ähnliche Ausdrücke namentlich die Volkssprache zur Bezeichnung des hohen Grades statt des farblosen sehr.

16. S. 43[23]: „Wir werden bald spielen müssen, wer Soldat wird" = losen, s. mein Wörterb. III S. 1140 a Nr. 5 f. (vgl. S. 1139 c Nr. 3 a z. B. noch in Mecklenburg: Soldat spielen = als Militär dienen).

17. S. 44[10]: „Die Floßherren nahmen nie einen Stamm aus dem Tannenbühl unter ein Floß [neutr.] auf" s. mein Wörterb. I S. 468 a und Ergänz.-Wörterb. S. 207 c über das zwischen dem männlichen und

dem sächlichen schwankenden Geschlecht des hervorgehobenen Wortes und hier bei Hauff: „Wenn Ihr mich auch 'mal auf den Floß ließet" S. 48[14]. „Der Floß, mit dem er abgehen sollt, hatte acht Glaich (Glieder)" [20] f. und so männlich auch S. 49[7], [11], [17] und S. 50[6].

18. S. 46[16—26]: „Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren Holzfäller . . . Sie gaben ihm Apfelwein zu trinken und Abends wurde ein großer Auerhahn, die beste Schwarzwaldspeise, aufgesetzt."

Hierzu fügt der englische Herausgeber p. 224 die Anmerkung:

„Auerhahn, 'capercaillie', 'cock of the woods'; now very rare in Germany",

vgl. dagegen mein Wörterb. I S. 658b, wo ich als „mundartlich übertragen" aus der Augsb. Zeitung (1853) unter „Auerhahn" einen Beleg gegeben, den ich auch hier wiederholen will:

Dafür wird dort dem Gesinde zu Hause ein einfaches Mahl gegeben, d. h. „ein Auerhahn bereitet."

19. S. 47[6]: „Der Holländer Michel haut sich heut Nacht ein neues G'stair (Floßgelenk) im Wald," vgl.: „Um Mitternacht bringen sie dann die G'stair ins Wasser" 51[2], ein noch in meinem Ergänz.-Wörterb. nachzutragender mundartlicher Ausdruck.

20. S. 57[14]: „Du hast dem Flegel begegnet" üblicher: Du bist ꝛc., s. mein Wörterb. I S 555c (Anm.) und Hauptschw. S. 65b/6a.

21. S. 57[23]: „Ich komme, um mich Raths zu erholen bei Euch" s. Hauptschw. 143a/b.

22. S. 57[24]: „Es geht mir gar schlecht und hinderlich" s. mein Wörterb. I S. 764a, mit Belegen aus Goethe und Stilling. Irre ich nicht, so ist diese Ausdrucksweise mehr in Süd- als in Norddeutschland üblich, wo man gewöhnlich etwa sagen würde: Es geht mir gar schlecht und ich komme nicht recht vorwärts.

23. S. 60[20]: „Mach ein Bot auf das Gewerbe," vgl.: mein Wörterb. I S. 192b Nr. 3 (vgl. c) und III S. 1565b/c, hier dem Sinn nach so viel wie: biete auf die zum Verkauf kommende Brotstelle (die durch den Tod des Besitzers frei gewordene Glashütte). Die von Hauff gewählte Ausdrucksweise ist vollkommen richtig und tadellos, aber — wie das Ganze — doch mehr im Ton der Mundart als der allgemeinen Schriftsprache.

24. S. 61[19]: „Bin ich doch was Anderes als Nachbarin Grete und Bete," eine durch den Gleichklang verbundene (wohl nur in Süddeutschland) volksthümliche übliche Zusammenstellung zweier Namen, vgl.: in meinem Abriss der Verskunst (2. Aufl.) S. 60 ff. das Hauptstück: „Vom Gleichklang" und dazu Verbindungen wie: Henz und Benz;

Hinz und Kunz; Peter und Paul; Mine und Trine; Krethi und Plethi &c.

25. S. 64[2]: „Was nutzt mich die Hütte und all mein Glas?“ mehr oberdeutsch als dem heutigen allgemeinen Gebrauch der Schriftsprache entsprechend, in der es gewöhnlich heißen würde: Was nutzt (oder nützt) mir &c.? s. mein Wörterb. II S. 456c und vgl. bei Hauff S. 166[22]: „Im Winter nützt dir die Wärme Nichts.“

26. S. 71[24]: „Geschichte von Feien,“ vgl. 74[24] und [30]; dagegen: „die Fee(n)“ S. 73[9]; 75[22], [24], [30]; 93[15]; s. mein Wörterb. I S. 422b.

27. S. 80[30]: „Said lebte in seinem Zelte mehr als Sohn denn als Diener“ s. meine Hauptschwier. S. 308b ff.

28. S. 94[19]: „Er hat . . . seinem Vetter . . . eine Fabel über dich erdichtet und angeheftet“ — üblicher: aufgeheftet, s. mein Wörterb. I S. 722b (Nr. 4).

29. S. 103[31] ff: „Er mochte ungefähr eine Stunde dort gestanden sein, als er zwei Männer langsam die Straße herabkommen sah,“ vgl. S. 111[9]: „Hervor aus dem Wasser tauchte ein Tisch, so wenig nass, als ob er acht Tage an der Sonne gestanden wäre,“ s. über das (mehr ober- als hochdeutsche) Hilfszeitwort sein statt haben meine Hauptschwier. S. 260b und das dort Angezogene.

30. S. 118[14]: „Der Polizeirichter erbleichte,“ — nicht selten statt des richtigeren erblich, s. meine Hauptschwier. S. 84a.

31. S. 126[21]: „War er als . . . der unternehmendste Kletterer nach Vögeln und Daunen . . . bekannt.“ Allerdings heißt es ohne jeden Anstoß: „Er kletterte nach Vögeln und Daunen“ und demgemäß lässt sich auch gegen den Ausdruck: „der am unternehmungslustigsten (oder am waghalsigsten) nach Vögeln und Daunen Kletternde“ Nichts oder wenig einwenden; aber wenn dann für das hauptwörtliche Mittelwort das wirkliche Hauptwort: „der Kletterer“ in der Verbindung mit dem abhängigen Verhältniswort nach gesetzt wird, so liegt darin ein Anstoß und eine Härte, die füglicher hätte vermieden werden sollen, also entweder (s. o.) durch das hauptwörtliche Mittelwort oder sonst etwa z. B.: „War er bekannt als Der, welcher im waghalsigen Klettern nach Vögeln und Daunen es Allen zuvorthat“ &c.

32. S. 131[3]: „Aufs Neue die Qualen zu erdulden, die **ihm** sein rastloses Streben nach Reichthum am Tage erleiden ließ.“ Statt des hervorgehobenen (dem Französischen entsprechenden) Dativs fordert der heutige Schriftgebrauch den Accusativ: „die **ihn** sein . . . Streben . . . erleiden ließ,“ s. mein Wörterb. II S. 31b Nr. 3 und meinen dort

angezogenen ausführlichen Aufsatz in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen ꝛc.

33. S. 162 [18]: „Ich habe nicht viel Zeit zu versäumen und in den Thurm ist es drei gute Stunden" = bis wir in den Thurm gelangen ꝛc., s. Hauptschwier. S. 199 über derartige Verbindungen von in mit dem Accusativ.

34. S. 171 [14]: „Ihr Sohn, als er reich zurückgekehrt war, hatte nicht mehr nach ihr umgesehen" ziellos statt des üblichern rückbezüglichen Zeitworts: hatte sich nicht mehr nach ihr umgesehen, s. mein Wörterb. III S. 1064c Nr. 2 und Ergänz.-Wörterb. S. 474b und über die Stellung des Zwischensatzes nach dem Subjekt Hauptschwier. S. 272a/b.

35. S. 173 [10] ff.: „So oft sie aber jetzt unter der Thür saß und es ging ein Bettelmann vorüber und zog den Hut und hub seinen Spruch an, so drückte sie die Augen zu ꝛc.," mit dem Übergang aus der Stellung des Nebensatzes in die des Hauptsatzes, wie häufig in Bedingungssätzen, s. Hauptschwier. S. 64a/b Nr. 5, vgl. (ohne derartigen Übergang): „So oft sie aber jetzt unter der Thür saß und ein Bettelmann vorüberging und den Hut zog und seinen Spruch anhub, so ꝛc."

36. S. 174 [3]: „Wenn ich nicht Boten gehen müsste" ꝛc., s. über diese durchaus übliche Verbindung im Sinne von: „als Bote gehen" mein Wörterb. I S. 193a (Nr. 2) und c (Anm.), vgl. Ergänz.-Wörterb. 94c. Ich habe den Satz hier nur angeführt, um gelegentlich einmal wieder darauf aufmerksam zu machen, dass vielleicht richtiger Boten nicht als das Hauptwort, sondern als der Infinitiv eines Zeitworts zu fassen und demgemäß richtiger mit kleinem als mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben ist.

37. S. 175 [31]: „Sein steinernes Herz schützte ihn nicht, dass nicht seine Glieder zitterten," vgl.: „Schützte ihn nicht davor, dass seine Glieder zitterten," — in dem durch dass eingeleiteten Nebensatz ohne das nicht, — was ich als Ergänzung zu dem in den Hauptschwier. S. 228a unter „Pleonasmus" 4c Gesagten der Beachtung empfehlen möchte.

38. S. 186 [19]: „Das bin ich fest entschlossen" = dazu, vgl. Hauptschwier. S. 114a unter Dessen 1.

39. S. 188 [10]: „Wenn Ihr mir nur Euer Wort geben wolltet, Frau Gräfin, für mich gut zu sprechen ꝛc." hier in dem Sinne des Umstandswortes gut = in gütiger Weise, also: für mich ein gutes Wort einzulegen (Euch in gütiger Weise für mich zu verwenden ꝛc.). Diese Verbindung lässt sich, wie man sieht, wohl erklären, aber — meiner Ansicht nach — doch nicht zur Nachahmung empfehlen, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 496b unter sprechen Nr. 7 und 8a.

Beobachtungen am Fremdwort.

Von Richard Andrä.

Soll man heute, wo das Fremdwort wieder ein bedenklich freches Spiel treibt, die alte Klage anstimmen, daſs die lieben Mutterlaute verachtet würden und einer nicht zu unterschätzenden Gefahr entgegengingen, daſs der unselbständige Deutsche, wo er doch so reich an sich ist, blind an seinen Schätzen vorüber und borgen gehe? Zweimal hat die deutsche Sprache ihre altersstolze lateinische Schwester aus dem Felde geschlagen und zuerst der Dichtkunst, dann der Gelehrsamkeit dienend sich zu Diensten verpflichtet; sie kennt Mark und Grenzen, innerhalb deren sie geschützt wird, und das lebende Geschlecht versenkt sich wie kein andres zuvor in die Tiefen ihres Wesens und ihrer Entwicklung. Freilich schleppt sie nun seit ihrer ersten Aufzeichnung fremden Flitter mit sich, der anstatt sie zu putzen, ihren Glanz verdunkelt. Aber wie natürlich! „Die Wörter wandern mit den Sachen“ (Scherer) und die fremden Sachen kommen oft ungerufen mit dem Schwert der Eroberer. Daſs die deutsche Musik italiänische Ausdrücke benutzt, ist ihr selbst noch nie schädlich gewesen und darum bleibt sie dabei. Die Wissenschaft hat Verpflichtungen gegen die ganze Welt, darum strebte sie stets nach einer gemeinsamen Weltsprache und behielt sich, als ihr diese im Abendlande mit der lateinischen verloren ging, das Recht vor, die springenden Punkte wenigstens nach der überlieferten Weise zu bezeichnen. Außerdem, die Wissenschaft ist eine Entwicklung und hat an ihrer Vergangenheit zu schleppen. So kann das Fremdwort nie aussterben schon der Geschichte wegen, abgesehen davon, daſs jedes Zeitalter neue Exemplare sich zu eigen macht. Wir sind längst darüber hinaus, dem Fremdwort als einem technischen Hülfsmittel seinen Werth streitig zu machen. Wo aber aus der Noth ein Unfug gemacht wird, sei es im Gespräch oder in Briefen oder in Abhandlungen, überall, wohin das Fremdwort nicht gehört, da giebt es uns einen Stich ins Herz, da erregt es Ärger.

Es erregt Ärger, wenn es nur einem geckenhaften Aufputz zu dienen hat. Jeder weiß, das Fremdwort setzt eine gewisse Schulung voraus, und nur der Gebildete kann es recht sprechen und gebrauchen, wie er es denn mit Vorliebe that und thut: der gelehrte Geistliche der Karolingerzeit, der Ritter des Mittelalters, der Humanist und sein Enkel in unsrer Zeit, dazu das Heer der mit Schlagwörtern arbeitenden Zeitungsschreiber. Wenn eine Schule es unternehmen wollte, die termini zu verschweigen, sie würde ihren Zöglingen einen schlechten Dienst erweisen. Aber diese termini, welche mit der ersten Grammatikstunde beginnen, dieses „Subjekt

und Objekt", welche sich mit den Jahren aus einfachen Bestimmungen des Satzgefüges zu weltbewegenden philosophischen Begriffen erweitern, dieses „Kausale, Hypothetische und Faktische", dessen Wesen zu begreifen man beim Übungsbuch gezwungen wird, diese Begriffe alle schleichen sich als erste Wühler in den Stolz des kleinen Strebers ein und setzen ihm, deutsch gesagt, einen Floh hinters Ohr. Nun wächst der Bildungseifer und die Lust, im Gespräch seine Weisheit leuchten zu lassen. Wer hat nicht an sich selbst die Befriedigung erlebt, die dem unausgegorenen Gedanken das schlagende, hellklingende Fremdwort giebt. Es wird das Färbemittel, welches mancher magern Suppe einen Fettglanz verleiht, das anspruchsvolle Aushängeschild unfertiger Bildung. So will man sich schließlich, bestochen von der Melodie des Fremdwortes, mancher deutschen ebenso bequemen und gleichwerthigen Ausdrücke kaum noch erinnern: alltäglich, gewöhnlich, gemein, roh heißen lieber „banal, trivial, brutal"; gering und dürftig werden ersetzt durch „pauvre und malpropre". „Genial" scheint ganz unvermeidlich, aber man sucht einen schroffen Gegensatz und findet „banausisch."

Ärger erregt es auch, wenn man die Entdeckung macht, daſs dem Fremdwort so gern das Zugeständnis des Höhern, Vornehmern gemacht wird. Die Frau will Dame heißen, ihr Zimmer nennt sie Boudoir oder Salon, ihren Putztisch Toilette; dann giebt es da eine Menge von Etagèren, Fauteuils, Trumeaux, die immer ein feineres Stück als unsre gewöhnlichen Haus- und Stubengeräthe bezeichnen. Was ist eine gute Mahlzeit gegen ein „Diner", was ein Diener gegen einen Lakaien, ein Wagen gegen eine Karosse? Trägt nicht diese Eigenthümlichkeit des Fremdwortes viel dazu bei, daſs es für so viele Amtsnamen gar kein Ersatzmittel zu geben scheint? Wenn wir Sekretär, das süddeutsche Offizial, Minister, Adjutant, Administrator, Professor, Docent, oder wie die unangestellten Hilfslehrer höherer Schulen heißen: Accessist in Hessen-Darmstadt, Assistent in Baiern, Probandus in Preußen übersetzen wollten, die Zeit müſste uns helfen, damit die neuen Titel unserm Ohre und Gefühle den Klang der alten vollkommen ausfüllten. Unser Deutsch heißt immer bei uns das schlichte, biedere, einfache Deutsch. So scheint es zu sein: in Kleinigkeiten einfach. Wo wir Deutschen aber von der Oberfläche in die Tiefe steigen, da kennen wir mit wenigen Ausnahmen kaum ein adlicheres oder bezeichnenderes Wort als das heimische, z. B. wenn wir zweifelnd und miſstrauisch Jemand gegenüberstehen, so sagen wir „er scheint ein raffinierter Kerl zu sein". Wenn wir aber Gewiſsheit haben, so sagen wir: Du bist ein Schurke. Man spottet über den geringen Mann, der sich mit dem Fremdwort abquält und es als ein halb deutsches, halb wälsches Ungeheuer herausbringt,

die Gedankenlosigkeit jedoch, mit der es vornehme Stutzer handhaben, verdient sie nicht viel schärferen Spott? Der Ärger aber, den das Fremdwort zu erregen geeignet ist, schlägt oft in Gelächter um und wie so possierlich erklingt es. Unsre Witzblätter kennen ihre Quellen und wissen ganz genau, warum sie halbwachsene Fähnrichs mit so kraft- und saftlosen Bemerkungen wie kolossal, pyramidal, eklatant, stilvoll, exorbitant, fulminant ꝛc. um sich werfen lassen. Man gehe nur einmal, um Belege zu sammeln, einen Bummelsteg hinunter, wo die Gedankenlosigkeit mit der langen Weile zu Hause ist und Muster von faulen Lückenbüßern zu Tage fördert; wenn aber der fünfte nicht französischen, italiänischen oder lateinischen Ursprungs ist, so sollen die Herren geistreich heißen. „Pardon, Sie promenieren auch?" „Prinzipiell heute, speciell schöner Tag!" „Absolut ganz tadellos!" Das Wort „entgegengesetzt" wird kaum noch ohne den Zusatz „diametral" vernommen. Frage aber mal Einer, ob der Zusatz mehr bedeute als einen Lückenbüßer; und frage einmal Einer seinen Freund, der behauptet, er wiege „netto" so und so viel Pfund, ob er sich ohne Hemde und Alles habe wägen lassen. Neuerdings erfreut sich das Schlagwort ‚fin de siècle' ganz besondrer Beliebtheit, da man es bereits auf Butter, Käse und Wagenschmiere angewandt hat, was uns dem Erfinder zu großem Danke verpflichtet. Es giebt kaum bessere Mittel, wenn man sprechen und doch eigentlich Nichts sagen will: man sage: partout, absolut, prinzipiell, netto, eventuell, speciell, konstant, ohne daſs damit dem philologischen Gedankenleser gesagt sein soll, daſs unsre liebe Sprache arm an solchen Mitteln sei, aber die fremden sind, weil sie klingen, „eminent profitabler".

Um nun diese Betrachtungen nicht mit gar zu bösen Anschuldigungen abzuschließen, wollen wir die Hauptschuld an dem Wuchern des Fremdwortes einer gewissen Bequemlichkeit und dem Umstande zuschreiben, daſs nicht Jeder die Muße hat oder sich die Muße nimmt, über unsern Gegenstand nachzudenken. Wir können unser Ohr der Zeitsprache nicht verschließen; wie sie uns in dem Tageblatt, im Gespräch, in Vorträgen und Abhandlungen aufgetischt wird, so eignen wir sie uns an und haben besonders ihre außergewöhnlichen Ausdrücke stets reisefertig auf der Zunge. Denn das Außergewöhnliche waltet lebendiger in uns als das Gewöhnliche, in diesem Falle der deutsche Ausdruck. Wer giebt uns gleich im entscheidenden Augenblick für das uns geläufige Fremdwort einen deutschen Ersatz, dem es an gleicher Färbung und Geschmeidigkeit nicht mangelt. Ja, es steht die Frage offen, ob es „dienlich sei, ein Wort wie „Phrase", wie „raffiniert", wie „Subjekt" (elendes Geschöpf), auszumerzen. Und wenn über e i n z e l n e n Wörtern die Frage schwebt, wer will entscheiden über welchen? Diejenigen, welche nicht eilig genug mit ihrem Bericht,

ihrer Beurtheilung oder Abhandlung fertig werden können, dürfen nicht durch bedenkliches Abwägen der Worte sich aufhalten lassen; sie müssen nicht selten unfruchtbaren oder abgebrauchten Gedanken eine tagesgemäße Schattierung geben. Und auf unfruchtbarem Gedankenboden schießen die Fremdwörter wie Unkraut hervor. Der Gebildete wird im Allgemeinen dem Unwesen nur dadurch steuern, dass er das Fremdwort vermeidet, wo es ihm leicht wird, dass er nicht damit wirthschaftet, um wissenschaftlich oder vornehm zu prunken, oder aus Bequemlichkeit oder aus Gedankenlosigkeit. Im Übrigen wird ihm die langsame Spracharbeit des Einzelnen, der sie sich zum Beruf macht, und irgend eine dichterisch schaffende Urkraft, welche mit einfachen und naheliegenden Mitteln, kraft des glücklichen Blickes und Griffes, Licht und Luft schafft, das Rüstzeug gegen die Verführung zum unnöthigen Gebrauch der Fremdwörter an die Hand geben.

Heran- oder hinantreten?

Eine an mich gerichtete Anfrage zweier Streitenden lautete: „Heißt es richtiger: ‚Ich bin an die Dame herangetreten oder hinangetreten'?

Ich gebe meine Antwort, die für den Briefkasten etwas zu umfangreich ausfällt, an dieser Stelle und, ohne aus meinen Sprachbriefen [191]: „Unterschied der Bedeutung für her und hin nebst den entsprechenden Zusammensetzungen" das allgemein Bekannte wiederholen zu wollen, glaube ich doch, vielen Lesern wird es nicht unerwünscht sein, wenn ich daraus hier in meiner Zeitschrift das Nachfolgende hersetze:

§ 14. Ferner ist zu bemerken, dass bei einzelnen zusammengesetzten Zeitwörtern im übertragenen Sinn sich im Sprachgebrauch eine bestimmte Form ein- für allemal festgesetzt hat, die man nun auch ohne Rücksicht auf den Standpunkt des Sprechenden gebraucht. In rein örtlicher Anwendung wird man z. B. allerdings unterscheiden (§ 11): herab- (oder herunter-) und hinab- (oder hinunter-)kommen, -bringen, -lassen. Der in eine Kluft Gestürzte z. B. wird, von seiner Rettung berichtend, erzählen: Mein Retter ließ sich an einem Seile herab (oder herunter), der Retter dagegen: Ich ließ mich an einem Seile zu ihm hinab (oder hinunter) u. s. w.; aber in übertragenem Sinne heißt es feststehend (ohne Rücksicht auf den Standpunkt der Sprechenden): Etwas am Preise herab- [nicht: hinab-] oder herunterlassen; sich zu Jemandes Standpunkt herablassen; ein sehr herablassender Herr; seine Herablassung &c. — Die Krankheit hat ihn sehr herab- oder heruntergebracht. Ein in seinen Kräften oder in seinen Glücksumständen oder auch: sittlich sehr herab- oder heruntergekommener Mensch. Jemand oder Etwas

herabwürdigen ꝛc. — Geld aus einer Summe herausbekommen, -haben wollen, -geben ꝛc. Schriften herausgeben. — Jemand zum Kampf, Zweikampf, Wettkampf ꝛc. herausfordern ꝛc. — Mit einem Gewinn herauskommen. Das Buch kommt zu Ostern heraus ꝛc. — Sich viel herausnehmen gegen Jemand u. Ä. m.

§ 15. Ähnlich hat sich ferner bei bestimmten Verschmelzungen des her und hin mit Partikeln wenigstens im heutigen Hochdeutsch eine bestimmte Form ausschließlich oder doch überwiegend fest gesetzt, die also eigentlich und übertragen ohne Rücksicht auf den Standpunkt des Sprechenden gilt, so immer mit her: herbei; hernach (zeitlich); hernieder; herum; hervor; dagegen immer mit hin: hindurch; hinfort (zeitlich); hingegen und hinwieder; hinweg; vgl. auch: hinzu, im Sinne der Vermehrung, während örtlich herzu und hinzu geschieden werden.

§ 16. Wenn es dagegen z. B. bei Gottfr. Bürger heißt: „Ihr schneller Lauf | geht bald hinnieder | und bald herauf,“ so ist die hier gemachte Unterscheidung nicht sprachüblich (obgleich hinnieder vereinzelt auch noch bei E. M. Arndt und bei Fr. Rückert vorkommt). Nach dem allgemeinen Gebrauch muſs es heißen: „Ihr schneller Lauf | geht bald hernieder | und bald herauf,“ wenn nicht der Standpunkt des Sprechenden es möglich macht, statt des letztern Wortes hinauf zu setzen.

So viel im Allgemeinen; im Besondern füge ich nun, um der mir vorgelegten Frage näher zu treten, aus meinem Wörterb. III S. 1372c die dort für heran- und hinantreten gegebenen Belege hinzu, wobei ich wenigstens den ersten etwas vollständiger hersetze:

„Es ist hier nicht Zeit und Ort, zurückzuhalten, Einleitungen zu machen und sachte heran zu treten.“ Goethe XV. 274 (Wahlverwandtsch. II Kap. 14).

„Daſs die Möglichkeit der Gefahr oft genug an den Menschen herantritt.“ Virchow, Trichinen 27.

„Nah itzt trat sie hinan.“ Voß Ilias 5, 123.

An den letzten Beleg knüpfe ich noch das folgende Beispiel:

„Ich blieb in geziemender Entfernung stehen. ‚Treten Sie etwas näher an mich heran‘, sagte die Fürstin, ‚mein Gehör ist nicht das schärfste‘. So trat ich denn einen Schritt näher an die Dame hinan.“

Wer sich so ausdrückt, kann sich auf die für örtliche Verhältnisse geltende allgemeine Regel und auf den Vorgang eines so sorgfältigen Schriftstellers wie Johann Heinr. Voß berufen, wer aber auch als Schluſswort heran setzt, kann dagegen sich darauf berufen, daſs ähnlich, wie in den oben angeführten Beispielen des § 14, die Verbindung: „an Jemand oder: an Etwas herantreten“ statt des dem örtlichen Verhältnis

zunächst entsprechenden hinantreten üblich ist. Sagt man doch z. B. (s. o. die Stelle aus Goethe): an die Lösung einer verwickelten Aufgabe, an einen schwierig zu behandelnden Fall sachte oder behutsam rc. herantreten (nicht hinantreten) und z. B. nicht bloß in der zweiten und dritten Person: „Tritt unbefangen an die Frage heran!" „Er trat unbefangen an die Lösung, an die Aufgabe heran" (nicht: hinan), sondern auch in der ersten Person: „Ich werde vorurtheilslos an die Sache, an die Prüfung der Sache rc. herantreten, herangehen,"
vgl. (s. o. den Satz von Virchow) nicht bloß: „Der Angriff ist die beste Vertheidigung. Ich will nicht warten, bis der Feind (oder: die Gefahr) an mich herantritt," sondern auch: „Warte nicht, bis der Feind (die Gefahr) an dich herantritt."

Nach dem Vorstehenden glaube ich zur Genüge meinen erbetenen Schiedsspruch begründet zu haben, den ich in die Worte zusammenfasse:

„Ich bin an die Dame hinangetreten" ist durchaus sprachrichtig; aber: „ich bin an sie herangetreten" hat nach meinem Gefühl mehr den Sprachgebrauch für sich.

Österreichische Heeressprache.

„Es ist zu bedauern, dass die österreichische Armeesprache sich so sehr abweichend von den gebräuchlichen Wendungen und Ausdrücken des heutigen Hochdeutsch entwickelt hat. Neuerdings gewinnt man gelegentlich den Eindruck, als wenn in Österreich das Deutsche nicht mehr eine lebende Sprache sei, sondern allmählich zu einer todten Sprache erstarre, die keine Fühlung mit der im Reich gesprochenen habe. Es seien aus unzähligen Beispielen nur zwei hier angeführt: S. 37: ‚Heu muss durch Grünfutter surrogiert und das Getränk im Relutum ausgefolgt werden.' S. 99: ‚Wo hierzu keine Zeit vorhanden, kann sich an Vermittelung von angesehenen Ortsbewohnern oder an Aushebung von Geißeln gewendet werden.' Wer deutsches Sprachgefühl besitzt, muss beim Lesen solcher Sätze ein Bauchgrimmen empfinden."

Diesen Sätzen, die sich in dem litterarischen Beiblatt zum militärischen Wochenblatt finden, (s. National-Ztg. 47, 485) habe ich geglaubt, auch hier in meiner Zeitschrift ein Plätzchen einräumen zu müssen, wobei ich mir nur noch die Bemerkung erlauben möchte, dass doch auch in unserer deutschen Heeressprache trotz aller höchst anerkennenswerthen Bemühungen für ein richtiges und reines Deutsch sich noch immer manches Änderungs- und Verbesserungsbedürftige findet (vgl. z. B. in meinem „Verdeutschungswörterbuche" den Anfang des Vorwortes und das dort Angezogene).

Professor Buchheim's Ausgabe von Halm's Griseldis im 11. Bande der German Classics in der Clarendon Press Series.

Als Probe der in der Zeitschrift (S. 199) angezeigten Ausgabe theile ich hier — mit Rücksicht auf den Raum — nur einen der kürzesten Abschnitte: „Sprache und Versmaß" in deutscher Übersetzung mit:

„Die gewählte Feinheit von Halm's Sprache in gebundener und ungebundener Rede ist allgemein anerkannt. Besonders in seiner Griseldis ist seine Sprache von einem unübertroffenen Wohlklang und Schwung. Die fünffüßigen Jamben fließen ebenmäßig in einem kaum unterbrochenen Strome des Wohllauts dahin, und Halm hat, so wie einige andere Dichter, durch die That erwiesen, dafs die deutsche Sprache auch für den Wohlklang geeignet und geschaffen ist. Was ich oben im Allgemeinen von Halm's Versen gesagt, dafs sie ‚Musik ohne Noten' seien, gilt ganz besonders von dem vorliegenden Schauspiel. Zwar ist die Sprache hier häufiger blumenreich als in seinen spätern Werken; aber Das passt wunderbar für den Gegenstand und jedenfalls ist hier die gelegentlich geschmückte Ausdrucksweise weit weniger störend, als sie in andern Bühnenstücken sein würde. In der That haben einige Kunstrichter, die gegen den peinlichen Eindruck des Stückes Einspruch erhoben haben, bereitwillig zugestanden, dafs der Reiz der Sprache es erträglich mache. Hier und da sind in den reimlosen Vers gereimte eingewoben, was die Musik der Sprache wesentlich erhöht und so zu dem in diesem Stücke ausgeprägten lyrischen Wesen vortrefflich stimmt und dem jüngern Geschlecht der deutschen Lyriker als ein nützliches Muster gedient hat."

Hier möchte ich aus meinem „Abriſs der deutschen . . . Verskunst" § 185 kurz das Folgende hersetzen:

„Besondere Beachtung verdienen die reimlosen fünffüßigen Jamben, der Blankvers, wie ihn die Engländer nennen, z. B. in Schiller's ‚verschleiertem Bild zu Saïs' . . ., namentlich aber seit Lessing's ‚Nathan' . . . üblich als der herrschende Vers im Drama . . . Besonders Schiller fügt an einzelnen Stellen, die bedeutsam hervortreten oder einen Abschluſs bilden, auch den Reim hinzu" ꝛc. —

und wie ich dafür dort aus Schiller's „Braut von Messina" einige Stellen als Probe gegeben, so möchte ich hier aus dem 5. Aufzuge von Halm's Griseldis die Schlufsworte des Königs Artus hersetzen.

Halt! Zurück,
Herr Percival! Fortan will ich sie schützen,
Du hast das Recht verwirkt, sie zu besitzen
Und ungehindert soll sie heimwärts ziehn.

Wohl jeden Kampf bestehet Lieb' um Liebe,
Doch dienen nicht soll sie dem rohen Triebe,
Der ihr die Sohle auf den Scheitel setzt!
Dein Haus ist leer, das Glück ist fortgezogen,
Versunken deines Sieges Freudenbogen!
Nun wohne einsam in den öden Hallen,
Dir selbst genug und in dir selbst zerfallen!

Zur Weidmannssprache.

In meinem Wörterb. I S. 144b habe ich gesagt:

„Bischen, bischten, intr. (haben) pisten (s. d.) bisch! rufen, namentlich von den Haselhühnern: Diese pisten, jene [die Repphühner] rufen. Döbel 1, 50b. Ton, als wenn die Haselhühner bischten. 2. 176a. Wenn sie nun zusammenbischten. ebd. ꝛc., vgl. spissen."

In einem sehr eingehenden, höchst lesenswerthen und anregenden Aufsatze: „Das Haselhuhn" in Paul Wolff's „Weidmann" (3. Aug. 1894, Nr. 45) schreibt Prof. F. Valentinitsch in Graz:

„Das Haselhuhn besitzt in seiner Kehle zahlreiche Laute, von denen jedoch für die Jagd nur zwei von besonderer Wichtigkeit sind, die typischen Hahnen- und Hennenrufe. Von jeher gelten dafür die weidmännischen Ausdrücke spissen und bisten" — und dazu fügt er die Fußanmerkung:

„So sehr ich auch die altehrwürdige Weidmannssprache hoch halte, muss ich doch bemerken, dass die Ausdrücke spissen für die Balzzeit im Frühjahr und bisten für den Herbst nicht zutreffend sind. Das Haselwild hat im Frühjahr und Herbst stets die gleichen Rufe. Verschiedene Jagdschriftsteller, einander zum Theil widersprechend, sind sich über die Bedeutung der beiden Zeitwörter nicht recht klar geworden. Nur wenn man spissen für den Hahnen-, bisten für den Hennenruf gebraucht, was auch den Naturlaut beiläufig andeutet, bin ich mit den Ausdrücken einverstanden. Von einem Spissen im Frühjahr und Bisten im Herbst zu reden, hat keinen Sinn. Übrigens weiß ich nicht, in welchen Theilen Deutschland's diese Ausdrücke vollständig populär und allgemein gebräuchlich sind. Für eine Aufklärung wäre ich sehr verpflichtet. In Österreich kennen sie nur die theoretisch gebildeten Jäger aus den Jagdwerken; praktisch habe ich sie nie anwenden hören."

Franz von Kobell in seinem „Wildanger" (Stuttg. 1859) S. 374 sagt: „Um die Weise des [Hahnen-]Rufes zu bezeichnen, haben die Gebirgsjäger bei uns den Spruch: ‚Zieh, zieh, zieh, bei der Hitz bei der Höhl' Valentinitsch, der dies „baierische Jägerverslein" wohl aus dieser Quelle, doch mit der Änderung am Schluss: „zur [statt: bei der] Höh" anführt,

stellt mehrere Hahnen- und Hennenrufe in ihren Tonweisen mit untergelegten Worten dar. Ich setze davon für den Hahnenruf hier nur die tonnachahmenden Worte her: „Sieh, sitz ja da, siehst mi nit?

Folgende Ausdrücke aus diesem Abschnitt seines Aufsatzes mögen hier füglich noch — theilweise mit als Ergänzungen auch meines Wörterbuches — eine Stelle finden: „Die Lockjagd im Herbste“ (S. 369a) Lockjäger (370b). Ein lockkundiger Jäger (370a). Hahn- (vgl. Wachtel-, Fasanen-) Locken ..., Hennenlocken in Österreich Wusperl, Lusperl, Schelle genannt. (ebd.) Andere [Locken] wären eben gut genug — zum Vergrämen (ebd.), vgl.: Es [das Haselhuhn] nimmt die geringste Bewegung wahr, um sogleich vergrämt abzustreichen (371a). Ein fortgesetztes Locken . . . kommt einem gewitzigten Hahn gegenüber dem Vergrämen gleich (371b). [= verscheuchen]. In den kurzen Augenblicken, in denen das Haselhuhn schussmäßig zusteht (370a), vgl.: Baumt das Haselhuhn schussmäßig, so kann man . . . das Gewehr an die Backe bringen (371a). Selbst so wird noch manches Stück leider „verschossen“ . . . „Verschossene“ Haselhühner sind für den Jäger fast ausnahmslos verloren. Die emsigste Nachsuche, sogar mit einem Vorstehhunde, bleibt in der Regel erfolglos (371a). Ein „verschossenes, d. h. nicht zu Stande gebrachtes Stück (b) — und (zum Schluss noch): Der bunte schwarzkehlige Hahn [= Haselhahn] 370b und kurz: Sich freuend, dass dem Revier ein Schwarzkehliger geblieben ist. (371b.)

Aus einem Briefe an den Herrn Gutsbesitzer A. v. W. . . . bei Koblenz.

Sehr geehrter Herr!

Sie theilen aus Goethe's Wanderjahren 1. Buch 6. Kap. (40bändige Ausg. 18, 83) die folgenden Sätze mit: „Ich wollte die Welt sehen und mich ihr hingeben und wollte für diese Zeit meine Heimath vergessen, von der ich kam, zu der ich wieder zurückzukehren hoffte. Den ganzen Eindruck wollte ich behalten und das Einzelne sollte mich in **die** Ferne nicht irre machen.“ — und Sie fragen an, ob hier nicht in den durch den Druck hervorgehobenen Worten ein Druckfehler anzunehmen sei, wonach es heißen müsste: in **der** Ferne.

Das wäre freilich das Gewöhnlichere, aber der hier von in abhängende Accusativ ist doch wohl von Goethe mit bewusster Absicht gewählt worden, um auszudrücken: das Einzelne sollte durch seine Wirkung in die Ferne hin mich nicht irre machen, vgl. Sie bei Goethe Bd. I,

S. 176 die Ballade, welche die Überschrift trägt: „Wirkung in die Ferne“ und weiter in meinen Hauptschwier. S. 179 das unter dem Titelkopf: „In“ Gesagte.

Wenn Sie weiter in Ihrem Briefe an mich aussprechen, dass das Kapitel, welches zu Ihrer Anfrage Anlass gegeben, eine Anzahl von Sprüchen enthalte, die und deren Auslegung gerade in der heutigen Zeit besondere Beachtung verdienen, so muss ich Ihnen darin allerdings vollkommen zustimmen; doch Sie werden selbst zugestehen, dass für den von Ihnen gewünschten Abdruck dieser Sprüche oder wenigstens, wie Sie beschränkend hinzusetzen, des Spruches über „Besitz und Gemeingut“ meine „Zeitschrift für deutsche Sprache“ nicht der geeignete Ort ist; doch kann und will ich gern Ihrem Wunsche in so weit entgegenkommen, dass ich in dieser meiner — wenigstens theilweise — zum Abdruck in meiner Zeitschrift bestimmten Antwort Ihren Wunsch mittheile, was hoffentlich viele Leser der Zeitschrift veranlassen wird, das 6. Kapitel im 1. Buch von Goethe's Wanderjahren zur Hand zu nehmen.

Aus einem Briefe des Herrn Alfred Bauer in Paris an den Herausgeber und dessen Antwort.

Herr Alfred Bauer schreibt mir:

„Ich erlaube mir die Anfrage, ob das in den Hauptschwier. S. 93a erwähnte ‚heutes Tages‘ (= heut des ꝛc.) ein Provinzialismus oder doch veraltet ist. Könnte die Zeitschrift nicht einige Belege dazu geben?

Zu Denjenigen, die durch Ihre Bemerkungen über ‚aus aller Herren Länder‘ sich haben belehren lassen und jetzt nur noch sagen: ‚aus aller Herren Ländern‘ gehöre auch ich und viele Andere; aber die Weglassung des Dativ -n findet sich doch immer noch bei sehr Vielen.* Ein Seitenstück dazu haben wir bei Jedermann, in welchem das Fürwort durch alle Kasus unverändert bleibt. Man hat sogar die Differenzierung: jedes Mann(e)s und Jedermanns“ ꝛc.

Meine Antwort.

In meinem Wörterb. I S. 757b habe ich gesagt: „Heutiges Tages = heut zu Tage; dafür veraltet: Noch heutes Tages. Richter 1, 26;

---

* Der Zufall fügt es, dass ich gleichzeitig mit dem Briefe des Herrn Alfr. Bauer die Nr. 21 der „Gegenwart“ zu Gesicht bekomme, worin Frau Elisabeth Marr in einem Aufsatze: „Erinnerungen an Hans v. Bülow“ S. 327a schreibt: „Aus aller Herren Länder strömte der begabtere Musikernachwuchs herbei“ und Ähnlichem begegne ich noch zu oft in der Presse, aber — wenn meine Beobachtung mich nicht täuscht — doch jetzt bedeutend seltner als früher. Der Herausgeber.

Luther 8, 36 [oder heut des Tages]" und in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 271a habe ich als Belegstellen aus Luther hinzugefügt 1, 3a; 144a; 216b. Ihrem Wunsche entsprechend will ich diese letzten Stellen vollständig hersetzen (und zwar buchstäblich in Luther's Schreibweise).

„Ja ich halt gentzlich dafür, das sie als Epicurer noch heutes tages des Bapstes nur spotten." „Das ich nie willens gewest, noch heutes tags bin, das ꝛc." „Ja ich begere vnd wündsche noch heutes tags, das ꝛc." Der Vollständigkeit halber will ich noch aus meinem Wörterb. III S. 1278b unter „Tag" 2g das Folgende hersetzen (vgl. Hauptschwier. a. a. O.):

„Heutigen (s. d.) oder heutiges (Goethe 33, 43), heut des oder (veraltet): heutes (Luther 8, 155a ꝛc.) Tages = heut zu Tage, in der Jetztzeit ꝛc.; morgen (s. d. I 1) des oder morgendes (s. d. 1) oder morgenden Tages = morgen am Tage, = (sofort) morgen." Die sich nur in der Schreibweise (nicht in der Aussprache) unterscheidenden Wendungen: „heut (wie morgen) des Tag(e)s" sind auch heute noch durchaus üblich.

In Bezug auf das Fürwort Jedermann (s. Hauptschwier. S. 189a) möchte ich — nicht bloß für die Abwandlung — aus meinem Wörterb. II S. 231a kurz Folgendes hersetzen:

„Jedermann (ohne Mehrzahl): Jeder (s. d.), Jedweder . . ., verschieden: jeder Mann (mit Abwandlung auch von jeder), vgl.: Jeder Mann, der ꝛc. und: Jedermann, der ꝛc. oder: Jedermann, wer ꝛc. H. L. Nicolai 2, 10; Wieland 7, 210" [vgl. Hauptschwier. S. 77b ff.]. „Bei Ältern: iedermann, yedermann Schaidenreißer 5b; 66a u. o. Dann folgen zahlreiche Belege für die Formen Jedermann (als Nomin., Dat. und Acc.) und Jedermanns (als Genit.), zumeist schon aus Luther's Bibel und (als selten bezeichnet): „Vor Jedermannes Augen und zu Jedermannes Nachricht. Fichte 6, 258."

Sein oder Nichtsein. Roman von Robert Schweichel.

(Roman-Ztg. 31, 3, Sp. 577 ff.)

1. „Die kräftige Nase glich in der Farbe einem herbstlichen Buchenblatte, dessen Braun in Röthe überzudämmern beginnt" Sp. 580. In meinen Wörterbüchern findet sich unter den Zusammensetzungen von dämmern nur das auf der dritten Silbe betonte, echt (oder untrennbar) zusammengesetzte überdämmern (⏗ ⏑ ⏗ ⏑), die hier vorkommende auf der ersten Silbe betonte unechte Zusammensetzung (⏗ ⏑ ⏗ ⏑) wäre also nachzutragen in der Bedeutung: dämmernd in Etwas übergehen.

2. „‚Er ist heute . . . angekommen‘, verfolgte sich der Kreisrichter ꝛc.“ Sp. 584 in dem wohl schwerlich zu billigenden oder zu rechtfertigenden Sinne: setzte der Kreisrichter seinen Bericht fort.

3. „Auf die Dauer freilich war sie ihres Lehramtes [statt: ihrem Lehramte] nicht gewachsen“ Sp. 590.

4. „‚Die Herrin eines Trümmerhaufens‘ lächelte sie, doch was halten Sie von ihm?“ Sp. 593. Das soll bedeuten: von diesem (Trümmerhaufen). Irre ich nicht, so werden hierbei die Leser (wenigstens die norddeutschen) einen Anstoß empfinden, in dem sie bei dem „von ihm“ zunächst an eine männliche Person oder doch sonst an etwas persönlich Aufzufassendes zu denken geneigt sein werden, s. Hauptschwierigkeiten S. 140a Nr. 2.

5. „Seine großen Augen flammten ihr nach“ Sp. 595 statt des gewöhnlichen „blickten ihr flammend nach“ ꝛc.

6. „Die Abkömmlingin der . . . Adelsfamilie.“ Sp. 597, s. Hauptschwier. S. 63a; 149b.

7. „‚Das Rosenfest?‘ fragte Ritter. ‚Der Herr ist wohl fremd hier . . .?‘ gegenfragte der Alte.“ Sp. 601, wofür es üblicher hieße: „fragte der Alte (dagegen)“ — mit dem eingeklammerten Schlusswort oder ohne dieses (da aus dem Zusammenhang schon erhellt, dass die Frage eine Entgegnung auf die vorangegangene Frage ist), vgl. in den Hauptschwier. S. 163b unter „gegenreden“. Weiter lauten die Worte des Alten (mit Hervortreten der Mundart): „Freilich sonstens [statt: sonst] war's im Garten. Weil aber dabei die Beete gar zu arg zertreten wurden von den kleinen Füßen und es zu eng war, so dass wir Alten nicht zuschauen konnten, alldieweil hat unsere Gnädige gemeint, es soll dies Jahr hier sein.“ Statt des hier mit hervorgehobenen aber findet sich dann im Folgenden noch (neben aber) wiederholt das mundartlich verlängerte aberst.

8. „Die Tafel war, um die Helle des langen Tages auszunützen, in die Nähe der offen stehenden Fenster und der doppelt geflügelten Glasthüre gerückt und nahmen die Speisenden nur die eine Langseite und die beiden Schmalseiten ein“ ꝛc. Sp. 652 statt: und die Speisenden nahmen ꝛc.

9. „Die kräftige Bewegung, die frische Luft, das saftige Grün, in dem Hecken und Bäumen [lies: Bäume], Wiesen und Felder glänzten, die Gesellschaft, in der er sich befand, thauten den Gedanken hinweg, in dem das Innere Ritter's gleichsam gefroren war.“ Sp. 659. Man kann wohl sagen, dass die Sonne den Schnee, das Eis und überhaupt etwas Gefrorenes weg- (oder hinweg-) thauet, aber die Ausdrucksweise

des Schriftstellers mischt doch Eigentliches und Bildliches in ungehöriger und störender Weise durcheinander, vgl. Hauptschwier. S. 82b.

10. „Ich habe mein letztes Bild fertig gemacht, was [statt: das oder welches] bis dahin trocken sein wird.“ Sp. 745, s. Hauptschwier. S. 327a.

Etwas über den grünen Klee loben.

Von Dr. Herman Schrader.

Um diese jetzt wohl nicht mehr häufig gebrauchte Redensart zu erklären, müssen wir etliche Jahrhunderte zurückgehen, wo die Blumen-Liebhaberei und -Zucht noch nicht so verbreitet war wie heut zu Tage. Während es jetzt kaum eine schöne Blume auf der ganzen Erde giebt, die man nicht auch bei uns zöge und pflegte, hatte und kannte das Volk früher fast nur die Blumen der heimischen Wälder, Felder und Wiesen (neben wenigen Gartenblumen, als Rosen, Lilien, Nelken). Daher entlehnte das Volk (wie unsre Dichter zumeist noch jetzt) seine Bilder und Gleichnisse aus den Blumen der Heimat. Diese finden sich aber nirgends so zahlreich als auf üppigen Wiesen. Wie ein bunter Blumengarten liegen sie im Monat Juni oft vor unsern Augen da. Unter allen den dort wachsenden Blumen und Kräutern schätzt aber der Landmann keine höher als den Klee, nicht sowohl den mit weißen, als vielmehr den mit rothen Blüthen und den vielen großen grünen Blättern. Er hat wohl Ursach, seine kleereiche Wiese, die Fülle des grünen Klees in ihr zu loben; denn dieser giebt dem gewonnenen Heu den höchsten Werth. So freuen sich die Einen an dem Blumenreichthum der Wiesen, wie Luther sagt: des Kaisers Tochter und ihre Jungfrauen gingen aus und wollten die Blumen und den grünen Klee schauen; die Andern, die Landleute, loben um des Nutzens willen vorzugsweise den grünen Klee. Was man nun noch über den grünen Klee, mehr als diesen, loben kann, Das muss im höchsten Grade lobenswerth sein. So berichtete eine Zeitung aus dem Jahre 1859: die Franzosen loben ihre eignen Waffen über den grünen Klee. — Natürlich kann man in jetziger Zeit auch an den auf Äckern gebauten grünen Klee denken, der auf geeignetem Boden ein schönes grünes Bild giebt; aber man vergesse nicht, dass dieser jetzt gepflegte Kleebau erst aus dem vorigen Jahrhundert stammt. Der Ursprung unsrer Redensart in früheren Zeiten wird uns noch begreiflicher, wenn wir wissen, dass der grüne Klee damals überall in sehr hohem Ansehen stand. Die Dichter besingen ihn, nennen ihn den grünen Smaragd, preisen die Geliebte als ihres Herzens Klee und stellen ihn in Gedichten auf gleiche Stufe mit Rosen und Lilien. So vereinigten

sich Volksmund und Dichtermund zur Bildung und Bedeutung unsrer Redensart. Ob sie freilich in unsern Zeiten, denen jene Anschauungen fern liegen, noch lange bestehen wird, dürfte zu bezweifeln sein. — Wenn aber Gutzkow zur Bezeichnung eines hohen Grades einmal sagt, es habe Einer über allen grünen Klee zu thun gehabt, gearbeitet, so scheint Das ein völliges Misverstehen der Redensart zu sein; denn arbeiten über oder am grünen Klee kann doch nur der Knecht, der ihn mäht, trocknet, einfährt, oder das Vieh, das ihn frisst. — Eben so wenig kann man sagen: über den grünen Klee weg sein, im Sinne: über die größte Schwierigkeit weg. — Gleichen Sinnes mit unsrer Redensart ist: Etwas über den Schellenkönig loben, d. h. gewaltig, über die Maßen, weil dieser im deutschen Kartenspiel eine hohe Geltung hat.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Zweideutigkeit; österreichisch Mundartliches.

„Es ist eine Palimpsest-Handschrift; als Frau Lewis sie zuerst sah, war sie [die Frau oder die Handschrift?] in traurigstem Zustande ꝛc." Nat.-Ztg. 46, 236, besser: die, als Frau L. sie sah, im traurigsten Zustand war.

„Er ist durch Protektion in das Seeofficierkorps übersetzt worden," ebd. (östereichisch st. versetzt) s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 479c.

2. Steigerung.

„Von vielen Adjekt. und Adverb., die im eigentlichen Sinne durch ihren Begriff die Steigerung ausschließen, ist sie doch in einem andern (uneigentlichen oder verallgemeinerten) statthaft", s. meine Hauptschwier. S. 261 und mein Lehrbuch der deutschen Sprache (Stufe II S. 71/2 § 82). Dazu füge ich hier den Satz aus der Nat.-Ztg. 46, 242:

„Die Freisinnige Ztg. will wissen, der Reichskanzler beharre auf Forderungen, welche selbst für den rechtesten Flügel der Centrumspartei nicht annehmbar erscheinen."

Vgl. dazu mein Wörterb. und mein Ergänz.-Wörterb. unter link, links, recht, rechts und z. B.: Für den am weitesten rechts stehenden Flügel.

3. Ehschwinge.

„Ihr aber seht aus wie eine Maus in der Ehschwinge", Roman-Bibl. 21, 1011 (Augusta Bender), vgl. zu dem hervorgehobenen mundartlichen weiblichen Hauptwort mein Wörterb. III S. 1051b, wo unter

dem sächlichen Schwing als Zusammensetzungen aufgeführt sind: Ausschwing, Ausgeschwing, das beim Schwingen (s. d.) des Getreides, Flachses &c. Herausgeschwungene (s. Spreu, Kaff, Schäbe) mit dem Hinweis auf Stalder's Schwz. Idiotikon, wo (II 365) auch noch die Form: die Ausschwingete angegeben ist, vgl. in Schmeller's Bair. Wörterbuch III 541:

„Den Flachs schwingen. Davon (schwäb.) die Ä-schwingen, ausgeschwungene, zerbröckelte Häute der Flachsstengel, alte Sprache Ä-suinga &c."

und in Joh. Chr. v. Schmid's Schwäb. Wörterb. S. 157:

„Ehschwing n. das gröbste Weg. s. Fr. Xaver Bronner's Leb. I 1 B., vermuthlich so viel als Abschwing &c."

4. Todfroh.

„Gehen Sie mir doch mit dem Gethue, als wären Sie nicht todfroh gewesen, das Dämchen hier zu finden." Hopfen (Nat.-Ztg. 46, 251).

Übliche Zusammensetzungen, um einen hohen Grad des Frohseins zu bezeichnen, sind (s. mein Wörterb. I S. 501b) z. B. heil-, herzens-, himmel-, seelen-froh, woran sich auch donnerfroh schließt. Diese Zusammensetzung ist freilich in der gehobenen Schriftsprache aus den Homerübersetzungen am geläufigsten in Verbindung wie „der donnerfrohe Kronion &c.", aber in der Volkssprache findet sie sich auch, wie ich a. a. O. erklärt und belegt habe, in der Bedeutung: „gewaltig froh", vgl. mein Wörterb. I S. 306a über Donner „wie Blitz oft als Ausrufs, des Fluchs, der Ver- und Bewunderung (vgl. Wetter, Hagel, Teufel &c.)"

Das von Hopfen in ähnlichem Sinne gebrauchte todfroh ist mir, so weit mein Gedächtnis reicht, sonst nicht vorgekommen. Mittheilungen über das Vorkommen in dem angegebenen Sinne wären erwünscht.

5. Aufhältlich.

„Der augenblicklich hier aufhältliche Großherzog von Luxemburg" Nat.-Ztg. 46, 251 statt: sich aufhaltende (oder verweilende &c.), s. zwei Belege (darunter einen aus Gutzkow) für das nicht empfehlenswerthe Eigenschaftswort in der angegebenen Bedeutung in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 251c.

6. Nachdem.

„Daſs aber unter dem heutigen Sammelnamen spinone ursprünglich nur wahrhaft stichelhaarige Hunde in Italien zur Verwendung kommen, beweist für sich allein schon der Name, nachdem spina — Dorn, spinone

also der Dornige, Stachelichte bedeutet“ (Paul Wolff's) Weidmann 24. Bd. S. 253a, mundartlich statt da, vgl. mein Wörterb. I S. 278a unter nachdem 2c und Hauptschwier. S. 213a Nr. 2.

7. Imperfekt und Präsens; als und wie.

„Das phantastische Ballett, das der Aufführung des Lustspiels . . . folgte, hieß Le Triomphe de Terpsichore und zerfiel in 2 Akte.“ Nat.-Ztg. 46, 267. Von den drei hervorgehobenen Imperfekten ist nur das erste richtig, statt der beiden andern sollte die Zeitform der Gegenwart stehen; denn das Ballet heißt noch jetzt so und zerfällt nach wie vor in 2 Akte. — In derselben Nr. findet sich in einem Briefe Bismarck's an die Getreuen in Jever vom 16. April d. J. ein wie statt als nach der höhern Vergleichungsstufe: „Die Eier waren größer wie sonst“, siehe Hauptschwier. S. 306b ff. und vielfach in der Zeitschr.

8. Doppeltes „so“; unbefangen bleiben; zwei.

„Eines Abends aber wurde ihm das Feuerwerk so unheimlich, so dass er aufsprang, sich sorgfältig anzog und den Weg nach dem Hause seiner Jugendgeliebten einschlug.“ Paul Heyse (Schorer's Familien-Blatt XIV S. 785b). Von den beiden hervorgehobenen so wird das zweite wohl nur durch ein Übersehen stehen geblieben und einfach zu streichen sein.

„Er merkte sofort, dass die Unterhaltung, die er unterbrochen, sich um ihn selbst gedreht hatte, blieb aber unbefangen und entschuldigte seinen verspäteten Besuch mit einem Unfall &c.“ ebd.

Vielleicht hieße es hier besser: „er bewahrte seine unbefangene Haltung“, da er in der That durch die gemachte Bemerkung doch nicht mehr ganz unbefangen geblieben war.

„Der sich zweier unschuldig Angeklagter annimmt.“ ebd. S. 787b, wo ich Angeklagten vorziehen würde, s. Hauptschwier. S. 351.

9. Unterschieben.

„Alsdann [wurde] eine aus Fichtenholzbalken zusammengesetzte Plattform unterschoben.“ Nat.-Ztg. 47, 91 statt untergeschoben, vgl. unten Nr. 28 und früher S. 52 Nr. 35 f. Hauptschwier. S. 302b/3a und mein Wörterb. III S. 917a

10. Schwarm.

„Als ich erfuhr, es handle sich um den politischen ‚Schwarm‘ meiner Studentenzeit, um Karl Braun-Wiesbaden.“ Ernst Eckstein (Gartenlaube 41, 554b), als ein in meinen Wörterbüchern nachzutragenden Beleg für die Bedeutung: Etwas (sachlich oder persönlich), für das man schwärmt; Gegenstand der Schwärmerei.

11. Um; Apposition.

„Hauptsächlich um Sharopan, einem im kaukasischen Distrikt Kutaïr gelegenen Ort, erstrecken sich Manganerzfelder &c." Nat.-Ztg. 47, 27. (Wh. Gentsch.)

Jedenfalls muss nach dem heutigen allgemeinen Schriftgebrauch statt des hervorgehobenen Dativs einem der Accusativ einen stehen; unentschieden muss ich es lassen, ob hier ein bloßer Druckfehler zu Grunde liegt oder ob um als Verhältniswort mit dem Dativ verbunden ist (s. Hauptschwier. S. 300a unter „Um" 1c) oder die Apposition fälschlich in den Dativ gesetzt ist (s. ebd. S. 48a und vielfach in den verschiedenen Jahrgängen der Zeitschrift).

12. Rennwolf.

„Die eigenthümlichen Tretschlitten, welche unter dem charakteristischen Namen „Rennwolf" in Schweden als Verkehrs- und Sportgeräthe seit langer Zeit in Gebrauch sind . . . Die ‚Rennwolf'-Fahrer &c." Nat.-Ztg. 47, 27 — als Nachtrag zu meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterbuch.

13. Sich beziehen.

„Es darf sich dessfalls auf die wohl aus der Akademie selbst erflossene Darlegung . . . bezogen werden." Nat.-Ztg. 47, 28. (Der bairische Kultusminister), vgl. Hauptschwier. S. 129b unter „Eintheilung der Zeitwörter" Nr. 8, wo es heißt: „Von den reflexiven Zeitwörtern kommt in der Regel kein Passiv vor," vgl. ohne Anstoß: „ich darf mich . . . auf die Darlegung beziehen."

14. Sich zerkriegen.

„Unser Herr Pfarrer und der Oberförster haben sich also wirklich arg zerkriegt?" Fliegende Blätter 2523, 207b, bairisch = sich mit einander überworfen, gezankt, s. Schmeller Bair. Wörterb. II S. 383, wo zu der Erklärung: „mit Jemand in Streit, in erklärte Feindschaft gerathen" der Zusatz gemacht ist: „Es ist zweifelhaft, ob dieses ‚z'kriegen' eine Ellipse ist aus ‚ze Krieg werden' oder zu ‚kriegen' obtivere gehört."

15. Infinitiv und Particip verwechselt.

„Ich freue mich sehr, Ihnen diese beruhigende Auskunft habe geben zu können" Nat.-Ztg. 47, 56, wofür richtig ohne Satzverkürzung hätte gesetzt werden sollen: dass ich Ihnen diese Auskunft habe geben können. Dies können am Schluss ist aber nur ein dem Infinitiv gleichlautendes Particip, nicht ein wirklicher Infinitiv, vor dem allein das anknüpfende „zu" statthaft ist. Wollte der Schreibende in nicht empfehlenswerther Weise

den mit „dass“ eingeleiteten Satz verkürzen, so hätte er sprachlich richtig wenigstens setzen müssen: „Ihnen diese beruhigende Auskunft geben gekonnt zu haben,“ s. Hauptschwier. S. 181 b ff. und besonders ausführlich in meiner Schrift: Satzbau und Wortfolge § 26, namentlich Nr. 8 (S. 11 ff).

16. Von.

„Wenn mir von Donna Maria versichert wurde, sie sei eine wackere Frau ꝛc.“ Gartenlaube 41, 591 a. (Wilh. Berger). Das soll hier so viel heißen, wie: „Wenn mir in Betreff Donna Maria's versichert wurde, sie sei ꝛc.“; aber dem Wortlaut nach kann es auch so viel bedeuten, wie: „Wenn Donna Maria mir versicherte, sie sei ꝛc.,“ s. über derartige Zweideutigkeiten bei dem Verhältnisworte von meine Hauptschwier. S. 324 b Nr. 4. Jede Möglichkeit einer Missdeutung wäre ausgeschlossen gewesen, wenn der Vf., was doch so nahe lag, geschrieben hätte: „Wenn mir versichert wurde, Donna Maria sei ꝛc.“

17. Scheitel m. u. f.

In Heinr. v. Kleist's Hermannsschlacht (1. Aufz., 2. Auftr.) sagt Thusnelda:

„Du häufst, Ventidius, Siegsruhm auf die Scheitel,
Die du davon entkleiden willst“

in dem Sinne: auf das Haupt, das du davon entkleiden willst, — d. i.: auf dein eigenes. In Freytag's Schulausgabe macht dazu Dr. Ferdin. Khull die Anm.: „Scheitel ist in älterer Sprache ein starkes Femininum, hier steht auffällig die Mehrzahl für die Einzahl.“ Aus den zahlreichen Belegstellen in meinem Wörterb. erhellt, dass z. B. schon Luther zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht schwankt, eben so Goethe, Schiller, Wieland u. A. m. Was aber hauptsächlich in Khull's Anm. auffällt, ist, dass er in der obigen Stelle Scheitel sinnwidrig als Mehrzahl auffasst, vgl. in dem Schauspiel von Kleist (2. Aufz., 8. Auftr., V. 632): „Löst' er | . . . mir eine Locke heimlich von der Scheitel.“

18. Satzverkürzung; wollen.

„Diese mittelbare Wirkung der Überführung des steigenden Bodenwerthes in den Besitz will durchschaut sein, um sich für die Bodenbesitzreform begeistern zu können.“ Grenzboten 52, 3, S. 295 statt etwa: Diese Wirkung muss durchschaut werden, damit man sich begeistern könne.

19. Weder.

„Seit 2 Jahren etwa war in Sicilien jedes Princip einer Autorität verschwunden, so sehr dass die Vertreter der Regierung weder die noth-

wendige moralische, ja nicht einmal mehr die materielle Macht hatten, den Gesetzen des Staates Respekt zu verschaffen ꝛc." Hier wäre (statt des hervorgehobenen weder) nicht zu setzen, da ein dem weder entsprechendes noch fehlt.

20. Bezügliche Fürwörter. (Stellung.)

„[Er] führt eine Galerie von Gemälden der verschiedensten Künstler vor, welche mit den nach seinem Recept gefertigten Farben und in der von ihm angegebenen Technik gemalt worden sind." Nat.-Ztg. 47, 98, (G. Voß), „wo das bezügliche Fürwort welche sich nicht auf das unmittelbar davor stehende Künstler, sondern auf das entferntere Gemälde beziehen soll," vgl. als Verbesserungsvorschlag: „eine Galerie von Gemälden, welche von den verschiedensten Künstlern ꝛc."

21. Sondern. (Bindewort.)

„In richtiger Erkenntnis der Aufgabe vermeidet der Komponist das zu lange Weilen beim Einzelnen, den Fehler zahlreicher Balladenkompositionen, sondern geht in lebhafter Bewegung durch den Wechsel der Scenen." Nat.-Ztg. 47. 110 (L. B.), wo das Bindewort sondern nicht einer ausdrücklichen Verneinung im Vorangegangenen entspricht, sondern in sinngemäßer Fügung dem eine Verneinung in sich schließenden Zeitwort vermeiden (s. Hauptschwier. S. 256b und die Inhaltsverzeichnisse der Zeitschr. unter „sondern"), vgl.: Er vermeidet den Fehler und geht vielmehr ꝛc.

22. Sich annehmen um.

„Man soll sich sehr um die Dekorationen zu Urvasi annehmen" König Ludwig II. von Baiern (19. 3. 1885), s. National-Ztg. 46, 270, s. über diese veraltete und nur noch mundartliche Fügung (und andere statt: sich annehmen mit dem Genitiv = sich Etwas angelegen sein lassen, sich darum kümmern, Sorge dafür tragen ꝛc.) mein Wörterb. II 413b Nr. 8.

23. Ein mittlerer Sechziger.

„Der Kriegsminister Eduard v. Bonin, damals schon ein mittlerer Sechziger." Otto Kämmel (Grenzboten 51, 256), üblicher und gefälliger jedenfalls: ein Mann in der Mitte der Sechzig oder der Sechziger, s. mein Wörterb. III 1764c ff. unter zig 8 und 9c, wo aus Heinr. König ein Satz angeführt ist: „Pigault war ein Mittefünfziger" und II 315c, wo unter mittel I 2 Beispiele aus Goethe angeführt sind, wie: „Eine Wittwe von mittlern Jahren. Mittleren Alters," vgl. in meinem Ergänz.-Wörterb. 676b aus Heine: „Bei Frauen aus dem Mittelalter,

d. h. bei Vierzigerinnen," aber ich entsinne mich keines Beispiels für eine Verbindung wie die oben erwähnte: „ein mittlerer Sechziger" aus einem mustergültigen Schriftsteller und ich wäre dankbar für den Nachweis derartiger Belege.

24. Tadelhafte Umstellung.

„Auch das Buch von Otto Brahm über den unglücklichen Maler Staufen beutet die Socialdemokratie für sich aus." Grenzboten 51, 282. Warum nicht in der einfachen und natürlichen Stellung? —: „Die Socialdemokratie beutet auch das Buch ... für sich aus." Da der Accusativ und der Nominativ durch die Form nicht unterschieden sind, so wird durch die Umstellung der Leser förmlich dazu verleitet, zunächst das voranstehende Hauptwort (das Buch) als das Ausbeutende, nicht als das Ausgebeutete anzusehen.

25. Welch letztere.

„Doch brachten ihn diese [dichterischen Versuche] eng zusammen mit seinem Berliner Landsmann und frühzeitigen Schüler, mit Ludwig Tieck, so wie mit dessen kongenialer Schwester, Sophie Tieck, welch letztere ihm sogar angethan schien, ihr Leben mit ihm zu theilen." Nat.-Ztg. 46, Nr. 272, s. Zeitschr. S. 19/20. Warum nicht einfach: welche oder die. Eine Zweideutigkeit war doch jedenfalls nicht zu befürchten.

26. Hinausschweifen. tr.

In meinem Wörterb. III S. 1042 b habe ich allerdings das Zeitwort schweifen als transitiv oder zielend auch (in Nr. 2 b) in der Bedeutung: schwenken, spülen aufgeführt, s. auch entsprechend die Zusammensetzung ausschweifen, aber dort sowohl wie auch noch in meinem Ergänzungs-Wörterb. findet sich kein entsprechendes Beispiel für das ähnlich gebrauchte hinausschweifen. Ich trage deßhalb hier ein solches nach, das die Nat.-Ztg. 46, 272 aus dem Buche: „Aus dem Leben Theodor von Bernhardy's" bei dessen Besprechung gelegentlich mittheilt:

„Es überraschte, wenn er [der Maler Müller] z. B. eine Tasse Kaffee trank und den Bodensatz auf den Marmorfußboden hinausschweifte und spritzte."

27. Ander.

In der Nat.-Ztg. 46, 273 wird ein Brief mitgetheilt, „den Lord Beaconsfield — damals Benjamin Disraeli — unter dem 9. Dec. 1862 an Mrs. Brydges geschrieben" — und dann heißt es weiter: „In einem anderen zwei Monate später geschriebenen Briefe sagt Disraeli ꝛc."

Hier hätte füglich das hervorgehobene anderen wegbleiben können

oder vielmehr sollen; denn Jeder weiß ohnehin, dass der zwei Monate später geschriebene Brief nicht derselbe wie der frühere, sondern eben ein anderer ist.

28. Unterschieben.

„Der Abgeordnete . . . hat mir aber etwas Falsches unterschoben“ Nat.-Ztg. 46, 274, statt des richtigen untergeschoben, s. oben Nr. 9.

29. Wechsel der Zeitformen.

„Lachmund war heute förmlich redselig. Er erzählte von den engen Wänden, in welchen er aufwuchs [Imperf.], von dem lustigen Treiben auf der Akademie, von den tollen Streichen, die er mit seinen Kameraden ausgeführt. Der gute Junge prahlte, er war nie mehr als ein still-vergnügter Statist gewesen.“ P. Hann. (Gegenwart 43, 60a). Zu dem Mittelwort ausgeführt ist zu ergänzen — (in der unabhängigen Rede): hatte oder (in der abhängigen): habe. Jedenfalls sollte es statt des Imperfekts für die Erzählung aus der abgeschlossenen Vergangenheit heißen: Von den engen Wänden, zwischen welchen er aufgewachsen war (Plusquamperf. Indik.) oder sei (Perf. Konjunktiv).

30. Zwei Verneinungen in einem Satze.

Über Fälle, in denen auch nach heutigem Gebrauch in einem Satze zwei Verneinungen ganz unzweideutig und klar neben einander vorkommen, indem nämlich durch die eine der ganze Satz, durch die andre nur ein bestimmter Theil des Satzes verneint wird, s. meine Hauptschwier. S. 227a/b und z. B. hier in der Zeitschr. II S. 104 § 137 und S. 346 Nr. 12; III S. 459/60 u. ä. m. Hieran schließe ich den folgenden Fragesatz aus den Grenzboten LI S. 316:

„Wer hat nicht Geibel's frisches Mai- und Marschlied ‚Der Mai ist gekommen‘ nicht nur im Mai, sondern auch in Sommermonden, nicht nur in seinen Knabenjahren, sondern auch in fröhlicher Studentenzeit mit heller Begeisterung gesungen?“

31. Zugehörigkeit.

„Zur Feier der 100jährigen Zugehörigkeit unserer Stadt mit [richtiger: zu] dem preußischen Staate.“ Nat.-Ztg. 46, 300, vgl.: Zusammengehörigkeit mit.

32. Stellung.

„Es muss ja für Newyork in der That schmerzlich sein, wie Tausende von Vergnügungsreisenden, welche jeder Tag bringt, statt in ihren Mauern

zu verweilen, nach Westen vorüber ziehen zu sehen." Nat.-Ztg. 46, 306. (Max Horwitz). Hier sollten die Schlusſsworte (zu sehen) ihre Stelle vor dem hervorgehobenen wie haben. Die Flüchtigkeit fällt wahrscheinlich nicht dem Vf., sondern dem Setzer und dem Druckberichtiger zur Last, eben so wie wenn es in demselben Reisebrief (auf der 6. Spalte) heißt: Bei der Parade zweiten [statt zweitem] Theil.

33. Aufgefegt.

„Wie sie mich im Sande gesehen, von ihren Röcken aufgefegt." Roman-Bibliothek 21, 1224 (J. R. Capelle), vgl. vorher: „Das Geräusch eines den Sand fegenden Kleides", woraus man erkennt, was der Vf. etwa hat sagen wollen: Wie sie, deren Röcke den Sand fegten, mich . . . gesehen.

34. Froh auf.

„Tröstete er seine besorgten Freunde: Seid froh auf, ich komme zur rechten Zeit ans Ziel." Das Buch für Alle (1893) S. 394a (Rich. March), statt: seid frohgemuth, unbesorgt 2c., vgl. in meinem Wörterb. I 55b über Verbindungen, wie die üblichen: Frisch auf; wohl auf u. ä. m.

35. Zwei unmittelbar auf einander folgende Eigenschaftswörter in verschiedenen, aber durch die Endung nicht sofort deutlich erkennbaren Biegungsfällen.

„Die Eroberung Irland's durch seine sächsischen Nachbarn hat die Begründung einer fremden Grundaristokratie und die Aufrichtung eines aristokratischen, irischen Sitten- und Rechtsanschauungen widersprechenden Landsystemes zur Folge gehabt." Gegenwart 43, 82a (Otto Gaupp).

Von den beiden, durch den Druck hervorgehobenen unmittelbar auf einander folgenden Beiwörtern steht das erste im Genitiv (eines aristokratischen Landsystemes), das zweite im Dativ (welches irischen Sitten- und Rechtsanschauungen widerspricht), ohne dass die verschiedenen Biegungsfälle (der Genitiv und der Dativ) durch die Form erkennbar hervortreten. Dadurch erhält der Satz für den Leser etwas Unklares, indem dieser, wenigstens beim ersten Lesen, das zweite Beiwort irischen ebenso wie das unmittelbar davor stehende aristokratischen als Genitiv aufzufassen geneigt sein wird. Dieser Misſstand hätte in der oben angegebenen Weise (durch einen Relativ- oder Beziehungssatz) beseitigt werden können oder sonst durch die Hinzufügung des Geschlechtswortes (vor irischen), worin der Dativ erkennbar hervortritt: Die Aufrichtung eines aristokratischen, den irischen Sitten- und Rechtsanschauungen widersprechenden Landsystems.

36. Übrig.

„Mir erscheint die ganze Frage übrig." Gegenwart 43, 86a, wofür es in der Schriftsprache gewöhnlich überflüssig heißen würde, doch s. in meinem Wörterb. III S. 1408b ff., wo übrig erklärt ist: „über etwas — wirklich oder in Gedanken — hinweg Genommenes [Druckfehler: Gekommenes] oder zu Nehmendes hinaus und außer demselben vorhanden, (vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 584c übrig 1e).

37. Verinnigen.

„Die Geburt eines Kindes verinnigte naturgemäß seine Gefühle gegen sie." Gegenwart 43, 88b. (Ernst Heilborn), ein weiterer willkommener Beleg für das in der Überschrift genannte Zeitwort, s. mein Wörterb. I S. 819b, wo auch für das einfache innigen ein Beleg aus Goethe gegeben ist.

38. Verwechslung von Infinitiv und Particip.

„Und doch scheint er sich auf die Dauer gegen die Erkenntnis der tiefen inneren Verwandtschaft nicht haben verschließen zu können." Gegenwart 43, 90a (Ernst Heilborn). Auch hier (s. o. S. 267/8 Nr. 15) hat sich der Vf. durch die dem Infinitiv gleichlautende Form des Particips bei dem Hilfszeitwort können verführen lassen, das Particip (oder Mittelwort) wie einen wirklichen Infinitiv zu behandeln und ihm das nur dem Infinitiv im verkürzten Satze zukommende zu vorangehen zu lassen. Richtig, wenn auch ungelenk, hätte der Vf. setzen können: „Doch scheint er sich der (oder: gegen die) Erkenntnis . . . nicht verschließen gekonnt zu haben", gefüger aber ohne Satzverkürzung z. B.: „Doch scheint es, dass er sich . . . der Erkenntnis . . . nicht habe verschließen können" oder: „Doch hat er sich, wie es scheint (oder: scheint es), der Erkenntnis . . , nicht verschließen können."

39. Aus aller Herren Länder(n).

„Das Publikum war aus aller Herren Länder gekommen." Nat.-Ztg. 46, 311, statt Ländern, ein Fehler, der von Zeit zu Zeit immer wieder gerügt werden muss, weil er auch in guten Zeitungen rc. noch immer wieder von Zeit zu Zeit auftaucht, s. o. S. 260.

40. Zweideutigkeit.

In einem „Landwehrlied" von Rudolf v. Gottschall (Gartenlaube XLI S. 858) lautet die 2. Strophe:

Da ragt der Alte
Im Steingewand!
Die Wolke ballte
Die starke Hand:
Die Heereswolke mit dem Siegesblitz,
Einst schuf sie Scharnhorst
Aus des Volkes Kern
Und an der Katzbach und bei Dennewitz
Verhüllte sie des Welterobrers Stern.

Dass der Dichter hier der Wolke eine starke Hand beilegt, die er sie ballen lässt, ist nach meiner Ansicht kein glücklich gewähltes Bild, zumal der Hörer erst aus dem Folgenden erfährt, was er unter der Wolke sich zu denken hat, nämlich: „die Heereswolke mit dem Siegesblitz," d. h. die siegreiche Landwehr. Wäre Dies von vorn herein klar, so würde der Hörer nicht im Zweifel stehen, ob in den 2 Zeilen die Wolke oder die starke Hand als Subjekt zu fassen sei, was Beides ja der Form nach möglich wäre. Ähnliches kehrt in der Schlusszeile wieder. Der Sinn ist natürlich, dass der Stern des Welterobrers von der Wolke verhüllt wurde, und dieser Sinn wäre sofort klar gewesen, wenn Versmaß und Reim dem Dichter verstattet hätten, zu setzen: verhüllte sie den Stern des Welterobrers; aber da das Hauptwort Stern durch den vorangestellten Genitiv das Geschlechtswort eingebüßt hat, so ist durch die Form das Subjekt nicht vom Objekt zu unterscheiden.

41. Überführer.

„Als der Frühling kam und mit ihm der Fremdenzug nach dem schönen See, fing der Girgel an, sein Brot als Überführer zu verdienen" Gartenl. 40, 857b durch den Zusammenhang hier verständlich; aber in der Schriftsprache doch wenig üblich, vgl. Fährmann.

42. Der letztere.

„Die Anklage lautet auf Mord und Raub. Das Verhör des Angeklagten bestätigte das unumwundene Geständnis des Letzteren." Nat.-Ztg. 46, 318, (wobei von einem Ersteren gar nicht die Rede ist) statt: sein unumwundenes Geständnis, vgl. S. 270 Nr. 25.

43. Acker. (Mehrzahl.)

„Bedeckt doch das Bundesgebäude . . . eine Fläche von $3^1/_2$ Ackern." Nat.-Ztg. 46, 320 (Max Horwitz), s. über die umlautlose Mehrzahl von Acker als Maßeinheit mein Wörterb. I S. 11c und Ergänz.-Wörterb. S. 3c, vgl. auch in meinen Hauptschwier. S. 228b den Abschnitt: Plural von Maßen. Wohl jeder Leser fühlt, dass es hier nicht mit dem Umlaut

heißen könnte: „Eine Fläche von $3^1/_2$ Ackern“; aber ich möchte noch darauf aufmerksam machen, daſs nach der Auseinandersetzung in meinen Hauptschwier. richtiger auch noch die Biegungsendung des Dativs fortgeblieben wäre: „Eine Fläche von $3^1/_2$ Acker,“ vgl.: Eine Höhe von 3 Fuß (nicht: Fußen). Er wird schon von 2 Glas Wein berauscht. Ich reiche mit 3 Buch Papier aus 2c.

44. Zusammenstoß von Verhältniswörtern.

„Die Geschmacklosigkeit, das Auftreten des Herrn von Schorlemer auf durch Krankheit hervorgerufene Nervosität und Gereiztheit zurückzuführen.“ Nat.-Ztg. 46, 326.

Der störende unmittelbare Zusammenstoß der beiden Verhältniswörter (Präpositionen) wäre leicht durch die Zwischenschiebung des unbestimmten Geschlechtswortes (auf eine durch Krankheit 2c.) zu vermeiden gewesen.

45. Das Ergebnis . . . über die Ergebnisse.

„Das Ergebnis der amtlichen Zusammenstellung über die Betriebsergebnisse deutscher Eisenbahnen nach dem Stande am Ende des Monats April 1893 ist bereits gemeldet.“ Nat.-Ztg. 46, 325 statt: Die amtliche Zusammenstellung über die Betriebsergebnisse . . . ist bereits mitgetheilt worden — oder: Die Betriebsergebnisse . . . sind in der amtlichen Zusammenstellung bereits gemeldet.

46. Derselbe; Genitiv von „all“, „jeder“.

Daſs der Gebrauch des breitspurigen „derselbe“ für das sogenannte persönliche, oft aber sachliche Fürwort der 3. Person vielfach auf andre Weise ersetzt oder vermieden werden kann, ist wiederholt hier in der Zeitschrift besprochen worden. Ein kurzer Aufsatz von D. Bernhard Rogge „Schulpforta vor fünfzig Jahren“ im 29. Jahrgang des „Daheim“ bietet mehrfache Beispiele dafür, die ich hier folgen lasse:

„Bei der Berühmtheit, zu welcher namentlich die Landesschule Pforta . . . gelangt ist . . ., dürfen die nachfolgenden Erinnerungen eines alten Portensers nicht bloß für die ehemaligen Schüler derselben“ [hier könnte das Wort einfach weggelassen werden], „sondern auch für den weiteren Leserkreis des Daheim von einigem Interesse sein. Dieselben [warum nicht: sie oder: diese Erinnerungen?] reichen gerade bis zum Jahr 1843 zurück 2c.“ S. 505a.

„Der niedrige Betsaal . . . entbehrte allen und jeden [richtiger: alles und jedes] Schmuckes. Bei festlichen Anlässen . . . konnten in demselben [statt: darin] . . . kaum die Beamten der Anstalt Platz

finden . . . Es war eine geringe . . . Abhilfe, als . . . das . . . Wirthschaftsgebäude in einen stattlichen Turnsaal umgewandelt wurde. Aber jede Benutzung desselben [konnte einfach wegbleiben] zu andern Zwecken . . . machte eine Entfernung der Turngeräthe erforderlich" S. 506 a.

„Die ersparten Lichter standen nämlich dem Obergesellen zu, welcher dieselben" [statt: sie] „durch Vermittelung der Aufwärter zu verkaufen pflegte." S. 506 b.

„Als eine große Verbesserung der Schülerstuben darf auch die Ausstattung derselben" [als entbehrlich wiederum einfach wegzulassen] „mit gleichmäßig und zweckentsprechend eingerichtetem Mobiliar bezeichnet werden." ebd.

„Das Tanzvergnügen . . . Für die Theilnahme an demselben" [statt **daran** oder auch ganz wegzulassen] „hatte Jeder einen Silbersechser zu entrichten." S. 507 b.

Im Weitern sehe man namentlich im 1. Jahrg. der Zeitschr. den Aufsatz von G. Hauff mit meinen hinzugefügten Bemerkungen S. 162 bis 170 u. die Inhaltsverzeichnisse der Zeitschrift.

47. Einem Etwas aufbringen.

„Er suchte auch dann und wann (nicht ‚täglich', wie der Herausgeber Hehn'scher Briefe ihm aufgebracht hat) Freunde und Gesinnungsgenossen in einer Weinstube auf." Grenzboten 51, S. 475 (Bruno Bucher) statt: gegen ihn — oder: über ihn — aufgebracht, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 107 b, wo für die dort als bairisch bezeichnete und vielleicht richtiger als süddeutsch zu bezeichnende Wendung: „Einem Etwas aufbringen = ein Gerücht über ihn in Umlauf bringen" mehrfache Belege gegeben sind.

48. Zu einem Aufsatze von Hans Kraus.

a) „Mir wird die Figur eines steinalten Bäuerlein unvergeßlich bleiben." Nat.-Ztg. 46, 343 (Hans Kraus) statt Bäuerleins, s. Hauptschwier. S. 104 a.

b) „Die Gehälter, welche sämmtliche Mitglieder der Appenzeller-Interrhodener Standeskommission beziehen und [welche] auch heute noch nicht die Summe von tausend Franken übersteigen." ebd. Hier hätte das von mir in Klammern hinzugefügte zweite welche hinzugefügt werden sollen, da es als Nominativ streng richtig nicht aus dem vorangegangenen Accusativ welche (obgleich es in der Form damit zusammenfällt) ergänzt werden kann.

c) „So nahmen wir von dem freundlichen Appenzell und dem gastlichen ‚Hechten' . . . Abschied." ebd., im schweizerischen Dativ statt „Hecht", hier so viel wie: „Gasthof zum Hecht".

49. Einstig.

„Der einstige große Feldherr Erzherzog Karl von Österreich sagte ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 344. Das hervorgehobene Eigenschaftswort steht hier jedenfalls nicht an der rechten Stelle und ist außerdem überflüssig; jeder Leser weiß auch ohne Zusatz, dass es sich nicht um einen jetzigen Erzherzog Karl von Österreich handelt, so dass es nöthig gewesen wäre, hervorzuheben: Der einstige Erzherzog ꝛc., noch weniger aber ist es gerechtfertigt, von dem einstigen großen Feldherrn zu sprechen. Man vergleiche, um sich das Falsche und Störende zum vollen Bewusstsein zu bringen: Der einstige große Welteroberer Alexander von Macedonien erkannte bewundernd die Bedürfnislosigkeit des einstigen Weltweisen Diogenes in Korinth an u. ä. m.

50. Sich wehren.

„So hätte der Staat doch Grund genug, sich der neuen, Einlass begehrenden Gäste auf das entschiedenste ein für alle Mal zu wehren.“ Gegenwart 43, 130, vgl. mein Wörterb. III S. 1521a in Nr. 1b die Belege für die Verbindung: „sich Jemandes ꝛc. wehren“ statt des üblicheren „sich erwehren.“

51. Ausguss.

„Vollständig weiß, wie aus Marmor gefügt, nur an einzelnen Stellen mit Gold aufgehöht, liegt diese Stadt von Palästen vor uns da in unendlichem Ausguss von Säulenhallen, Bogen, Kuppeln und Thürmen.“ Julius Lessing (Nat.-Ztg. 46, 345).

„Eine Stadt oder eine Anzahl von Gebäuden liegt wie hingegossen“ oder auch wohl: „wie ausgegossen vor uns da“ ist eine nicht ungewöhnliche Ausdrucksweise; aber ich entsinne mich wenigstens nicht, das Hauptwort Ausguss in einer Verbindung wie die obige gehört oder gelesen zu haben, weshalb ich sie hier als Nachtrag zu meinem Ergänz.-Wörterb. mitgetheilt habe, ohne sie damit empfehlen zu wollen.

52. Schaudern.

„Von einem die Haut schaudernden Örtchen aus“ Gegenw. 43, 152b (E. Beyer). Man kann sprachüblich wohl sagen (s. Hauptschwier. S. 169b): Die Haut schaudert mir und: mir (oder mich) schaudert oder: ich schaudere (vor Etwas, z. B. vor einem Orte, bei dem Anblick von Etwas ꝛc.), aber doch nicht: das Örtchen schaudert mich oder die Haut, sondern nur: das Örtchen macht mich (oder: [mir] die Haut) schaudern, also hätte der Vf. wenigstens schreiben müssen: Von einem die Haut schaudern machenden Örtchen aus; aber

warum setzte er nicht überhaupt einfach: Von einem schauderhaften (oder: Schauder erregenden) Örtchen aus &c.

53. Wundheit pl.

„Alle diese Wundheiten hat nicht der Hass, sondern ... herb enttäuschte Liebe geschlagen." Gegenw. 43, 167a (Franz Servaes), in seltner Mehrzahl, üblicher: alle diese Wunden.

54. Absolute Participien.

„Neu gestärkt ging die Fahrt weiter." Zur guten Stunde 6, S. 306a (Th. Schreyer). „Kaum gelagert verdüstert sich der Himmel." 308a (Ds.), zwei sogenannte absolute Participien, d. h. ohne Beziehung auf ein Wort im Satze; sprachlich richtig hätte der Vf. etwa schreiben müssen: Neu gestärkt setzten wir die Fahrt fort. Als wir uns kaum gelagert &c.

55. Lobhudeln tr.; Cellostreichler; Alleinflieger.

„Als er sich weigerte, einen Wiener Klavierlöwen ... zu lobhudeln" Gegenwart 43, 183a, besser im Dativ einem ... Klavierlöwen", s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 279c.

„Der Tross der mehr oder minder berühmten Taktschläger, Geigenkratzer, Klaviertrommler und Cellostreichler," ebd., als verächtliche Bezeichnungen für Kapellmeister, Geigen-, Klavier- und Cellospieler. In meinem Wörterb. III S. 1237b ist unter den Zusammensetzungen von Streichler nur auf die Bildung Staatsstreichler (siehe S. 1236a) hingewiesen.

„Nun hat er glücklich mit aller Welt gebrochen und ist ein ‚Alleinflieger' geworden." ebd. S. 184b, zur Bezeichnung eines von jedem Klickenwesen sich Fernhaltenden, — vgl.: Einzelflieger in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 206b.

56. Die die.

„Es [Russland] hat heut zu Tage eine Kriegsflotte in diesen Gewässern, welche, die etwa 12 Fahrzeuge der freiwilligen Flotte eingerechnet, die Zahl von 60 Schiffen schon erheblich hinter sich lässt und etwa 9 Panzerschiffe umfasst." Nat.-Ztg. 46, 385.

Dieser Satz scheint mir sehr geeignet, die Frage aufzuwerfen, ob es als eine Verbesserung angesehen werden könnte, wenn das hervorgehobene unmittelbar vor dem Geschlechtswort die stehende bezügliche Fürwort welche in die umgewandelt würde. Ich sollte denken, auch ein stumpfes Ohr

müßte diese Frage verneinen, wenn es vielleicht auch durch den Zusammenstoß der beiden **die nicht** so empfindlich berührt wird wie ein feinhörigeres. Eine Verbesserung des Satzes wird kein Unbefangener darin finden können, wenn für das durchaus richtige **welche** das allerdings um eine Silbe kürzere **die** gesetzt würde.

Man vergleiche auch den folgenden Satz von Ed. v. Hartmann (in der Gegenwart 43, 193a), worin die beiden unmittelbar zusammenstoßenden **die** gleichmäßig die Mehrzahl des bestimmten Geschlechtswortes sind:

„Die Intelligenz der Arbeiten und **die die** Produktion erst ermöglichenden oder begünstigenden Naturbedingungen sind als gegebene vorgefunden."

Meiner Ansicht nach werden feinhörige Leser die Auflösung der Mittelwörter in einen Beziehungssatz als eine Verbesserung in Bezug auf den Wohllaut anerkennen: „und die Naturbedingungen, **welche die** Hervorbringung erst ermöglichen oder doch wenigstens begünstigen ꝛc." siehe Hauptschwier. S. 76a.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Mittheilungen des deutschen Sprachvereins Berlin, herausgegeben vom Vorstande. 5. Jahrg. 1894 Nr. 1—5. Bezugspreis jährlich bei postfreier Zusendung 1 M. 50 Pf.

[Die Nr. 5 enthält außer einem Aufsatze des den Lesern meiner Zeitschrift wohl bekannten und von ihnen hochgeschätzten Dr. H. Schrader „Das Roth in sprachlichen Bildern und Gleichnissen", den meine Leser in ausführlicherer Gestalt in den nächsten Heften meiner Zeitschrift zu Gesicht bekommen werden, u. A. auch einen Aufsatz von Prof. Dr. Reuleaux: „Die Sprache am Sternenhimmel".]

Briefkasten.

Herrn **Ferdinand A. . . .** in Spandau: Die Zusammenstellung: „Friede **mit und zu** Rußland" (Nat.-Ztg. 47, 475) enthält eine nicht zu billigende „Zusammenfassung" (vergleichen Sie in meinen Hauptschwier. unter diesem Titelkopf Nr. 2b S. 344b), da man sprachüblich nicht, wie: „Friede **mit** Rußland", auch: „Friede zu Rußland" sagen kann.

Herrn **Christoph B. . . .** in Stuttgart: Beispiele des richtigen Gebrauches von dem sogenannten „**zweiten** Perfekt und Plusquamperfekt" finden Sie unter dem genannten Titelkopf in meinen „Deutschen Sprachbriefen" (sehen Sie das Register) und ferner in meinen „Hauptschwier." S. 223a Nr. 4, z. B. auch aus Droysen, Goethe, den Grenzboten, Gutzkow, Laube, Lessing, Schiller. Indem ich Sie darauf verweise, begnüge ich mich, Ihnen aus den Grenzboten dieses Jahres (53, 1, 501) ein Beispiel des falschen Gebrauches herzusetzen. Hier schreibt ein ungenannter Vf. über Fel. Dahn's Roman: „Julian der Abtrünnige":

„Aber immer wieder giebt er das Zeichen statt der Sache, es ist, als ob es ihm die Bilderschrift altchristlicher Erstlingskunst angethan (gehabt) hätte."

Das wäre sprachlich richtig, wenn es sich um einen längst verstorbenen Schriftsteller handelte; aber da Felix Dahn noch lebt und wirkt, so hätte das von mir in Klammern geschlossene „gehabt" wegfallen müssen.

Herrn **Hans P. . . . .** in Gotha: Ihr Gegner hat Recht. Wenn es in dem Aufruf zur Errichtung eines Standbildes für Ihren verstorbenen Herzog Ernst II. (gleich zu Anfang) heißt:

„Die Bewohner seiner Lande bereiten sich jetzt, ihrem tief betrauerten Fürsten, der fast fünfzig Jahre warmherzig um ihr Wohl gesorgt hatte, ein Standbild, die letzte Ehre der Todten, zu errichten," —

so würde es statt des hervorgehobenen um richtiger für heißen, vgl. Sie in meinem Wörterb. III S. 1120c ff. unter sorgen 1b und 2b.

Nebenbei bemerkt, wäre statt des Plusquamperfekts: „gesorgt hatte" auch füglich das Perfekt: „gesorgt hat" zu setzen gewesen sein.

Herrn **Heinrich Marcus** in Berlin: Antwort auf Ihre Frage über: heran- oder hinantreten finden Sie auf S. 254.

Herrn Oberlehrer **J. Mertens** in Perleberg: Verbindlichen Dank für Ihren kleinen Aufsatz, der im nächsten Heft zum Abdruck gelangen wird.

Herrn **L. Ott** in Wien: Ihre willkommene Sendung habe ich dankend erhalten und sehe der angekündigten Fortsetzung mit Verlangen entgegen. Freundlichsten Gruß.

Herrn Musikdirektor **Schlottmann** in Berlin: Wenn in Warnemünde in der Badeanstalt der Anschlag lautet: „Es wird gewarnt, vom Steg herab zu springen," so wäre allerdings, da der Lesende oben steht, nach Ihrer ganz richtigen Bemerkung, dafür hinab zu setzen. Im Übrigen erlaube ich mir, Sie auf den Aufsatz auf S. 254 aufmerksam zu machen. Ihre mir von meiner Nichte bestellten Grüße erwiedere ich aufs beste.

Herrn **Dr. H. Schrader** in Berlin: Ihren kleinen Aufsatz finden Sie schon in diesem Hefte. Der umfangreiche soll das nächste Heft eröffnen. Herzlichsten Dank für die reiche Sendung und für die nicht bloß für mich, sondern auch für alle Leser der Zeitschrift höchst erfreuliche Mittheilung, dass demnächst eine vermehrte 2. Auflage Ihres vortrefflichen „Bilderschmucks" erscheinen wird.

Herrn **H. Stümcke** in Frankfurt: Ihren Aufsatz in der „Gegenwart" hatte ich mit regem Antheil schon gelesen, ehe er mir durch Ihre Güte zuging. Herzlichsten Dank für Ihre Freundlichkeit. Das Gewünschte werden Sie wohl — wenn auch etwas verspätet — erhalten haben. Der Verleger hatte es nach Ihrem frühern Aufenthaltsort Ihnen gesendet.

Druckfehler in Heft 6: S. 230 Absatz 2 Z. 2, l. setzen statt sehen; S. 231 Z. 6 v. u., lies E. statt P. Schmidt's.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Das Roth

in sprachlichen Bildern und Gleichnissen.

Von Dr. Herman Schrader.

Als man einem Blinden, der niemals sehend gewesen, eine Vorstellung von den Farben zu geben versucht hatte, sagte er, das Roth komme ihm vor wie Trompetenton. In der That, der Vergleich ist so übel nicht. Denn Roth ist die laute, schreiende Farbe, die Farbe der Pracht, Würde und Größe; es liegt etwas Gewaltiges, ja Drohendes, Schreckliches in ihm. Roth drängt sich hervor und fesselt das Auge. Es ist die Farbe der lauten Freude, der starken Liebe, der Leidenschaft und der Genussucht. Nur wenn es gedämpft wird, wird es zum zarten, lieblichen, holden Rosa. — Die Gewalt, mit welcher das Roth das Auge an sich reißt, macht es zur Lieblingsfarbe der Kinder und des großen Haufens. — Es werden bei dieser Farbe allerdings nicht eine Menge schwieriger sprachlicher Räthsel zu lösen sein, aber es wird uns doch eine Fülle sinniger Gleichnisse entgegentreten, bei denen es Manches zu deuten geben wird. Die rothe Farbe begegnet dem Auge des Menschen gar häufig in der Natur, in der Pflanzen- und Mineralwelt, im Blute, in vielen Erzeugnissen der Kultur.

1. Die auf- und die untergehende Sonne bringt uns (wenn Dünste in der Luft sind) das Morgen- und das Abendroth. Im eigentlichen Sinne in dem bekannten Reiterliede: Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod. Das wird übertragen auf das Leben, das Glück, die Freiheit u. s. w. Die ersten Jahre der Kindheit heißen das Morgenroth des Lebens. Körner sagt: verblichen ist des Glückes Morgenroth (2, 12). Derselbe (1, 139): des Blutes deutsche Heldenröthe jubelt von der Freiheit Morgenroth. Auch: der Künste Morgenroth. Die in Morgenroth getauchte Poesie des Spaniers, heißt es bei Schlegel. Ein Kuss schmückt die jugendlichen Wangen mit hohem Morgenroth. — Goethe im Westöstlichen Divan (Suleika 7, 43) wendet große orientalische Bilder von der Schöpfungsgeschichte an, um die Trennung und Wiedervereinigung der Liebenden zu schildern. Die Scheidung von Licht und Finsternis ist ihm ein Bild der Trennung derselben. Die Schöpfung aber der Morgenröthe, welche ein „erklingend Farbenspiel“, also Ton und Farbe, weckt, wird ihm zum Bilde der Vereinigung. Drum heißt es am Schluss:

> So mit morgenrothen Flügeln
> riß es mich an deinen Mund,
> und die Nacht mit tausend Siegeln
> kräftigt sternenhell den Bund.

Bei Goethe in Epimenides' Erwachen (2, 9) sagt der Glaube:

> Zu Ungeheurem war ich aufgerufen,
> mir dienten selbst Zerstörung, Blut und Tod;
> so flammte denn an meines Thrones Stufen
> der Freiheit plötzlich furchtbar Morgenroth.

Mitternachtsröthe ist der helle röthliche Schimmer am nördlichen Horizont an den längsten Sommertagen, wo die Sonne sich nicht tief unter den Horizont senkt, zu der Zeit also, wo sie in den Polargegenden Mitternachtssonne haben. Dichterisch heißt auch wohl der Mond die stille Mitternachtssonne.

Bei Römern und Griechen ist die Morgenröthe zur Gottheit erhoben als Aurora oder Eos. Homer nennt sie stets die rosenfingrige (ῥοδοδάκτυλος ἠώς). Sie erscheint in der Morgenfrühe, öffnet dem Sonnengott Helios oder Phöbus die Thore, wenn er auf seinem goldnen, von vier feurigen Rossen gezogenen Wagen stehend in schräger Richtung am Himmel hinauffährt. Sie hebt den Schleier der düstern Nacht auf, leuchtet den Sterblichen eine kurze Weile und verschwindet vor dem vollen Glanze des Tages. Dargestellt wird sie oft mit einem Stern auf dem Haupte und einer Fackel in der Hand. — Bei andern Völkern ist sie zwar keine Gottheit, wird aber von Dichtern oft personificiert. So schon in der schönen Stelle des Ps. 139: Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten. Gern erinnern wir noch an die wunderbar schöne Schilderung des anbrechenden Morgens und des Sonnenaufgangs in der ersten Scene des zweiten Faust, zumal in den Terzinen. — Auch verwerthet Goethe unser Wort sinnig in der ersten Walpurgisnacht, wo Faust bei Ersteigung des Brockens in tiefer Felsenkluft die glänzenden Metalladern durchschimmern sieht:

> Wie seltsam glimmert durch die Gründe
> ein morgenröthlich trüber Schein!
> Und selbst bis in die tiefen Schlünde
> des Abgrunds wittert er hinein.

Wieland hat im Oberon hübsche Wendungen für das anbrechende Morgenroth:

> Kaum aber hat dem Tag in seine goldne Bahn
> Aurorens Rosenhand die Pforten aufgethan (5, 23).

> Kaum fing Aurora an, die Schatten zu verjagen
> und schloss dem Tag mit ihrer Rosenhand
> die Pforten auf (6, 1).

> Er schlief in Einem fort, bis dass der frühe Hahn
> Aurorens Rosenpferde wittert (3, 58).

In ähnlicher Weise wie das Morgenroth wird auch das Abendroth in der Sprache verwendet, in entsprechenden Übertragungen. Man redet von einem Abendroth des Lebens, von glücklichen Tagen des Alters. Man kann sagen: Auf den trüben Zustand des Reiches folgte noch eine schöne Abendröthe. — Beide, Morgen- wie Abendröthe gelten allgemein auch als Wetteranzeichen. So sagt schon der Herr bei Matthäus (16, 2. 3): Des Abends sprechet ihr: Es wird ein schöner Tag werden; denn der Himmel ist roth. Und des Morgens sprechet ihr: Es wird heute Ungewitter sein, denn der Himmel ist roth. So noch jetzt: Morgenroth mit Regen droht. Abendroth Gut-Wetter-Bot', Morgenroth fällt in Koth (bringt Wind und Koth). Rouge au soir, blanc au matin, c'est la journée du pèlerin oder rouge soir et blanc matin font chemin le pèlerin.

Zu einem hübschen Wortspiele hat Das (nach Dr. Heyne) der Kurfürst Friedrich von Sachsen benutzt, wenn er zu sagen pflegte: Morgenröth und Abendräthe sind unstete, Abendröth und Morgenräthe, die sind stete. Oder bei Logau:

Morgenröth und Abendräthe pflegen nicht zu lügen;
Abendröth und Morgenräthe bringen mehr Vergnügen. —

Ein gar böses Abendroth lebt vielleicht noch jetzt im Gedächtnis mancher Hamburger fort. Zur Zeit nämlich der schmählichen Franzosenherrschaft war ein Deutscher, Namens Abendroth, dort ein hoher Beamter, der als eingefleischter Franzosenfreund sich arge Bedrückungen und Erpressungen herausnahm. Nach meiner dunklen Erinnerung (ein Hamburger weiß es vielleicht genauer) gab's damals die Spottverse: Des Himmels Abendroth zeigt an die Zeit der Liebe, doch Hamburg's Abendroth zeigt an die Zeit der Diebe. —

2. Das Roth der menschlichen Haut und des Blutes. Eine sanftrothe Gesichtsfarbe gilt geradezu als Zeichen der Gesundheit, wie es Goethe zusammenstellt im Gedichte „Mignon":

Heimlich muss ich immer weinen,
aber freundlich kann ich scheinen
und sogar gesund und roth.

Einer ganz ähnlichen Anschauung begegnen wir in der Bibel. Der Prophet Jeremias beklagt den Untergang Jerusalem's und schildert den Unterschied zwischen vormals und jetzt in ergreifender Weise (Klagel. 4, 7. 8 nach richtiger Übersetzung): Ihre Fürsten waren glänzender denn der Schnee und weißer als Milch; röther waren sie am Leibe denn Korallen, wie Saphir ihre Gestalt. Nun aber ist ihr Ansehn dunkler als Schwärze; man kennt sie auf den Gassen nicht mehr; ihre Haut hängt am Gebein, dürr ist sie geworden wie ein Scheit Holz. — Das Weiß und Roth,

das hier zusammengestellt ist, bezeichnet die Farbe des schönen Menschengesichtes. — Drum sagt auch Sulamith im hohen Liede (5, 10): Mein Freund ist weiß und roth, hervorglänzend vor Tausenden. — Wir bezeichnen das Gleiche wohl durch Milch und Blut, vom Antlitz gesagt. — In dem Kirchenliede: Auf, ihr meine Sinnen beginnt der 4. Vers: Schöpfer guter Triebe, o Magnet der Liebe, Freund so weiß als roth. --

Es giebt aber auch eine Gesichtsröthe, scharf abgegrenzte auffallend rothe Stellen, welche keineswegs als gesund, vielmehr als Anzeichen nicht fernen Todes angesehen werden. Sie heißen Kirchhofsrosen. Beiläufig bemerken wir, dass man unter Kirchhofsblumen die grauen Haare des Alters versteht, für welche man auch wohl sagt: Reif, Schnee auf dem Haupt, auch (Hans Sachs) Spitalblumen. —

Hier findet ein Wort über das Erröthen und das Erblassen des Sichschämens eine passende Stelle. Die Scham ist wesentlich nichts Anderes als eine Art von Zorn oder von Angst. Wenn man beschämt wird, so ist man zornig gegen sich selbst oder gegen Andere; man möchte sich entschuldigen und glaubt sich entschuldigen zu können. Drum regt sich das, was der Außenwelt zugekehrt ist; das Blut strömt nach außen und man wird roth. Wer aber blass wird, wenn er sich schämt, Der hat Angst, hat vielleicht Etwas zu verbergen. Drum zieht er sich von der Außenwelt zurück, das Blut strömt nach den inneren Theilen und verbirgt sich. Drum sagen wir mit vollem Rechte: wer roth wird, wenn er sich schämt, hat (in der Regel) ein besseres Gewissen, als wer blass wird. Drum redet die Sprache auch mit Hochachtung von dem Erröthen: Schamroth ist die beste Farbe (zumal für junge Mädchen). Wird er roth, so hat's nicht Noth (das Erröthen bei Beschuldigungen, frechen Reden, schamlosen Worten gilt als Zeichen eines noch unverdorbenen, unschuldigen Gemüthes). — Ein starkes Erröthen der Art heißt wohl: roth werden bis an die Ohren, bis in die Fingerspitzen. — Sagt man: wer bald roth wird, wird bald wieder weiß, so meint man, das Erröthen wird ihn zur Besserung treiben, dass er wieder schuldlos (weiß) wird. Abraham a St. Clara sagt wortspielend einmal schandroth statt schamroth. — Als nicht gutes Zeichen wird es angesehen, wenn Jemand nicht mehr erröthet, weil man annimmt, er habe das feine Schamgefühl verloren. Das rügt man scharf mit dem Worte: er wird so roth wie eine todte Leiche.

Dem Rothwerden vor Scham schließt sich das Rothwerden vor Zorn und Wuth an. Das Blut strömt auch hier in die Außentheile, weil der Zornige in seiner Lebhaftigkeit gegen die Außenwelt anstürmt, die seine Rechte verletzt hat. Dagegen bei ängstlichen, scheuen, furchtsamen Personen verwandelt sich der Zorn in Ärger. Angst aber weiß nichts

vom Kampf gegen die Außenwelt, sie zieht sich vielmehr zurück, und daher strömt das Blut nach dem Innern, es will sich in den verborgensten Schlupfwinkeln verbergen. Daher wird, wer sich ärgert, blaß; und die Sprache sagt sehr bezeichnend: er frisst den Ärger in sich hinein. —

Dies Erröthen des menschlichen Antlitzes wird auf leblose Dinge übertragen, die nicht roth werden können. Der eitle Cicero ist wohl das Vorbild gewesen, nach dessen Vorgange auch wir von einem selbstlobenden Briefe zur Entschuldigung sagen: der Brief erröthet nicht. Eigentlich müsste er vor Scham roth werden. Cicero (ad fam. 5, 12) hat den lebhaften Wunsch, dass er von dem großen Geschichtsschreiber seiner Zeit Lucceius in den hellsten Farben gelobt werde. Eine fast halb bäuerliche Scham (pudor quidam paene subrusticus) hat ihn zurückgehalten, diese Bitte mündlich in persönlicher Gegenwart auszusprechen. Schriftlich könne er Das viel dreister, denn: der Brief erröthet nicht, epistola non erubescit. Und nun ergeht er sich in ein so maßloses prahlerisches Selbstlob seiner Person und seiner Thaten, dass er das Geständnis selbst zufügt: wer einmal der Scham den Kopf abgebissen hat, Der muss hernach erst recht und gründlich unverschämt sein, qui semel verecundiae fines transierit, eum bene et naviter oportet esse impudentem. Und in der That, man muss gestehen, dass der Brief ein wohl einzig dastehendes Zeugnis von dieser Unverschämtheit ist.

Das vergossene, rinnende Blut kann auch bloß mit dem Worte roth bezeichnet werden. Am Abend vor der Schlacht kann ein Krieger sagen: Morgen wird ein rother Tag aufgehen (an welchem viel Blut fließen wird). — In diesem Sinne sagt Chamisso: Da rinnen rothe Ströme die Wiesenrain' entlang. —

Beziehung auf das Blut hat es ebenfalls, dass der Scharfrichter, Henker, Nachrichter, Angstmann auch Rothmantel heißt. Da ein solcher die bürgerliche Ehrenhaftigkeit nicht besaß und jede Berührung eines Ehrlichen mit ihm beschimpfend wirkte, so war derselbe zu einer eignen, leicht erkenntlichen Kleidung verbunden (wie er auch in der Kirche an einem entlegenen, gesonderten Platze saß und das Abendmahl allein und zuletzt genoss). Obiges Wort deutet an, dass er wohl einen rothen Mantel tragen musste. Heine in den spanischen Atriden (Romanzero 104) erzählt, wie Don Pedro einen jungen Helden hinterlistig überfallen und gebunden in ein ödes Schlossgewölbe fortschleppen lässt: dorten standen Henkersknechte, dorten stand der rothe Meister. — Anders freilich ist's gemeint, wenn Heine ebenda S. 122 von den Wichtelmännchen sagt: Sie tragen Rothmäntelchen, lang und bauschig. — In Gleichem ist's arglos und unschuldig, wenn

nach englischem Vorgange bei Hetzjagden die berittene Jagdgesellschaft das rothe Feld genannt wird. Will man hier an Blut denken, so kann es nur das des Wildes sein. — Sonst versteht man unter Rothrock oder Rothhut oder Rothstrumpf einen Kardinal. Auch werden Soldaten in rother Uniform Rothröcke genannt. — Jenes böse Blutroth haben aber die Socialdemokraten und zumal die Anarchisten (die rothen Jakobiner) im Sinne, wenn sie die blutrothe Fahne zu ihrem Abzeichen nehmen. Sie wollen eben die jetzt bestehende, staatliche, bürgerliche und kirchliche Ordnung erst in einem Meer von Blut ersäufen und dann in ihrer rothen Republik ihre verbrannten Hirngespinste aufrichten. —

Es dürfte eine kurze geschichtliche Auskunft über die rothe Fahne nicht uninteressant sein. Nach dem Aufruhrgesetze vom 21. Oktober 1789 musste die Nationalgarde in Paris eine rothe Fahne führen, wenn sie zur Niederwerfung aufrührerischer Volkshaufen aufgeboten wurde. Auch am Rathhaus musste eine rothe Fahne ausgesteckt werden, die erst nach Dämpfung der Unruhe durch eine weiße ersetzt wurde. (Möglich, dass die rothe Fahne den Aufrührern blutige Ahndung künden sollte). Wir sehen hiermit, dass die rothe Fahne ein Sinnbild der Obrigkeit und des Gesetzes war gegen Empörer. Bei der großen Versammlung auf dem Marsfelde 17. Juli 1791, wo man die Absetzung des Königs forderte, war der jakobinische Pöbel empört über das obrigkeitliche Abzeichen und schrie: Nieder mit der rothen Fahne, nieder mit den Bajonetten. Aus gleichem Hass ward am 21. Oktober 1792 der Antrag berathen und beschlossen, dass alle rothen Fahnen in Frankreich verbrannt und das verhasste Aufruhrgesetz (la loi martiale) aufgehoben würde. Hiermit war das gesetzliche Ansehen der rothen Fahne gefallen.

Später, im November 1831 führten aufrührerische zum Lohnkampf bewaffnete Arbeiterscharen in Lyon eine schwarze Fahne mit der Inschrift vivre en travaillant ou mourir en combattant (im Gegensatz zur Trikolore der Bürgerschaft). Als nun am 5. und 6. Juni 1832 ein erbitterter Straßenkampf in Paris tobte und man gegen die Regierung aufhetzen wollte, unter Betheiligung von Ausländern, sah man viele, selbst ausländische Fahnen, auch die rothe, welche aber keine Beachtung fand. Am 6. Juni aber, an der Austerlitzbrücke, erschien ein schwarzer Reiter mit rother Schärpe, der eine mit der rothen Mütze gekrönte rothe Fahne mit der Aufschrift la liberté ou la mort! in der Rechten schwang und rief: Nieder mit den Königen, es lebe die Republik; bei dem Straßenkampf waren zum ersten Male die Barrikaden mit der rothen Fahne geschmückt, und es wurde die rothe Fahne, die am 5. Juni noch unbeachtet blieb, am Abend des 6. Juni 1832 zum Sinnbild des politischen Schreckens

gemacht. Bei der Februarrevolution 1848 hatte sie sich schon eingebürgert.

Ein rother Demokrat heißt auch kurzweg ein Rother. Die rothe Fahne aufpflanzen heißt etwa: die Kommune proklamieren. Das Sinnbild dieser socialen Republik ist ein Weibsbild mit der rothen phrygischen Mütze. Im Jahre 1871 zeigten die Münzen der Pariser Kommune dies Bild, während die Republik vom 4. September 1870 damals noch Anstand heuchelte und ein Frauenzimmer mit einem Ährenkranz auf ihre Münzen prägte. So waren die sogenannten „Helden“ von 1848 und 1849 undenkbar ohne rothe Schärpe und rothe Feder auf dem Hute. Gleich undenkbar ohne solche Abzeichen (auf Bildern, auf der Bühne, in Romanen) sind Rinaldo Rinaldini, Schinderhannes, der bairische Hiesel und Genossen. Es liegt hier vielleicht eine entfernte Ideenverbindung (Blut!) vor mit den Raubstaaten in Nordafrika, welche ebenfalls die rothe Flagge führten. — Verwunderlich ist, dass bei den Abzeichen der Demokraten u. s. w. die Farbe meist oder vielfach als blutroth verstärkt bezeichnet wird, während sie dem Auge als leuchtendes Ponceauroth sichtbar ist. Und — wie sich die Gegensätze berühren! Roth ist nicht nur die Farbe der Anarchisten und Räuber, sondern auch die Königsfarbe Sich mit dem Purpur bekleiden, d. h. das Königsamt antreten. — In der österreichischen Militärgrenze wohnte eine Völkerschaft, welche die Rothmäntel hieß und besonders in den Türkenkriegen viel von sich reden machte. — Die französischen Kürassiere trugen 1870 auch rothe Mäntel, ohne jedoch danach genannt zu werden. — Neben dem Rothmantel wollen wir noch die Rothhemden erwähnen, wie ihrer Zeit die Garibaldianer genannt wurden. — Wir pflegen, allgemein verständlich, in Deutschland die französischen Soldaten Rothhosen zu nennen. — Das rothe Kreuz auf weißem Grunde (als Armbinde oder auf Fahnen) ist das Abzeichen der am 22. August 1864 abgeschlossenen Konvention oder Übereinkunft zur möglichsten Milderung der vom Kriege unzertrennlichen Übel, also vorzugsweise zur Krankenpflege der Verwundeten. — Das rothe Band, meist in Form einer rothen Nelke im Knopfloch getragen, bezeichnet einen Inhaber des am 19. Mai 1802 (29. Floreal X) gestifteten Ordens der Ehrenlegion, des einzigen französischen Ordens. — Neuerdings war die rothe Nelke das Parteiabzeichen der Anhänger Boulanger's. — Der rothe Bädeker bezeichnet die von dem Buchhändler Bädeker in Koblenz verfassten und verlegten Reisehandbücher. Man sagt, er habe den damals völlig ungewöhnlichen knallrothen Einband gewählt, damit Gastwirthe, Lohnkutscher, Führer den mit diesem schon von Weitem kenntlichen Handbuche Reisenden nicht übervortheilten, weil dieser alle Preisbestimmungen

aus seinem Handbuche genau kenne. — Die rothen Zettel an den Berliner Anschlagssäulen sind vom Publikum gefürchtet, weil sie eine plötzliche Änderung des Theaterzettels vermelden. —

In der Schweiz, sagt man, sollen die Aristokraten die Rothen heißen. — Der Mann mit den rothen Händen ist in Amerika Der, welcher eine Blutthat begangen hat, also ein Mörder. Die kupferfarbigen Indianer in Amerika werden oft die Rothen oder der rothe Mann genannt. Der Gegensatz sind die Schwarzen, die Neger. — Bei den Jägern heißt der Fuchs kurzweg der Rothe. — Die Weintrinker nennen den rothen Wein kurz den Rothen. Und wenn sie ihre Vorliebe für diesen recht bekräftigen wollen, so setzen sie auf die Frage, welchen sie trinken wollen, wohl hinzu: Rothen, blass sehen die Todten. — Auf das Blut aber geht es, wenn der Prophet Jesaias (63) den Richter in rothem Gewande schildert, welcher das Strafgericht Gottes an Edom, an Israel's schlimmstem Feinde, vollzogen hat. — Das eben genannte Wort Edom hat ebenfalls die Bedeutung roth. Es ist zuerst der Name des Sohnes Isaak's, des älteren Zwillingsbruders des Jakob; derselbe heißt häufiger Esau. Dann bezeichnet dasselbe Wort seine Nachkommen, die Edomiten oder Idumäer und auch deren Land im Süden von Palästina. Sie wohnten am Schilfmeer (so genannt, weil sein Boden zum Theil mit Schilf bedeckt ist), das zuerst bei den Griechen (bei den Römern mare rubrum), noch jetzt das rothe Meer heißt, weil von Zeit zu Zeit die Oberfläche desselben einen rothen Schein giebt, welcher wahrscheinlich von Infusorien herkommt. Die rothe Farbe hatte Esau schon bei seiner Geburt. 1. Mose 25, 25. In der Apokalypse (6, 4) ist das feuerrothe Ross ein Bild des Krieges; denn Dem, der darauf saß, ward verliehen, den Frieden von der Erde zu nehmen, und dass sie sich unter einander erwürgeten.

Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns aber der Ausdruck: Sie legt Roth auf, d. h. rothe Schminke. Das ist nicht der Wangen, der Lippen, der Gesundheit Roth, von dem die Dichter reden. Als Hiob nach seinem schweren Leiden wieder von Gott gesegnet wird mit vielem Gut, werden ihm auch noch drei Töchter geboren (42, 14), welche er benennt Jemina (Taube), Kezia (Zimmt, Gewürz), und Keren-Hapuch, d. h. eigentlich Horn der Schminke, hornartig geformtes Büchschen, also etwa Schminkbüchschen. — Morgenländische Frauen bemalen noch jetzt gern den Rand der Augenlider und die Augenbrauen mit schwarzer Farbe. — Wenn die Lesart richtig ist, so erwähnt auch schon Plautus (Truc. 2, 2, 39) mit dem Worte rubricita die Schminke. — Einem Kinde sagt man wohl, um einfachste Kost zu empfehlen: Salz und Brot macht die Wangen roth.

Allein ein naseweises Bürschchen ergänzt wohl: aber Butterbröter noch viel röther; doch das allerschönste Roth giebt belegtes Butterbrot. — Beiläufig erwähnt sei die Steigerung ohne Umlaut: rother, rotheste (s. Sanders' Wörterb. II S. 788c). — Ein schönes Roth ist's nicht, wenn man von einem Trinker sagt: Er ist so roth wie ein Leinweber, wenn er einen Schluck über den Durst getrunken hat. Man meint, dass die Leinweber nicht viel vertragen können. —

Wir gedenken auch der sogenannten Kakerlaken, von denen wir unter Weiß geredet haben, weil diese, wie die weißen Kaninchen, rothe Augen haben. Sonst sagt der Ausdruck rothe Augen in der Regel, dass sie vom Weinen geröthet sind (wie sie es durch Entzündung werden). In den Sprüchen Sal. 23, 29 heißt es: Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo ist Klagen? Wo sind Wunden ohne Ursach? Wo sind rothe Augen? Da, wo man beim Wein liegt und kommt auszusaufen, was eingeschenkt ist. — Sind die innern Ränder der Augenlieder roth, so heißt das triefäugig, lippus (bei Horaz oft). Solche entzündete Augen galten früher als äußerliches Kennzeichen der Hexen. —

Von den Augen ist's nicht weit bis zur Nase. Auch von den rothen Nasen sagt die Sprache wenig Gutes. Sie nimmt an, dass dieselben durch zu reichen Genuss geistiger Getränke entstehen, und nennt sie je nachdem Weinnase, Schnapsnase, Branntweinnase, und nach der Farbe auch gern Kupfernase, auch Blaunase. Es sind oft nicht eben feine Scherze, welche hier anknüpfen. So die Räthselfrage in Bezug auf solchen Trinker: Was ist ein Floh, wenn er sich auf dessen Nase setzt? Antwort: ein Kupferstecher. Von König Ludwig I. von Baiern, der sich oft auf seine Grobheit Etwas zu Gute that, wird erzählt, man habe ihm von einem Hufschmied gesagt, welcher an Grobheit seines Gleichen suche. Das reizt den König, ihn kennen zu lernen. Er geht zu ihm und sagt unter Anderem zu ihm: Hören Sie, Meister, Sie haben eine Nase, die so reich ist an Kupfer, dass Sie sollten zu einem Kupferschmied gehen; Sie könnten viel Geld daraus lösen. — Er bekommt die Antwort: Ja, den Rath hat mir schon einmal Einer gegeben, und ich bin wirklich zum Kupferschmied gegangen und hab ihm den Kauf angeboten. Der aber hat mich angefahren und gesagt, wer Das für Kupfer hielte, Das müsste ein rechter Esel sein. — Ludwig ging eilends von dannen, er hatte seinen Meister gefunden. —

Die rothe Farbe hat den bekannten Vögeln Röthling, Rothkehlchen, Rothschwänzchen, Rothsterz den Namen gegeben. Unter Rothfuchs wird aber nicht bloß der Brandfuchs verstanden, sondern auch ein rothhaariges Pferd und ein rothhaariger Mensch. Rothmütze heißt auch die giftige Kornrade. — Der Ausdruck Rothspohn für französischen

Rothwein ist von Meklenburg aus jetzt allgemein verbreitet; er bedeutet wahrscheinlich nur Rothwein vom Faß (so fern Span oder Spon ein Gefäß bezeichnet). Wein, der noch nicht vom Faß abgezogen ist, heißt auch Sponwein. — **Rötheln** oder **Rothlauf** ist eine Kinderkrankheit, die sich in rothen Flecken auf der Haut zeigt, auch Feuermasern genannt. — Höchst unschuldiger Natur ist das Wort, das wir einem Kinde an kalten Wintertagen zurufen: Du hast ein **Rothkehlchen gefangen**. Wir meinen die von Frost geröthete Nase. —

3. Das **rothe Haar** verdient einen besonderen Abschnitt, denn es ist auffallend, wie unliebenswürdig, ja gehässig der Volksmund, und zwar nicht bloß der deutsche, über dasselbe urtheilt. Um aber nicht in den Verdacht zu gerathen, als theile ich persönlich diese abfälligen Urtheile, will ich hier bemerken, dass ich einen höchst liebenswürdigen Sanguiniker mit rothem Haar und Bart zum treuen Freunde habe. Und sodann hat ja Kaiser Friedrich I (mit blondem Haar, weißer Haut und röthlichem Bart) den rothen Bart zu Ehren gebracht als **Barbarossa** oder Rothbart. Im Gegensatze zu diesem, ihrem furchtbarsten Feinde, tauften die Mailänder unsern Kaiser Wilhelm, als er im Oktober 1875 sie in friedlicher Absicht besuchte, gar sinnig Kaiser **Barbabianca**, Weißbart. — Die Verachtung des rothen Bartes hebt schon mit **Judas Ischarioth** an, welchen die Maler gern mit einem rothen Bart ausstatten. Im Deutschen heißt es nun, meist gereimt: Rother Bart und Erlenbogen gerathen selten, ist nicht erlogen. Raue (rothe) Hor und Ellernhüchte (Schößlinge) draget sellen goe Früchte. Ellernholt und rossig Haar sünd up goden Bodd'n raar. Schwarzes Haar und rother Bart sind Zeichen einer bösen Art. Rother Bart, Teufels Art. Altdeutsch: Rot Hart und erlin pogen, thuen's recht, so muoß man's loben. — Schweiz: Rothi Lütli, Teufelshütli (Häutchen). — Schon bei Terenz (Heaut. am Schluss) entsetzt sich Klitipho, dass er ein rothhaariges Mädchen heirathen soll, mit den Worten: Wie? Das Mädchen mit den rothen Haaren, mit den Katzenaugen, dem breiten Mund, der krummen Nase? rufamne illam virginem, caesiam, sparso ore, adunco naso? — Französ. Homme roux et chien lainu (wollig) plutost mort que cognu (lieber todt als gekannt). Barbe rousse, noir de chevelure est reputé faux par nature. — Ital. Uomo rosso e cane lanuto, più tosto morto che consciuto. Ros de pél, cento diáoi per caél (Roth von Haar, hundert Teufel jedes Haar. Norditalien). Katalonisch: Barba de móltos colors sols la porten los traydors (Bart von vielen Farben tragen nur die Verräther). Ähnlich Portug. Barba de tres cores, barba de traidores. — Engl. A red beard and a black head, catch him with a good trick and take him dead.

(Ein rother Bart und ein schwarzer Kopf, fangt ihn geschickt und schlagt ihn todt.) — Sprichwörtlich: Roth geboren hat das Fegfeuer schon auf der Welt, d. h. muss viel Spott, Hohn, Beschimpfung ertragen.

4. Was es für eine Bewandtnis habe, dass man das Land Westfalen die rothe Erde nennt, ist nicht leicht zu sagen. Das Land und der Boden ist an sich nicht röther als anderswo; und rothe Stellen giebt's in vielen Gegenden. So heißt bei Marienborn im Magdeburgischen ein Berg der rothe Berg von einer Art rothen Sandsteins. Auch in Hessen giebt's Flurbezeichnungen als rothe Erde nach der Farbe des Bodens. In der Natur und Farbe des Bodens dürfen wir also den Grund jenes Ausdruckes nicht suchen. Wo aber denn? In der Geschichte. Kurz: die rothe Erde ist Bezeichnung der im Mittelalter berühmten westfälischen Freigerichte und des von ihnen geübten Blutbannes, also des Fehmgerichtes Westfalen's, der Fehm (Fehme). Auf den Blutbann, das Todesurtheil, deutet das Wort roth hin. Die Fehmgerichte selbst schreiben ihren Ursprung Karl dem Großen zu und hatten ihren Sitz in Westfalen, in einem Theile von Engern, in dem Winkel zwischen dem Rheine und der Weser. Ihre ganze Zusammensetzung weist immer auf Westfalen hin. Der Vorsitzende, der Freigraf, musste ein Westfale sein; doch konnte jeder freie Westfale, Edelmann oder Bauer, Freigraf sein. Schöffe konnte jeder unbescholtene Deutsche sein, wenn er nur nicht hörig oder von hörigen Eltern geboren war; aber er musste in Westfalen sich zur Aufnahme melden, denn nur auf westfälischer Erde konnte man zum Schöffen gemacht werden. Ja, selbst Kaiser reisten nach Westfalen, um sich wissend machen zu lassen. — In ihrer letzten Gestaltung wurden die Fehmgerichte erst 1811 in Westfalen durch die französische Gesetzgebung aufgehoben. — Wir erinnern gern an die köstliche Schilderung des Hofschulzen in Immermann's Münchhausen.

Kaiser Otto II. (973—983) führt den festbeigelegten Namen der Rothe, oder der rothe König oder Kaiser, rex sanguinarius (der blutige König), wie er wegen seiner glücklichen Sarazenenkämpfe umgekehrt der bleiche Tod (pallida mors) der Sarazenen heißt. Die Chronik sagt: et was der erste kunig, der nottige (not nunfftige) klage richtet (wegen erlittener Noth, Gewaltthat; wegen Landfriedensbruches); per decem annos strenue gubernavit imperium. Andere meinen, er habe den Namen von seiner röthlichen Gesichtsfarbe. — Auch Otto I. schon führte denselben Beinamen, wie Rudolf von Ems in seinem Gedichte „der gute Gerhard" sagt: Er was Otte genannt, den rothen Kaiser hiez man in. — Es ist behauptet worden, der Ausdruck rothe Erde entspringe aus dem Plattdeutschen rue ere, d. h. rauhe, rohe Erde, im Sinne von

bloßer, freier, wo die Fehmgerichte gehalten wurden, nicht auf gedieltem Boden. Dem dürfte aber der T-Laut in roth entschieden widersprechen. Dergleichen Laute werden im Laufe der Zeit wohl ausgestoßen, aber nicht neu hinzugesetzt. —

Sehr interessant und beachtenswerth ist auch, was Thümmel über die räthselhaften Rolands-Standbilder sagt, wie sich solche beispielsweise in Halle, Halberstadt, Nordhausen, Questenberg am Südharz, Zerbst, Stendal, Brandenburg, Perleberg, Elbing finden; alle in Überlebensgröße, geharnischt, gewöhnlich mit bloßem Schwerte, auch mit dem Schwert in der Scheide, auch mit einer Lanze. Diese Rolandssäulen (wie sie auch heißen) tragen allerdings den Namen jenes tapfern Paladins Karl's des Großen, welcher in dessen spanischem Feldzuge gegen die Sarazenen im Thal Roncesvalles fiel und nach welchem Ariosto sein größtes Gedicht benannt hat. Aber wir fragen wohl mit Recht: wie sollten diese fernen Städte dazu kommen, entweder jenem Helden ein Denkmal zu errichten oder ihn zum Symbol oder Wahrzeichen gewisser Gerechtsame zu machen? Das steht doch fest, dass die Stadt, welche dies Standbild hatte, die „Königsfreiheit, die immunitas regis" d. h. die Reichsunmittelbarkeit genieße, dass sie die höchste Gerichtsbarkeit, den Blutbann, das Recht über Hals und Hand besitze und ausübe. Drum stehen die Standbilder ja auch immer an den Rathhäusern der Städte. Das alles hat mit jenem romantischen Paladin Nichts zu thun. — Man hat darum versucht, das Wort anders zu erklären, und gemeint, es sei verderbt aus Rugelandssäule, und Ruge, Rüge stehe hier für Gericht. Wir stimmen aber Thümmel bei, welcher sagt, Roland sei hier entstanden aus Roth-Land, d. h. das Land mit eigener höchster Gerichtsbarkeit. Es ist also derselbe Grund, aus welchem Westfalen als Sitz der Fehmgerichte die rothe Erde heißt. Eben dieselbe Bezeichnung wurde jeder Stadt verliehen, welche vom Kaiser mit dem eignen Blutbann belehnt wurde. Ja, es bezeichneten Städte auch wohl äußerlich durch Farbe, wie weit sich ihre Gerichtsbarkeit erstreckte. So wurden die Grenzen des Breslauer Weichbildes einst durch rothe Brücken kenntlich gemacht. Die im Mittelalter übliche Bezeichnung columna Rotlandi oder Rutlandi wurde dann missverständlich in Rutlands- oder Rotlands- endlich Rolandssäule übertragen. — Der Name jenes sagenhaften Helden mag in seiner ersten Silbe das althochdeutsche Wort hruod, d. h. Ruhm in sich schließen. — Übrigens scheint die Rolandssage erst um 1177 in Deutschland bekannt geworden zu sein, nachdem Pfaffe Konrad die französische Dichtung Chanson de Roland oder de Ronceveaux in lateinische und dann in deutsche Verse übersetzt hatte. Die älteste Rolandssäule ist aber viel früher, 1100 in Bremen gesetzt worden. —

Professor Rich. Schröder in Heidelberg sieht in den Rolandssäulen nur monumentale Träger der von altersher üblichen Marktzeichen. Früher diente dazu ein Kreuz mit angehängtem Handschuh des Königs, als Sinnbild des dem Ort verliehenen Marktrechtes. Der Handschuh als Zeichen der Belehnung. Das Schwert als Zeichen der Zollgerechtigkeit, das noch heut in Münster bei allen Jahrmärkten aufgesteckt wird. Jetzt werden (in Berlin) Fahnen üblich. Der Hut und der aus dem Strohhut auf der Stange entstandene Strohwisch als Ausschankszeichen. Der (in Münster) schwerthaltende Arm auf einer Stange führte dazu, einen schwerthaltenden Ritter zu wählen. Als König schlechthin galt im Mittelalter Karl der Große und als Waffenträger und gleichsam Vertreter des Königs galt der im 13. Jahrhundert in Deutschland populär gewordene Ritter Roland. — Soweit Schröder. — Diese Deutung mag die von uns gegebene ergänzen; denn oft hat die Rolandssäule wohl nur das Marktrecht bezeichnet, das bis zum 13. Jahrhundert ausschließliches Recht des Königs war (nicht der Fürsten). Die an einem Kreuz angebrachten Handschuh, Schwert, Schild oder Fahne galten als Abzeichen des abwesenden Königs. Das Kreuz mochte aus religiösen Gründen als Träger von Schwert, Schild, Fahne, Handschuh unpassend erscheinen; und es lag nahe, dazu einen Ritter zu wählen, zumal den Waffenträger Karl des Großen, als den Vertreter dieses weisen Gesetzgebers. — Wir erinnern noch an Heine's Gedicht über die Rolandssäule in Halle:

> Zu Halle auf dem Markte, da steht ein großer Riese;
> er hat ein Schwert und zückt es nicht, er ist vor Schreck versteinert. —

5. Wir wenden uns zu der nicht ganz leichten Erklärung der Wörter **Rothwälsch** und **Kauderwälsch**. Um uns dazu den Weg zu bahnen, müssen wir erst Einiges über das Wort welsch oder wälsch sagen. Als die lateinische Sprache durch die Einfälle und Eroberungen vieler deutschen und gothischen Völker in Italien, Gallien und Spanien geschwächt und umgewandelt wurde, entstanden aus ihr allerlei zerbrochene Sprachen, die nun nicht mehr römisch oder lateinisch, sondern gewöhnlich Wälsch, Welsch (ahd. walhisc romanisch, walh Romanen, mhd. welbisch, walbisch, Walch) genannt wurden (Stumpf bei Sanders, Wörterb. III S. 1468a). Der Deutsche denkt bei dem Worte am meisten an das Französische und Italiänische, und bedient sich des Wortes gern in üblem Sinne, im Gegensatz zu deutscher Treue und Biederkeit, wenn er redet von wälscher Tücke, Lüge, wälschem Tand, Trug, wälschen Gaukeleien. (Ohne bösen Nebenbegriff steht natürlich das Wort, wenn Luther Apg. 10, 1 sagt, der Hauptmann Kornelius war von der Schar, die da heißt die wälsche, d. h. italische ἐκ σπείρης τῆς καλουμένης Ἰταλικῆς.) Eben so

in Reineke Fuchs (8). Die Mähre stellt sich bereit, ihr Fohlen zu verkaufen; der Preis stehe am Hinterhufe. Reineke giebt vor, nicht lesen zu können; der lüsterne Isegrim aber, den Reineke bethören will, prahlt: Deutsch, Latein und Wälsch (Italiänisch), sogar Französisch versteh ich. — Zu diesem schon verfänglichen Worte tritt nun das Wort roth. Die Farbe lässt uns hier natürlich bei der Deutung völlig im Stich. Diese liegt ganz anderswo. Das Wort Rot oder Rott bedeutet nämlich in der Gaunersprache einen Bettler, zumal einen schlauen, verschlagenen, einen Gauner; es ist auch rot in der Bedeutung von listig und falsch im Mhd. öfters bezeugt. Rotwälsch ist demnach die Gaunersprache, Spitzbubensprache, die betrügerische, Anderen unverständliche Sprache, ein Sprachgemengsel der Zigeuner, Spitzbuben und Bettler. Luther sagt einmal: man findet in dem Bettelbuch, dass dieselben Rotwälsch reden, da viel Hebräisch unter ist. Schenkendorf: Im Taumel haben wir vertauscht mit eklem Rotwälsch die Sprache Teuts. Man hat allerdings versucht, unser Wort aus der Farbe Roth zu deuten, in Bezug auf das Haar, und gesagt, Rothhaarigkeit gelte als Zeichen von Tücke und Bosheit. Dann würde sich ja aber der ganz verkehrte Sinn ergeben: boshaft-wälsch. Goethe erzählt in Wahrheit und Dichtung (8), dass seine Schwester erfinderisch gewesen in possenhaftem Humor, und sagt: Es entspann sich bald unter uns eine Koterie-Sprache, wodurch wir vor allen Menschen reden konnten, ohne dass sie uns verstanden, und sie bediente sich dieses Rotwälsches öfters mit vieler Keckheit in Gegenwart der Eltern.

Das Wort Kauderwälsch, welches in gleichem Sinne wie Rotwälsch gebraucht wird, scheint jüngeren Ursprungs zu sein als jenes. Das Wort kaudern hat eine doppelte Bedeutung, 1. schreien, kollern (wie ein wälscher oder Truthahn), plappern, unverständlich sprechen, nach Art des griech. *βάρβαρος* und *βαρβαρόφωνος* bei Homer. Bei Tieck: Was der durcheinander wälscht und kaudert, je kunter, je bunter. (Sonderbare Trennung aus kunterbunt.) 2. Zwischenhandel treiben, als Zwischenhändler Waaren billig aufkaufen, um sie theurer zu verkaufen. Dem Bauer seine Frucht abkaudern, um diese dann auf dem Markt zu verkaudern. Beide Bedeutungen können recht wohl in einander geflossen sein, so fern schon früh italiänische, wälsche, lombardische Händler, zumal Geldwechsler und Juweliere, in Süddeutschland und in den Rheingegenden Handel trieben, auch wohl sich ansiedelten. Diese radebrechten ja auch zugleich die deutsche Sprache. So wird denn Kauderwälsch, wie Dr. Hildebrand es treffend zusammenfasst, gesagt von unverständlicher Sprache, von gänzlich fremder sowohl, wie besonders von solcher, die durch schlechte Aussprache, falsche Formen, Vermengung mit Fremdem unverständlich wird; dann auch von krausen

Gedanken, Einfällen, und von Dingen überhaupt, die verworren sind oder verwirren; ein kräftiges, mit besonderem Humor umkleidetes Wort: was redst du da für kauderwälsches Zeug! Das ist ein wahres Kauderwälsch. — Goethe gebraucht das Wort gern. So in Wahrheit und Dichtung 4, wo er von seiner Erlernung des Hebräischen erzählt: Was mir dem Inhalt nach schon bekannt war, sollte ich nun in einem fremden, kauderwälschen Idiom herstottern. — In den Xenien, da, wo die Flüsse eingeführt werden, spricht die Elbe (105), wohl in Bezug auf den um die deutsche Sprache verdienten, zu Dresden 1806 gestorbenen Oberbibliothekar Adelung, (der übrigens in Nr. 86 der Dresdener Wassermann genannt wird):

> All ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwälsch. Unter den Flüssen
> Deutschland's rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutsch. —

Goethe sagt zu Anfang des Ewigen Juden, dass er in schlafloser Nacht aufgestanden sei und, was und wie es ihm in Sinn und Feder gekommen, niedergeschrieben habe.

> Und ich, mir fehlt zu Nacht der Kiel,
> ergreif' wohl einen Besenstiel.
> Drum hör es denn, wenn dir's beliebt,
> so kauderwälsch, wie mir der Geist es giebt. —

Sehr hübsch und interessant ist, was Dr. Hildebrand an ähnlichen Ausdrucksweisen beibringt. Es ist eine allgemeine Erscheinung, dass benachbarte Völker, Stämme, Gaue, Städte gegen einander Spott üben wegen ihrer Sprache; ein Volk in der frischen Naivität des Selbstgefühls findet die fremde Sprache des andern unverständlich, lächerlich, häslich, wenn nicht sinnlos. So scheint das griech. *βάρβαρος* gemeint, wozu lat. balbus stotternd verglichen wird. So nennt der Slave den deutschen sogar den Stummen, der nicht reden kann. Franz. heißt bretonner kauderwälschen, d. i. bretonisch reden; unverständliches Gerede, en uckerwendsk Snak, in Meklenburg uckerwälsch, in Kärnten fremdartig, undeutlich reden windischen, von den wendischen Nachbarn; in Schlesien polatschkern, pollaren, von den Polen; in Leipzig polätschen, pulätschen (von dem geradebrechten Deutsch der polnischen Juden), selbst in Koburg, Nürnberg bollatschen; schlowake, von den als Drahtzieher wandernden Slowaken. Bezeichnend ist das oft wiederkehrende tsch in der Tonsilbe, das gerade an slavischer Rede uns am Meisten ins Ohr fällt. In Süddeutschland nun heißt das Pulätschen wälschen. —

6. Allerhand Nachlese, auch Etymologisches. Das Roth, als Farbe der Freude gefasst, giebt Ausdrücke wie folgende: Eine sanfte himmelblaue und rosenrothe Jugend, rosenrothe Tage der Jugend. Wie ein rosenrother Traum schwebt ihr die Zukunft vor. Rosenroth hell und

lachend liegt die Welt vor mir. Er kam in rosenrother Stimmung zu mir. Jean Paul. Die helle mit Himmelblau und Himmelroth ausgewölbte Seele seines Innern. Wieland: die Phantasie malt ihm Alles entweder in das zarteste Rosenroth oder in pechschwarzes Dunkel.

Von der Farbe des Minerals sagen wir: das rothe Gold. Und an die Kupferfarbe der geringsten Münzen denken wir bei dem oft gebrauchten Ausdruck der Armuthsbetheuerung: ich habe keinen rothen Pfennig, gar: keinen blutigen rothen Heller mehr. — Das Silber dagegen gilt als weißes Geld. — In Goethe's Götz (2. Schluss) jammert der Brautvater, dass beim Prozessieren „die Perücken" (Advokaten) ihn um alles Geld gebracht hätten: Ich hatte keinen rothen Heller Reisegeld im Sack. Hiezu eine naseweise Bemerkung Börne's. Das schnelle Abgegriffenwerden und den starken Kupfergehalt unserer früheren preußischen Silbergroschen verhöhnend, sprach er sich höchst befriedigt und freudig über den guten Gesundheitszustand des Königs Friedrich Wilhelm III. aus, welcher so schöne rothe Backen habe. — Der rothe Faden, der rothe Hahn und der rothe Zinshahn sind ausführlich im Bilderschmuck behandelt worden. — Rouge et noir, Roth und Schwarz ist ein französisches Hasardspiel (Wagspiel) mit Kugeln und Karten, auch Trente et Quarante (30 und 40). — Im Briefe an die Hebräer (9, 13, 14) steht: so . . . die Asche von der rothen Kuh gesprenget heiliget die Unreinen zu der leiblichen Reinigkeit: wie viel mehr wird das Blut Christi . . . unser Gewissen reinigen von den todten Werken! Das bezieht sich auf die Verordnung 4. Mose 19: eine fehlerfreie rothe Kuh soll draußen vor dem Lager (später: vor der Stadt) geschlachtet, Haut, Fleisch, Blut soll verbrannt, und die Asche (mit Wasser gemischt) mittels Besprengung zur Reinigung verwendet werden. — Wir haben hier ein Sühnopfer, bei welchem das Opferthier für unrein galt, weil nämlich die Sünde auf das Thier übertragen war (daher die Schlachtung außerhalb des Lagers). — Beiläufig: Das Wort opfern heißt soviel als Darbringen, von obferre oder offerre (schwerlich von operari arbeiten). So auch das hebr. Korban d. h. Darbringung. —

Es ist Sitte, dass in unsern Volkskalendern die Festtage (wie auch andere bemerkenswerthe Tage) durch rothen Druck ausgezeichnet werden. Daher sagt man von einem freudevollen Tage: der müsste roth angestrichen oder roth gedruckt werden. So Goethe (Wahrheit und Dichtung 12), als er den herrlichen Sommer schildert, den er mit Lotte und deren Bräutigam verlebte: So nahm ein gemeiner Tag den andern auf und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden. — Ein anderes Rothanstreichen ist's natürlich,

wenn Lehrer die Fehler in den Heften der Schüler mit rother Tinte anstreichen. —

Manchen Thieren ist der Anblick der rothen Farbe äußerst unangenehm. So werden Stieren bei den Stiergefechten in Spanien rothe Tücher vorgehalten, um sie zu reizen und in Wuth zu setzen. (Truthähne fangen bei solchem Anblick an, zu kollern, fallen auch wohl Menschen an.) Drum ist's für Kinder und Frauen rathsam, nicht in rothen Kleidern oder mit rothen Tüchern sich Kuhherden zu nähern. Jene Thierneigung wird übertragen etwa in folgender Weise: Auf ein freisinniges Parteiblatt wirkt Alles, was konservativ heißt, wie ein rothes Tuch, à la Ochs und Truthahn. —

Die gebräuchlichsten Vergleichungen zu Roth sind etwa: roth wie Blut, Feuer, ein gesottener Krebs, ein Truthahn, Puter, Zinshahn, Ziegelstein. — Zu den Volkssuperlativen nennen wir (nicht eigentlich: hell-, dunkel-, matt-, licht-, blass-, bleich-, hoch-, tief-, glänzend-, grellroth, sondern:) feuerroth, bier-, schnaps-, wein-, blut-, backen-, wangen-, eisen-, golden-, apfel-, kirsch-, klee-, kupfer-, rosen-, sonnen-, purpur-, liebes-, lippen-, gift- (Zinnober), freuden-, lebens-, jugend-, kuhroth (weil hier zu Lande die meisten Kühe roth sind), blitz-, fleisch-, knall-, klatsch-, klitsch-, feuerklitsch-, funkel-, feuerfunkel-, henkers-, prahl-, ritze-, zundel- (wie brennender Zunder), glüh-, flamm-, kohlen-, brand-, feuerbrand-, fuchs-, feuerfuchs-, ja sogar fuchsfeuerbrandfarbenroth. —

Etymologisch steckt unser deutsches Wort roth in dem griechischen *ἐρυθρός* roth, *ἔρευθος* Röthe, *ἐρεύθειν* röthen, wie auch in dem lateinischen rutilus. Der Ursprung ist wohl in der indogerm. Wurzel rudh roth sein zu suchen.

Zur Bildung von Personennamen hat das Roth mehrfach Anlass gegeben. Zunächst schon in den Namen Rother, Rote. Ganz Dasselbe sagt der weitverbreitete Name Fuchs (ein Träger dieses Namens gab der beliebten Blume Fuchsia den Namen) oder Voß, oder latinisiert Vulpius. Noch häufiger in Zusammensetzungen: Rothhaupt, Rothfuchs, Rothschuh, Rothmantel (s. oben Scharfrichter), Rothärmel, Rothkäppel. Wenn dagegen Namen mit Roth endigen, so liegt wohl das Wort roden (reuten) zu Grunde, und sie bilden sich von Ortsnamen. So Billroth von Billroda, Germeroth von Germerode. Im Griechischen haben wir den Namen Pyrrhus, *Πύῤῥος* von *πυῤῥός* feuerroth. So hießen der Sohn des Achilleus (sonst auch Neoptolemus genannt) und ein König von Epirus. Im Lateinischen der Name Rufus (rufus d. h. roth). So hieß der Geschichtsschreiber Quintus Curtius Rufus. Der Name kommt häufig bei den Römern vor. Rufinus, Presbyter von Aquileja, war um 400 ein lateinischer Kirchenvater, ein Hauptgegner des Hieronymus. In Neapel ist der Name

Ruffo häufig. Eine gleiche Bedeutung hat der Name Ruffus. Wie überhaupt das Bauernlatein oder das Latein des gemeinen Lebens in die Tochtersprachen überzugehen pflegte, so ist auch dies Wort russus ins Italiänische in rosso und ins Französische in roux übergegangen; und hier wie dort sind Namen davon gebildet. Wir erinnern an die Gräfin Rossi, die einst so gefeierte Sängerin Henriette Sonntag. Auch der Tondichter Rossini gehört hierher, so wie die Franzosen Roux, Roussel und Rousseau. Robert Kleinpaul (dem wir Manches des Letztgesagten verdanken) macht auf das Geschlecht der Domitii Ahenobarbi aufmerksam, und wirklich steckt in dem Namen der rothe Bart, barba ahena (aheneus, ahenus erz-, kupferfarbig). Bei Sueton: Domitius Ahenobarbus. —

Hier wollen wir schließlich noch sagen, dass schon in alten Zeiten verschiedene Farben als Parteiabzeichen gegolten haben. So sind die verschiedenen Parteien (factiones) der Wagenbesitzer und Wagenlenker im römischen Cirkus schon gegen das Ende der Republik entstanden und haben sich durch Farben unterschieden, zunächst durch Roth und Weiß, factio russata und albata (alba). Der Wagenlenker auriga oder agitator russatus und albatus (albus). Hierzu scheint das blaue Abzeichen einer neuen Partei, factio veneta, vielleicht unter Augustus, und das grüne Zeichen und die grüne Partei, factio prasina (von πράσον Lauch, also lauchgrün) erst unter Caligula getreten zu sein. Die Abzeichen bestanden wohl in Bändern und Fahnen (Martial 10, 29 erwähnt toga prasina, Cassiodorus 12, 12 prasina viriditas). — Color venetus ist die meerblaue Farbe. Kundschafterschiffe, ihre Masten und Segel, auch ihre Mannschaften trugen diese Farbe, um möglichst schwer erkennbar zu sein; wie Veget. de re mil. 4, 37 sagt: color venetus marinis est fluctibus similis. Die Spiel- und Parteiwuth ergriff allmählich das Volk mit einer Leidenschaft, welche ja durch Gladiatoren- und Bestienkämpfe anderweitig genährt wurde und weit über die unsrer Sportsmen hinausging. — Der Kaiser Vitellius (Suet. Vit. 14) hielt es aber so sehr mit der Veneta factio, dass er Etliche, welche dieselbe geschmäht hatten, hinrichten ließ. Caligula war der grünen Partei mit solcher Vorliebe zugethan, dass er häufig in ihrem Stalle zur Nacht speiste (Suet. 55). Auch Nero scheint dieser Partei zugethan gewesen zu sein. — Im griechischen Kaiserthum fand schon unter Anastasius I. (491—518) zwischen den Blauen und Grünen in Konstantinopel ein Straßenkampf statt, in welchem 3000 Menschen gefallen sein sollen. Weit schlimmer aber war der unter Justinian I. (527—565) im Jahre 532 aus einem ähnlichen Kampfe hervorgegangene sogenannte Nika-Aufstand (von dem Pöbelgeschrei *νίκα* siege!), in welchem sich die beiden vereinigten Parteien der Rennbahn, die

grünen und blauen, gegen den Thron wandten und nur mit Mühe durch den damals zuerst hervortretenden Belisar nach einem Verluste von angeblich 30000 Menschen überwältigt wurden. Der Wahnsinn und die Parteiwuth nimmt eben seltsame Formen an. —

Aus der englischen Geschichte wollen wir noch hinweisen auf die blutigen Kämpfe, welche die Häuser Lancaster und York um den englischen Thron führten und welche als der Krieg der rothen und der weißen Rose bezeichnet werden, weil das Haus Lancaster eine rothe, York eine weiße Rose im Schilde führten. Der Krieg begann schon 1459 und endete erst nach dem Fall dreier Könige, als Heinrich VII. Tudor 1485 den Thron bestieg und — er aus dem Hause Lancaster — sich mit Elisabeth von York vermählte. Zur Erinnerung züchtet man noch jetzt in England die Lancaster-York-Rose, welche rothe und weiße Rosen zugleich trägt. —

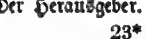
Endlich. Unter dem rothen Prinzen ist der Sohn des Jerôme, einstigen Königs von Westfalen, zu verstehen, Napoleon Joseph Karl Bonaparte, der Vetter des Kaisers Napoleon III. Sein Spitzname war Plon-Plon, der sich einfach dadurch erklärt, dass er als kleiner Junge den Namen Napoleon in dieser Form aussprach. — Jenen ersten Beinamen zog er sich zu durch mancherlei Rücksichtslosigkeiten und Taktlosigkeiten und durch öfteres Liebäugeln mit Widersachern des Kaisers. Er erzürnte den Kaiser damit in dem Grade, dass dieser — als sein kleiner Lulu ihn nach dem Unterschiede zwischen accident und malheur frug — geantwortet haben soll, als Plon-Plon gerade eine Seereise machte: Wenn der Herr Vetter ins Meer fiele, so wäre das ein accident; wenn er aber herauskäme, ein malheur.

Kleine Nachträge zu früheren Aufsätzen.

Von F. Mertens in Perleberg.

1. Im fünften Jahrgange unserer Zeitschrift, Seite 151, zog ich zur Erklärung einer etwas dunklen Stelle in Goethe's Dichtung und Wahrheit den im Deutschen so häufigen Gebrauch der zusammenfassenden Einzahl heran. Im Anschluss daran möchte ich die Leser auf zwei Verse in Schiller's Jungfrau von Orleans hinweisen, auf die ich übrigens selbst erst durch Ludwig Bellermann's vorzügliches Buch „Schiller's Dramen" aufmerksam geworden bin. In dem dritten Auftritte des Prologs heißt es: „Oben späht | Graf Salsbury mit mordbegier'gem Blick | und zählt den[1] schnellen Wandrer auf den Gassen." Damit vergleiche man

[1] In der einbändigen Ausgabe (1840) ist eigenmächtig und unbefugt (aber allerdings dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß) dies den in die Mehrzahl die geändert.


Der Herausgeber.

einen Vers im elften Auftritte des fünften Aufzuges: „Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen.[1]" Die zusammenfassende Einzahl steht in diesen beiden Stellen um so auffallender, als das Zeitwort zählen geradezu dazu nöthigt, an eine Vielheit zu denken. Bellermann führt bei der Besprechung dieser Stellen auch noch den Vers in Schiller's Ritter Toggenburg an, in dem es von den Kreuzfahrern heißt: „Ihres Helmes Büsche wehen in der Feinde Schwarm." Aus leicht erkennbaren Gründen muſs auch hier der Gebrauch der Einzahl statt der Mehrzahl kühn und ungewöhnlich erscheinen. Die angeführten Verse Schiller's aber zeigen, wie weit und schwer bestimmbar die Grenzen sind, die der Verwendung der zusammenfassenden Einzahl statt der Mehrzahl im Deutschen gezogen sind.

2. Ein kleiner Aufsatz über eine Aufgabe einer künftigen Akademie der deutschen Sprache, der Seite 311 des sechsten Jahrganges abgedruckt ist, nimmt seinen Ausgang von der doppelten Fügung des Zeitworts rufen und dem etwa erkennbaren Unterschiede in der Bedeutung beider Fügungen. Eine bestimmte Unterscheidung beider Fügungen finde ich in H. A. Schötensack's „Grammatik der neuhochdeutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung ihrer historischen Entwickelung" (Erlangen 1856). Dort heißt es S. 650: „Rufen, auch schellen (Musäus: Auch stand ein silbernes Glöckchen dabei, den Dienern zu schellen), klingeln, winken erfordern, wenn sie die Bedeutung von zurufen, zuwinken u. s. w. haben, die Person im Dativ, z. B. Chamisso: Er ruft dem Tode, nicht den ird'schen Rettern. Platen, gläs. P.: Wer ruft mir? — Wenn sie jedoch die Bedeutung von herbeirufen, herbeiwinken u. s. w. haben (Tieck: O du Walküre, mir gesandt, mich winkend zu der Ehre Pforten), so erfordern sie den Accusativ des Objekts." Daſs dieser Unterschied auch in unserer Zeit noch als bestehend anerkannt wird, beweist eine Anmerkung, die Heuwes in seiner trefflichen Ausgabe von Goethe's Götz (Paderborn 1893) S. 48 giebt: „Einem rufen heißt: Einem durch laute Stimme ein Zeichen geben, daſs er aufmerke; einen rufen heißt: Einem durch laute Stimme zu verstehen geben, daſs er sich uns nähere." Ob und wie weit der hier angenommene Unterschied richtig sei, das zu entscheiden überlasse ich den geehrten Lesern.[2]

---

[1] In meinem Wörterb. I S. 798b unten habe ich unter Huhn 2 gesagt: „Doch bezeichnet weidmännisch Huhn ohne weitern Zusatz das Rebhuhn: Ein Volk, eine Kette (Kitte) Hühner, zuweilen auch: Das wilde Huhn [die Hühner] kann ich im Fluge zählen &c." Der Herausg.

[2] Vgl. hierzu in meinem Wörterb. II S. 803 rufen 2 und 6a und die dazu dort gegebenen zahlreichen Belegstellen. Der Herausg.

3. Auf Seite 418 des sechsten Jahrganges habe ich das dem Kasernenwitz seine Entstehung verdankende Wort **Knapphans** besprochen. Eine hübsche Belegstelle, die ich aus der neuesten deutschen Litteratur aufgelesen habe, möchte ich noch nachträglich hinzufügen. In Hermann Sudermann's Geschwistern heißt es auf Seite 14 der zehnten Auflage: „Dann geht es an ein Fragen und Beichten. Der Rittmeister, der Wachtmeister, der **Knapphans**, die blonde Bäckerin, genannt die Schrippenlene, im Bäckerladen rechts von der Kaserne, kurz und gut, es wird niemand vergessen.." Erkundigungen, die ich neuerdings wieder bei Leuten einzog, die noch jetzt dem Heere angehören, haben mir bewiesen, dass das Wort bei manchen Truppentheilen noch immer gang und gäbe ist.

Der Erlkönig.

Von **Rudolf Klahre**. (Schluss.)

Den Gipfelpunkt erreicht die wechselsweise Durchdringung von Form und Inhalt in der Behandlung der Metrik. Schon die zweizeiligen Strophen des dänischen Volksliedes bei Herder hatten sich in jambischen Dimetern, vermischt mit gelegentlichen Anapästen, bewegt. Goethe hat das Versmaß übernommen, aber bei ihm ist der Fluss des Rhythmus viel freier und desshalb um so eher geeignet, die Seelenstimmung der Redeträger zu kennzeichnen. Zunächst die Reden des Vaters! Zwei Jamben geben V. 5 durch ihre Verbindung mit zwei Anapästen das Interesse seiner ruhigen Frage wieder. Und die gelassene, beschwichtigende Sicherheit seiner Entgegnung klingt aus den 4 Jamben des 8. Verses; auch noch aus Vers 15 mit je zwei Jamben und einem Anapäst. Die Vereinigung der Verse 23 (3 Jamben und 1 Anapäst) und 24 (wechselnde Jamben und Anapäste) bestrebt sich noch immer, den tiefen Ton der Ruhe zu wahren, aber schon scheint die Stimme des Vaters leise zu beben. — In des Kindes Reden malen die zusammengehörenden Verse 6 und 7 (mit je 3 Jamben und 1 Anapäst) das athemlose Hinstarren nach dem Gespenst und das Aufflackern der Furcht, Vers 13 und 14 mit 6 Anapästen und 2 Jamben das steigende Grauen. Nun, da lautlos die Töchter des Erlkönigs heranschweben, da spiegeln die Verse 21 und 22 mit ihrem Auf und Ab von 2 Jamben, 3 Anapästen, 3 Jamben das Wachsen des schweratmenden, zitternden Entsetzens. In Vers 27 hetzen noch einmal 3 Anapäste einen Schrei voll Todesangst hervor, bis endlich im 28. Vers der Wechsel zwischen Spondeus, Jambus, Anapäst und Jambus das Wogen beim Schwinden des Lebensodems schildert. — In den Reden des Erlkönigs besteht die dritte, schmeichelnde Strophe fast nur aus eindringlichen,

aber ruhigen Jamben; sie enthält nur 4 Anapäste. In der fünften Strophe werden die Lockungen immer begehrlicher, der Rhythmus immer lebendiger. Vers 17 hat einen, Vers 18 hat zwei, Vers 19 und 20 haben je 3 Anapäste, Vers 20 gar 3 Anapäste hinter einander. Die siebente Strophe hebt mit dem übervollen Verse 25 an. Auf 3 brutale Jamben folgen 2 hitzige Anapäste, und noch einmal, ein wenig einhaltend, 1 Jambus, damit sich dann in 3 Anapästen rücksichtslos die gewaltsame Leidenschaft ausstürme.[1] Auch die letzte, nur erzählende Strophe bringt mit den lebhaft bewegten Versen 29 (2 Jamben, 2 Anapäste) und 30 (1 Jambus, 3 Anapäste) bis zu dem stoßweis vorrückenden Vers 31 mit seinen vier Jamben eine fortwährende Steigerung hervor, aus der dann der 32. Vers mit der Mischung: 2 Jamben, Anapäst, Spondeus tragisch herabfällt.

Lag schon in dieser bezeichnenden Verwendung der wechselnden Versfüße ein melodiöses Element, so hat auch noch weiter die Sprachmusik sich der Versinnlichung der Vorgänge nicht versagt; auch die Allitteration und die Tonmalerei treten sehr wirksam hinzu, den Glanz und die Anschaulichkeit der Bilder zu erhöhen.

Demselben Streben nach Plastik des Ausdrucks ist auch die Neuschöpfung des Wortes „Nebelstreif“[2] und die kühne, aber keineswegs

[1] Diese Angabe nach den einzelnen Versfüßen ist wohl nicht richtig. Nach meinem Gehör und Gefühl ist das Versbild des von Herrn Klahre ganz richtig als „übervoll“ bezeichneten 25. Verses das folgende, wobei ich (mit ihm übereinstimmend) „deine“ als 2 Kürzen gelten lasse:

◡ — ◡ ◡, ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —

Der zweiten Hebung (oder sogenannten Länge) gehen also statt, wie regelmäßig beim Anapäst, zwei Senkungen (oder Kürzen) — hier vielmehr deren drei — mit einem Einschnitt oder einer Pause nach den ersten beiden voran. In Bezug auf diese überzählige Silbe möchte ich an Goethe's Hexameter im 2. Gesange von „Hermann und Dorothea“ V. 186 erinnern (s. darüber meinen „Abriss der deutschen Verskunst“ S. 27b die Fußanm. und S. 129c Z. 299 ff.):

Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen,

wo ähnlich im dritten Versfuß auf die Länge statt der 2 Kürzen deren 3 (durch den Verseinschnitt getrennte) folgen. — Nach meiner Auffassung handelt es sich um eine überschüssige Silbe in diesem Verse. Durch die Änderung: „Ich lieb' dich, mich reizt deine schöne Gestalt“ würde der Vers zu einem vollständig regelrechten; nach Herrn Klahre's Auffassung handelt es sich um einen überzähligen Versfuß, um einen Vers von 5 (statt von 4) Füßen. Der Herausg.

[2] Deutsches Wörterbuch der Brüder Grimm. Bd. VIII 488. [Hier steht aber Nichts davon, dass die Zusammensetzung Nebelstreif eine „Neuschöpfung“ Goethe's sei, wofür jeder Beweis fehlt, vgl. in meinem Wörterbuch III S. 1238a unter Streif 2c und unter den Zusammensetzungen außer Nebelstreif auch z. B. Wolkenstreif, Purpurwolkenstreif. Der Herausg.]

unerhörte Konstruktion[1]: „Und wiegen und tanzen und singen dich ein“ entsprungen. Daher rührt auch, daſs Goethe für die auf einem Übersetzungsfehler der Vorlage beruhende „Erlen“ (mit „Erlkönig“ und „Erlenkönig“ gab Herder das altdänische ellerkonge, deutsch alp, schwedisch elf, dänisch elv, Plural elve, in Zusammensetzungen ellefolk, ellekonge wieder, während dem lateinischen alnus, dänisch elni, elle entspricht), in Rückerinnerung an ein eigenes Motiv und das Vorschweben mancher Baumgruppen in Weimar's Gartenanlagen die „Weiden“ gesetzt. Erlen sind hohen, schlanken Wuchses; die niedrigen, knorrigen Weiden hingegen strecken ihre Äste gleich gespenstigen Armen in die Nacht hinein, und ihre niedersinkenden Zweige gemahnen an wallende Gewänder und wogendes Haar. Mangel an Bildkraft liegt freilich in dem Worte „scheinen“ des 24. Verses, das hier nichts Anderes ist, als die Goethe auch sonst[2] geläufige Bezeichnung für ein ungewöhnliches, hervorstechendes Aussehen. Aber wie stände die Sinnlichkeit des Ausdrucks mit dem hier wirkenden, rationalistischen Wunsch in Einklang, die quälenden Bilder des Fiebertraumes von der Seele des Kindes zu verscheuchen?

So scheint denn jedes Wort nur eine Nuance in dem großen Stimmungsgewirr, dessen Grundton schon leise in der gespannten Frage des Anfangs erklingt. Fragender Eingang ist im Volkslied nicht selten, und von dort wird er wohl unter die Elemente der Goethe'schen Dichtung herüber geflossen sein. Goethe benützt ihn, wie Klopstock, nur sparsamer, zur Erregung der Spannung, in der Apostrophe und im Vordersatz des Epigrammes. Während der Periode des Sturmes und Dranges war die Anwendung dieses technischen Mittels noch selten! Lenz hat sich seiner zur Anrede fremder Personen und im Epigramme bedient, Maler Müller in der Apostrophe überhaupt, Schubart in der Apostrophe und zur Erregung der Spannung. Bürger kennt seine Verwendung in der Apostrophe und im Epigramm, bis es endlich Schiller zur Verstärkung der Apostrophe, mehrmals zur Spannungserregung und öfters im Vordersatz des Epigrammes benutzt. Erst bei Uhland ist ein Häufigerwerden im Gebrauch der fragenden Anfänge nachzuweisen, die aber stets das Epigramm verschmähen. Im geraden Gegensatz dazu verwendet sie Hebbel mit besonderer Vorliebe an dieser Stelle, viel weniger häufig in der Apostrophe und Spannungserregung.

Die ganze Innigkeit der wechselweisen Umschlingung von Form und Gedanken in diesem Gedicht wird so recht fühlbar, wenn man mit einem raschen Blick die Bemühungen fremder Sprachen um den „Erlkönig“ streift.

[1] Deutsches Wörterbuch der Brüder Grimm. Bd. XI. 124.

[2] M. Heyne, deutsches Wörterbuch V. Halbbd. Leipzig 1893. S. 244.

Die erste Übersetzung in England, und wichtig, weil sie dem Einzug der kleineren Jugendwerke Goethe's die Pforten öffnet, ist die Übersetzung von M. G. Lewis, die 1796 im II. Band des Monthly Mirror S. 371 erschien. Ihr eigentliches Verdienst liegt in der Anregung, die sie W. Scott zur Wiederaufnahme seiner deutschen Studien gegeben. Deren erste Früchte reiften dann in Übertragungen Bürger'scher, Schiller'scher und Goethe'scher Balladen, 1797 auch des Erlkönigs. Gemeinsam mit der Wiedergabe des „ungetreuen Knaben" und des „Klagegesangs der edlen Frauen des Asan Aga" fasste Scott sie in einer kleinen Apology for tales of Wonder betitelten Schrift zusammen, die er 1799 in nur 12 Abdrücken an seine Freunde vertheilen ließ.[1]

Die Abweichungen Scott's vom Original sind im Einzelnen kleine Geschmacklosigkeiten in der Ausmalung des Grausenhaften, sie kommen auf Rechnung des Lewis'schen Vorbildes. Am wesentlichsten aber wird der Zauber der Ballade durch die Aufhebung des mysteriösen Schleiers zerstört, der über dem ganzen Vorgang geschwebt, und an dieser muss man die Schuld dem strengen Wirklichkeitssinn des Nachdichters geben.

Im Gegensatze zu ihm sucht unter den jüngeren, englischen Übersetzern Bowring[2] den Balladenton durch Anwendung alterthümlicher Wortformen zu verstärken; er hält sich mit Glück ziemlich streng an den deutschen Wortlaut. Dieser Vorzug lässt sich einer Übertragung von Martin[3] nicht nachrühmen; sie gefällt sich in mancherlei Zuthaten, als deren schlimmste es dem Deutschen erscheinen muss, wenn sie dem Erlkönig einen black train andichtet, wie einem Kater. Kam hier die Ausmalung des Schaurigen zu einer komischen Wirkung, so ist alles Gespenstische verwischt oder gänzlich weggeblasen in einer Nachdichtung von Paul Dyrsen[4], der sich auch der plattesten Flickverse nicht schämt.

Französisch begegnet uns der Erlkönig am frühesten in jener Sammlung der Mme. Panckoucke, die Goethe's Lyrik zum ersten Male in ihrem ganzen Umfange Frankreich bekannt machen wollte. Sie giebt das Gedicht in der lächerlichsten Vernunftprosa. „Mon fils, c'est une vision qu' il faut éloigner de ton esprit; nous ne sommes environnés que de brouillards" steht an der Stelle, wo das deutsche:

„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif"

gestanden; und

---

[1] Goethe-Jahrbuch Band III 45.

[2] Bowring, The poems of Goethe. London 1853. S. 147.

[3] Aytoun and Martius, Poems and ballads of Goethe. Edinb. and London 1859. S. 35. New-York 1859. S. 35.

[4] Goethe's Poems. London 1878. S. 149.

„In seinen Armen das Kind war todt"

hat sich verwandelt in: „Il vient l'embrasser, mais hélas, son enfant n'existait plus."

Zehn Jahre später brachte Xavier Marmier unter anderen Proben seiner Übersetzungskunst auch eine Übertragung des „Erlkönigs", die Versmaß und Ton im Groben wahrt, ohne für die dichterischen Feinheiten des Goethe'schen Gedichtes einen ebenbürtigen Ausdruck zu haben. Ein Beispiel!

„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Daraus wird:

Elles dansent la nuit et veulent chérir,
Te bercer, t'avoir avec elles.

Ebenso wenig wird eine Übersetzung von Emile Deschamps Goethe's meisterlichen Versen auch nur entfernt gerecht. Ja, sie verdirbt mit ungeschickten Zuthaten gar manche große Schönheit. So ist es die Vernichtung einer mächtigen Steigerung, wenn schon im 13. Verse

N'entends-tu point, mon père, (oh que tu te dépêches!)
ce que le roi murmure et me promet tout bas

„er reitet geschwind" aus der letzten Strophe vorklingt. Auch behält die Wiedergabe der Worte:

„Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt"

durch den Vers:

Viens, Viens donc! Un refus pourrait être fatal!

trotz des pathetischen Gebrauchs des fatal in der klassischen Tragödie eine leise Komik. Geradezu lächerlich aber heißt es:

Mon père, dans des brumes grises
Vois ses filles en cercle assises!

statt des Goethe'schen:

„Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?"

Eine italiänische Sammlung von Pio Bracchi[1] enthält den „Erlkönig" nicht. Von einer Übersetzung durch den dänischen Dichter Öhlenschläger[2] weiß man nur so viel, dass sie Goethe's Wohlgefallen erregte. Einer Übertragung in das Ungarische von Herrn Prof. Gustav Heinrich rühmt man große Vollendung nach.[3] Eine neugriechische Version, von

[1] I canti ed altre poesie da Goethe. Ferrara 1878.

[2] Goethe's Gespräche herausgegeben von W. Freiherrn v. Biedermann 1889—91. II. S. 30.

[3] Goethe-Jahrbuch III 401.

v. Loeper[1] aus den *Διάφορα ποιήματα* des A. R. Rangawis citiert, ist in dem Exemplar, das die Berliner Kgl. Bibliothek besitzt, nicht zu entdecken gewesen.* Erfolglos hat C. Crain 1860 in einem Wismarer Programm den Versuch gemacht, die Klassik Goethe'scher Gedanken und Rede durch eine Übersetzung in das Altgriechische sinnfällig darzuthun.

Die Ballade hat indessen auch für deutsche Dichter vorbildliche Kraft gewonnen. Am deutlichsten hört man ihren Wiederhall in dem lyrischen Timbre der „Mondubr" von Rob. Reinick[2], der auch in Syntax und Metrik mit etwas Manier sich dem Goethe'schen Muster fügt. In einem weiten Abstand jedoch von des Meisters Technik steht der Droste-Hülshoff stimmungsverwandtes Gedicht, „der Knabe im Moor"[3], in dem man vor lauter Malerei gar keine Bilder mehr sieht. — Eine offenbare Nachahmung, wenngleich eine parodische ist ein Gedicht in Aachener Mund-

---

[1] Goethe's Werke I. Bd. Gedichte. I. Teil. Mit Einleitungen und Anmerkungen II. Ausgabe. Berlin 1882. (Hempel.) S. 359.

* Sie steht in den (mir von meinem Freunde A. R. Rangabé verehrten) *Ἅπαντα τὰ φιλολογικὰ Ἀλεξάνδρου Ῥίζου τοῦ Ῥαγκαβῆ Τόμος Α΄. λυρικὴ ποίησις Ἐν Ἀθήναις* . . . 1874 S. 435 unter der Abtheilung *Μεταφράσεις* als erstes Gedicht, mit der Überschrift

Ὁ Βουρκόλακκας

Ἐκ τῶν τοῦ Γέτου, κατὰ τὴν μελωδ. Schubert *Α, ἀρ.* 12.

Da die griechische Volkssage den dänischen ellerkonge (von Herder u. Goethe missverständlich in Erlkönig umgedeutscht) unter diesem Namen nicht kennt, so hat Rangabé dafür den Namen eines im griechischen Volksglauben bekannten gespenstischen Wesens, eben den *Βουρκόλακκας* gesetzt (vgl. hierüber mein Fremdwörterbuch II S. 590b [unter Vampyr] und das dort weiter Angeführte). Ich vermuthe wohl nicht mit Unrecht, dass diese Überschrift den (oder die) Nachsuchenden verhindert hat, darunter den Goethe'schen „Erlkönig" zu entdecken. Mit Rücksicht auf den Raum will ich, damit man Rangabé's Übertragung wenigstens einigermaßen würdigen könne, nur die beiden ersten Versgebinde hersetzen:

Ποῖοι εἶναι ποῦ 'ς τ' ἄγριο σκότος γυρνοῦν;
Υἱὸς καὶ πατέρας τὸ δάσος περνοῦν.
Σφιγκτὰ τὸν υἱὸν ὁ πατέρας βαστᾷ
'ς ταῖς δυώ του ἀγκάλαις 'ς τὸν ἵππον 'μπροστά.

„Γιατί τὸ παιδί μου τὰ μάτια σφαλνᾷ;"
— „Πατέρα! Βουρκόλακκας, βλεπεῖς; περνᾷ,
Στεφάνι φορεῖ, κ' ἔχει τέτοια οὐρά!"
— Παιδί μου! ὀμίχλ' εἶν' αὐτὴ 's τὰ νερά." —

Der Herausgeber.

[2] J. Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. Von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit. S. 750.

[3] Gedichte. Berlin. S. 46.

art,[1] in dem man früher trotz seines derb-komischen Schlusses um der ähnlichen Anfangsverse willen eine Quelle Goethe's zu finden glaubte.

Ein verwandtes Motiv behandelt Uhland im Harald; und, will man jüngere Dichter auch dann noch belauschen, wenn sie nur Gestalten aus dem Reiche der Elfen beschwören, so mag man hören, was Tieck[2], was Uhland in den „Elfen", was Heine in manchen Liedern des Romanzero[3], was Anastasius Grün[4] von ihrem Treiben zu sagen und zu singen wissen.

Kein Wunder, daſs sich auch die Musik mit dankbarer Wärme des Gedichtes bemächtigte, um zu vollenden, was sein Schöpfer noch übrig gelassen. Unter den vielen unbekannten Tonsetzern, die ihr Talent an dieser Aufgabe versuchten, verdient allein Max Eberwein[5], nicht vergessen zu werden, da ihm selbst Goethe's Beifall gedankt hat. Goethe war ein Feind der neuen musikalischen Strebungen, ein Feind durchkomponierter Strophenlieder noch im Besonderen, und so ging er an Schubert's wunderbarer Interpretation mit Miſsfallen vorüber, bis einst der Schröder-Devrient genialer Vortrag auch sein Herz in den Tiefen erschütterte und seinen Lippen anerkennende Worte entrang.[6] — Nur durch Berichte weiß man von einer Komposition Meyerbeer's, die bestimmt gewesen, Blaze de Bury's Stück „Goethe's Jugend" zu schmücken.[7]

Allein genug! Mag man auch alle die großen und kleinen Künste aufrufen, die an dem Werke eines Meisters thätig gewesen, Eines wird man doch niemals ergreifen können, den Reifen, in dessen Umschlingung sie alle sich erst zum funkelnden Ringe verbinden, das Genie des bildenden Dichters.

Schwarzes Brett

(oder vielmehr Bret) ist in den „Grenzboten" die Überschrift eines stehenden Faches, in welchem Verstöße gegen die deutsche Sprache angenagelt werden. Wenn aber dort in der am 15. März d. J. ausgegebenen Nummer auf S. 559 der streng Aufpassende schreibt:

„Wir wollen uns aber gern das zu werdende Buch darauf ansehen, ob rc.,"

[1] Firmenich, Völkerstimmen Germaniens I 488.

[2] Phantasus I. Die Elfen.

[3] Romanzero II. Buch. Waldeinsamkeit. Altes Lied. Neuer Frühling Nr. 32. cf. auch Salon Bd. III Elementargeister.

[4] Gedichte, Berlin 1866. Elfenliebe S. 312. Elfenkönig O'donoghue S. 314.

[5] Goethe's Gespr. VI 7.

[6] Goethe's Gespr. VII 299.

[7] Goethe-Jahrbuch VI 444.

so möchte ich ihm rathen, auch diesen seinen Satz in dem schwarzen Brett festzunageln und sich z. B. aus Sanders' Wörterb. der Hauptschwier. unter den auf S. 183a in Nr. 4 angegebenen Stellen (s. namentlich auch S. 144a) belehren zu lassen, dass man sprachrichtig wohl sagen kann: ein demnächst zu veröffentlichendes — aber nicht: zu erscheinendes — und so auch nicht: ein zu werdendes — Buch.

Nur nebenbei mag auch noch die Geschmacklosigkeit des Aufpassers am schwarzen Brett erwähnt werden, wonach er einem Besteiger von Bergen erst eine „Kniefertigkeit" und dann eine „Knie- und Magenfertigkeit" zuschreibt.

Leipzig. Dr. W.

Zu einem Aufsatze von Eugen Zabel.

(National-Ztg. 47. 520.)

Durch die nachfolgenden kurzen Bemerkungen möchte ich die Aufmerksamkeit meiner Leser ganz besonders auf den vortrefflichen Aufsatz hinlenken, den Zabel — bei Gelegenheit der Aufführung von Molière's Lustspiel: Die Schule der Frauen (in Ludw. Fulda's Übersetzung) im Berliner Schauspielhaus — veröffentlicht hat.

1. „Ein so schwaches Band muss nothwendig in dem Augenblick reißen, als der Zufall zwei wirklich Liebende, die ohne Nebengedanken in einander aufgehen wollen, zuführt." Hier sollte es statt des hervorgehobenen als wohl richtiger und sprachüblicher heißen: wo, oder da, oder in welchem &c.

2. „Seine [Fulda's] gereimten fünffüßigen Jamben sind von prächtigem Wohllaut und geben alle Pointen der Molière'schen Sprache, so weit Das im Deutschen überhaupt möglich ist, wieder, sie sind aber auch schauspielerisch empfunden und sprechen sich ausgezeichnet" [vgl. hierzu Hauptschwier. S. 236b Nr. 3]. „Die Verzweiflung Arnolphe's in der 4. Scene des letzten Aktes lässt Fulda in einem Kraftwort ausklingen, das vor einem Jahrzehnt schwerlich im Schauspielhause zugelassen worden wäre. ‚Malgré tout cela dans le monde on fait tout pour ces animaux-là' übersetzt er: ‚Trotz alledem thun wir am Ende, was die Luder wollen.' Denselben Ausdruck lässt Goethe im 2. Theil des ‚Faust' an einer Stelle, die nur als eine freie Verdeutschung ähnlicher Verse aus der ‚Schule der Frauen' anzusehen ist, seinem [wohl nur Druckfehler statt seinen, doch s. Hauptschwier. S. 195b Nr. 3] Mephisto in den Scenen mit den Lamien gebrauchen. Das starke Wort, das bei Goethe auch in der Verkürzung

[soll wohl heißen: Verkleinerung] „häufig vorkommt, ist durch ihn litterarisch geadelt und durch Fulda bühnenfähig gemacht worden."

Hierzu füge ich aus meinem Wörterb. II S. 175a das unter Luder in Nr. 4 Gesagte:

„. . . Auch, indem der Sinn des Beschimpfenden zurücktritt, theils auch in den des Bedauerns, Mitleids, ja selbst — namentlich verkleinert — in den der Liebkosung (wo die Bedeutung [= Lockung, Lockspeise, Köder] vielleicht noch durchschimmert) übergeht, von Personen, Thieren und Sachen, s. namentlich Schmeller Bair. Wörterb. 2, 442, der u. A. anführt: So seind die Lüderinnen, die Hexen! Buchner Charf. Proc. 165, z. B.: Man weiß, das [Frauens-]Volk taugt aus dem Grunde nicht | und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen Goethe 12, 130. Dem Luderchen den Text zu lesen. | Das rührt den Leichtsinn [die leichtsinnige Person, nämlich die Schönheit, personificiert] nicht einmal. 2, 218. Entweder ist sie eine Gans, sich zu fürchten oder ein Luderchen [schlimmer Schelm ɪc.] Ders., s. Riemer, Goethe 2, 664. Das Luder von [der infame verfluchte] Weg dreht sich nicht anders. Grabbe Herm. 7. Das Luder [von Pferd] fühlt wie ein andrer Mensch. 64. Wie gescheit das Luderchen [der Hund] seine Nase an Josephinens rothe Lippen drückt! König Klubbist. 1, 292. Das Luder von einem elenden Beschäler [Hengst] Jean Paul 1, 22. Daſs so 'n armes Luder [Pferd] die Würmer kriegt. Schlegel, Shak. 6. 41 ɪc., auch: Wehmüthig lächelnd rief er: Da bin ich armes Schindluderchen wieder marode! Heine, Reiseb. 1, 110."

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Birg- oder Birkauge.

In einer kleinen Novelle von Heinr. Landsberger (Über Land und Meer 72. Bd., S. 1849b) findet sich der folgende Satz:

„Claygate [das Roſs] schüttelte sich in den Zügeln, blähte seine groß geöffneten Nüstern, das untrügliche Zeichen seiner edlen Herkunft, und wandte sich mit seinen feurigen hellgelben Birkaugen nach seinem Herrn zurück"

und J. E. L. Falke in seinem Universal-Lexikon der Thierarzneikunde (Weimar 1842) sagt Bd. I S. 121b: „Birkauge = Falkenauge" und dann weiter S. 271a: „Falkenauge heißt das mit einer hellbraunen Blendung versehene Auge."

Ich habe diese Stellen hier angeführt, um einen Irrthum in Grimm's Wörterb., der daraus auch in das meinige übergegangen ist, zu berichtigen. Bei Grimm 2, Sp. 38 heißt es:

„Birgauge n. oculus noctu videns: Katzen haben Birgaugen, sehen bei der Nacht, beim Tag blinzen oder schimmern sie. Jac. Heerbrand Ketzerkatzen 1589 S. 102. Heißt Das Augen, die sich bei Tage bergen?" und danach habe ich unter den Zusammensetzungen von Auge (I S. 581) aufgeführt: „Birgauge (veraltet): das bei Tage blinzt, bei Nacht scharf sieht. Grimm 2, 38."

Hier wird die Bezeichnung „veraltet" zu streichen und die Bedeutung nach dem Obigen zu berichtigen sein. Wie das Bestimmungswort in der Zusammensetzung zu deuten und zu erklären ist, möge dahingestellt bleiben.

2. Stellung.

„Freilich klappt bei Erstlingsreisen in der Regel nicht Alles so gut wie später und muss sich das Personal erst einarbeiten." Nat.-Ztg. 46, 379 (G. van Muyden), gefüger: und das Personal muss sich 2c.

3. Ebensogleich.

„Leider ist es nur gelungen, einen geringen Theil der Denkwürdigkeiten zu retten und ebensogleich machte man nach Ausbruch des Feuers die Entdeckung, dass 60 000 finnische Mark, welche in der Kirche aufbewahrt wurden, verschwunden waren." Nat.-Ztg. 46, 381 statt: und gleichzeitig oder: und zugleich 2c.

4. Beziehungsloses (sogenanntes absolutes) Mittelwort.

„Sehr erfreut über die ihm und seinem Hause bekundete Anhänglichkeit, so stehe doch die Anhänglichkeit und Liebe zum Vaterlande, die sich selbstlos und opferfreudig beweisen, noch höher 2c." Nat.-Ztg. 46, 386, wo der Anfang richtig etwa hätte lauten müssen: „So sehr er auch erfreut sei über 2c."

5. Malz.

„Mit dem Malz ist es wie mit den Weintrauben, es hat seinen bestimmten Geschmack, der ihm nicht künstlich gegeben werden kann, sondern auf dem Boden angeboren wird, auf dem es wächst." Nat.-Ztg. 46, 387. Richtiger sollte es am Schlusse heißen: „auf dem die Gerste wächst" [aus welcher das Malz bereitet wird].

6. Endung des Dativs.

„Zwischen Stagno als Beklagten und seinem frühren Impresario Emil Dürer 2c." Nat.-Ztg. 46, 389 — statt: „als dem Beklagten" oder (mit Wegfall des Geschlechtswortes): „als Beklagtem" s. meine Hauptschwier. S. 284b Nr. 3i und S. 99b ff. Nr. 11a und b, — vgl. auch, aus einem Aufsatz von Ed. v. Hartmann (in der „Gegenwart" 43,

S. 193b): „So muſs dem Kapital als solchen“ [richtig: solchem, s. Hauptschwier. S. 253b ff.] ein Tauschwerth zugestanden werden“ und ähnliche auf lässiger Aussprache beruhende Vertauschungen der starkformigen Dativendung em mit der schwachformigen en.

7. Selbstverständig 2c.

„Von den Zeitgenossen als etwas Selbstverständiges angesehen“ Nat.-Ztg. 46, 390 (G. E.), üblicher und besser: etwas Selbstverständliches (s. Ergänz.-Wörterb. S. 507b). [Nebenbei bemerkt findet sich Sp. 2 Z. 11 der Druckfehler: „Erasmus Albarus“ st. „Alberus“ und Sp. 5 Z. 9: „in den kürzer gehaltenen und der Quelle neuer folgenden Stücke“ st. treuer.]

8. Apposition.

„Der Cholera-Kurs im kaiserlichen Gesundheitsamt. Vorträge und bakteriologisches Praktikum, gehalten von Dr. R. J. Petri, Regierungsrath, ordentliches Mitglied des Gesundheitsamtes und Vorstand der bakteriogischen Abtheilung des Laboratoriums desselben (Verlag von Richard Schoetz, Berlin),“ s. National-Ztg. 46, 393 wofür es in der Apposition richtig heißen müsste: „ordentlichem“ s. Hauptschwier. S. 46b.

9. Weil.

„Gerade weil wir im Unklaren darüber bleiben, ob in ihm das Zeug zu einem Teufel oder einem Messias steckt, weil wir uns demüthig bescheiden und hoffen müssen, liegt das Beruhigende dieses Ausgangs.“ (Nat.-Ztg. 46, 396.) So schreibt Eug. Zabel, dessen Aufsätze sowohl um ihres Inhalts willen wie auch in Bezug auf das Sprachliche im Allgemeinen sehr empfehlenswerth sind. Hier aber passt der Vordersatz mit dem Nachsatz nicht zusammen: entweder hätte statt der hervorgehobenen weil beide Mal darin dass gesetzt werden oder sonst der Nachsatz geändert werden müssen, etwa: „beruhigt uns dieser Ausgang.“

10. Stellung.

„Heute soll in der Kammer eine Interpellation über die angebliche Ermordung Nuger's durch die Polizei stattfinden.“ Nat.-Ztg. 46, 397. Dem Wortlaut nach wäre bei dieser Stellung eine doppelte Auffassung statthaft, wonach es sich einerseits um die Ermordung N.'s durch die Polizei, andrerseits um eine Interpellation durch die Polizei über die Ermordung N.'s handeln könnte. Gemeint ist natürlich das Erstere, und jede Missdeutung wäre durch eine andere Stellung verhütet: „Heute soll über die Ermordung N.'s durch die Polizei eine Interpellation in der Kammer stattfinden.“

11. Momentan, Superlativ.

„Der Hoffnungsschimmer einer goldigen Zukunft, die besser sein soll als die momentanste Gegenwart." Gegenw. 43, S. 198a (Ernst Zimmermann) vgl. meine Hauptschwier. S. 261 über die Steigerung von „gegenwärtig, heutig ꝛc."

12. Unterlegen.

„Eine Oper . . . ‚König Lear' mit unterlegtem Text nach der Shakespeare'schen Tragödie" Neue Musik-Ztg. 14, S. 20a statt untergelegtem.

13. Nominativ statt Accusativ.

„Bevor er [der General Heureaux] St. Domingo verließ, ließ er seinen Mitbewerber um die Präsidentschaft, den General Marchana, an Bord seines Schiffes schaffen und in den Ballastraum schleppen, hier kettete er ihn eigenhändig an und führte ihn während eines ganzen Monats als Gefangener mit sich herum." Nat.-Ztg. 46, 405, wahrscheinlich nur ein Druckfehler statt: „als Gefangenen", wie es natürlich dem Sinn gemäß heißen muss.

14. Werden.

„Der Versorgung dieses Vorortes mit Wasser durch Charlottenburg liegt doch zweifellos ein Kontrakt mit bindenden Erklärungen zu Grunde, welche eben so zweifellos, als nicht erfüllt worden, nachgewiesen werden können." Nat.-Ztg. 46, 406, vgl. meine Hauptschwier. S. 335b/a unter Werden 3a—d.

Der vorstehende Satz enthält einen seltnen, so weit ich sehe, auch in allen Sprachlehren außer Acht gelassnen Fall, dessen Besprechung ich eben desshalb hier nachträglich anregen möchte.

Nach dem a. a. O. in Nr. 3a Auseinandergesetzten sagt man üblich und sprachrichtig nur: „Die bindenden Erklärungen sind nicht erfüllt worden."

Weiter heißt es dann in Nr. 3d:

„Selten und nicht nachahmungswerth ist die Verwandlung des prädikativen Particips worden (s. o.) in ein attributives Adjektiv,"

von welchem „nicht nachahmungswerthen" Gebrauch dort vereinzelte Beispiele gegeben sind. Danach würde man also nicht gut und nicht ohne Anstoß sagen: „Die nicht erfüllt wordenen bindenden Erklärungen" statt: „Die nicht erfüllten" — oder: „Die unerfüllt gebliebenen bindenden Erklärungen."

Daran schließt sich nun der oben mitgetheilte ebenfalls nicht nachahmungswerthe Satz aus der Nat.-Ztg., wofür es üblicher und gefüger etwa hätte heißen können:

„Mit bindenden Erklärungen, welche eben so zweifellos als unerfüllt geblieben (oder gelassen, — oder: als nicht erfüllt) nachgewiesen werden können,"

oder sonst z. B.:

„Mit bindenden Erklärungen, welche, wie eben so zweifellos nachgewiesen werden kann, nicht erfüllt worden sind" u. ä. m.

15. Reflexive (oder rückbezügliche) Zeitwörter in der leidentlichen (passiven) Form

s. Hauptschwier. S. 129b Nr. 8 und S. 236b Nr. 2, vgl.: „Die von der Mehrzahl sich auferlegte Selbstverleugnung fand unter den Wählerschaften einen mannhaften Wiederhall ꝛc." Nat.-Ztg. 46, 407, wofür es sprachrichtig etwa heißen müsste: „Die Selbstverleugnung, welche die Mehrzahl sich auferlegt hatte ꝛc."

16. Zurückschrecken.

„Nachdem einmal der Plan für die Chicagoer Weltausstellung so weit gefasst war, dass neben der eigentlichen Industrie auch Kunst und Wissenschaft im engern Sinn zur Mitwirkung heranberufen waren, hat Deutschland auch auf diesen Gebieten nicht vor erheblichen Opfern zurückgeschreckt."

So lautet nach einer Mittheilung in der Beilage der Meklenburg-Strelitz'schen Landes-Ztg. vom 9. Juli 1893 ein Satz in der vortrefflichen Rede, die der deutsche Reichskommissar, Geheimrath Wermuth, bei der Eröffnung der deutschen Ausstellung gehalten, vgl. hierzu die Zeitschr. III S. 109 und das dort (und in spätern Stellen, s. die Inhaltsverzeichnisse) Angezogene. Sprachlich am richtigsten, obgleich einigermaßen veraltend, würde es wohl heißen: Deutschland ist nicht vor erheblichen Opfern zurückgeschrocken, üblicher aber wohl noch statt des letzten Wortes: zurückgeschreckt, was sich durch ein hinzuzudenkendes worden auch sprachlich rechtfertigen lassen dürfte. Ich aber meinestheils würde doch das starkformige Mittelwort vorziehen und empfehlen, weil ich glaube, durch den Gebrauch guter Schriftsteller und weitverbreiteter Zeitungen ꝛc. könnte das vollständig Richtige in solchen Fällen vor dem Veralten geschützt werden und in seinem Recht bleiben.

17. Bad (Mehrzahl).

„Dass die Polizei wahre Blutbade veranstaltet habe." Nat.-Ztg. 46, 410, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. I S. 29b, wo es in der Anm. zu Bad heißt:

„Falsch ist die Mehrzahl Bade statt Bäder, wie z. B. der Däne Baggesen schreibt: Dergleichen Sturzbade." F. H. Jacobi Nachl. 1, 180.

18. Wie.

„Unter den Strahlengrüßen der Sonne, die ja schon von Tag zu Tag einen immer größeren Bogen am Himmelszelte beschreibt und immer wärmer, immer liebreicher, wie eine besorgte Mutter auf das noch meistens von lethargischer Ruhe umfangene Leben hier unten hernieder lächelt." Von Fels zum Meer XII S. 64b. Ich habe den Satz hier nur ausgehoben zur Lehre für Diejenigen, die nach einem vorangehenden höheren Steigerungsgrad noch immer unterschiedlos wie und als gebrauchen zu dürfen glauben — man vergleiche den nachfolgenden Satz aus der Beilage zu Nr. 38 des „Daheim's" von 1893, den mir der Zufall grade in die Hände gespielt, nachdem ich das Vorstehende niedergeschrieben:

„Aber bald wäre Alles anders gekommen, wie Pia und die Eltern es sich gewünscht."

Das richtige als statt wie nach dem anders hätte den Satz vor jeder Missdeutung des eigentlich Gemeinten geschützt.

19. Sprachliches Geschlecht der Verkleinerungen.

„Er entwirft unterhaltende Bilder der verschlafenen Zustände jener entlegenen Provinzen und Städtchen. Eine fand er reich beflaggt und in fieberhafter Erregung 2c." Nat.-Ztg. 46, 424 (Marie v. Bunsen).

Bei dem hervorgehobenen weiblichen eine hat die Verfasserin offenbar nicht an das unmittelbar davor stehende sächliche Verkleinerungswort Städtchen gedacht, sondern an das diesem zu Grunde liegende unverkleinerte weibliche Hauptwort Stadt (vgl. Zeitschr. S. 137 über derartige „Fügungen nach dem Sinne"). In dem vorliegenden Falle hätte die Schriftstellerin doch wohl minder hart setzen können oder sollen: „Eine dieser kleinen Städte 2c.", s. auch die folgende Nr.

20. Zum sprachlichen Geschlecht von Hauptwörtern.

In der Beilage zu Nr. 164 der „Meklenb.-Strel.-Landeszeitung" (vom 16. Juli 1894) heißt es auf der 4. Spalte der dritten Seite:

„Die Nothlage dürfte aber erst im Herbst seinen Höhepunkt erreichen" statt ihren (s. hierüber meine Hauptschwier. S. 251b/a unter II Sein Nr. 2).

In der unmittelbar darauf folgenden Mittheilung liest man:

„Dort ist jetzt eine 16 Fuß lange Python bivittatus zu sehen, die vor einigen Wochen aus Ostindien mit etwa 40 Eiern in Hamburg anlangte, wovon sie nunmehr 35 Stück ausgebrütet hat."

Hätte der Schreiber statt des lateinischen Namens die entsprechende deutsche Benennung gesetzt, an die er offenbar gedacht hat (zweistreifige Riesenschlange), so wäre Alles in Ordnung, aber er hat übersehen oder unbeachtet gelassen, dass Python bivittatus männlichen Geschlechts ist.

21. Doppelsteigerung.

„In noch etwas verstärkterem Maße." Nat.-Ztg. 46, 427, wofür genügt hätte: verstärktem (da in dem Mittelwort verstärkt schon der Begriff des höheren Grades liegt = stärker geworden) oder sonst: in noch etwas stärkerem Maße, vgl. erhöht Zeitschr. S. 221; VII S. 221 ꝛc.

22. Zur.

„Eine überaus bedenkliche, im Verhältnis zur Belästigung der Bevölkerung und den Kosten wenig nützende Maßregel." Nat.-Ztg. 46, 423, — richtiger: zu der ꝛc., da die Ergänzung des zu aus dem vorangehenden zur eine, wenn auch nur kleine, Härte in sich schließt, s. Hauptschwier. S. 37b unter Am Nr. 10.

23. In etwa.

„Wenn man außerhalb unserer Provinz die so schwierigen schlesischen Verhältnisse auch nur in etwa [= etwas, einigermaßen] kennen würde." Nat.-Ztg. 46. 428, s. Zeitschr. 6, S. 274 Nr. 8.

24. Unterschieben.

„Die ihm unterschobene Absicht." Nat.-Ztg. 46, 430 statt untergeschobene s. Zeitschr. 52 Nr. 35; 266 Nr. 9; 271 Nr. 28.

25. Dutzend.

„Nach und nach war in ihm ein Hass, ein redlicher Neid gegen Die entstanden, welche ihre architektonischen Studien zum Bauen benutzten. Er kannte die Laufbahn vieler Dutzender." Gegenw. 43, 237b (Kornelius Gurlitt). Es sollte heißen: vieler Dutzend oder Dutzende [solcher Architekten oder Baubeflissenen], s. über die Verbindung: „ein Dutzender (wie Ellener, Gulbener, Hunderter ꝛc.)" mit nachfolgendem Zahlwort meine Hauptschwier. S. 122a Nr. 7h.

26. Verschiedenheit mit.

„Im Grunde genommen, hat Klasse I wenig Verschiedenheit **mit** Berliner Verhältnissen." Gegenw. 43, 238a (Kornelius Gurlitt).

Richtig und sprachüblich hätte der Vf. etwa setzen sollen: Klasse I ist wenig verschieden (oder: unterscheidet sich wenig) **von** ꝛc. Mir scheint, der Vf. hat sich zu der ungewöhnlichen Ausdrucksweise

verleiten lassen durch Verbindungen wie: wenig Ähnlichkeit haben **mit** ꝛc., vgl. auch das in meinem Wörterb. III S. 917 c unter dem Wort Unterschied Nr. 2 Gesagte, woraus ich hier nur das Folgende hersetze: „Der Unterschied der Dinge von einander; ungewöhnlich: Einen wichtigen Unterschied meines Volkes mit allen andern." Mügge ꝛc.

27. Baurich. m.

Diesen noch in meinem Ergänz.-Wörterb. und — so weit ich sehe — in allen bisherigen deutschen Wörterbüchern fehlende Fachausdruck der Baukunst verwendet Kornelius Gurlitt in seinem (in den beiden vorhergehenden Nr. besprochenen) Aufsatz (S. 238a). Zur Ausfüllung der Lücke in meinem Ergänz.-Wörterb. führe ich nachträglich hier die folgenden Sätze an, worin das Wort bei Gurlitt vorkommt und zugleich erklärt ist.

„Ob nun die Häuser 5 oder 4 Geschosse über einander häufen, ob sie 22 oder 18 Meter hoch gebaut werden dürfen, — Das ist nicht von einschneidender Bedeutung. Nur der ‚Baurich' spielt eine Rolle, d. h. die Bestimmung, dafs das Haus, wenn es nicht unmittelbar an den Nachbar anstößt (geschlossene Bauweise), mindestens einen gesetzlich bestimmten Abstand einhalten mufste, (offene Bauweise) wie Dies z. B. in Stuttgart, Bremen u. a. O. schon längst Gesetz ist. Der Baurich beträgt bei Klasse I 6 Meter. Bei Klasse II beträgt die gestattete Bauhöhe fünfzehn, der Baurich 5 Meter. Da aber die Breite der Grundstücke nicht beschränkt ist, wird es nur eine Frage der Erfahrung, ob sich der Baurich wirklich für große Ausnutzung des Terrains rentiert, ob die Parcellierung auf ihn Rücksicht nehmen wird ꝛc."

Wenn etwa freundliche Leser mir darüber Auskunft zukommen lassen wollten, in welchen Ortschaften und seit wann (vielleicht schon in älteren Bauordnungen) der Ausdruck Baurich in Gebrauch ist, so werden sie mich dadurch zu besondrem Danke verpflichten.

28. Schwulstisch.

„Die Sprache ist kraftvoll und selten schwulstisch." Gegenw. 43, 255b, gewöhnlich: schwülstig.

29. Dortselbst; geboten (Steigerung).

„Bei der Armuth vieler Bauern dortselbst war die billigste Bauart immer die gebotenste" Nat.-Ztg. 46, 432 (aus der Schweiz) üblicher: vieler dortigen Bauern . . . die am meisten gebotene (die gesuchteste, nächstliegende ꝛc.) oder — mit anderer Wendung — etwa: Bei der Armuth der meisten dortigen Bauern griffen sie nothgedrungen meist zu der billigsten Bauart.

30. Stellung.

„Der durch Verluste beim Totalisator dazu kam, Tausende seiner Mutter stahl." Nat.-Ztg. 46, 434, — wo in gewöhnlicher, richtiger Stellung das Dativobjekt dem Accusativobjekt vorangehen müsste: seiner Mutter Tausende zu stehlen, s. mein Buch: „Satzbau und Wortfolge." S. 203 ff. § 29, 6e.

31. Entnommen, enthalten.

„Einem in der „Deutschen Kolonialzeitung" entnommenen Briefe von Otto Ehlers aus Hawaii, das durch die jüngste Revolution daselbst die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, ist die nachfolgende Schilderung entnommen ꝛc." Nat.-Ztg. 46, 438.

Es sollte heißen: „Einem in der . . . Zeitung enthaltenen Briefe"; dem Schreiber hat sich das den Schluss bildende entnommen in den Gedanken so vorgedrängt, dass er es fälschlich auch schon früher an die unrechte Stelle gesetzt.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

A. Brunner. Schlecht Deutsch. Eine lustige und lehrreiche Kritik unserer neuhochdeutschen Mundarten. Wien und Leipzig. Verlag von J. Eisenstein & Co. 1895 13 Bogen.

Dr. W. Buchner. Egmont . . . von Goethe. Schulausgabe. Essen, G. D. Bädeker. 92 S. kartonniert 80 Pf.

H. Daussy, L'EAU étude philologique: Introduction, 152 p. Première partie (Enchainement des idées), 1048 p. Deuxième partie (Groupement des radicaux), 464 p. Paris, Ernest Leroux, Éditeur, 28, rue Bonaparte.

Berichte des **Freien Deutschen Hochstiftes** zu Frankfurt a/M. Herausgegeben vom Akademischen Gesammt-Ausschuss. Neue Folge. 10. Bd. Jahrgang 1894. Heft 3/4. Frankfurt a/M. Gebrüder Knauer. (S. 287—548 und Kunstbeilagen, 2 Tafeln.)

Freytag's Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht.

Joh. Gottfr. v. Herder. Der Cid . . . Für den Schulgebrauch. Herausgegeben von Rud. Reichel. 182 S. Preis geb. 80 Pf. Leipzig, G. Freytag 1895.
William Shakespeare. Coriolanus . . . Herausgegeben von Wilhelm Swoboda. 142 S. Preis geb. 70 Pf. Leipzig, G. Freytag, 1895.

Pitt Press Series: Discours sur l'histoire de la Révolution d'Angleterre par F. P. G. Guizot, edited with introduction and notes by H. W. Eve, M. A. Cambridge; at the University Press 1894. Extra Fcap 8vo. Cloth. Price 2. s. 6 d.

Wallenstein I. Wallenstein's Lager. Die Piccolomini. Wallenstein, ein Trauerspiel von Friedr. Schiller. Edited (with Introduction, English notes,

and an Appendix by Karl Breul, M. A., Ph. D. Cambridge: at the University Press. 1894. Extra Fcap 8vo. Price 3 s. 6 d.

Karl Redlich, Göttinger Musenalmanach auf 1770 (Heft 49/50. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrh.). Stuttg. G. J. Göschen 1894. 110 S. 2 Mk. 50 Pf.

F. H. Eine Sprachpauke. Kein Dogma der ortografi-entwiklungsfreiheit. Bonn, 1894. Verlag v. P. Hannstein. 48 S. Preis 60 Pf.

Rudolf Ullrich, Präfekt der k. k. Theresianischen Akademie. Übungs- und Lesebuch zum I. Theil: Allgemeine Lautschrift (Phono-Stenographie) 14 S. mit 8 Tafeln. Pr. 40 Kr. Wien 1894. Eigener Verlag (Wien VII 2. Breitengasse 21).

Veredarius, Das Buch von der Weltpost, Entwickelung und Wirken der Post und Telegraphie im Weltverkehr. Dritte, durchgesehene Auflage (Fünftes bis achtes Tausend). Berlin. 1894. Verlag von Herm. J. Meidinger. Groß 4° X und 368 S. mit zahlreichen Illustrationen.

Hermann Wunderlich, Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar und Berlin, Emil Felber XVI und 272 S. Pr. 4 M. 50. Pf.

Paul Wolff und v. Hohenberg, Der Weidmann, Blätter für Jäger und Jagdfreunde. Erste illustr. deutsche Jagdzeitung. XXVI. Bd. Nr. 1 (1. Okt. 1894). Blasewitz, Dresden. Preis vierteljährlich 3 Mk. 10 Pf., halbjährlich 6 Mk.

Die Zeit. Herausgeber Prof. Dr. J. Singer, Herm. Bahr und Dr. Heinr. Kanner. Erscheint jeden Sonnabend. (Preis vierteljährlich 3 fl. = 5 Mk. Wien IX/3 Güntherhgasse Nr. 1.) Nr. 1, 16 S. Lexikon-Format.

Briefkasten.

Herrn **Joseph A . . .** in Bromberg: „Die drei Holbein'schen Portraits . . . Auch sie waren früher erstreut und viel ungünstiger aufgestellt." Sonntags-Beilage Nr. 41 zur Nat.-Ztg. Sie haben Recht, dass ein Zeitwort erstreuen nicht üblich ist; aber hier ist offenbar nur ein Buchstabe im Anfang des hervorgehobenen Wortes im Druck weggeblieben; ob ein v oder ein z bleibe dahingestellt.

Herrn Oberlehrer **Dr. R. Bertin** in Langenberg (Rheinland): Verbindlichen Dank für Ihren Aufsatz, der im nächsten Heft zum Abdruck gelangen wird, freundlichsten Gruß und die Bitte um gelegentliche weitere Beiträge.

Herrn **C. A. Buchheim,** Phil. Doc., F. C. P. in London. Ich freue mich sehr, dass wir in der Clarendon Press Series der German Classics demnächst Ihre Ausgabe der ersten 4 Bücher von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" zu erwarten haben. Freundlichsten Gruß!

Fräulein **Charlotte v. B.** bei München: „Die Stelle des Ovid fiel ihm wieder ein; und er glaubte jetzt durch eine poetische Umschreibung, so wie damals durch eine prosaische, sich am besten aus der Sache zu ziehen. Sie hieß:

Nec factas solum vestes spectare juvabat,
Tum quoque dum fierent; tantus decor adfuit arti.

Zu Deutsch:

Ich sah's in meisterlichen Händen
(Wie denk' ich gern der schönen Zeit!)

Sich erst entwickeln, dann vollenden
Zu nie gesehner Herrlichkeit.
Zwar ich besitz' es gegenwärtig,
Doch soll ich mir nur selbst gestehn:
Ich wollt', es wäre noch nicht fertig,
Das Machen war doch gar zu schön!

Mit diesem Übertragenen war unser Freund nur wenige Zeit zufrieden; er tadelte, dass er das schön flektierte Verbum: dum fierent, in ein traurig abstraktes Substantivum verändert habe, und es verdross ihn, bei allem Nachdenken die Stelle doch nicht verbessern zu können." Goethe, Wanderjahre 2. Buch, 4. Kap. (40bändige Ausgabe Bd. 18, S. 240).

Sie wünschen nun erstens an Stelle der „Umschreibung" eine wirkliche „Übersetzung" der ovidischen Verse und weiter fragen Sie an, ob nicht etwa — und wie — der Ihrem Gefühl nach begründete „Tadel" in der Umschreibung doch hätte „verbessert" werden können. Ihren ersten Wunsch kann ich leicht erfüllen, indem ich die Übersetzung von dem vortrefflichen Joh. Heinr. Voß hersetze. Sie lautet:

„Nicht nur gewordene Zeuge vergnügte sie dort zu betrachten,
Sondern die werdenden auch: so paarte sich Kunst mit der Anmuth."

Ihrem zweiten Wunsche gerecht zu werden, wird schwerer halten; doch schlage ich Ihnen, bis Jemand Besseres findet, folgende „Änderung" (ich sage nicht: „Verbesserung") der Schlusszeile vor:

„Denn werdend war's doch gar zu schön".

Mr. H. Daussy Premier Président honoraire à Albert, (Somme). Die Einleitung zu Ihrem in den Bücheranzeigen dieses Heftes aufgeführten Werke: L'EAU war mir durch Ihre Güte schon vor etwa einem Jahr zugegangen und hatte mich gespannt und begierig auf das zu erwartende Werk selbst gemacht, für dessen jetzt erfolgte Zusendung ich Ihnen meinen herzlichen Dank ausspreche. Ich beglückwünsche Sie zu der Vollendung und verbinde mit meinem Danke den aufrichtigen Wunsch und die Hoffnung, dass Sie trotz Ihres Alters von Ihrer schweren Krankheit genesen mögen. Dess walte Gott!

Ich erlaube mir, das kurze Vorwort Ihrer Einleitung hier deutsch anzureihen, damit daraus die Leser meiner Zeitschrift den Inhalt Ihres Werkes erkennen mögen:

„Zuerst muss ich die meiner Arbeit zu Grunde liegenden allgemeinen Ideen angeben.

Diese Einleitung zerfällt in 3 Kapitel: Im ersten zeige ich, dass es in den 7 auf unsern höhern Schulen gelehrten und mir einzig bekannten Sprachen (Griechisch, Latein, Französisch, Italiänisch, Spanisch, Deutsch und Englisch) gemeinsame Wurzeln giebt.

Im zweiten zeige ich die Hauptursachen der Veränderungen, welche diese Wurzeln erleiden, und damit zugleich die aus der Veränderlichkeit der verschiedenen Formen entspringenden Hauptschwierigkeiten.

Im letzten lege ich meine Hypothese über den ursprünglichen Ausdruck der Idee des Wassers und über die Entwicklung, welche sie erfahren hat, dar."

Nach dieser Einschaltung für meine Leser wiederhole ich nur noch meinen herzlichen, verbindlichen Dank für Sie, den aufrichtigen kurzen, aber inhaltsreichen Wunsch hinzufügend:

Alles Gute!

Frau v. M . . . . n bei Heidelberg: Sie senden mir einen Ausschnitt aus der Zeitschrift „Quellwasser fürs deutsche Haus“ 18 Jahrg. S. 734 a, worin es heißt:

„In der kürzlich uns zugegangenen Nummer 15 dieser vielseitigen durch den Reichthum seiner Anschauungsmittel längst bekannten Zeitschrift.“

Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie Ihrer Freundin gegenüber behaupten, dass es statt des durch den Druck hervorgehobenen seiner (zu beziehen auf das weibliche Hauptwort Zeitschrift) nach dem heutigen Sprachgebrauch richtig ihrer heißen müsste; doch vergleichen Sie meine Hauptschwier. S. 251 b/2 a unter II Sein Nr. 2.

Frau Dr. Pees in Leipzig. In Nr. 10 der Zeitschr. „Gesellschaft“ findet sich in der Übersetzung eines Werkes des Dänen Gunnar Heiberg folgender Satz:

„Als die Gäste einer nach dem andern kamen und keiner Sie war, — da ging ich.“

(So redet der Sprechende die von ihm unter den Gästen vermisste Dame an.)

Es ist nun ein Streit entstanden, ob in den hervorgehobenen Worten die von mir vertheidigte Einzahl war richtig ist oder ob dafür, wie von andrer Seite behauptet wird, die Mehrzahl waren zu setzen wäre.

Als der von Ihnen erwählte Schiedsrichter Ihres freundschaftlichen Streites erwiedere ich:

Ob hier das Zeitwort in der Einzahl zu setzen sei, hängt davon ab, welches Wort in dem Satze als Subjekt aufzufassen ist. Nach der Stellung ist das in der Einzahl stehende keiner das Subjekt und demgemäß auch das Zeitwort in die Einzahl zu setzen (war). Hieße es aber mit etwas veränderter Stellung: Als die Gäste . . . kamen und Sie keiner davon waren (oder: und Sie Sich nicht darunter befanden ꝛc.), so muss in Übereinstimmung mit dem Subjekt Sie (die Mehrzahl der dritten Person des persönlichen Fürworts — nach den Vorschriften der heutigen Höflichkeit das natürliche Anredefürwort Du in der zweiten Person vertretend) das Zeitwort in die Mehrzahl gesetzt werden, vergleichen Sie: Als die Gäste . . . kamen und Du [Fürwort der zweiten Person in der Einzahl] keiner davon warst [in der Einzahl der zweiten Person] oder: und du dich nicht darunter befandest ꝛc.

Ich hoffe, durch das Vorstehende den Streitenden die Sache vollständig klar gemacht zu haben, und brauche wohl kaum noch hinzuzufügen, dass die mitgetheilte Übersetzung eine unbeholfene und schlechte ist, deren Verbesserung sich aus dem Vorstehenden ergiebt.

Herrn Dr. H. Schrader in Berlin. Herzlichsten Dank für Ihren „Euphorion“-Aufsatz nicht nur von mir, sondern auch von Sanitätsrath Dr. Ed. Mayer in Halle, der sehr erfreut ist und dem ich sehr dankbar bin, dass er Sie zu dieser vortrefflichen Arbeit angeregt hat. Alles Gute!

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Aus Goethe's Wahrheit und Dichtung. (9. Buch.)

Vorwort.

Wiederholt ist mir von Lesern der Zeitschrift der Wunsch ausgesprochen worden, ich möchte aus der im Allgemeinen als klassisch oder mustergültig bezeichneten Zeit unseres Schriftthums, namentlich aus Goethe, längere zusammenhängende Abschnitte, ähnlich wie in meinem „Deutschen Stil-Musterbuche" (Berlin 1886), zum Gegenstande sprachlicher Bemerkungen machen, wobei sich mir — wie zum Theil hervorgehoben wurde — wohl auch Gelegenheit bieten würde, einzelne in der stetigen Fortentwicklung der Sprache begründete Abweichungen des heutigen Gebrauchs von denen jener älteren Zeit zu besprechen und zu würdigen. Zu diesem Punkte möchte ich gleich hier bemerken, dass in Fällen, wo ältere Ausdrucksweisen nicht aus inneren Gründen, sondern so zu sagen nur mehr äußerlich dem Wechsel der Mode gemäß weniger üblich geworden sind, der Hinweis auf das Ältere wohl dazu dienen kann, sie wieder mehr in Umlauf zu bringen und vor dem vollständigen Veralten zu bewahren. Ferner möchte ich, wie ich es schon ausdrücklich in dem Vorwort zu meinem „Stil-Musterbuch" gethan und in dem an die Spitze dieses Jahrganges gestellten ersten Aufsatze: „Zur gütigen Beachtung" kurz wiederholt habe, auch hier noch besonders die Bitte aussprechen, dass die Leser alle sprachlichen Ausstellungen an der Ausdrucksweise eines anerkannten Meisters nur als unmaßgebliche Anregungen zur Prüfung, nicht als endgültig entscheidende Urtheile ansehen möchten.

Zunächst dachte ich daran, als Grundlage meiner sprachlichen Bemerkungen aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung" im 10. Buch den bekannten reizenden Abschnitt: Goethe in Sesenheim zu wählen, aber bei näherer Erwägung stand ich davon ab, eben weil dieser Abschnitt den meisten Lesern gar zu genau bekannt ist, und so bespreche ich denn im Folgenden Abschnitte aus dem vorhergehenden neunten Buche (Goethe im Elsass), die allen Lesern eine Fülle des Anziehenden und dabei doch wohl mehr den Reiz der Neuheit bieten:

I.

Ich war [in Straßburg] im Wirthshaus zum Geist abgestiegen und eilte sogleich, das sehnlichste Verlangen zu befriedigen und mich dem

Münster[1] zu nähern, **welcher**[2] durch Mitreisende mir schon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erst durch die schmale Gasse diesen Koloss[3] gewahrte, sodann aber auf dem freilich sehr engen Platz allzu nah vor ihm[4] stand, machte derselbe[5] auf mich

---

[1] dem Münster . . ., welcher ꝛc.: Münster (s. mein Wörterb. II S. 348a), aus dem sächlichen griechisch-lateinischen monasterium gilt auch im Deutschen vielfach als sächliches Hauptwort, wie auch im Alt- und im Mittelhochdeutschen. Goethe (wie hier und an andern Orten) und andere Schriftsteller geben ihm auch das, meiner Ansicht nach weniger berechtigte, männliche Geschlecht, s. namentlich Goethe 31, 358: „Herstellung des Straßburger Münster [statt Münsters s. Hauptschwier. S. 104a] . . . Das Münster zu Straßburg . . . Den stolzen Münster." (als masc. auch S. 364). Über das Verhältnis zwischen Dom und Münster s. meine „Neuen Beiträge zur deutschen Synonymik" S. 81 ff. Im Allgemeinen trifft die Unterscheidung wohl zu, dass Münster von einer Haupt- (oder Kathedral-) Kirche gebraucht wird, wenn sie mit einem Kloster verbunden ist oder war, Dom, wo Dies nicht der Fall ist, zumal wenn auch das Kuppeldach des Gebäudes ins Auge gefasst ist: doch finden sich einzelne Schwankungen, s. namentlich (Beiträge ꝛc. S. 82/3): „Bischof der Münsterkirche." Ob Dies nun den Dom von Köln bedeute? und ob dieser zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münster genannt worden? Goethe 32, 267, wozu ich noch als Beispiel des umgekehrten Gebrauchs aus Johann Stumpf, Schweizer Chronik (Zürich 1606) Bl. 2286 buchstäblich folgende Stelle hersetze:

„Deßhalb als bemelter Carolus gen Rom kam, vnd an dem Weyhenachttag in S. Peters Münster gieng, allda der Papst Mäßz hielt, ward Carolus durch bemelten Papst (der sich vom Altar gegem Volck vmbkart) offentlich für ein Römischen Keyser erklärt vnd außgerufft."

[2] In wie weit für die bezüglichen Fürwörter die Formen von der und von welcher stattbaft sind und wo die einen oder die andern allein oder doch vorzugsweise anzuwenden sind, Das habe ich in meinen Hauptschwier. S. 75b ausgeführt, wie auch wiederholt hier in der Zeitschr. (s. die Inhaltsverzeichnisse). Ich begnüge mich, um zu zeigen, wie namentlich Goethe, eine ermüdende Eintönigkeit vermeidend, mit beiden Formen abwechselt, hier und im Folgenden die von „welcher" durch fetten, die von „der" durch gesperrten Druck hervorzuheben.

[3] Hier hätte Goethe statt des Fremdworts wohl füglich das deutsche Riesenbau setzen können.

[4] Statt des vor ihm hätte in der schlichteren, d. h. in der nicht gehobenen Darstellung füglich das rein örtliche davor stehen können (s. Hauptschwier. S. 139b/40a unter Er 2 und Zeitschr. I S. 45/6 S. 163 ff.); doch ist auch das vor ihm, das eigentlich auf etwas Persönliches oder persönlich Aufgefasstes hindeutet, in der gehobenen Darstellung wohl zu rechtfertigen.

[5] Für das breitspurige derselbe hätte hier füglich das einfache er genügt (vgl. z. B. in der Zeitschr. Jahrg. VII die unter derselbe angegebenen Stellen). Vielleicht hätte sich eine einfache Umstellung empfohlen, etwa: Der Riesenbau machte, als ich ihn zuerst durch die schmale Gasse gewahrte, dann aber . . . allzu nah davor stand, auf mich einen Eindruck ꝛc. Im Folgenden werde ich mich begnügen, Formen von derselbe, wo dafür die Formen von er ausreichen, durch Sperrdruck hervorzuheben, vgl. Anmerkungen 9 und II 22.

einen Eindruck ganz eigner Art, den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für dies Mal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eilig bestieg, um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu versäumen, **welche** mir das weite reiche Land auf einmal offenbaren sollte.

Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in **welcher** ich eine Zeitlang wohnen und hausen durfte; die ansehnliche Stadt, die weit umherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichthum der Vegetation,[6] der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende[7] flache Grund, **welchen** die Iller bewässert; selbst westwärts nach dem Gebirge zu finden sich manche Niederungen, die einen eben so reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs gewähren, so wie der nördliche mehr hügelige Theil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachsthum[8] begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäeten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend und die besten und reichsten Stellen desselben[9] durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.

Ein solcher frischer Anblick[10] in ein neues Land, in **welchem** wir uns eine Zeitlang aufhalten sollen, hat noch das Eigne, so Angenehme als[11] Ahnungsvolle, daſs das Ganze wie eine unbeschriebene Tafel vor

[6] Vgl.: der Pflanzenwelt.

[7] Üblicher: sich herabziehende.

[8] S. mein Wörterb. III S. 1446b mit zahlreichen Belegen für das männliche und noch zahlreicheren für das sächliche Geschlecht von Wachsthum.

[9] Hier (vgl. Anm. 5) könnte für desselben nicht der Genitiv von er (oder es) stehen; eher könnte es ganz wegfallen oder durch Verschmelzungen von Präpositionen mit vorgesetztem da- ersetzt werden: davon, darin, darunter ꝛc.

[10] Irre ich nicht, so würde für Anblick, das gewöhnlich nur mit abhängigem Genitiv vorkommt, das bloße Blick oder Ausblick stehen, vgl. z. B. in einem Briefe Goethe's an Schiller (vom 14. Sept. 1797): „Bei Cotta habe ich ein heiteres Zimmer und, zwischen der alten Kirche und dem akademischen Gebäude, einen freundlichen, obgleich schmalen Ausblick ins Neckarthal.

[11] Über das heute noch übliche als (statt wie) nach so s. meine Hauptschwierigkeiten S. 305a.

uns liegt. Noch sind keine Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf verzeichnet; diese heitre, bunte, belebte Fläche ist noch stumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenständen, in so fern sie an und für sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herauszuheben; aber eine Ahnung Dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfnis fordert im Stillen Dasjenige, was[12] kommen soll und mag, und **welches**[12] auf alle Fälle, es sei nun Wohl oder Weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.

Herabgestiegen von der Höhe, verweilte ich noch eine Zeitlang vor dem Angesicht[13] des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder auf das erste Mal noch in der nächsten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daſs ich dieses Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erschrecken müssen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geregeltes faſslich und als ein Ausgearbeitetes sogar angenehm vorgekommen wäre. Ich beschäftigte mich doch[14] keineswegs, diesem Widerspruch nachzudenken, sondern ließ ein so erstaunliches Denkmal durch seine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken.

II.

Ich bezog ein kleines, aber wohlgelegenes und anmuthiges Quartier an der Sommerseite des Fischmarkts, einer schönen, langen Straße, wo immerwährende Bewegung jedem unbeschäftigten Augenblick zu Hilfe kam.[1] Dann gab ich meine Empfehlungsschreiben ab und fand unter meinen Gönnern einen Handelsmann, der mit seiner Familie jenen frommen, mir

---

[12] „Dasjenige, was . . . und welches ꝛc.“ Schon der Gleichmäßigkeit halber sollte es statt des welches (wie im Vorhergehenden) was heißen, s. Hauptschwier. S. 327 a/b.

[13] Vgl. in schlichterer Darstellung: „vor dem ehrwürdigen Gebäude,“ s. über die der gehobenen Ausdrucksweise entsprechende Umschreibung mit Angesicht, wonach das Gebäude sowohl als ein Angeblicktes wie auch als ein Anblickendes aufgefaſst werden kann, mein Wörterb. III S. 1091 c unter Angesicht 1 a δ. Dazu stimmt auch das dem Gebäude beigelegte Beiwort ehrwürdig, das, wenn nicht von einer Person, doch von etwas mehr oder minder wie eine Person zu Ehrendem gilt.

[14] Das hier in die Mitte des Satzes gestellte doch stände als das einen Gegensatz einführende Bindewort üblicher wohl an der Spitze: Doch [obgleich auch der Widerspruch wohl dazu hätte anregen können oder sollen] beschäftigte ich mich keineswegs ꝛc.

[1] Der Schluſs des Satzes erscheint mir ungewöhnlich und nicht ganz glücklich und klar ausgedrückt. Irre ich nicht, so wollte Goethe etwa sagen: „wo immerwährende Bewegung herrschte, so daſs sich mir auch in jedem unbeschäftigten Augenblick etwas meine Aufmerksamkeit in Anspruch Nehmendes und meine Theilnahme Erregendes zur Beschäftigung darbot“.

genugsam[2] bekannten Gesinnungen ergeben war, ob er sich gleich, was den äußeren Gottesdienst betrifft, nicht von der Kirche getrennt hatte. Er war dabei ein verständiger Mann und keineswegs kopfhängerisch in seinem Thun und Lassen. Die Tischgesellschaft, die man mir und der man mich empfahl[3], war sehr angenehm und unterhaltend. Ein paar alte Jungfrauen[4] hatten diese Pension[5] schon lange mit Ordnung und gutem Erfolg geführt; es konnten ungefähr zehn Personen sein, ältere und jüngere. Von diesen letztern ist mir am gegenwärtigsten[6] einer, genannt[7] Meyer, von

[2] Ich benutze diese Stelle, um auf ein — vielleicht nicht allen Lesern sofort gegenwärtiges — eigenartiges Verhältnis in der Stellung des Umstandswortes genug wiederholt hinzuweisen (s. mein Wörterb. I S. 606a Nr. 2; Hauptschwier. S. 164b/5a und besonders Satzbau und Wortfolge S. 149 ff. und S. 226 ff.). Nach diesen Hinweisen wird es genügen, wenn ich anführe: (allgemein üblich): Jene frommen Gesinnungen waren mir bekannt genug, dagegen: sie waren mir zur Genüge (oder: genügend, genugsam, hinreichend, hinlänglich, sattsam &c.) bekannt und entsprechend: jene fromme, mir genugsam (oder zur Genüge, genügend &c.) bekannte Gesinnung, — aber in der Regel nicht: jene frommen, mir genug bekannten Gesinnungen.

[3] Hier möchte ich ganz besonders auf die glückliche Kürze aufmerksam machen, durch welche die Doppelbeziehung der Empfehlung in der knappsten Form und mit den wenigsten Worten ausgesprochen ist, erstens die Empfehlung einer guten Tischgesellschaft für Goethe und andererieits die Empfehlung Goethe's als eines guten Tischgenossen für die Tischgesellschaft.

[4] Irre ich nicht, so würde man dafür nach heutiger Weise lieber sagen: Ein paar alte unverheirathete Damen. Es wird mir, hoffe ich, verstattet sein, eine erst später vorkommende Stelle vorwegzunehmen und sie hier anzureihen. Sie lautet:

„Als es zu Tische gehen sollte, sah ich die Wirthin und ihre Schwester lebhaft und wie in einer besondern Verlegenheit mit einander sprechen. Ich begegnete ihnen eben und sagte: Zwar habe ich kein Recht, meine Frauenzimmer, in Ihre Geheimnisse einzudringen &c."

Nach heutigem Gebrauch würde die Anrede statt: meine Frauenzimmer wohl zu lauten haben: meine Damen, — vgl. mein Wörterb. III S. 1766b Nr. 4.

Da Dame sich vollkommen der deutschen Abwandlung fügt und somit als gänzlich eingedeutscht und eingebürgert angesehen werden kann, so wird auch, wer Fremdwörter möglichst zu vermeiden bestrebt ist, in derartigen Fällen dem Zeitgeschmack ohne Weiteres und ohne Bedenken Rechnung tragen dürfen.

[5] (Vgl. 4). Für das — schon durch die Aussprache durchaus als Fremdwort gefühlte — Pension hätte dagegen füglich ein deutscher Ausdruck gewählt werden können, z. B. Kost- oder Beköstigungsanstalt oder das von Goethe selbst weiterhin (s. Nr. 26) gebrauchte Mittagstisch.

[6] Über die Steigerung von gegenwärtig s. mein Wörterb. III S. 1490b Nr. 4; Hauptschwier. S. 261b und S. 207a Nr. 11.

[7] Hier möchte ich mir die Frage erlauben, ob es statt genannt nicht richtiger heißen würde: Namens oder: mit Namen. Ganz gleichbedeutend sind die Ausdrücke nicht. Man vergleiche bei Goethe an einer späteren Stelle: „Er hieß Jung und ist derselbe, der nachher unter dem Namen Stilling zuerst bekannt geworden," wofür es

Lindau gebürtig. Man hätte ihn in seiner Gestalt und seinem Gesicht nach für den schönsten Menschen halten können, wenn er nicht zugleich etwas Schlottriges in seinem ganzen Wesen gehabt hätte. Eben so wurden seine herrlichen Naturgaben durch einen unglaublichen Leichtsinn und sein köstliches Gemüth durch eine unbändige Liederlichkeit verunstaltet. Er hatte ein mehr rundes als ovales[8], offnes, frohes Gesicht; die Werkzeuge der Sinne, Auge, Nase, Mund, Ohren, konnte man reich nennen, sie zeugten von einer entschiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu sein. Der Mund besonders war allerliebst durch übergeschlagene[9] Lippen, und seiner ganzen Physiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, dass er ein Räzel[10] war,

bei Andern heißt: Ein Mann Namens Jung, genannt Stilling, vgl.: Der aus Krenznach stammende Maler und Dichter Friedrich Müller [wie er mit Namen wirklich hieß], zur Unterscheidung genannt [und so auch sich selbst nennend] Maler Müller u. ä.

[8] Vgl.: ein mehr apfel- als ei- (oder länglich) rundes &c.

[9] Üblicher: aufgeworfene, s. mein Wörterb. III S. 943b [I 2c] mit dem Hinweis auf umschlagen II 6b. Die dort aus Goethe 29, 212 (Rameau's Neffe) angeführte Stelle setze ich hier etwas vollständiger her:

„Meine Wangen sind breit, meine Augenbrauen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen und das Gesicht viereckt."

[10] Dies Wort in der hier erklärten Bedeutung ist wohl erst durch Goethe aus der Mundart dem allgemeinen deutschen Sprachschatz einverleibt worden, s. mein Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. unter Räthsel 2, wie auch Goethe, der an unserer Stelle Räzel (mit z hat setzen lassen) Bd. 21, S. 277 (Wahrheit und Dichtung 10. Buch, Idyll von Sesenheim) setzt: „So fand ich's lustig, seine dichteren Augenbrauen mit einem gebrannten Korkstöpfel mäßig nachzuahmen und sie in der Mitte näher zusammenzuziehen, um mich bei meinem räthselhaften Vornehmen auch äußerlich zum Räthsel zu bilden." Von den in meinen Wörterbüchern angeführten sonstigen Stellen setze ich nur noch die aus Tieck's Novellen-Kranz 4, 132 vollständig her: „Dass in manchen Provinzen die in der Mitte zusammengewachsenen Augenbrauen eines Menschen ein Räthsel heißen", und begnüge mich im Weitern mit der Angabe, dass das Wort in dieser Anwendung sich auch bei Schücking Geschwor. 1, 274. Herm. Kurz, Schillers Heimatsjahre 1, 162 und in Simrock's Mythol. 467 findet. Schmeller in seinem bair. Wörterb. (1836) Bd. 3 S. 174 führt unsre Stelle aus Goethe an und stellt das Wort unter: „Der Ráz", worüber er schreibt:

„Der Ráz, des -en, Grieche, griechisch-katholischer Slawe (Rascianus, Raize, ungar. Rátz), wie sie früher mitunter als Handelsleute zu uns kamen. „Die von Degenberg führen im Schildt ein Brustbild eines Ratzen oder Tattern." Hund's Stammbuch II 55. Der Rázen (Radsch'n, Raudsch'n)-Bart, Schnurrbart. In dem bischöflichen Mandat an die Klerisei des Bisthums Freising vom 16. März 1615 heißt es: „Also sollen die Geistlichen auch keine außgespannte Raitzenpärt als wie die Soldaten oder andere Layenpersonen, sondern abgekürtzt tragen" —

wozu ich noch aus meinem Fremdwörterb. II S. 402b das Folgende fügen möchte:

Raize m. —n.; —n.: Rassinja, Raszien (türk. Sandschak Beldscherin) heißt der zwischen Albanien, Macedonien, Serbien und Bosnien gelegene Distrikt . . .

d. h. dass seine Augenbrauen über der Nase zusammenstießen, welches[11] bei einem schönen Gesichte immer einen angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Jovialität,[12] Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit machte er sich bei allen Menschen beliebt; sein Gedächtnis war unglaublich, die Aufmerksamkeit in den Kollegien[13] kostete ihm[14] Nichts; er behielt Alles, was er hörte, und war geistreich genug, an Allem einiges Interesse zu finden,[15] und um so leichter, da er Medicin studierte.[16] Alle Eindrücke blieben ihm lebhaft; und sein Muthwille in Wiederholung der Kollegien[13] und Nachäffen der Professoren[17] ging manchmal so weit, dass, wenn er drei verschiedene Stunden des Morgens gehört hatte[18], er Mittags bei Tische paragraphenweis[19], ja manchmal noch abgebrochener, die Professoren

---

Nach dieser Provinz nannten sich die dort lebenden Serben Rassinjaner, woraus ihr Spitzname Raizen entstanden zu sein scheint. Gerhard Wila 2, 275. Die Raizen und Rastelbinder. Gutzkow Zaubr. von Rom 7, 169 ꝛc., vgl.: Raazenstadt ... Die Serben werden in diesen Gegenden nämlich von den Ungarn und Deutschen überall nur Raazen genannt, welcher Name von dem ehemaligen Raszien entlehnt ist. Globus 7, 171a — **Raizisch** a: nach Weise der Raizen, dazu gehörend ꝛc. Seine raizische bunte Mütze. Gartenlaube 16, 330a."

Ob und in wie weit das Vorstehende zur Erklärung des Wortes Räzel (Räthsel) in der Bedeutung der zusammengewachsenen Augenbrauen und eines Menschen mit solchen dienen kann, muss ich dahingestellt sein lassen; vielleicht aber regt es Kundige zu weiterer Nachforschung an.

[11] Dem heutigen Gebrauch gemäß gewöhnlich was, s. Hauptschwier. S. 327b und 331b/c.

[12] Vgl.: heitere Laune.

[13] Vgl.: Vorlesungen.

[14] Über das Schwanken zwischen dem Dativ und dem Accusativ der Personen in Verbindungen wie: Etwas kostet ihm oder ihn viel Geld, viel, wenig, Nichts, s. die zahlreichen Belege aus mustergültigen Schriftstellern in meinem Wörterb. I S. 1001c/2a unter kosten II 2 und 3, vgl. Hauptschwier. S. 193b.

[15] Vgl.: an Allem einigen Antheil zu nehmen oder: Allem einigen Antheil abzugewinnen.

[16] Vgl: da er auf der Hochschule der Arzneikunde (Dativ) oblag oder sich der Arzneikunde (Genitiv) beflifs ꝛc.; doch ist der kürzere Ausdruck Medicin studieren auch noch heute der allgemein übliche, s. u. Nr. 28.

[17] Vgl.: in Wiederholung der Vorlesungen und Nachäffen der Lehrer (vgl. 16).

[18] Hier ist Stunden als Verdeutschung von Lektionen meiner Ansicht nach nicht eben glücklich gewählt, namentlich da das unmittelbar nachfolgende „des Morgens" im ersten Augenblick statt als Umstandswort als ein von Stunden abhängiger Genitiv des Hauptworts aufgefasst werden kann. Ich würde vorziehen: wenn er des Morgens (oder: des Vormittags) drei verschiedene Vorlesungen gehört hatte.

[19] Vgl.: in einzelnen Abschnitten oder Absätzen.

mit einander abwechseln ließ, welche buntscheckige Vorlesung uns[20] oft nuterhielt, oft aber auch beschwerlich fiel.

Die übrigen waren mehr oder weniger feine, gesetzte, ernsthafte Leute. Ein pensionierter Ludwigsritter[21] befand sich unter denselben[22]; doch waren Studierende die Überzahl, alle wirklich gut und wohlgesinnt, nur mussten sie ihr gewöhnliches Weindeputat[23] nicht überschreiten. Dass Dieses nicht leicht geschah, war die Sorge unseres Präsidenten[24], eines Doktor Salzmann. Schon in den Sechzigen[25], unverheirathet, hatte er

[20] Das uns hätte genau genommen vor beschwerlich wiederholt werden sollen. Der Fehler der falschen Zusammenziehung ist nicht so auffällig, da Dativ und Accusativ von wir der Form nach (bei uns) zusammenfallen, man vergleiche jedoch z. B. welche . . . Vorlesung mich oft unterhielt, oft aber auch (mir) beschwerlich fiel, wo die Weglassung des eingeklammerten mir auch einem stumpferen Ohr als mangel- und fehlerhaft auffallen würde.

[21] Vgl.: ein Ludwigsritter im Ruhestand oder: außer Dienst.

[22] Vgl.: unter ihnen (oder: darunter), s. I 5.

[23] Vgl.: ihr gewöhnliches Weinmaß oder: bestimmter: Eichmaß an Wein.

[24] Vgl.: unseres Vorsitzenden.

[25] S. hierzu in meinem Wörterbuch III S. 1764c ff. unter dem Titelkopf Zig, woraus ich, als hierher gehörig und durchaus der Eigenart meiner Zeitschrift angemessen, das Folgende aushebe; nur einige Fremdwörter aus der Sprachlehre durch deutsche ersetzend:

„Zig: (s. zehen, Anm.) in Zusammensetzungen mit den Zahlwörtern von zwei bis neun als Bestimmungswörtern zur Bezeichnung der dem Bestimmungswort entsprechenden Anzahl von Zehnern: 1. Die Bestimmungswörter — und bei der Zahl für 3 Zehner das Grundwort — erleiden in der Aussprache manche Veränderungen (siehe Sanders Katechismus der Orthographie S. 92) und so lauten die Zahlwörter in heute gewöhnlicher Form (s. u.) 20, zwanzig (nicht: zwei-zig); 30, dreißig (nicht: drei-zig); 40, vierzig (spr. fir-zig, nicht vier-zig); 50, funfzig, daneben fünfzig; 60, sechzig (nicht: sechs-zig und so in der Aussprache nicht: sex-zig, s. Sanders Katechismus der Orthographie S. 84); 70, siebzig, (daneben noch zuweilen siebenzig); 80, achtzig; 90, neunzig . . .

8. Im Allgemeinen nehmen die Zahlwörter auf zig keine Biegungsendung an; doch findet sich, wenn das Zahlwort beiwörtlich steht, ohne dass doch unmittelbar ein Hauptwort darauf folgt, ein angehängtes e und im Dativ en: a) namentlich bei Bezeichnung des Jahrzehnts vom Lebensalter, in welchem Jemand steht (vgl.: 3; 4a; b; 9a und Jahr 1e), vgl.: Wenn Einer wie ich über die Achtzig hinaus ist. Eckermann Goethe 2, 341. Anna, jetzt tief in die Funfzig, doch noch rüstig. Steffens Malk. 2, 99 ꝛc. und z. B.: Über die Dreißige [oder: Dreißig] hinaus. Herder, Phil. 13, 105. Der jetzt im Alter der Dreißige war. Voß Ländl. 1, 179. Auch jenseits der Dreißige und Vierzige. Arndt Erinn. 1, 20 ꝛc. und besonders im Dativ, z. B.: Sie ist hoch (stark, tief) in den Zwanzigen, Dreißigen, Vierzigen ꝛc. (oder: Zwanzig ꝛc.). Hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigen. Goethe 21, 100. Er mochte stark in den Vierzigen sein. 22, 305. Er mag stark in den „fünfzigen“ sein. 23, 111. Ein Mann in den Sechzigen. 26, 74. War zwar schon in den

diesen Mittagstisch[26] seit vielen Jahren besucht und in Ordnung und Ansehen erhalten. Er besaß ein schönes Vermögen; in seinem Äußeren hielt er sich knapp und nett, ja er gehörte zu Denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut aufzusetzen, war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk[27], dass die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen.

Mit diesem Manne beredete ich meinen Vorsatz, mich hier in Straßburg der Rechtswissenschaft ferner zu befleißigen[28], um baldmöglichst

---

Sechzigen. Gutzkow Ritter 1, 302 ꝛc Näherte sich den Achtzigen. Keller Grün. Heinr. 1, 200. Obschon . . . Eva auch schon in den ersten Zwanzigen stand. Lewald Geschl. 2, 85 ꝛc. . . . 9. An die Zahlwörter auf zig schließen sich Fortbildungen auf ziger, als Eigenschaftswörter (a; b) mit beigefügtem oder zu ergänzendem Jahr und (c) als männliche Hauptwörter (vgl. Achter I; Dreier; Zehener ꝛc.), z. B. (s. c; 8a) von dem Jahrzehnt des Lebensalters, in dem Jemand steht: Aus dem Anfang ihrer zwanziger Jahre. Henr. Herz 29. Ich alter Kindernarr noch in meinen siebziger Jahren. Engel 12, 300. An Alter nahe wohl den siebz'ger Jahren. Streckfuß Rol. 4, 27. Er ist in den achtziger Jahren [als Achtzigjähriger] dahingegangen. Rellstab Leb. 1, 234 ꝛc. und ohne Jahr z. B.: Da er stark in den Funfzigern steht. Goethe 33, 167. Ein Mann nahe bei den „Sechzigern". Zschokke 1, 294. Ein Greis nahe den Achtzigern. Monatsbl. 1, 39a . . . . c) (vgl. a) Jemand nach dem Jahrzehnt seines Lebens (auch fem. mit der Endung in). Wie er in der Garderobe . . . den jüngsten Zwanziger kopierte. Kürnberger Am. 75. Diese reizende Franziska, die sich wohl in einen starken Vierziger, aber schwerlich in einen nahen Sechziger verlieben kann. Stahr (Nat.-Ztg. 7, 595). Pigault war ein Mittefunfziger. König Jer. 2, 240. Eine Funfzigerin. 263. Einen betagten Sechziger. Hebel 3, 81 ꝛc., auch nach bestimmtem Jahre: Er ist ein Vier- oder Fünfundvierziger ꝛc."

[26] Vgl. Nr. 5.

[27] Heute gilt gewöhnlich nur eingedenk sein (bleiben) mit abhängigem Genitiv, z. B.: ich bin Dessen eingedenk; ich bin deiner Bemühungen für mich dankbar eingedenk ꝛc. und z. B. in neuern Ausgaben der Lutherbibel: Ihr seid wohl eingedenk . . . unserer Arbeit und unserer Mühe [bei Luther selbst: eindächtig]. Ohne das Zeitwort sein ꝛc. und ohne hinzugefügten Genitiv (wie hier bei Goethe), so auch als Beiwort (attributives Eigenschaftswort) ist eingedenk nicht recht üblich, also nicht: der eingedenke Mann; eher schon: der unserer Arbeit eingedenke Mann ꝛc., s. in meinem Wörterb. I S. 279a bei Voß 3, 21: Winket den eingedenken Gemahlinnen s. über veraltete Anwendungen und Ausdrücke außerdem noch mein Ergänz.-Wörterb. S. 140c. In der obigen Stelle Goethe's würde man (wenn mich mein Sprachgefühl nicht täuscht) heute üblicher sagen: Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl bedenkend, dass ꝛc. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, dass Goethe's Ausdrucksweise, wenn auch vielleicht nicht ganz üblich, doch durchaus sprachlich richtig und berechtigt ist, so dass sie, wenn maßgebende Schriftsteller sich ihrer häufiger bedienen wollten, auch bald gäng und gäbe werden könnte.

[28] (Vgl. 16) mit gut deutschen Worten statt des auf den Hochschulen noch immer üblicheren Fachausdrucks: hier in Straßburg weiter Jura zu studieren, s. die folg. Nr.

promovieren[29] zu können. Da er von Allem genau unterrichtet war, so befragte ich ihn über die Kollegia[13], die ich zu hören hätte, und was er allenfalls von der Sache denke? Darauf erwiederte er mir, daſs es sich in Straßburg nicht etwa wie auf deutschen Akademien[30] verhalte, wo man wohl Juristen[31] im weiten und gelehrten Sinne zu bilden suche. Hier sei Alles dem Verhältnis gegen Frankreich gemäß eigentlich auf das Praktische[32] gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebnen verharren. Gewisse allgemeine Grundsätze, gewisse Vorkenntnisse suche man einem Jeden beizubringen, man fasse sich so kurz wie möglich und überliefere nur das Nothwendigste. Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man als Repetenten[33] ein großes Vertrauen hegte, welches dieser sich auch bei mir sehr bald zu erwerben wuſste. Ich fing an, mit ihm zur Einleitung über Gegenstände der Rechtswissenschaft zu sprechen, und er wunderte sich nicht wenig über mein Schwadronieren[34]; denn mehr als ich in meiner bisherigen Darstellung aufzuführen Gelegenheit nahm, hatte ich bei meinem Aufenthalte

[29] (s. 28) vgl.: die Doktorwürde (oder: den Doktorgrad) erlangen.

[30] (s. 28) vgl.: Hochschulen.

[31] (s. 28) vgl.: Rechtsgelehrte oder, da unmittelbar darauf das Wort gelehrt folgt: Rechtskundige.

[32] Vgl. etwa: auf das im thätigen Leben sofort zur Anwendung Kommende (oder: zu Verwerthende, zu Benutzende, Brauchbare, Nothwendige ꝛc.).

[33] (S. 28) vgl.: Vorbereiter (oder: Einpauker) für die Prüfung. Nicht gut würde bei Repetenten die Dativ-Endung en weggelassen werden (vgl. Hauptschwier. S. 46b unter Apposition 7b), weil man das bloße Repetent als Apposition zu dem unmittelbar vorangehenden Subjekt auffassen könnte, statt zu dem Dativ: „zu dem", vgl. — noch deutlicher, auch durch die Stellung: „zu dem als Repetenten man ꝛc." und so auch (wo Dativ und Nominativ sich durch die Form nicht unterscheiden): Zu dem als Prüfungsvorbereiter man ꝛc.

[34] Über schwadronieren, in dessen verschiedenen Bedeutungen romanische und deutsche Stämme zusammengeflossen zu sein scheinen, s. mein Wörterb. III S. 1032a. Der Kürze halber muſs ich mich hier mit Fortlassung der Belege auf das Folgende beschränken:

Schwadron als Kriegsausdruck, aus ital. squadrono (woraus sich unser Geschwader entwickelt hat) bezeichnete noch im Anfang des 30jährigen Krieges den ursprünglich aus 4 Kompagnien [lat. quaternio] zusammengesetzten Schlachthaufen der Reiterei. Daran schließt sich: schwadronieren in der Bedeutung: sich tummelnd herumtreiben; mit dem Säbel hin und her hauen, eigentlich als Fechtausdruck und übertragen, namentlich (wie hier bei Goethe) in der Bedeutung: in hohem, zuversichtlichem Ton ins Gelag hinein schwatzen (angelehnt an das deutsche schwatzen und das mundartliche schwadern, wobei auch vielleicht Schwade f. als breite Aussprache des latein. suada = Überredungsgabe ꝛc. mit hineinspielt). Will man in dieser Bedeutung schwadronieren, wegen seiner undeutschen Betonung, nicht als ganz eingebürgert gelten lassen, so bieten sich als Ersatz das mehr norddeutsche schwabbeln und das

in Leipzig an Einsicht in die Rechtserfordernisse[35] gewonnen, obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyklopädischer[36] Überblick und nicht als eigentliche bestimmte Kenntnis gelten konnte. Das akademische[37] Leben, wenn wir uns auch bei demselben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben[38], gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir stets von Menschen umgeben sind, welche die Wissenschaft besitzen oder suchen, so dass wir aus einer solchen Atmosphäre[39], wenn auch unbewusst, immer einige Nahrung ziehen.

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umhervagieren im Diskurse einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt begreiflich, dass ich vor allen Dingen meine nächste Absicht im Auge behalten müsse, die nämlich, mich examinieren zu lassen, zu promovieren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen.[40] „Um bei dem Ersten stehen zu bleiben", sagte er, „so wird die Sache keineswegs im Weiten gesucht. Es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Gesetz entsprungen, was die innere oder äußere Veranlassung dazu gegeben; man untersucht nicht, wie es sich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, so wenig als in wie fern es sich durch falsche

---

mehr süddeutsche schwafeln, von denen das eine oder das andere, wenn gute, maßgebende Schriftsteller es nur in Umlauf setzen wollten, bald auch als schriftdeutsch anerkannt werden würde, also z. B. er wunderte sich nicht wenig über mein Schwabbeln. Wollte man aber setzen: über mein gewandtes, zuversichtlich absprechendes Geschwätz in allgemeinen Redensarten, so wäre Das kein Ersatz, sondern eben nur eine Umschreibung.

[35] Für diese nicht recht übliche Zusammensetzung (ich entsinne mich wenigstens nicht, ihr an einer andern Stelle begegnet zu sein) hieße es vielleicht deutlicher: in die erforderlichen (oder nöthigen) Rechtskenntnisse.

[36] Hier könnte meiner Ansicht nach ohne Schädigung des Sinns das Fremdwort einfach wegbleiben.

[37] Vgl.: das Leben auf der Hochschule.

[38] Über die mehr lateinische als deutsche Stellung des zwischen das Subjekt und das Zeitwort geschobenen Satzes s. Hauptschwier. S. 271 ff. unter dem Titelkopf: Stellung von Satz und Periodengliedern Nr. 2 (a—d) und meine Schrift: Satzbau und Wortfolge S. 184 ff. und vgl.: Das Leben auf der Hochschule gewährt, wenn wir uns auch dabei (oder darin) des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, doch ꝛc. — oder: Wenn wir uns auch bei dem Leben auf der Hochschule des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, so gewährt es doch ꝛc., vgl. 40.

[39] Vgl.: aus einer solchen Umgebung (oder: Lebensluft).

[40] Vgl.: in Bezug auf die Stellung Nr. 38 und so (mit Beseitigung der entbehrlichen Fremdwörter) etwa: Der mich zur Prüfung Vorbereitende machte, nachdem ꝛc. — [oder: Nachdem der mich zur Prüfung Vorbereitende mit meinem umherschweifenden Gerede einige Zeit Geduld gehabt, machte er] mir zuletzt begreiflich, dass ich vor allen Dingen meine nächste Absicht im Auge behalten müsse, die nämlich, mich prüfen zu lassen, die Doktorwürde zu erlangen und alsdann allenfalls in die Anwaltsthätigkeit überzugeben.

Auslegung oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet.[41] In solchen Forschungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu; wir aber fragen nach Dem, was gegenwärtig besteht; dies prägen wir unserm Gedächtnis fest ein, dass es uns stets gegenwärtig sei, wenn wir uns dessen zu Nutz und Schutz unsrer Klienten[42] bedienen wollen. So statten wir unsre jungen Leute fürs nächste Leben aus und das Weitere findet sich nach Verhältnis ihrer Talente[43] und ihrer Thätigkeit." Er übergab mir hierauf seine Hefte, welche in Fragen und Antworten geschrieben waren, und woraus ich mich sogleich ziemlich konnte examinieren[44] lassen, weil Hopp's kleiner juristischer Katechismus[45] mir noch vollkommen im Gedächtnis stand; das Übrige supplierte ich mit einigem Fleiße und qualificierte mich wider meinen Willen auf die leichteste Art zum Kandidaten.[46]

Da mir aber auf diesem Wege jede eigne Thätigkeit in dem Studium abgeschnitten ward, denn ich hatte für nichts Positives einen Sinn, sondern wollte Alles, wo nicht verständig, doch historisch erklärt haben, so fand ich für meine Kräfte einen größern Spielraum, den ich auf die wunderlichste Weise benutzte, indem ich einem Interesse nachgab, das mir zufällig von außen gebracht wurde.[47]

---

[41] Auch ohne jede Erinnerung wird wohl den meisten Lesern hierbei in den Sinn kommen, was im ersten Theil von Goethe's Faust Mephistopheles dem Schüler antwortet, als dieser ihm sagt: „Zur Rechtsgelehrsamkeit kann ich mich nicht bequemen."

[42] Über die „formelhaften Wortverbindungen mit Reim" s. meinen Abriss der deutschen Verskunst (2. Aufl.) § 122—128 und besonders § 126, wo zu dem dort erwähnten *Schutz und Trutz* auch das hier von Goethe gebrauchte: zu *Nutz und Schutz* hätte gefügt werden können. Für das in Anwaltskreisen durchaus übliche *Klienten* hätte hier etwa mit deutschen Worten gesetzt werden können: *die von uns zu Vertretenden* oder kurz: *unserer Kunden* oder *Kundschaft.*

[43] Vgl.: *Begabung.*

[44] Vgl. etwa: woraus ich mich sogleich *überhören* oder: die *Antworten abfragen lassen* konnte.

[45] Wo, wie hier, der Titel eines bestimmten Buches angeführt wird, muss er natürlich unverändert beibehalten werden, aber im Allgemeinen könnte man für *juristische Katechismus* z. B. setzen: *Anfangsgründe der Rechtswissenschaft in Frage und Antwort.*

[46] Der Schluss des Satzes ließe sich vielleicht ohne Fremdwort etwa so gestalten: Das Übrige *ergänzte* ich mit einigem Fleiße und erwarb mir so wider meinen Willen auf die leichteste Art die zum Bestehen der Prüfung nöthige Befähigung (oder: eignete sie mir an 2c.).

[47] Wie dieser Satz ohne Anwendung von Fremdwörtern etwa umgestaltet werden könnte, möge der nachfolgende Versuch zeigen: Da mir aber auf diesem Wege jede eigene Thätigkeit *zum gründlichen Eindringen in die Rechtswissenschaft* abgeschnitten ward (denn für *bloße Satzungen* hatte ich keinen Sinn, sondern wollte

Die meisten meiner Tischgenossen waren Mediciner.[48] Diese sind, wie bekannt, die einzigen Studierenden,[49] die sich von ihrer Wissenschaft, ihrem Metier[50] auch außer den Lehrstunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt Dieses[51] in der Natur der Sache. Diese Gegenstände ihrer Bemühungen sind die sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die kompliziertesten.[52] Die Medicin[53] beschäftigt den ganzen Menschen, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt. Alles, was der Jüngling lernt, deutet sogleich auf eine wichtige, zwar gefährliche, aber doch in manchem Sinn belohnende Praxis.[54] Er wirft sich daher mit Leidenschaft auf Das, was zu erkennen und zu thun ist, theils weil es ihn an sich interessiert[55], theils weil es ihm die frohe Aussicht von Selbständigkeit und Wohlhaben[56] eröffnet.

Alles, wenn nicht verständig, doch geschichtlich erklärt haben), so fand ich für meine Kräfte einen größern Spielraum, den ich auf die wunderlichste Weise benutzte, indem ich einem mich anziehenden Antrieb nachgab, der mir zufällig von außen gebracht wurde.

[48] Vgl.: Beflissene der Heilkunde.

[49] Vgl.: Besucher der Hochschule.

[50] Vgl.: ihrem Gewerbe.

[51] Das zweisilbige Dieses, worauf noch das an die Spitze des Satzes gestellte vordeutende es nachdrücklich hinweist, scheint mir etwas zu gewichtig. Meinem Gefühl nach würde das einsilbige Dies oder auch das noch tonlosere Das am Anfang des Satzes vollkommen ausreichen: „Das liegt in der Natur der Sache." Hierüber kann freilich nur das Sprachgefühl entscheiden und ich muss es feinhörenden und sorgfältig prüfenden Lesern anheimstellen, ob sie meiner Bemerkung zustimmen können.

[52] Vgl.: die verwickeltsten.

[53] Vgl.: die Arzneikunde.

[54] Vgl.: (be)lohnende Thätigkeit.

[55] Vgl.: weil es ihn an und für sich anzieht.

[56] Hierzu gestatte ich mir, aus meinem Wörterb. III S. 651 theilweise herzusetzen, was ich von wohlhaben unter den Zusammensetzungen von haben dort gesagt habe: „nur üblich im substantivischen Infinitiv das Sich-wohl-Befinden, im Sinne von Wohlstand und im Partic. Präs.: sich im Wohlstand befindend: Einen Garten, der, wie das Ganze, von altem Wohlhaben zeugt. Goethe 26, 233. „In Zeiten der Sicherheit und Ruhe bei zunehmendem Wohlhaben 249; 21, 259" [wozu sich noch unsere Stelle fügt; das darauf Folgende über wohlhabend übergehe ich hier und fahre fort]: „Zu diesem Particip: die Wohlhabenheit = das Wohlhaben, mit Ausfall des d, wie bei Allwissenheit . . ., ein jetzt sehr gewöhnliches Wort, wovon aber noch Mendelssohn (5, 350) gegen Abbt, der es in seinem Werk vom Verdienst gebraucht hatte, urtheilte: Welches Kind Deutschland's wird verstehn, was Wohlhabenheit sei? . . . Wenigstens habe ich eher Alles als aisance dabei gedacht." Adelung (V Sp. 277) führt nur wohlhabend auf und sagt dort zum Schluss ganz kurz: „Das Substantiv: die Wohlhabenheit kommt seltener vor," ohne dass er mit einer Silbe das Hauptwort: das Wohlhaben erwähnt, und auch das Campe'sche

Bei Tische also hörte ich nichts Anderes als medicinische[57] Gespräche eben wie vormals in der Pension[58] des Hofraths Ludwig. Auf Spaziergängen und bei Lustpartien[59] kam auch nicht viel Anderes zur Sprache; denn meine Tischgesellen als gute Kumpane[60] waren mir auch Gesellen für die übrige Zeit geworden, und an sie schlossen sich jedesmal Gleichgesinnte und Gleiches Studierende[61] von allen Seiten an. Die medicinische Fakultät[62] glänzte überhaupt vor den übrigen, sowohl in Absicht auf die Berühmtheit der Lehrer als die Frequenz[63] der Lernenden, und so zog mich der Strom dahin, um so leichter, als ich von allen diesen Dingen gerade so viel Kenntnis hatte, dass meine Wissenslust bald vermehrt und angefeuert werden konnte. Beim Eintritt des zweiten Semesters[64] besuchte[65] ich daher Chemie bei Spielmann, Anatomie[66] bei Lobstein und nahm mir vor, recht fleißig zu sein, weil ich bei unserer Societät[67] durch meine wunderlichen Vor- oder vielmehr Überkenntnisse schon einiges Ansehen und Zutrauen erworben hatte.

(Etwaige Fortsetzungen bleiben späteren Heften vorbehalten.)

Warum?

Von Dr. R. Bertin, Oberlehrer in Langenberg.

Das Heft Nr. 39 der „Grenzboten" vom 27. September 1894 enthält für mich (und gewiss auch für Andre) so manches Auffällige. Schon immer, seitdem ich die „Grenzboten" lese, habe ich mich gefragt:

Wörterb. erwähnt das Wort nicht, für das allerdings das von Adelung als seltener und von Moses Mendelssohn als keinem Deutschen verständlich bezeichnete weibliche: die Wohlhabenheit gäng und gäbe geworden ist.

[57] Vgl.: ärztliche.

[58] Vgl.: bei dem Mittagstisch.

[59] Vgl.: bei Lust- oder Vergnügungsausflügen.

[60] Vgl.: Kameraden oder Genossen.

[61] Vgl. hier etwa: gleichfalls der Arzenei Beflissene.

[62] Deutsche Benennungen für derartige Einrichtungen einzuführen, kann natürlich nicht Sache eines Einzelnen sein, sondern muss von Staatswegen erfolgen, s. mein Verdeutschungswörterb. S. VIII, im vorliegenden Falle ließe sich etwa setzen: die ärztliche Abtheilung der Hochschule.

[63] Vgl.: Zahl.

[64] Vgl.: Halbjahrs.

[65] Vgl. (üblicher): belegte oder hörte.

[66] Die fremden bis auf geringe Abweichungen der Aussprache und Biegungsendungen fast in allen Bildungssprachen übereinstimmenden „Kunstausdrücke" (s. mein Verdeutschungswörterb. S. VI) bleiben in Fällen wie der Vorliegende füglich unverdeutscht, doch vgl: Scheide-, Zergliederungskunst.

[67] Vgl.: Gesellschaft.

„Warum meiden die „Grenzboten“ absichtlich die Setzung des Punktes nach Über- und Unterschriften?“ Schlagen wir zusammen, bitte, Heft Nr. 39 auf. Hinter all den Überschriften der verschiedenen Aufsätze, der Erzählung, der Bemerkungen vermisst man den Punkt. Da lesen wir z. B.: Heinrich Heine Noch ein Beitrag zu dem Streit um sein Denkmal (Schluss) — so ohne einen Punkt nach Heine, nach Denkmal, nach (Schluss); desgleichen: Der verrückte Flinsheim (ohne Punkt nach Flinsheim), ferner: Neue Sprachdummheiten 2. Haben und besitzen. Der Gesichtspunkt (in dieser Überschrift steht nur nach 2. und besitzen der Punkt, nicht nach Sprachdummheiten, nicht nach Gesichtspunkt); ebenso: Litteratur Maßgebliches und Unmaßgebliches Schwarzes Bret Zur Beachtung (auch nach diesen vier Überschriften fehlt jedesmal der Punkt). Auch hinter den Randüberschriften sucht man vergeblich den Punkt. Nach den Unterschriften ist der Punkt gleichfalls weggelassen; so steht da: Leipzig, im September 1894 Die Verlagshandlung (ohne Punkt nach 1894, nach Verlagshandlung). Hinten in dem Hefte Nr. 39 findet sich der Titel der „Grenzboten“ so gedruckt: Die Grenzboten (ohne Punkt) Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst (ohne Punkt nach Kunst) 53. Jahrgang Drittes Vierteljahr (ohne Punkt nach Jahrgang und Vierteljahr) Leipzig (ohne Punkt) Verlag von Fr. Wilh. Grunow 1894 (ohne Zeichen nach Grunow, 1894). Warum Das alles? Auch nach den Überschriften des Inhaltsverzeichnisses fehlt jedesmal der Punkt; warum? Auffallend ist Das doch! Nicht? Noch Eins:

Wie lautet wohl am natürlichsten das Eigenschaftswort von Heine? Ich sollte doch meinen: Heine'sch; spricht man doch von Schiller'schen Dramen, Rückert'schen Gedichten; und jeder, der letzteres liest, sagt sich, dass die Dramen von Schiller, die Gedichte von Rückert gemeint sind. Warum bildet nun der Verfasser des Aufsatzes „Heinrich Heine“ in Nr. 39 der „Grenzboten“ das Adjektiv von dem Eigennamen Heine: Heinisch?* Da lesen wir: des Heinischen Geistes, des Heinischen

* Hierzu erlaube ich mir, aus meinem „Katechismus der Orthographie“ (4. Aufl.) S. 109/10 Folgendes herzusetzen:

„In Bezug auf die wirklichen Eigenschaftswörter . . . hat man den Fall zu unterscheiden, wo bereits in der Sprache ein geläufiges, allgemein anerkanntes Adjektiv vorhanden ist, und die, wo man nur für das augenblickliche Bedürfnis nach der Sprachähnlichkeit ein solches bildet. Jenes ist namentlich bei geographischen Eigennamen und einigen klassischen Personennamen der Fall (z. B. deutsch, englisch, französisch, griechisch, italiänisch . . . 2c.; anakreontisch, aristophanisch, ciceronianisch . . ., ovidisch, nasonisch, virgilisch 2c.); Dies dagegen ist der Fall bei der Mehrzahl der Personennamen, die man, zumal, wo irgend Missverständnisse zu befürchten sein könnten, natürlich möglichst unverändert zu lassen bestrebt ist, wobei

Krankenlagers, dem Heinischen Geiste, Heinischer Schriften, des Heinischen Wirkens, des Heinischen Stils, das Heinische Haus, Heinisches Wesen. Hieraus müsste doch entnommen werden, dass der Mann Heini heißt; das Wort Heinesch kann nicht irre führen; warum es also meiden? In dem schon genannten Aufsatze „Neue Sprachdummheiten“ lesen wir ebenso auffallend: „man denke an den Goethischen Spruch“; der große Dichter heißt doch nicht Goethi; klingt denn Goethesch schlechter?

Der Verfasser des Aufsatzes „Heinrich Heine“ scheint den Vokal i sehr zu lieben; denn bei ihm lesen wir auch das minder gebräuchliche Wort: „Naivität“ statt Naivetät. Gesellschafter, die nach Heinescher Art witzeln, nennt der Verfasser „die Heinchen des Kreises“, als wenn der Name Hein hieße. Und schließlich: warum verändert derselbe Verfasser den Eigennamen Goethe durch Flexion ganz unnöthig, wenn er schreibt: „die Eitelkeit (nämlich Heine's), mit der er sich Goethen gegenüberstellt?“ Goethe klingt besser und ist auch ganz verständlich in dem Satze.*

Zu einem Aufsatze: „Unsere Fingersprache von J. Gillhoff.“

(Sonntags-Beilage zur National-Ztg. vom 21. Okt. 1894.)

Der Aufsatz ist sehr anregend und lesenswerth, nur leidet er an einem bei ähnlichen Aufsätzen nicht seltnen Fehler, dass nämlich bloße Vermuthungen, als seien es erwiesene Thatsachen, nicht nur hingestellt, sondern dass auch auf solchem unsichern Grunde aufgebaute noch unsichere

man oft nicht umhin kann, mehrere Namen zu verbinden oder andere Bestimmungen hinzutreten zu lassen. Man setzt dann die Namen genau so, wie sie geschrieben werden, also auch mit großen Anfangsbuchstaben, und fügt der Endung scher, sche, sches mit vorangehendem Apostroph bei. Wer von einem Gedicht Goethe's spricht, kann dies, weil er schwerlich eine Missdeutung befürchten darf, mit dem Adj. goethisch nennen: will er aber das End-e nicht in ein i verwandeln, so spricht er ebenso richtig von einem Goethe'schen Gedicht u. s. w. Vgl.: Ein Jean Paul'scher Roman. Die vossische Übersetzung oder die Johann Heinrich Voß'sche Übersetzung ... Der Engel'sche Lorenz Stark (der englische L. St. wäre eine Übersetzung ins Englische)... Die Jacob'sche, Jacobs'sche, Jacobische Arbeit ꝛc. Die Preuß'sche Geschichte (die preußische Geschichte). Die lutherischen Prediger richten sich nach der „Luther'schen Bibel-Übersetzung“ ꝛc. Vgl. dagegen in den Wustmann'schen — oder muss ich schreiben: Wustmannischen oder Wustmännischen (mit großem oder mit kleinem Anfangsbuchstaben) ꝛc.? — Sprachdummheiten auf S. 91 ff. den Absatz mit der Überschrift: Goethisch oder Goethe'sch.

Der Herausgeber.

* Vgl. mein „Lehrbuch der deutschen Sprache. Für Schulen ꝛc.“ Zweite Stufe S. 14 § 48, 4.

Der Herausgeber.

Schlussfolgerungen, als seien sie sicher erwiesene und fest begründete Thatsachen, bezeichnet werden. Davor muss entschieden gewarnt werden, wie es in den folgenden Bemerkungen geschieht, denen hier in der Zeitschrift der Herausgeber wohl, wie ich hoffe, ein Plätzchen einräumen wird.

1. „Alle Zahlwörter gehen aus von den Fingern der Hände . . . In lebendiger Erinnerung an diesen Ursprung unserer Zählmethode bezeichnet unser Sprichwort: ‚Er kann nicht einmal fünf zählen‘ den denkbar niedrigsten Grad der Fähigkeit, seinen Gedanken Ausdruck zu geben.“

Hierbei ist zu bemerken, dass in dieser sprichwörtlichen Wendung gerade das Zahlwort kein feststehendes, sondern ein wechselndes ist. Allerdings heißt es in Wander's Sprichwörter-Lexikon Bd. I Sp. 1269 unter Fünf (in Nr. 8): „Er kann nicht fünf zählen“, aber doch in Bd. V Sp. 483 unter Zählen (in Nr. 13): „Er kann nicht (bis auf) drei zählen.“ Ganz besonders aber wäre hinzuweisen auf Sanders Wörterb. III S. 1695 a, wo es unter zählen in Nr. 1 heißt: „Sprichwörtlich: Nicht über Eins (s. d. 1); nicht drei (s. d. 1), vier (s. d. 1 a), fünf (s. d.), sieben (Luther 8, 86 a) zählen können, von Einfältigen oder, die von ihren Sinnen Nichts wissen.“ Man wird hier wohl für die in dieser Wendung heute seltneren Zahlen vier und sieben die von Sanders angegebnen Belegstellen aus Luther gern hergesetzt sehen: „Als geringe vnd einfeltige Leute, Die nicht viere können zelen.“ VI S. 483 a (ähnlich auch: Sämmtliche Werke von Irmischer 61 S. 135). „Gerade als were der Engel so gar ein Narr oder Kind, Der nicht sieben zelen künde ꝛc.“ VIII S. 86 a. Das erinnert an die wechselnden Zahlen in der sprichwörtlichen Redensart: „bei (oder: auf) seinen 5, 9, 11, 12, 18 Augen bleiben (bestehen) ꝛc.“, s. dafür die Belege in Grimm's Wörterb. I Sp. 800, mit der Bemerkung: „die Erzählung [? soll wohl heißen: die Angabe oder ähnlich] schwankt in den Zahlen.“ Danach darf man in der Redensart: „Nicht fünf zählen können“ auf die Zahl fünf nicht allzuviel Gewicht legen, es handelt sich eben nur um eine kleine Zahl, über die das Begriffsvermögen des Einfältigen nicht hinauszugehen vermag.

2. „Die Fünf weist auf die ausgestreckte Hand hin und hier beginnt schon die Sprache unserer Finger; denn für die Hand haben wir noch den Ausdruck Patsche, und hier brauchen wir nur das ausgefallene n wieder einzuschieben, um in Pantsche ein Wort zu erhalten, das uns lebhaft an die Sanskritform für fünf erinnert.“ Dieser Ausfall des n für Patsche in der Bedeutung „Hand“ ist doch jedenfalls eine sehr fragliche Vermuthung; weit wahrscheinlicher ist die Herleitung von dem Tonwort patsch! („ähnlich wie klatsch!“ ꝛc.) Der Raum verbietet eine nähere Ausführung, und so mag es denn genügen, hier auf Sanders

Wörterb. II S. 508a—509a und auf Weigand's Wörterb. II S. 349/50 zu verweisen, vgl. auch Kluge's Etymologisches Wörterb. (4. Aufl.) S. 98a unter Finger. Aber Gillhoff baut auf seine Vermuthung, wie auf eine erwiesene Thatsache fort, indem er sagt: „Fasst Patsche oder Pantsche die 5 Finger der Hand zusammen" [was, wie gesagt, sehr fraglich ist], „so musste [?!] das Zeitwort patschen oder pantschen ursprünglich so viel heißen als fünf zählen. In diesem Sinne scheint es jetzt nicht mehr vorhanden zu sein" [war es denn früher in diesem Sinne vorhanden, etwa wie griech. πεμπάζω?], doch kommt patschen oder pantschen mundartlich in der Kindersprache noch häufig genug vor, und zwar in verschiedener Bedeutung" [was aber für das hier zu Beweisende gar Nichts beweist; s. über einpatschen und Tolpatsch Näheres z. B. in Sanders Wörterb.].

3. „Von den einzelnen Fingern war der Daumen vor Allem Gott geheiligt. Das salische Gesetz nennt ihn daher Gottesfinger, und der Raum zwischen ihm und dem Zeigefinger hieß die Wodansspanne; denn [?] Wodan war der Gott des Glücks und des Glückspieles. So erklärt sich die sprichwörtliche Redensart: ‚den Daumen halten', wenn man Jemand Glück zuwenden will." Vgl. hierzu hier in der Zeitschr. S. 223 ff. den sehr beachtenswerthen Aufsatz von Dr. Schrader.*

4. „Als Eigil's Sohn Oervandill von Thor über das Weltmeer getragen wurde, sah dem Knaben die große Zehe aus dem Tragkorbe vor und erfror in der Nachtkälte. Da nahm sie der Gott und warf sie an die Sterne. Seitdem steht dort der Stern, der noch heute in Norddeutschland Däumling heißt, es ist der kleine Stern über der Deichsel am großen Wagen." Diese Bedeutung von Däumling findet sich nicht in den Wörterbüchern von Grimm und Sanders und wäre also dort nachzutragen.

Königsberg. Dr. J.

Zur schwäbischen und österreichischen Mundart.

Zu Dem, was ich unter diesem Titel in der Zeitschrift (VII S. 112) gesagt, möchte ich noch Folgendes hinzufügen:

Der „von der Kultur nicht beleckte" Wiener oder überhaupt Österreicher, wie auch der Baier, wenigstens in den an Österreich grenzenden Theilen Baiern's, bedient sich (mit Ausnahme von war) nie des Imperfekts, wohl aber, so fern er keine Umschreibung mit einem Hilfszeitwort ver-

* Gelegentlich mag in Schrader's Aufsatz auf S. 225 Absatz 1 Z. 2 v. u. der Druckfehler quem statt quum berichtigt werden.

Der Herausgeber.

wendet, der durch die Anhängung von et (das — bis auf wenige Ausnahmen — niemals durch die Ausstoßung des e vor dem t um eine Silbe verkürzt, aber eben so wenig durch die Anhängung eines e um eine Silbe verlängert wird) an die Stammform des Konjunktivs vom Imperfekt (auch bei den starken Zeitwörtern) gebildeten Form, wie ja auch z. B. auf dem 3. Beiblatt der (Münchener) Fliegenden Blätter (vom 29. Juli 1894) der abgerissene Bettler dem ihm ein Paar ziemlich gute Stiefel reichenden Bedienten nach der Unterschrift des Bildes sagt:

„O, dürft' ich nicht um ein Paar schlechtere Stiefeln bitten. Wissen 'S, die verfaufet' ich ja sonst doch wieder!"

statt verföffe, — nie verkauft oder verkaufete, vgl. auch in der Liedersammlung von Albrecht Graf Wickenburg die Schlussstrophe in der Schilderung des „Komfortablers" (Droschken-Einspänners im Gegensatz zum „Fiaker", dem Droschen-Zweispänner):

„Werd' mich nicht mit Ihnen scheren" —
Sprach der Komfortabel-Mann —
„Wenn Sö nit a G'tumpert wären,
Fahreten's [= führen Sie wohl] mit Unser An?"

Ausnahmen von dem Gesagten sind z. B. derft' (auch geschrieben: därft' = dürfte), follt = follte, ferner möcht', thät', worüber ich ein anders Mal zu schreiben mir vorbehalte, wie ich auch für meine Behauptung, dass der sich nicht der allgemeinen Schriftsprache bedienende Österreicher gegen den sonstigen Gebrauch bei Weitem zumeist das Imperfekt war (statt des Perfekts) anwendet, zahlreiche Belege einzusenden gedenke.

Wien. L. S.

Kapitel 4 des ersten Abschnittes aus dem im vorigen Hefte S. 317 [mit dem Druckfehler „Mundarten" statt „Mundunarten"] angezeigten Buche: „Schlecht Deutsch 2c." von A. Brunner (als Probe des Ganzen).

Allerhand Sprachdummheiten und Sprachgrobheiten.

Eine ganze Menge fleißig gearbeiteter, ehrlich geschriebener und verdienstvoll wirkender Bücher sind gegen Sprachverhunzung, Stilblüthen, Sprachunsinn, Sprachdummheiten u. s. w. bald grob, bald höflich aufgetreten, aber die Mehrzahl der Belehrungsbedürftigen geht Allem aus dem Wege, was das Stigma des Wissenschaftlichen trägt. Dieselben gebildeten Leute, die sich gewiß nicht hinsetzen, Geschichte, Mathematik oder Naturwissenschaften zu studieren, wenn sie schon so glücklich sind, Das alles vergessen zu dürfen, was man nur für die Maturitätsprüfung braucht,

dieselben Leute freuen sich doch, wenn durch ein Gespräch, eine Unterhaltung, ein Feuilleton, eine Notiz, ohne dass sie sich sehr plagen müssen, ihr sogenanntes „exaktes" Wissen vermehrt wird. Seitdem die Schlagworte, wie: „Ergötzlich und Erbaulich", „Schimpf und Ernst", „Unterhaltung und Belehrung", „angenehm und nützlich", „Lust und Lehre" u. dgl. so allgemein geworden sind, will Jeder, der es nicht für die Schule braucht, spielend lernen.

Hat sich also mancher Sprachkranke gegen die bitteren grammatischen Arzneien gesträubt, so versuche ich es hier, ihm überzuckerte Pillen zu geben. Dass sie wirken mögen, mitwirken zur allgemeinen Genesung des Sprachgefühls und zur Erreichung des Bewusstseins unserer „allgemeinen, gleichen und direkten Verpflichtung" gegen das Nationalwerk und den Nationalschatz unserer deutschen Sprache, Das ist mir die Hauptsache.

Jetzt gilt in Allem, wo durch eine große Bewegung Etwas für das Gemeinwohl erreicht werden soll, das vornehme Fremdwort: Solidarisch! Fühlten wir es doch, dass es nirgends tiefere Gründe und wichtigere Zwecke der Einigkeit und Einheitlichkeit — der Solidarität — giebt als in Sachen der Sprache!

Ich habe gesagt, bald grob, bald höflich, und es war nur ein Euphemismus, dass ich das „grob" in die unbetonte Stellung vorausgab. In Wirklichkeit wird über die Sprachverderber meist grob losgezogen. Schopenhauer z. B. nennt sie und ihr Produkt — ich setze zum Ergötzen und Erbauen der Leser seine Kraftausdrücke her — unter Anderem so:

Die Menge des Schreibgesindels; Lohnsudlerjargon; Sprachschändung, zu der keine andere Nation ein Analogon aufzuweisen hat; grammatische und orthographische Eselei; Lumpenhunde, die Herren über die Sprache sind; die Willkür, Laune und der stupide Unverstand höchst unwissender Sudler; verstand-, geschmack- und ohrlose Kapricen; infames Kauderwälsch; freche Eingriffe in die Regeln und Wörter der deutschen Sprache; nachlässig, gemein und unverständlich die Sache hinschmieren; Federvieh; Buchhändlerlöhnling; schmutziger Buchstabengeiz; Beutelschneiderei an der deutschen Orthographie; Pack, Pack, Pack, Halbvieh; die äußerste Dummheit, äußerste Gemeinheit und die blinde Nachahmung des lieben Nächsten; dummer Muthwille, den jeder Strohkopf an den Silben übt; Herr Schmierax, animalia scribacia; impotente Langbärte einer erbärmlichen Nützlichkeitszeit; die Legion unserer hirn- und geschmacklosen Verballhorner 2c.

Wustmann hat es ähnlich getroffen.

Und weil mein hochverehrter früherer Lehrer, der Professor an der Wiener Universität Dr. J. Minor, die Bemerkung gemacht hat, dass Grobheit zum Geschäfte der Sprachverbesserer gehört, so darf auch ich

nicht übertrieben höflich sein, um ja nicht den Schein zu erwecken, als wollte ich mich über Größere als ich überheben. . . .

Wo es angeht, will ich die Grobheit durch Scherz mildern, wie ich denn auch gerne scherzhafte Beispiele bringe. Solche merkt man leichter, am leichtesten ein in sich abgeschlossenes kurzes Witzwort, und hier erinnere ich den Leser daran, dass er viel lernen kann, wenn er über ein Witzwort, namentlich einen Wortwitz, nicht nur lacht, sondern wenn er auch sich grammatisch klar macht, wo der Witz steckt. Die „Fliegenden Blätter“ sind für denkende Leute eine ganz vorzügliche deutsche Sprachlehre.

Mit Vorliebe nehme ich als Muster für Gutes und Nachahmenswerthes bekannte Sätze, ja am liebsten, wenn ich sie finde, geflügelte Worte. Will ein aufmerksamer Leser ein gutes Beispiel behalten, soll er es nicht erst auswendig lernen müssen. Bei den Belegen für Schlechtes seien zumeist die Autoren nicht genannt, erstens, weil ich nicht zu „Hass und Verachtung“ gegen einzelne Schriftsteller und andere, leider Gottes, schreibende Leute aufreizen will, zweitens, weil Einem oder dem Anderen auch noch die Kritik ein „klassisches Deutsch“ anzurühmen gewohnt ist und ich nicht mit manchem, ach so klassischen Beispiel beweisen will, dass der Recensent nicht das Werk, sondern die Buchhändleranzeige gelesen hat, drittens endlich, weil ich die Namen der Autoren nicht immer weiß, denn ich musste dort, wo ich die allgemeinen Fehler der hässlichen Mundart bespreche, die Beispiele nehmen, wo man sie häufig findet, aus Zeitungen, Anzeigen, Einladungen aller Art, auch aus Briefen und Gesprächen u. s. w. Das Muster bewiese nichts, wenn nur Der oder Jener ein- oder das anderemal so geschrieben hätte.

Ich bilde mir nicht ein, es werde nun rasch besser werden, und ich könnte vollbringen, was Viele und Größere vor mir umsonst angestrebt haben. Wenn es mir glückt, den Leser zu eigenem Denken über unsere Ausdrucksweise anzuregen, so halte ich Das schon für einen Erfolg.

Vielleicht wirkt die heitere Form, die ich wählte, mehr als der Ernst manches Forschers, der, überzeugt wie ich, unmuthig wie ich über alle Sprachverderbnis, nicht durchdrang, weil sein vieles Wissen dem Leser Kopfweh machte.

Die Weidmannssprache muss rein deutsch sein.

Unter dieser Überschrift hatte Dr. Fritz Brandstäter in Bromberg schon in Nr. 23 des 19. Bandes von Paul Wolff's „Weidmann“ einen kleinen Aufsatz veröffentlicht, dem er jetzt in der 1. Nr. des neu beginnenden 26. Bandes einen Nachtrag folgen lässt. — Ich führe daraus hier die

von Dr. Brandstäter vorgeschlagenen Verdeutschungen an, von denen sich die meisten schon in meinem Verdeutschungswörterbuch (zum Theil neben manchen andern) finden, nämlich:

„apporte bring her; avant vor oder vorwärts; koupieren vorgreifen; derrière zurück; dressieren abrichten, abführen; Dressur Abrichtung; tout beau oder down leg dich oder hüt (schön)!; abnorm unregelmäßig; monströs widersinnig; Choke bore Würgebohrung; Distance Schussweite; Lisière Waldesrand; Munition Schießbedarf; passioniert leidenschaftlich; Point Punkt; Rendezvous Sammelplatz; Saison Jagdzeit; Doublette oder Coup double Doppelschuss.“

Für das letzte Wort wäre, glaube ich, das in meinem Verdeutschungswörterbuch aufgeführte und belegte Doppeltreffer eine noch treffendere und empfehlenswerthere Verdeutschung (vgl. dazu auch: Zwillings-Schuss oder -Treffer). Für das entsprechende, wie Brandstäter hervorhebt, unfranzösische Triplette, wofür er das ihn selbst nicht ganz befriedigende Dreischuss vorgeschlagen, könnte man wohl Drillings-Schuss oder noch besser -Treffer sagen. — Dem Vorschlage für kapitaler Bock Hauptbock (wie Hauptschwein), für kapitals Gehörn Hauptgehörn zu sagen, werden wohl alle deutschen Weidmänner unbedingt zustimmen, wie auch dem weitern Vorschlage, statt des in vielen Jagdberichten sich findenden:

„Außerdem so und so viel Stück Diverses,
in Summa so und so viel Kreaturen“

zu setzen: „Außerdem so und so viel Stück Verschiedenes, zusammen so und so viel Stück“, wozu am Schluss vielleicht noch gefügt werden könnte: Jagdthiere oder Jagdwild.

Der Verfasser schließt seinen empfehlenswerthen Aufsatz mit der Mahnung an die Herausgeber von Jagdzeitschriften, „jedem Überfluss an Fremdwörtern und jeder gröberen Geschmacklosigkeit unnachsichtlich entgegenzutreten. Das wäre das beste Mittel zur Bekehrung, zur Bekehrung nämlich von der Anschauung, dass der Gebrauch des Fremdwortes ein Zeichen von Bildung sei, zu der viel richtigeren, dass Vermeidung des Fremdwortes als ein solches zu gelten habe.“

Komma.

Von Dr. Herman Schrader.

Noch eine treffende Ergänzung zu einem früheren Aufsatze, in dem gezeigt wurde, dass die letzte Entscheidung über die Setzung eines Komma nicht den hergebrachten Regeln, sondern dem Sinne des Satzes gebührt. So: zürnet, und sündigt nicht, damit man nicht das „nicht“ auch auf das

Zürnen beziehe. Jetzt lese ich, wie ein Mann sinnend durch die afrikanische Wüste wandert:

> Indem er noch so simuliert,
> da kommt ein Löwe anspaziert,
> ein Wüstenleu, gefleckt und wild,
> der mit dem Schweife peitscht und brüllt.

Man kann sich beim Lesen kaum des Lächelns erwehren, weil den Worten nach der Löwe mit dem Schweife brüllt. Wie man beim Sprechen hinter peitscht eine Pause macht, so setze man dorthin ein Komma, so schwindet jeder Anstoß. —

Zum wenigsten, wenigstens.

Vielleicht entsinnen sich unter den Lesern des 7. Jahrgangs meiner Zeitschrift manche, dass ich im 6. Heft dort (S. 224—226) bei Gelegenheit der Besprechung einer Novelle von Konrad Telman die Frage zur Sprache gebracht, ob es nicht Fälle gebe, in denen — „wenigstens" in der ungebundenen Sprache — das Wort wenigstens als unzweideutiger den Vorzug vor der Verbindung zum wenigsten verdienen dürfte.

Eine Erörterung aus dem Leserkreise, die ich damit anzuregen wünschte, ist bis jetzt nicht erfolgt, und so ist es mir sehr willkommen, dass ein Satz aus einer kurzen Novelle von Heinrich Landsberger (in der Zeitung „Über Land und Meer" 72 Bd. S. 850c) eine Gelegenheit bietet, die Frage hiermit aufs Neue zur Sprache zu bringen. Ich setze den ganzen Abschnitt, worin dieser Satz sich findet, vollständig her, weil ich noch eine andere kurze Bemerkung zu einem andern Satze daraus anknüpfen möchte. Die Stelle lautet:

„Er hatte diesen Charakter ohne Schwierigkeiten bald erkannt. Ein Naturell, offen und heiter und liebenswürdig, dabei ohne alle Affektation und Exaltation und von jener Sicherheit und Souveränität, die gewohnt ist, nur sich allein, sonst Niemand Rechenschaft zu geben: die wahre und echte Aristokratie, wie man sie unter den Unverheiratheten ihres Geschlechts sonst überhaupt nicht findet, zum wenigsten nicht mehr heute. Daher auch das vollkommen Unbefangene ihrer ganzen Art. Und doch, trotz Allem ganz Weib. Nichts Auffallendes an ihr, was ja der erste Grundsatz des guten Tons und des Geschmacks bekanntlich ist. Und Schlettau liebte den guten Geschmack. Ja, er war seine Leidenschaft."

Ich würde meinem Sprachgefühl nach (s. die Bemerkungen im 7. Jahrgang) die Fassung vorziehen:

„Wie man sie unter den Unverheiratheten ihres Geschlecht überhaupt nicht, wenigstens heute nicht mehr, findet."

Ich wiederhole, dass ich mit diesem Ausspruch durchaus Nichts entscheiden, sondern nur eine Erörterung der Frage aufs Neue anregen möchte.

In Bezug auf das weiter hervorgehobene bekanntlich finde ich das Wort nicht an seiner richtigen Stelle im Satz; meiner Ansicht nach müsste es etwa heißen: „was ja bekanntlich der erste Grundsatz des guten Tons und des Geschmacks ist."

Dereinstig.

In meinem Wörterb. I S. 357 habe ich unter Einst gesagt: „. . . heute auf die rein zeitliche Bedeutung beschränkt im Gegensatz des Jetzt, in einer unbestimmten Zeit, sowohl von der Vergangenheit als von der Zukunft, wie aus dem Zusammenhang, namentlich aus dem Tempus des dabeistehenden Zeitworts erhellt" ꝛc. und unter den Zusammensetzungen findet sich u. A.: „dereinst: 1. künftig, 2. von der Vergangenheit" (mit Belegen) und entsprechend unter den Fortbildungen:

„**Einstig** a: was einst war, einst sein wird (vgl. gestrig, heutig ꝛc.), z. B.: Die holde Tochter | unsres einstigen [vormaligen] Königs. Platen 4, 289. Nie bange vor einstiger [künftiger] Trennung 34 ꝛc. So auch: **Dereinstig** ꝛc."

Adelung sagt unter Einst in Nr. 2:

„So fern das ein der unbestimmte Artikel ist, für einmal, als ein Nebenwort einer unbestimmten Zeit. Sowohl, (1) einer vergangenen in der höhern Schreibart der Hochdeutschen . . . als auch (2) von einer unbestimmten künftigen Zeit, auch nur in der höhern Schreibart der Hochdeutschen ꝛc."

Das Eigenschaftswort einstig fehlt noch bei Adelung; dagegen führt er auf:

„**Dereinst**, adverb. temp. für einst, künftig, so vorzüglich in der anständigern und höhern Schreibart üblich ist . . . Auch das Beiwort dereinstig ist für künftig im Oberdeutschen nicht selten."

Das sogenannte Campe'sche Wörterbuch stimmt mit dem Adelung'schen überein, nur dass es auch sagt:

„**Einstig** adj. von einst, so viel als künftig."

Sehr auffällig und befremdlich ist es, dass auch das Grimm'sche Wörterb. III Sp. 312 buchstäblich setzt:

EINSTIG, futurus, was dereinstig, dermaleinstig: bei deiner einstigen heimkehr; nach des leibes einstiger auferstehung. [Einstmalig ist gar nicht aufgeführt], — während II Sp. 1014 sich findet:

DEREINSTIG, adj. zukünftig: es waren ja auch seine dereinstige erben. DAHLMANN, Geschichte von Dänemark 2, 55, s.: HEYNATZ Antibarb. 1, 192,
dafs also das Grimm'sche Wörterb. die Beziehung der Beiwörter einstig und dereinstig auch auf die Vergangenheit unerwähnt und ganz außer Acht läfst, vgl. Bd. III Sp. 214, wo (die Beiwörter sind hier allerdings nicht aufgeführt) das Adverb dereinst ausdrücklich unter denen steht, welchen die Bemerkung beigefügt ist: „nur auf zukunft." —, als ob nicht (s. mein Wörterb. a. a. O.) Platen II S. 233 geschrieben hätte:

Der magischen Göttin |
. . . (welche dereinst dem Odysseus reichte den Becher rc.)

und S. 280:

Sankt Peter:
Meister entwarfen dereinst zum schönsten Gebäude der Welt mich,
Stümpern erlag nachmals plumpen Geschmacks der Kolofs rc.

Zu dem Beiwort dereinstig in Bezug auf die Vergangenheit füge ich hier noch aus einem Aufsatz von J. Sabin in Zolling's Gegenwart vom 14. Juli 1894 Bd. 46 S. 20b den nachfolgenden Satz:

„Es ist ein Lieblingsgedanke und ein sehnsüchtiger Wunsch des nationalliberalen Führers [v. Bennigsen], der sich trotz seines gemäßigten Wesens nicht so leicht konservativen Anschauungen anzupassen vermag, wie sein dereinstiger Kampfgeselle Miquel, dafs rc."

Sprachliche Bemerkungen zu einem Aufsatze von L. B.

„Zur Erinnerung an Ernst II. Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha."
(National-Ztg. vom 6. Sept., Morgen-Ausgabe, XLVII Nr. 500.)

1. „Ernst wurde am 21. Juni 1818 in Koburg auf der Ehrenburg, einem der schönsten und stilvollsten Schlofsbauten Deutschland's aus neuerer Zeit geboren." Vgl. mein Wörterb. I S. 101b:

„Baute f.; —n: Bau (s. d.), meistens die Mehrzahl jenes Wortes ersetzend, doch auch als Einzahl rc.", vgl. auch (namentlich in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 63b) die Anmerkung zu Bau.

In dem vorliegenden Satze (von L. B.) hätte es, da Baute und dessen Zusammensetzungen immer weiblichen Geschlechts sind, sprachrichtig offenbar heißen müssen:

„Auf der Ehrenburg, einer der schönsten . . . Schlofsbauten;"
aber dem Verfasser hat offenbar bei dem von ihm niedergeschriebenen einem statt der folgenden Mehrzahl Schlofsbauten zunächst die Einzahl: der Schlofsbau vorgeschwebt, die allerdings männlichen Geschlechts ist, und Dies hat ihn zu der Vermischung beider Geschlechter verleitet in

einer Art „Fügung nach dem Sinn", s. Hauptschwier. S. 157a, wo sie — freilich als durchaus nicht nachahmungswerth — in Nr. 1c nachzutragen wäre.

2. „Auf eine Bittschrift seiner Unterthanen antwortete er mit einer Bekanntmachung, in der er . . . ein Gesetz zusagte, durch das das Bittrecht und das Recht der Volksversammlung gesichert ward."

Die hervorgehobene Verdeutschung für Petitionsrecht habe ich allerdings unter diesem Worte in meinem Verdeutschungswörterbuch S. 156b aufgeführt, aber daneben doch auch die Ausdrücke: „Eingabe-, Vorstellungs-, Beschwerde-Recht" und ich möchte hier dem zuletzt genannten Worte den Vorzug geben.

3. „Der Geist der Zeit, jener kritische selbständige Geist, der sich gegen die Bevormundung auf jedem Gebiete auflehnte, sagte ihm zu; er verstand sein Streben und Ringen und suchte [ihn] unter nachdrücklicher Bekämpfung aller rohen Ausschreitungen, so weit er ihm berechtigt erschien, in die richtige Bahn zu lenken und ihm die Wege zum Ziele zu ebnen."

Das wohl nur durch ein Versehen ausgefallene, von mir in Klammern hinzugefügte ihn durfte füglich nicht fehlen.

4. „Er machte Künstler und Schriftsteller gewissermaßen ‚hoffähig', indem er sie durch seinen Verkehr auszeichnete und ihnen eine höhere gesellschaftliche Stellung anwies, so daſs man sich auch anderwärts, besonders in den Kreisen des Geburtshandels [offenbar nur Druckfehler statt: Geburtsadels] gewöhnte, die Männer des Geistesadels mit andern Augen anzusehen und mit anderm Maße zu messen."

Zu einem Aufsatze von Felix Dahn

in der Gartenlaube XLII S. 90 ff.

1. „Sie eigneten ein Haus" S. 90a = sie besaßen ein eignes Haus, waren Hauseigenthümer, s. „eigenen" 1a Ergänz.-Wörterbuch S. 174a.

2. „Unbegreiflichermaßen!" S. 91 statt des üblichen: „unbegreiflich!" oder „unbegreiflicherweise!"

3. „Vor Allem jedoch war der großartige Gegenstand geeignet, meine Weltanschauung, die durchaus nicht pessimistisch ist (Das ist mir ein Gräuel!), aber tragisch-heroïsch, dichterisch zum Ausdruck zu bringen. S. 91b. Besser stände das hervorgehobene „ist" hinter „tragisch-heroïsch".

4. Das zeitlich allerdings wohl begründete wann, wofür heute jedoch wenn üblich geworden ist, findet sich zweimal auf Sp. 92b: „Aber

Eins wird bleiben und nachwirken im deutschen Volke, wann" [vgl.: auch dann noch, wenn] meine Dichtungen vielleicht vergessen sind" [genauer: sein werden] — und: „Diese meine ideale Einwirkung auf deutsche Jünglinge und Männer wird fortdauern: wann vielleicht meine andern Leistungen todt liegen."

Zu dem Roman: Am Altar,

von E. Werner. 4. Aufl. Leipzig. E. Keil (ohne Jahr).

1. „Je schwieriger der Weg, desto größer wurde der Eifer, das junge Mädchen war nur eine Jugendlust, ein jubelnder Übermuth und jetzt endlich stand sie oben." 1 S. 30.

Besondere Beachtung verdient die eigenthümlich deutsche Weise, wonach eine von Jugendlust, von Übermuth erfüllte Person geradezu als eine Jugendlust, ein Übermuth bezeichnet wird, üblicher in Verbindungen mit dem bestimmten Geschlechtswort, wie: Sie war die Jugendlust, der jubelnde Übermuth selbst oder in Person, die personificierte Jugendlust ꝛc., s. mein Wörterb. II 516c, wo als Beispiel angeführt ist: „Er ist die Gutmüthigkeit in Person, die personificierte, die leibhafte Gutmüthigkeit, die Gutmüthigkeit selbst ꝛc." und II S. 358c/9a unter Übermuth c = übermüthige Person, z. B.: „Was Kurländer, dachte der junge Übermuth." Laube.

2. „Da sah sie nun allerdings, dass es [was sie für ein Gespenst gehalten] ein Mensch war, der dort drüben stand, ein Mann in langem geistlichen [richtiger: geistlichem*] Talar, der bisher im Moose gelegen und von dort aus vermuthlich den ganzen Spaziergang durch den Gießbach mit angesehen hatte." S. 31. Das hervorgehobene bezügliche Fürwort der soll sich nun freilich nicht auf das unmittelbar davor stehende Talar beziehen, wie ein Spottlustiger es vielleicht in absichtlichem Missverständnis deuten könnte. Stände statt des männlichen Fremdwortes Talar das sächliche deutsche Wort Gewand, so wäre ein solches Missverständnis nicht möglich.

3. „Noch war kein Jahr vergangen, da hatte sich die Sachlage total verändert und es konnte den Gütern, denen man auch den Ruin des jetzigen Besitzers prophezeit [hatte], eine bedeutende Zukunft nicht abgesprochen werden." Da „man prophezeit" ohne das von mir in Klammern hinzugefügte hatte der Form nach auch als Zeit der Gegenwart aufgefasst werden könnte, so ist die Weglassung hier nicht tadellos.

* Vgl. S. 75: Aus gutem alten [statt: altem] Hause ꝛc.

4. „Der erklärte Günstling meines Vaters und [meines] Oheims" S. 85, wo das von mir in Klammern hinzugefügte Wort nicht hätte fehlen sollen, da der Vater und der Oheim natürlich nicht ein und dieselbe Person ist, sondern es zwei verschiedene, von einander getrennte und zu trennende Personen sind, s. Hauptschwier. S. 359a: „Grüße deinen Onkel und Vormund! — richtig, wo ich eine einzige Person, die des Angeredeten Onkel und zugleich Vormund ist, grüßen lassen will; sind zwei verschiedene Personen gemeint, so heißt es richtiger: Grüße deinen Onkel und deinen Vormund ꝛc."

5. „Hüte dich übrigens, dafs jene Gerüchte Benedikt nicht zu Ohren kommen." S. 159 mit überschüssigem nicht, vgl.: Hüte dich (davor), dafs sie ihm zu Ohren kommen.

6. „Wo der Weg nach der Wallfahrtskirche sich abneigte" Bd. II S. 8, s. mein Wörterb. II S. 423a, wo abneigen tr. und refl. als selten bezeichnet ist, vgl.: sich abzweigte oder: abwärts führend sich trennte ꝛc.

7. „Wefshalb er so hartnäckig auf eine Aussöhnung bestand" S. 14, s.: „Bestehen auf mit Dativ, wie beharren (s. d.) und mit Acc., wie dringen in vielen Fällen schwankend" —, vgl. zahlreiche Belegstellen in meinem Wörterb. III S. 1194c Nr. 11.

8. „Weil im Ecken-Hof ein Krankes liegt." S. 110, s. über das Neutrum als umfassende Bezeichnung für männliche und weibliche Personen meine Hauptschwier. S. 214b/5a, — mit mundartlicher Färbung; üblicher: weil im Ecken-Hof Jemand oder Einer krank liegt, vgl.: ein Kranker.

9. „Bei einer Verbindung . . . zwischen Katholik und Protestantin." S. 128, vgl.: In dieser Ehe . . . eines Katholiken mit der Protestantin. S. 129, s. in meinen Hauptschwier. S. 53b unter dem Titelkopf Artikellose Hauptwörter Nr. 2. Mit hinzugefügtem Geschlechtswort würde es auch in der ersten Stelle mit der Endung des Dativs heißen: zwischen einem Katholiken und einer Protestantin.

10. „Er wufste ja jetzt auch, wie sie, was Freiheit hieß" S. 197, wo das Imperfekt im abhängigen Satze mit der Zeitform des Hauptsatzes stimmt, aber richtiger doch für das in die Gegenwart dauernd Hineinreichende das Präsens stände: Er wufste jetzt auch, was Freiheit heißt oder ist (nicht: war).

Johann Ohlerich.

Neue Novellen von Adolf Wilbrandt S. 221 ff., auch Heyse's Novellen-Schatz Bd. VII.

1. S. 225: „Wie oft leben sie [die Frauen der Warnemünder Seefahrer] auch lange Jahre auf sich selbst gestellt, als Wittwen vor ihrer Männer Tod, mit den Kindern allein ꝛc." vgl. mein Wörterb. III S. 1643a; Ergänz.-Wörterb. S. 646c.

2. S. 227: „Gleich am Hochzeitstage zeigte sie ihm, wie wenig sie Willens war, sich von seinem Eifersuchtsteufel [= von seiner Eifersucht] plagen zu lassen," s. mein Wörterb. III S. 1299b; Ergänz.-Wörterb. S. 554c.

3. S. 228: „So tanzte sich die schöne Liesbeth in die Ehe hinein," begab sie sich in dem Tanz mit dem jungen Burschen in die Ehe hinein.

4. S. 229: „Sie war seit seiner Geburt vier Jahre älter als er," wo das durch Sperrdruck Hervorgehobene allerdings überflüssig ist, wenn der Verfasser nicht damit eine komische Wirkung hat erzielen wollen.

5. S. 231: „Die kleinen, spitzgiebeligen Häuser von Warnemünde, die bis ans Meer neben ihm [dem Breitling] hergehen, wuchsen heran", in anschaulicher Schilderung: die aus der Entfernung gesehen klein erscheinenden Häuser erschienen bei der Annäherung auf dem Schiffe größer ꝛc.

6. S. 231: „Es war vormittagsstill [s. 352 Nr. 7 und Ergänz.-Wörterb. S. 525b] Alles schien ausgeflogen zu sein; auch durch die offene Thür verlautete Nichts," — üblicher: ließ sich kein Laut hören, da verlauten, ähnlich wie verlautbaren, meist in dem Sinne von ruchbar oder kundbar werden (von Etwas, das geheim bleiben sollte) gebraucht wird, s. mein Wörterb. II S. 61a; Ergänz.-Wörterb. S. 335b.

7. S. 235: „Der spielt nur schwarzen Peter oder armen Schäfer," — als Namen zweier sehr einfachen Kartenspiele.

8. S. 237: „Er sah ihr mit offenster Verliebtheit ins Gesicht." —, s. über die Steigerung von Wörtern wie offen (vgl. einzeln hier S. 351 Nr. 2) ꝛc. Hauptschwier. S. 261 Nr. 2.

9. S. 240: „So hätt' ich die ganze Buschpredigt verpasst," — vgl. was ich über derartige Zusammensetzungen, „deren Bedeutung nicht an und für sich bestimmt oder zu bestimmen ist, sondern erst aus dem Zusammenhang hervorgeht und ganz und gar von demselben abhängig ist" und „deren Bedeutung auch der Gebildetste nicht anzugeben im Stande ist, wenn sie, aus dem Zusammenhang gerissen, ihm vorgelegt werden," in meinem „Programm eines neuen Wörterbuches der deutschen Sprache" (1854) S. 58 ff. gesagt habe. Dazu gehört auch das hier vorliegende

Buschpredigt. Aber die Bedeutung ist sofort klar, sobald man weiß, dass sich das Wort des Sprechenden auf den vorangegangenen Vorwurf seiner Frau bezieht: „Hier hinterm Busch hast du gesteckt, Ohlerich, hast gehorcht wie ein Spion," vgl. z. B. auch S. 275: „Sein morgenbleiches Gesicht fing wieder an sich zu färben," d. h. hier — wie der Leser aus dem Zusammenhang nach dem Vorhergehenden ohne Weiteres sich von selbst sagt — so viel wie: „sein nach der durchschwärmten Nacht jetzt am Morgen übernächtig und bleich erscheinendes Gesicht" u. ä. m.

10. S. 278: „Den Dampf, mit dem ihre Cigarren die Kajüte durchwölkten" S. 278 (s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 651c) durchdringend, verdunkelten, wie der Himmel von sich zusammenziehenden dichten Wolken ꝛc. verfinstert wird.

11. S. 279: „Ich werde gleich in mein Zimmer gehen und ein bischen nachschlafen" = den in der durchschwärmten Nacht versäumten Schlaf nachholen.

12. S. 284/5: „Ob es ihm dann vielleicht Vergnügen machen werde, sich einstweilen mit englischem Zwieback und Rostocker Weißbier zu vernüchtern" s. mein Wörterb. II S. 451a unter vernüchtern Nr. 1.

13. S. 286: „Ich habe meine schöne Jugend verlumpt, — hätt' ein Seemann werden sollen, statt mich hinter den Büchern festzusetzen." = etwa: ich habe meine schöne Jugend durch das lumpige Studieren, das Hocken hinter den Büchern verloren, statt sie im freien Seemannsleben zu genießen, s. mein Wörterb. II S. 181a/b verlumpen 2.

14. S. 287: „Der späte Mond ging nun auf und wanderte über die kleinen Wasserkämme, indem überall von seinem Silber Etwas hängen blieb, zum Verdeck herüber" —, s mein Wörterb. I S. 857, Ergänz.-Wörterb. S. 292b unter Kamm 21c, wo für das einfache Kamm die Stelle aus Platen angeführt ist: „Die Wellen | wälzen meilenlang beschäumte Kämme | . . . dem Schiffskiel entgegen" und von zugehörigen Zusammensetzungen z. B.: Brandungs-, Schaum-, Wellen-, Wogenkämme, an die sich hier bei Wilbrandt Wasserkämme schließt.

15. S. 291: „Es waren weichherzige Melodieen, sie klangen sehr heimwehmüthig und verliebt in die Nacht hinaus," s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 363b, wo außer dieser Stelle für die hervorgehobene Zusammensetzung von -müthig auch noch eine zweite von Stifter angeführt ist, vgl. dort und auch in meinem Wörterb. II S. 362a—c zahlreiche andere Zusammensetzungen, namentlich wehmüthig.

16. S. 294: „Wenn wir erst an den Rummel-Hafen kommen!" — s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 245a, wo dieselbe Stelle angeführt ist, mit der Erklärung: „Außenhafen in Hamburg".

17. S. 295: „Von einer Art schiffsjungenhafter Ehrfurcht ergriffen," s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 289 b und meine „Neuen Beiträge zur deutschen Synonymik" S. 106 ff.

18. S. 295: „Du bist ja wohl 'ne rechte Magnetnadel, sagte er, die immer nach der Windrichtung Frauenzimmer zeigt", in rechtem Seemannshumor.

19. S. 296: „Du musst ohnehin noch eine Flasche Rothspohn mit mir trinken, Ohlerich; heute Nacht haben wir die Brüderschaft nur mit Rostocker Weißbier begossen," = gefeiert (durch Trinken), vgl. mein Wörterbuch I S. 564 unter begießen am Schluss und z. B. in Mekkenburg ꝛc.: die Leiche begießen = einen Leichenschmaus feiern ꝛc.

Die Reise nach Freienwalde.

Neue Novellen von Adolf Wilbrandt (Berlin 1870). S. 303—376.

1. S. 306: „Bei warmem Wetter war es sein Grundsatz, dritter Klasse zu fahren," kurze übliche Ausdrucksweise für das vollständige: „in der dritten Klasse", wohl als Genitiv aufzufassen, dafür auch (wohl als Accusativ) dritte Klasse zu fahren, — s. auch S. 308: „Zweiter Klasse neben dieser Dame zu sitzen . . . Es war auch eine ganz einfältige Idee, dritter Klasse fahren zu wollen."

2. S. 311: „Zuerst durch den endlosen Bahnhof, dann an der Vorstadt hin, zwischen den hohen Häusern, die nach und nach immer einzelner, immer kleiner, immer ländlicher wurden, bis das freie Feld zu beiden Seiten ergrünte." — Einzeln gehört zu den Eigenschaftswörtern, die im eigentlichen Sinne durch ihren Begriff die Steigerung ausschließen, doch in einem andern (uneigentlichen oder verallgemeinerten) sie zulassen, s. Hauptschwier. S. 261 a, so hier: einzelner = in immer weitern Zwischenräumen von einander ꝛc. s. auch unten Nr. 12 und oben S. 349 Nr. 8. — Man beachte die Ausdrucksweise der gehobenen Sprache bei ergrünen, das eigentlich von Feldern bedeutet: grün werden, aber hier so viel wie: bis das freie Feld zu beiden Seiten (in seinem grünen Gewande) sich dem Auge zeigte, sichtbar wurde, hervortrat ꝛc.

3. S. 320: „Ein freundliches Städtchen, anmuthig eingehügelt, trat rechts hervor." = von Hügeln anmuthig eingeschlossen, s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 280 a, wo dieselbe Stelle angeführt ist, wie ebd. die Stelle in Nr. 9.

4. S. 321: „Der Mann mit dem Strohhut . . . Sah er diese junge Dame . . . aussteigen . . . und schnell auf den Strohhut zugehen" —, s. über die Bezeichnung: der Strohhut für „der Mann

mit dem Strohhut u. Ä. m. mein Wörterb. I S. 809 b unter Hut 1e und Ergänz.-Wörterb. S. 282 b.

5. S. 323: „Sie scheinen furchtbar gesund zu sein" — statt sehr.

6. S. 328: „Dann drückte sie die dunklen Wimpern noch fester an [statt zu, zusammen] . . . Sie schien bald zu entschlafen."

7. S. 329: „Sonst war es weit und breit nachmittagsstill und es hörte sich an, wie wenn die ganze Ukermark schliefe," vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 525 b: mittags-, vormittagsstill &c., s. o. S. 349 Nr. 6.

8. S. 330: „Irgend einen stillen Kummer schien sie zu haben, einen Druck auf der Seele. Sein ehrliches Herz brannte, ihr den wegzufragen [durch Fragen von der Seele wegzunehmen, wegzuschaffen] und wegzufangen."

9. S. 333: „Durch ebenes Land, das sich hier und da ein wenig hügelte" = sich hügelförmig erheben, s. o. Nr. 3.

10. S. 333: „Diese Wange da, die mich so schlafroth [von Schlaf geröthet] anlächelt."

11. S. 355: „Mit Vogelgesang, der aus den Bäumen um die Kirche her lieblich herüberflötete" [wie Flötenklang herüber tönte].

12. S. 357: „Um so reiner und schleierloser lagen die besonnten Wälder auf den Hügeln da," s. mein Wörterb. II S. 164a und — in Bezug auf die Steigerung (s. o. Nr. 2) — S. 161a, wo es für die Zusammensetzungen mit -los heißt: „auch mit Steigerung, indem der Begriff, dass Etwas nicht vorhanden, minder scharf auch da gilt, wo Etwas nur in geringem Maß oder Grad vorhanden ist."

13. S. 369: „Ich will sechsundsechzigmal in die Hölle verdammt sein, wenn &c.," vgl.: in der Hölle verdammt sein = in der Hölle als ein Verdammter sein, während der von Wilbrandt gebrauchte Accus. etwa aussagt: ich will . . . zur Hölle verdammt sein, durch das Verdammungsurtheil Gottes in die Hölle kommen.

14. S. 373: „Als nun auch Betty's Bruder sich aus seiner Betäubtheit ermannte" = Zustand des Betäubtseins, Betäubung.

Die Geschwister von Portovenere.

Neue Novellen von Adolf Wilbrandt (Berlin 1870). S. 137—220.

1. S. 143: „Eine jünglingshafte Gestalt", s. mein Wörterb. I S. 846c mit Belegen für die Formen jüngling(s)haft mit dem eingeklammerten s oder ohne dies.

2. S. 145: „Mit diesen beiden glühenden Kohlen starrst du mich an &c." bildlich für Augen.

3. S. 147: „Ich lebe hier so hin und habe kein Recht an Nichts" mit volksthümlicher doppelter Verneinung, s. Hauptschwier. S. 227a/b.

4. S. 149: „Was hilft es, dass ich schweige, auf alle Felsen herumsteige, — es ist ja doch, wie es ist. Ich soll nach Genua, — dich verlassen *rc.*" — wo der hervorgehobene Reim in der ungebundenen, aber doch gehobenen Rede wohl als beabsichtigt und wirkungsvoll anzusehen ist, indem das überquellende Gefühl des Sprechenden sich in dichterischer Weise, im Reime kundgiebt, siehe die Inhaltsverzeichnisse der Zeitschrift unter „Reim".

5. S. 154: „Andere plauderten . . . mit den halbgepanzerten, behelmten Burgmannen, die *rc.*," s. mein Wörterb. II S. 225b (unter Mann 6), S. 226a (ebd. Nr. 16d), S. 228b (Burgmann).

6. S. 157: „Tunis, das Nest haben wir ausgeschwefelt, aber die Brut ist noch guter Dinge." Die hier einander gegenübergestellten Ausdrücke Nest und Brut sind auch von dem Schriftsteller durch Sperrdruck hervorgehoben; über das zu ihnen so passend gewählte Zeitwort ausschwefeln s. mein Wörterb. III S. 1041c.

7. S. 163: „Schutthaufen hatten sich in den Winkeln angebaut." Gewöhnlich gilt sich anbauen nur von Personen, s. mein Wörterb. I S. 95a (Nr. 4), und in der Anwendung wie hier, ist es jedenfalls eine gewagte und — meiner Ansicht nach — nicht zur Nachahmung zu empfehlende Ausdrucksweise für: Schutthaufen hatten sich in den Winkeln angehäuft (angesammelt) *rc.*

8. S. 171: „Dünkt Ihr Euch nicht zu vornehm oder zu christlich, mit mir [der wahrsagenden Maurin] auf mein Kämmerchen zu gehn, so sollt Ihr erstaunen, was für Wissenschaft Euch erwartet," vgl. mein Wörterb. III S. 1640a Nr. 3 und daraus z. B. bei Schiller S. 458b: „Von wannen kam euch | die wunderbare Wissenschaft?" (Makb. I 5) = Kunde, Kenntnis, das Wissen.

9. S. 194: „Unten am Fuß der Mauer zackte sich der aus dem Meer aufsteigende Fels," vgl. mein Wörterb. III S. 1691b, wo für das selten rückbezügliche sich zacken (= sich zackig gestalten) nur ein Beispiel aus dem 2. Theil von Goethe's Faust angeführt ist: „Die Eiche starret mächtig | und eigensinnig zackt sich Ast an Ast."

10. S. 200: „In den Uferhöhlen von Palmaria schluchzte leise die Fluth" wie gluchzen *rc.* s. mein Wörterb. III S. 964b.

Lilienlehre von Wilhelm Jordan.

(Vom Fels zum Meer 1894. S. 321.)

Dies Gedicht des mit Recht im Allgemeinen als formgewandt gerühmten Sängers enthält in seinem kurzen Umfange so viele an und für sich oder mindestens in der hier davon gemachten Anwendung wenig übliche Ausdrücke, dass es — obgleich den einzelnen ihre Berechtigung in der Sprache nicht abgesprochen werden kann und soll — den Eindruck des Gezwungenen und Gesuchten, Allzulehrhaften und Undichterischen macht. Ich setze hier einige Verse her, wobei ich mich begnüge, durch Sperrdruck die Aufmerksamkeit der Leser auf Einzelnes hinzulenken, ohne weitere Bemerkungen daran zu knüpfen:

Ackernd graben mit der Wurzel
Muss sie [die Lilie des Feldes] nach dem Lebenssafte,
Kieselstoff mit ihm vermörteln.
Sturmfest baun zum Stengelschafte,
Flüssig grün ihr Blut vor Dörrbrand,
Vor dem Nachtfrost zu bewahren,
Ihre jungen Achseltriebe
Fest behäuten, fest behaaren,
Sie zu schmalen Mulden biegen,
Die, spiralig ausgehangen
Um das Stämmchen, zum Getränk ihr
Kühlen Thau des Morgens fangen.
Ohne Rocken, Webstuhl, Nadel
Kann sie spinnen, weben, sticken,
Ohne Reibstein Farben feinen,
Ohne selbst sie zu erblicken &c."

ferner:

Kraft im Streit, in steter Plage
Lebensfrist und Nahrung ernten,
Weiter sä'n, was sie erübten,
Edler züchteten und lernten:
Das ist ewige Bestimmung
Aller, aller Erdgebornen,
Auch des sternwärts Aufgestandnen
Und seitdem zum Herrn Erkornen

und in der Schlussstrophe:

Nicht dem Himmel, Erdkind, lüge
Schenklust an und Hätschelgüte!
Hier gedeiht nur, was an Erdgut
Jede Art sich selbst ermühte.
So zu ernten, so zu säen,
Stark und tapfer dich zu wehren
Kann dich schon die recht beschaute
Lilie des Feldes lehren.

Sprachliche Kleinigkeiten.

Zu den Begrüßungsworten, die der Oberbürgermeister von Stuttgart am Abend des 10. Sept. an die Theilnehmer des deutschen Anwaltstages gerichtet*, habe ich mir einige Kleinigkeiten angemerkt, die ich hier der Beurtheilung der Leser unterbreite:

1. „Giebt es doch kaum ein Land oder eine Stadt, in welchen Ihr Stand eine maßgebendere Stellung im öffentlichen Leben sich errungen und bis zur Stunde auch behauptet hat, wie gerade Württemberg und seine Hauptstadt."

Hier stände statt des hervorgehobenen oder richtiger wohl und, vgl. entsprechend am Schluss: Württemberg und (nicht: oder) seine Hauptstadt, auch schlösse sich die Mehrzahl des bezüglichen Fürworts besser an die durch und verbundenen als an die durch oder getrennten beiden Hauptwörter: ein Land und eine Stadt, in welchen [pl] rc. — besser als: ein Land oder eine Stadt, in welchen. Dass sich aber das oder rechtfertigen lässt, wenn ich auch dem und den Vorzug geben würde, versteht sich wohl ohne weitere Bemerkung und Ähnliches gilt von dem hervorgehobenen wie nach dem Komparativ maßgebendere statt des nach dem heutigen Gebrauch jedenfalls empfehlenswertheren als.

2. „Angehörige Ihres Standes werden es auch sein, meine Herren, denen als Führer [statt in richtigerem Anschluss: als Führern] der herrschenden politischen Parteien der Löwenantheil an der Revision dieser Verfassung im künftigen Landtag zufallen wird", vgl. ähnlich kurz darauf: „Wenn sie irgend wo in deutschen Landen stolz sein dürfen auf Ihren Beruf, so ist es die [genauer: in der] Hauptstadt des Schwabenlandes, in der ich Sie . . . willkommen heiße."

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Sich entäußern.

„Während anscheinend keine Veränderung in Oliphant's bewegtem Londoner Leben eingetreten war, hatte er sich bereits so vollständig entäußert, dass er sich auf den Befehl des ‚Meisters' im Unterhaus jeglicher Betheiligung enthielt, dass er, ein gewandter Redner, ein ehrgeiziger Politiker, bei dieser ersten heiß ersehnten Gelegenheit sich zur vollständigen Nichtigkeit verdammte." Nat.-Ztg. 46, 433 (Marie v. Bunsen), vgl. mein Wörterb. I. S. 62, woraus ich hier Folgendes hersetze:

* S. National-Ztg. 47, 511,

„**Äußern** . . . 4) nur noch biblisch: sich aus seiner Wesenheit heraussetzen, sein Wesen aufgeben: Christus äußerte [,entäußerte' van Eß] sich selbst und nahm Knechtes Gestalt an. Philipp. 2, 7 [Christus] hat sich geäußert seiner Gottheit. Hans Sachs 2, 1, 56d; Luther 8, 3a und so in der ältern Sprache oft mit Genit. = sich einer Sache begeben ꝛc." mit Belegen und dann weiter unter den Zusammensetzungen:

„**Entäußern** tr.: Etwas e. und häufiger refl.: sich desselben entäußern: sich desselben begeben: Wessen ich mich entäußere, Das bleibt nicht mein; was ich veräußere wird der Besitz eines Andern . . . 2, refl.: Sich ihres angeborenen Rechts entäußern, Goethe 13, 78" ꝛc. (Belege, vgl. auch Ergänz.-Wörterb. S. 26c Nr. 3 und 4).

Zu dem obigen Satz von Marie v. B., den ich als weitere Ergänzung beigefügt, möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daſs meiner Ansicht nach die Verbindung: *sich entäußern* ohne hinzugefügten Genitiv außer in der philosophischen Sprache (s. Ergänz.-Wörterb. Nr. 4) kaum gebräuchlich sein dürfte, so daſs es üblicher wohl gelautet hätte: „Hatte er sich bereits *des eignen Selbst* (oder *des eignen Willens*) so vollständig entäußert, daſs ꝛc."

2. Bleistift n.

„Theilt E. Peschel den Brief des Lützower Adjutanten Beuth (Wöbbelin, den 27. August 1813) mit, worin dieser angiebt: ,Das letzte Gedicht in seiner Brieftasche schrieb er am 24. August, ich lieh ihm *mein Bleistift* dazu'" Nat.-Ztg. 46, 433, vgl. mein Wörterb. III S. 1216b, wo für das mundartliche Geschlecht von *Bleistift* Belege von Gotthelf und Rahel aufgeführt sind, vgl. Zeitschr. VII S. 217 Nr. 45.

3. Prädikatives Eigenschaftswort mit dem unbestimmten Geschlechtswort.

„Dazu ist aber nothwendig, daſs die Betheiligung an den Regierungsgeschäften und an den Schicksalen der großen gesammten Nation nicht nur *eine innere, gemüthliche*, sondern auch äußerlich *erkennbarere* wird, als es heute der Fall ist." Nat.-Ztg. 46, 438 (aus einer Rede von Bismarck), hier ausgehoben als ein Beleg dafür, wie die Aussage (oder das Prädikat) in gewissen Fällen das davor zu setzende unbestimmte Geschlechtswort nicht entbehren darf.

4. Für Versorgung sorgen; längst oder jüngst.

a) „Neuerdings *sorgt* ein deutscher evangelischer Verein *für Versorgung* der berühmten italiänischen Kurorte" [mit Kurgeistlichen, d. h. Geistlichen für die Kurzeit]. Daheim 29, 636a. (Konsistorialrath Rathmann

in Wernigerode) statt: er sorgt für Kurgeistliche oder etwa: er übernimmt die Versorgung &c.

b) „Alle, welche am Strande in Borkum längst oder jüngst sich erquickt haben." Ders. S. 638b (vgl. mein Wörterb. II S. 22b unter lange 3c), wofür es üblicher in der allgemeinen Schriftsprache wohl etwa heißen würde: vor längerer oder in der jüngsten Zeit (vor Jahren oder in der Gegenwart &c.).

5. Wenig.

„Ein wenig geschichtlicher Sinn genügt, um über die hier vorliegenden Schwierigkeiten hinwegzukommen und Andere darüber hinwegzuhelfen." Nat.-Ztg. 46, 440, vgl. meine Hauptschwier. S. 333b unter dem Titelkopf: Wenig Nr. 2, wovon ich den Anfang hersetze: „Bei Formen, wie wenige, weniges, weniger, wenigen sind nicht leicht Zweideutigkeiten zu befürchten, wohl aber bei wenig (welches theils Adjektiv — s. 2 —, theils Adverb sein kann) &c." In dem vorliegenden Fall kann der Leser zweifeln, wie er die Worte verbinden und auffassen soll; sollen sie bedeuten: ein wenig (d. h. ein geringes Maß) von geschichtlichem Sinne &c.? oder: ein Sinn, der wenig geschichtlich ist? Deutlicher wäre der Satz schon durch die Hinzufügung einer beschränkenden Bestimmung, wie: auch nur, vgl.: Auch ein nur wenig — oder: Ein auch nur wenig — geschichtlicher Sinn genügt &c., s. die Hauptschwierigkeiten a. a. O.

6. Scheinen, erscheinen.

„Trotzdem scheinen die vorhandenen Bibliothekseinrichtungen weder qualitativ noch quantitativ als zureichend." Nat.-Ztg. 46, 440. Hier müsste richtig entweder das als gestrichen oder (statt scheinen) erscheinen gesetzt sein.

7. Stellung.

„Wie bei neun von zehn Ausständen, liegt auch bei diesem größten und ausgedehntesten Strike, den England wohl bisher erlebt, die Ursache in einer geforderten Veränderung der Löhne." Nat.-Ztg. 46, 441 statt . . . liegt wohl auch &c. . . .

8. Fehlende Genitiv-Endung.

„Mittelst Antimon, eines schleichenden mineralischen Giftes, bei Seite geschafft." Nat.-Ztg. 46, 448 statt: mittelst (oder richtiger mittels) Antimons, s. Hauptschwier. S. 104a, Regel 2.

9. Stellung.

„Im spanischen Erbfolgekrieg haben sie [die Engländer] die Macht Ludwig's XIV. im Bunde mit den Holländern, Preußen und Österreich gebrochen &c." Nat.-Ztg. 46, 451. Richtiger und unzweideutiger wäre die Stellung: „haben sie im Bunde mit &c. . . . die Macht Ludwig's XIV. gebrochen."

10. Bürste; Wolf.

„Durch die dichte, damastgrüne Bürste von Fichten, die senkrecht, beinahe bis ins Thal der Verrage sich hinabzieht, laufen weiße Schneestreifen." Nat.-Ztg. 46, 451 (Rud. Penzig), eine wohl kaum statthafte Ausdrucksweise zur Bezeichnung der bürsten- oder borstenartig emporstarrenden Fichten, vgl. in demselben Aufsatz: „Es giebt unter den Touristen immer Aussichtswölfe, die nicht zufrieden sind, bis sie jede entfernte Bergspitze nennen können," — womit wohl die unersättliche Gier der Touristen bezeichnet sein soll (vgl. in meinem Wörterb. Wolf 1a und b, Wolfsgier, Wolfshunger), eine gesuchte und nicht zur Nachahmung zu empfehlende Zusammensetzung.

11. Verfrorenheit.

„Er hat — sagt er — Piccadilly bei Nacht gesehen und er war erstaunt über die Verfrorenheit [statt: Unverfrorenheit] jener Engländer, die, obwohl ihnen die daselbst sich abspielenden Scenen bekannt sein mussten, nicht umhin konnten, die Immoralität der Japanerinnen in grellen Farben zu malen." Nat.-Ztg. 46, 451, s. über Unverfrorenheit mein Ergänz.-Wörterb. 213c/4a und mein Wörterb. deutscher Synonymen S. 242 und über Ausdrücke wie **Unfolgewidrigkeit** (bei Andresen) statt Folgewidrigkeit oder Unfolgerichtigkeit u. ä. m. meine Hauptschwier. S. 301, wozu in dem obigen Satze die Weglassung der verneinenden Vorsilbe un das Gegenstück bildet.

12. Apposition.

„Nicht wie Ibsen will Gjellerup auf den Monolog als einem reichen poetischen Ausdrucksmittel Verzicht leisten." Gegenw. 43, 264b (Alfred Stößel) statt: auf den Monolog als ein reiches poetisches Ausdrucksmittel, s. Hauptschwier. 47b ff.: Apposition 8a.

13. Niemals statt je(mals).

„Die Republik im idealen Sinne ist bei den Franzosen im Grunde so todt, wie sie es auch in den glänzendsten Jahren der beiden Kaiserreiche niemals war, aber sie lebt äußerlich weiter, weil nichts Anderes

da ist, noch da sein kann." Nat.-Ztg. 46, 455 (Leitaufsatz) mit falscher Verneinung, statt: so todt, wie sie es nur je(mals) in den glänzendsten Jahren der beiden Kaiserreiche war.

14. Überflüssiges Verhältniswort.

„In dessen Mitte ein von aus alten Bäumen gesäumter Teich sich befindet." Nat.-Ztg. 46, 455, wo das aus zu streichen ist.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Dr. Ed. Adameck, Die Räthsel der deutschen Schülernamen. An den Namen der niederösterreichischen Lehrerschaft. Wien, Karl Konegen 1894. XXIV und 144 S. 4 M.

Wilhelm Bangert, Fibel für den ersten Sprach-, Lese- und Schreibunterricht. Nach den Grundsätzen der Phonetik bearbeitet. Mit einem Begleitwort von Direktor Karl Rehorn und 27 Originalzeichnungen von E. J. Müller VIII und 120 S. Frankfurt a./M. Verlag von Moritz Diesterweg. Pr. geb. 90 Pf.

A. Girot, Professeur agregé au Lycée Condorcet, Examinateur d'admission à l'école centrale des arts et manufactures. Goethe & Schiller. Poésies Lyriques suivies d'un Choix de Ballades Allemandes avec Bibliographie, Notes et Vocabulaire. 202 p. Paris, Paul Dupont, Éditeur, 4, Rue du Bouloi, 4.

Adolf Höfler, Österreichisches Litterarisches Centralblatt.

Internationaler Litteraturbericht. Wochenschrift für die Interessen der Bücherkäufer und Bücherliebhaber. E. J. Müller, Verlag Leipzig. Abonnementpreis fürs Vierteljahr 1 M.

Nikolaus G. Politis, Volkssagen über die Weltentstehung. Athen, Gebrüder Perris. 1894. 52 S.

Δημώδεις Κοσμογονικοὶ Μῦθοι ὑπὸ Νικολάου Γ. Πολίτου. Ἀθήνησιν ἐκ τοῦ τυπογραφείου τῶν Ἀδέλφων Πέῤῥη.

(Diese Schrift des ausgezeichneten griechischen Sagenforschers trägt an ihrer Spitze die Widmung an Ernst Curtius zum 80. Geburtstage am 2. September 1894:

ΕΡΝΕΤΩΙ ΚΟΥΡΤΙΩΙ

ἐπὶ τῇ Ὀγδοηκοστῇ Γενεθλίῳ τῇ 2 Σεπτεμβρίου 1894 *E. N.*

und gehört zu der Reihe von Huldigungsschriften, welche die bedeutendsten Gelehrten Griechenlands dankbar ihrem verehrten Lehrer gewidmet haben.)

Heinr. Stümcke, Neue litterarische Blätter. Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur begründet von Franziskus Hähnel. 3. Jahrg. Auflage 30000, erscheinen monatlich. Bezugspreis 4 M. Eduard Wentzel, Berlin W. 57.

Ernst Ziel, Litterarische Reliefs. Dichterporträts. Vierte Reihe. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag, Ernst Hoppe. 1895. 226 S.

Briefkasten.

Herrn **Wilh. v. A. . . .** in Karlsruhe: Ihren Wünschen dürften vielleicht am besten die mit dem 1. Oktober dieses Jahres in den 3. Jahrgang getretenen, von Heinrich Stümcke herausgegebenen „Neuen litterarischen Blätter. Zeitschr. für Freunde zeitgenössischer Litteratur" entsprechen. Ein Einblick in Nr. 1 und Nr. 2 (die Sie Sich zum Preise von je 40 Pf. durch Ihre Buchhandlung kommen lassen können) dürfte Ihnen über das Wesen und die Eigenart dieser Monatsschrift genügenden Aufschluss geben.

Herrn **Dr. Richard Böhme** in Berlin: Verbindlichen Dank für die freundliche Zusendung Ihres Aufsatzes: „Kleine Beiträge zur Übersetzungsfrage", den ich schon in den „Mittheilungen des Berliner deutschen Sprachvereins" gelesen hatte. Ich erlaube mir, Sie auf den Brief von dem verehrten Meister Prof. H. Steinthal in Berlin an mich (Zeitschr. I S. 309—311) und meine Antwort (ebd. S. 365—369) hinzuweisen. Ich wünsche mit Ihnen, dass Ihre „knappe Anregung" eine weitere Ausführung finden möge. Besten Gruß.

Herrn **Dr. H. Koch**, Vorstand des statistischen Bureaus in Hamburg. Herzlichsten, verbindlichsten Dank für die erbetene freundliche Belehrung, die ich im nächsten Heft verwerthen werde.

Herrn **L. H.** in Wien: Beste Grüße und herzlichsten, verbindlichsten Dank!

Herrn **Paul Sauerborn**, Architekt und Lehrer an der Königlichen Baugewerkschule zu Nienburg an der Weser: Meinen herzlichen Dank für Ihre sehr willkommene Mittheilung würden Sie noch steigern, wenn Sie Ihrem Amtsgenossen Herrn v. Rößler meine Bitte übermitteln und bei ihm befürworten wollten, mir seine dringend erbetene weitere Belehrung recht bald zukommen zu lassen, so dass ich sie noch für das nächste Heft benutzen kann.

Allen Denen, die zu meinem 75. Geburtstage mich durch Aufmerksamkeiten erfreut haben, sage ich — da bei der großen Anzahl mir die Einzelbeantwortung zur Unmöglichkeit wird — hierdurch meinen verbindlichsten Dank mit dem Wunsche:

Alles Gute!

Altstrelitz in Meklenburg, 13. Nov. 1894.

Daniel Sanders.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Euphorion und der dritte Akt des zweiten Faust.

Von Dr. Herman Schrader.

Euphorion, auf welchen die ganze Entwicklung des dritten Aktes hinarbeitet, ist meines Erachtens nicht so leicht zu verstehen, wie es zuerst wohl den Anschein hat. Man weiß es ja aus Goethe's eigenem Munde, dass er mit Euphorion den Lord Byron gemeint hat; und der Trauergesang am Schlusse des Aktes auf den am 19. April 1822 in Missolunghi im Alter von 34 Jahren gestorbenen bestätigt es ausdrücklich. Allein die Schwierigkeit der Deutung und des richtigen Verständnisses tritt sofort zu Tage, wenn wir die Bedeutung des dritten Aktes in seinem innersten Kern erforschen.

Es ist jetzt wohl allgemein anerkannt, dass der dritte Akt, der kurzweg von der Hauptperson Helena genannt wird, die Vermählung des Klassischen und Romantischen, der antiken und gothischen Poesie, ich möchte noch lieber sagen: des hellenischen und germanischen Geistes darstellen soll In der Helena und im Faust wird Beides uns vorgeführt. Sie sind also beide gewissermaßen Symbole, sie vertreten einen allgemeinen Inhalt, zwei große Weltrichtungen und Ideen; aber sie sind doch keine hohlen Abstraktionen, keine wesenlosen Schemen, sondern lebendige konkrete Personen; und gesundes Menschenblut fließt in ihren Adern, so dass man sich schon allein an der spannenden dramatischen Entwicklung erfreuen kann, wenn man auch ganz von der symbolischen Bedeutung absieht, eine Lösung der großen Aufgabe, die nur einem Goethe gelingen konnte.

Was ist nun klassisch? Die geschichtliche Entstehung des Wortes bringt uns nicht weit. Wir wissen, dass der römische König Servius Tullius (578—534) Behufs Besteuerung die römischen Bürger in sechs Klassen eintheilte und die zur ersten und reichsten Klasse gehörenden Classici nannte. Daher kommt es, dass man unter klassisch etwas in seiner Art Vorzügliches oder Hervorragendes versteht, geradezu allgemein etwas Mustergültiges. Damit kommen wir der Helena um keinen Schritt näher, um so weniger, als der römische Ursprung des Wortes uns vielleicht gar dazu verleiten könnte, in unsrer Dichtung römischen Geist und römische Litteratur suchen zu wollen. Nein, wenigstens ich für meine Person — und ich glaube, auch Goethe steht auf meiner Seite — schließe hier jeden Gedanken an römisches Wesen aus. Sind doch die lateinischen Autoren — wenn ich von dem großen Tacitus und dem genialen Ovid absehe — meist

nur mehr oder weniger glückliche Nachahmer der Griechen, oft weiter Nichts als Übersetzer. Mir schwebt — mit Goethe — bei der Helena und wenn ich vom Klassischen rede, nur die griechische Welt vor der Seele.

Wir müssen daher die Frage wiederholen: was ist klassisch? Ich weiß nicht, ob schon eine kurze klare Definition des Wortes gegeben ist, möchte es fast bezweifeln; denn das Wort birgt so mannigfaltige feine Merkmale in sich, dass, wer mit der griechischen Litteratur vertraut ist, das Charakteristische derselben wohl in Kopf und Herz fühlen, aber schwer in wenigen klaren Worten wird aussprechen können. Und wir müssen uns doch einigermaßen darüber klar werden, was wir bei dem Worte zu denken haben.

Nur ein einziges Mal, seit es eine Geschichte der Menschheit giebt, ist eine so innige Harmonie des Leiblichen und Geistigen im Menschen, eine so hohe Vergeistigung und Verklärung der Natur zu Tage getreten wie bei dem so herrlich veranlagten Volke der Hellenen (Göll). Bei ihnen ist Nichts von der Starrheit und Fortschrittslosigkeit, in der die Völker des Orients sich verknöchern; auch sind sie fern geblieben von dem (später) bis ins Extrem gesteigerten christlichen Spiritualismus, der die Verachtung der Welt und der Natur als Aufgabe und Ziel den Menschen stellte. Nein, gleiches Recht, gleiche Sorgfalt, gleiche Pflege widmeten sie den Sinnen wie dem Geiste des Menschen. Dies herrliche Volk verband mit dem gesundesten Realismus die wunderbare Gabe, Alles in der Welt zu durchgeistigen und mit dem Hauche der Schönheit zu verklären. Der Grieche hört das Rieseln des Baches, und das verwandelt sich ihm in Najaden; er hört das geheimnisvolle Rauschen des Waldes als Musik, und das wird ihm zum Pan mit der Pansflöte. Das unbestimmte Naturleben wandelt sich ihm in lebendige Personen um. Das Wesen des griechischen Lebens, wie auch der griechischen Frömmigkeit besteht in Heiterkeit und Unschuld; und der griechische Geist hat über die Menschengemüther eine wahrhaft magische Gewalt, weil er der Geist der Humanität und Urbanität, der Geist der Grazie und der Schönheit in herrlicher Harmonie ist. Der griechische Kultus offenbart sich in fröhlichen Festaufzügen und fröhlichen Gastmahlen. Die festlichen Spiele haben eine religiöse Bedeutung, wesshalb man die Jahre (in den Olympiaden) nach ihnen zählte. Hier kam es darauf an, Kraft und Schönheit sowohl in leiblichen Leistungen, als auch in geistigen Produkten zu zeigen. Die griechische Schönheit umfasst auch das sittliche Gebiet, so dass Gut und Schön in einen Begriff zusammenfließen; und ein Kaloskagathos (καλὸς κἀγαθός) ist ein Ehrenmann, glücklich, sittlich gut, heilbringend, rechtlich, kräftig, rüstig. In Anmuth, Schönheit, Geist und Harmonie wurzelt das gesammte griechische Wesen. —

Ein solches Volk muſs sich nothwendig auch eine herrliche Sprache gebildet haben. Und in der That, die griechische Sprache (wie schon Zeller ausgesprochen hat) vereinigt mit der durchbildeten Klarheit ihres logisch-grammatischen Aufbaues einen Reichthum, eine Bildungsfähigkeit, eine Beweglichkeit, eine Fähigkeit, sich jedem Bedürfnis anzupassen, eine Fülle und Durchsichtigkeit der Satzbildung, eine Freiheit in ihren Gestaltungen, einen Wohllaut, mit dem sie einzig dasteht in der Welt (und worin ihr noch am meisten in ihren Vorzügen unsre deutsche Sprache nahe kommt). Alle Geistesthätigkeiten werden durch sie gleichmäßig angeregt, die klarste Auffassung der uns umgebenden Welt, die feinste Beobachtung des menschlichen Lebens spiegelt sich in ihr ab; sie ist reich für philosophisches Denken, für ästhetische Anschauungen, reich für alle äußeren Lebensverhältnisse, für innere Vorgänge und Gemüthszustände.

Aus dem Boden solcher Sprache und aus der Seele solches Volkes muſste sich entsprechend auch eine herrliche Litteratur entwickeln. Wir könnten auch umgekehrt sagen: die Seele solches Volkes muſste sich eine entsprechende Sprache und Litteratur bilden. Und in der That, noch heut steht die griechische Litteratur in ihren Meisterwerken unübertroffen da. Was uns da vor Allem entgegentritt, wenn wir uns hingebend in sie vertiefen, ist ernste Würde, eine ganz eigenthümliche ideale Ruhe, höchste sinnliche Klarheit, plastische Anschauung in den auf hohem Kothurn einherschreitenden Versen, in denen sie die Großheit ihrer Gesinnung, ihre Freiheit und Tüchtigkeit, und ihre Thaten durch Charaktere in großem Stil offenbaren. — Hierauf ruht es, daſs Goethe selbst einmal fordert, Jeder solle auf seine Weise ein Grieche sein, d. h. ihnen an Klarheit der Ansicht, Heiterkeit der Aufnahme, Leichtigkeit der Mittheilung gleichkommen.

Das, was wir alles über das Griechenthum gesagt haben, ist es etwa, was der Dichter in dem klassischen Abschnitte des dritten Aktes im Sinne hatte und zur Darstellung gebracht hat. Um das Ideal der Schönheit zu zeigen, wählt er unter allen griechischen Gestalten die Helena, die schönste der griechischen Frauen; aber nicht jene geschichtliche oder mythologische Helena des Homer, nicht jene „viel gescholtene" des Euripides; denn in einer schuldvollen und bußbedürftigen Helena kann er nicht das Ideal der Poesie versinnbildlichen. Drum ist die Helena im Faust unschuldig und rein. Faust hatte in ihr jenes Ideal schon im ersten Akte erkannt und versuchte, mit Gewalt sie an sich zu reißen. Das konnte nicht gelingen; denn um solch hohes Ideal sich innerlich zu eigen zu machen, dazu bedarf es gründlicher unverdrossener Geistesarbeit. Das hat uns der Homunkulus gezeigt, wozu noch die klassische Walpurgisnacht kommt, welche die Entwicklung und Bildung der Schönheit von ihren rohesten

Anfängen bis zu ihrer hohen Vollendung in der Galatea — bis an die Grenze der homerischen Welt — in den mannigfachsten Bildern vor unsern Augen geschehen lässt. Jetzt, in der Helena, ist das Ziel erreicht. Nun kann der Dichter das Schönheitsideal der Poesie offenbaren. Er wählt dazu die sophokleïsche Darstellungsweise. Mir persönlich wäre freilich Äschylos lieber gewesen; aber Goethe's Griff ist doch ohne Zweifel der glückliche und richtige; denn — Alles in Allem erwogen — gilt doch wohl Sophokles allgemein als der größte griechische Tragiker. Goethe hat nun die ganze Weise des Sophokles so wunderbar getroffen, dass wir meinen könnten, Sophokles selbst habe diese Verse in deutscher Sprache geschrieben. —

Es bedarf's nicht und liegt auch unsrer Aufgabe ganz fern, die einzelnen Scenen des klassischen Abschnittes im dritten Akt zu beschreiben, wie die vom Troerlande rückkehrende Helena, von einem Chor gefangener Trojanerinnen begleitet, von dem Palaste des Menelaos Besitz ergreift, in trüber Erinnerung an das vielfache durch ihren Raub veranlasste Leid; wie sie am Herde des Hauses durch den Anblick eines scheußlichen Weibes, der Phorkyas, in welcher Mephisto steckt, aufs höchste erschreckt ist; wie der Chor schmähend und fluchend der Phorkyas droht, wenn diese feindselig ihrer Herrin begegnen würde; wie Chor und Phorkyas in Wechselreden sich reizen und schelten; wie Helena durch die düstern Bilder, die jene Reden in ihr erweckt haben, schaudernd von bösen Ahnungen erfasst wird; wie sie das vom König befohlene, verzögerte Opfer sogleich darbringen will, wie sie das zu Opfernde vergeblich sucht; wie Phorkyas ihr enthüllt, sie selber sei das Opfer, das durch das Beil fallen solle; wie dann der erschreckte Chor Phorkyas anfleht, auf Rettung zu sinnen, und wie endlich Phorkyas sie ihnen allen verheißt, wenn sie behende Entschlossenheit zeigen würden. — Man muss diese ergreifenden lebenswahren Scenen lesen, um den wiedererstandenen Sophokles bewundern zu können. —

Die Rettung wird dadurch gebracht, dass Phorkyas durch Zaubergewalt die gesammte griechische Schar auf die mittelalterliche Ritterburg des Faust versetzt. Hiermit treten wir in das Gebiet des Romantischen, des zweiten Hauptabschnittes des dritten Aktes, und die Vermählung, die Verschmelzung des Klassischen und Romantischen kann nunmehr vollzogen werden. Wir würden aber, meine ich, nur oberflächlich unsrer Aufgabe entsprechen, wenn wir mit der Thatsache jener Vermählung und mit ihrer Erklärung uns begnügen wollten. Wir müssen vielmehr in die Tiefe, auf den Grund gehen und die Frage thun: Musste denn überhaupt eine Romantik kommen? konnte denn nicht der hellenische Geist weiterhin fortleben und nach und nach die ganze Welt, auch die germanische, erobern

und in seine Sphäre ziehen? warum musste er als solcher, der er war, untergehen?

Blicken wir in die Tiefe, so erkennen wir, dass der Hellenismus einen Mangel, einen Keim des Unterganges in sich trug und dass es noch eine höhere Anschauung giebt als die hellenische. Unbefangene Heiterkeit und Unschuld ist der Grundsatz des griechischen Lebens. Alles das hat aber bei ihnen seine engste Beziehung auf den Staat, weshalb Aristoteles den Menschen ζῶον πολιτικόν nennt. Der Staat ist das allgemeine öffentliche Gewissen. Was das Beste des Staates verlangt, ist Recht; vor dieser größeren Macht verschwindet der Einzelne. Als Grieche hatte jener Athener ganz Recht, der den Namen des Aristides Behufs Verbannung auf einen Scherben gesetzt wissen wollte, weil er sich ärgere, dass er der Gerechte heiße. Der Staat kann einen Einzelnen, der für sich Etwas sein will, nicht dulden. — Obenein tritt noch eine furchtbare Macht feindlich dem Einzelnen gegenüber, das Fatum (ἡ μοῖρα), die Nemesis, der Neid der Gottheit (τὸ θεῖον φθονερόν). Das Schicksal gleicht alle Unterschiede aus und vernichtet die hervorragenden Individualitäten. Je mehr der Mensch sich geltend macht, desto sicherer unterliegt er. Drum wird am furchtbarsten das Verbrechen des Tantalus gestraft. Drum muß Achilles, der edelste Held, so früh sterben, weil er sich am meisten geltend machte. Drum wirft der Glückliche den kostbarsten Ring fort, damit nur die Nemesis nicht über ihn komme. Und trotz alledem war der Grieche nicht empört über das Schicksal, sondern sprach einfach: Es ist so! — Mit kalter Ergebung sah er dem Schicksal entgegen. Wer am weitesten davon entfernt war, die Höhe des Olymps zu erreichen, war der Sicherste. — Am grauenhaftesten spricht sich das Fatum in der Lehre vom Leben nach dem Tode im Hades aus, wie es der elfte Gesang der Odyssee ergreifend schildert. — Sehr charakteristisch ist es auch, dass die griechische Philosophie nicht eigentlich eine Moral hat; denn sie hat es nur mit dem Sein zu thun, nicht mit dem Sollen. Und im Sollen läge für den Griechen schon ein Zwiespalt. An die Stelle der Moral tritt hier die Politik, d. h. die Beschreibung dessen, was dem Staate gut sei.

Höchst merkwürdig ist nun, dass innerhalb des Hellenenthums schon zwei hervorragende Persönlichkeiten über dasselbe hinausweisen. Die eine ist Sokrates, den man wohl nicht mit Unrecht einen Christus vor Christus genannt hat. Er hat das Princip des Gewissens, der berechtigten Subjektivität geltend gemacht, das entschieden ein antihellenisches war. Und an diesem Widerstreit zwischen Gewissen und griechischem Leben musste er nach athenienſischer Anschauung zu Grunde gehen.

Vielleicht erregt es ein wenig Verwunderung, wenn ich neben dem

größten griechischen Weisen als zweite solche Persönlichkeit Herakles, den größten griechischen Heros, nenne. Wie ich aber die Mythe auffasse, welche die Griechen über ihn geschaffen haben, darf ich (mit Andern) in ihr eine Art von messianischer Weissagung auf das Christenthum erkennen. Herkules ist das Ideal griechischer Männlichkeit und Herrlichkeit. Schon in der Mär vom Scheidewege auf dem Kithäron (wie Prodikos so schön erzählt) offenbart er sich als Held, indem er nicht den angenehmen Weg des Genusses, sondern den schweren der Tugend wählt. Er hat also nicht das Schicksal über sich walten lassen, sondern aus freier Entschließung die Tugend gewählt. Er arbeitet dann unter einem Herrn, der weit schlechter als er ist; und in diesen „herkulischen" Arbeiten stößt er den Eigenwillen ganz von sich ab und erhebt sich immer höher zur Tugend. Endlich als die Flamme des selbstgewählten Scheiterhaufens auflodert, fallen Blitze vom Himmel, und der verklärte Held steigt unter dem Rollen des Donners in einer Wolke zum Himmel empor. So zur Unsterblichkeit erhoben, lebt er in ewiger Jugend auf dem Olympos. Durch seine Persönlichkeit hat er sich dem Schicksal entzogen und ist zur Unsterblichkeit gelangt. — In dieser Heldensage ist das griechische Bewusstsein gleichsam an sich selbst irre geworden oder — wollen wir lieber sagen — hier weist es ahnungsvoll über sich hinaus.

Aus diesen Zügen haben wir, wie ich hoffen darf, die Nothwendigkeit erkannt, dass noch ein anderes Princip als das klassische hellenische in den Menschengeist eintreten muss, wenn dieser Befriedigung und Frieden finden soll. Das ist mit einem Worte das Romantische, das in unsrer Dichtung zur Darstellung kommt.[1]

Was ist nun romantisch? Der Ursprung auch dieses Wortes lässt uns hier im Stich. Man nannte anfänglich die Volkssprache so, die sich im Mittelalter aus der altrömischen gebildet hatte; dann auch eine Erzählung in dieser Sprache (Roman). Und weil doch solche Erzählungen, mögen sie nun wirkliche Erlebnisse darstellen und ausschmücken oder freie Erfindungen sein, immer viel Erdichtetes enthalten, so erweiterte sich der

[1] Wir wollen nur ganz kurz die weitere Entwicklung andeuten. Es besteht ein immerwährender Kampf zwischen Fatum und Mensch. Jene finstre despotische Macht vernichtet jedes Individuelle. Aber immer treten wieder neue Individuen auf, die den Kampf aufs Neue beginnen. So entsteht ein Krieg ohne Ruhe, — ohne Ende. Zum Frieden aber kommt es, wenn das Fatum sich in einen persönlichen Geist verwandelt. Das geschieht nun schon im Volke Israel. Hier ist jedoch der Geist der absolute Herr und der Mensch der absolute Knecht. Das Höchste ist es, wenn jener Geist als der persönliche, allmächtige, allweise, allgütige, allgerechte Gott und als Vater erkannt wird, und der Mensch sich ein Kind Gottes weiß.

Begriff, daſs er in Gegenſatz zu der proſaïſchen Wirklichkeit trat. Romantiſch heiſst demnach das Wunderbare, Ahnungsvolle, Phantaſtiſche, das Unendliche, Sehnſuchtsvolle, im guten Sinne das Anmuthsvolle, Reizende, Dichteriſchſchöne, Wunderherrliche, Zauberiſche, aber auch das Wilde, Übernatürliche, Ungewöhnliche, Schauerliche, die Seele Aufregende, Abenteuerliche, Seltſame, Überſpannte, Räthſelhafte, Überſchwängliche, Myſtiſche. Das Gemüthsleben iſt das eigentliche Element der romantiſchen Dichter, ſie ſchildern es mit groſser Zartheit und Süſsigkeit und Innigkeit des Empfindens. Aber dieſe Innerlichkeit durchbricht oft alle Schranken und in ahnungsvollen Tönen haucht ſie ihre wunderſamen Gefühle in die Unendlichkeit hinaus. Heine (romantiſche Schule) ſagt: Wenn wir der romantiſchen Poeſie in die groſsen leidenden Augen ſchauen, ſo umſtrickt ſie uns unverſehens mit ihrem ſcholaſtiſchen Netzwerk und zieht uns hinab in die melancholiſche Tiefe der mittelalterlichen Myſtik. Und ferner: „Wenn uns Homer die Irrfahrten des Odyſſeus ſchildert, ſo bedeuten dieſe nichts Anderes als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeia war. In der romantiſchen Kunſt aber haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine eſoteriſche Bedeutung; ſie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, iſt die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne ſo tröſtlich zuduftet, Das iſt die Dreinigkeit. Gott Vater und Gott Sohn und Gott heiliger Geiſt, die zugleich Eins ausmachen, wie Nuſs, Faſer und Kern dieſelbe Mandel ſind.“ — Solche Anſchauungen waren es, die einſt Goethe — halb im Scherz — zu dem Ausſpruch veranlaſsten, er wolle alles Geſunde klaſſiſch, alles Krankhafte dagegen romantiſch genannt wiſſen. — Als nun — um auch den geſchichtlichen Verlauf kurz zu berühren — ums Jahr 1800 die beiden Schlegel, L. Tieck, Novalis und Andere die romantiſche Schule gründeten mit dem Beſtreben, das Wunderbare und Phantaſtiſche der mittelalterlichen Poeſie neu zu beleben und eine maſsloſe kirchliche und politiſche Reaktion durchzuführen, da ward von den Gegnern Alles, was den Fortſchritt hemmte und den Rückſchritt förderte, mit dem Worte des Romantiſchen bezeichnet, das dadurch einen böſen Nebenbegriff bekam.

Nachdem wir nun das Klaſſiſche und das Romantiſche charakteriſiert haben, wird es erhellen, daſs es nicht bloſs für Goethe von Wichtigkeit war, ſondern für die Welt überhaupt eine Lebensfrage iſt, ob denn das Klaſſiſche und das Romantiſche, der griechiſche und der germaniſche Geiſt ſich immer feindlich gegenüberſtehen und bekämpfen ſollen, oder ob eine Durchdringung, Verſöhnung, Vermählung beider groſsen Geiſtesrichtungen möglich ſei. Goethe hat uns das Letztere gezeigt, nicht bloſs in dem

eigentlichen Gebiete der Poesie, sondern auch in den vorgeführten Personen und in ihrem Handeln.

Auch hier brauchen wir nicht die einzelnen Scenen eingehend zu besprechen; denn deren natürliches Verständnis ist leicht, wir haben es nur mit den Ideen zu thun, die diesen Scenen zu Grunde liegen. Da Helena zu Faust als zu dem Herrn einer mittelalterlichen Burg kommt, so werden diejenigen Seiten der Romantik hervorgehoben, die einem Burgherrn geziemen. Da ist es nun vor Allem der Sinn edler Ritterlichkeit, mit welcher Faust der Helena entgegenkommt. Überall in der Burg steht eine reiche, zum Festempfang befohlene Dienerschaft bereit, eine Schar geschmückter, jungholder Pagen oder Jungherren schreitet ihr entgegen, und Faust selbst in ritterlicher Hofkleidung, eine „wunderswürdige Gestalt" voll erhabenen Anstandes, heißt sie herzlichst willkommen. Hier offenbart sich sogleich ein zweiter charakteristischer Zug der mittelalterlichen Romantik (im Gegensatz zu der alten Welt, der solcher Zug fremd war), nämlich der Dienst und die Huldigung der Frauen, denen der Ritter seine Kraft und sein Sinnen widmet. Aber diese Huldigung darf sich nicht zur Selbstvergessenheit und Pflichtvernachlässigung erniedrigen, wie uns das der Dichter an dem Thurmwächter Lynkeus zeigt, der in romantisch gereimter Liedform seine schrankenlose Verehrung der Helena ausspricht und seine Pflichtversäumnis bekennt. Faust dagegen bewahrt bei aller Huldigung seine edle ritterliche Männlichkeit und Würde.

Ein Glanzpunkt ist es, wie Helena ihre Bewunderung über den jetzt zum ersten Mal gehörten Reimklang der Verse ausspricht (die klassischen Völker kannten ja den Reim nicht) und wie sie Belehrung wünscht.

> Ich wünsche Unterricht, warum die Rede
> des Manns mir seltsam klang, seltsam und freundlich.
> Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
> und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
> ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Faust giebt ihr sogleich praktische Anweisung und Helena lernt alsbald, sich der Reime zu bedienen. Entkleiden wir diesen Zug seiner Symbolik, so wird uns hiermit gesagt: das Klassische verquickt sich mit dem Romantischen. Helena fühlt sich in dem ihr neuen romantischen Kreise glücklich. Das entsprechende Gegenbild hierzu giebt Faust in dem herrlichen Preise des Peloponnes Das will sagen: Das Romantische verquickt sich mit dem Klassischen. Wir sehen somit beide Geistesrichtungen freundlich sich nähern, gegenseitig von einander lernen und allmählich in einander übergehen.

Ein hervorragender Zug ritterlicher Romantik ist endlich auch Muth

und Tapferkeit, um den Besitz zu vertheidigen und edle Frauen gegen jede Unbill zu schützen, und überall für Recht und Unschuld mit Furchtlosigkeit und männlicher Kraft einzutreten. Als nämlich jetzt Menelaos mit seinen Horden feindlich heranrückt, stellt ihnen Faust starke waffenkundige Scharen entgegen, welche nach kurzem Kampfe siegreich heimkehren. — Selbst das Lehnswesen des Mittelalters findet hier seine Berücksichtigung, indem Faust auf Wunsch und Bitte der Helena einzelne Theile des Peloponnes an seine siegreichen Feldherren zu Lehen giebt.

So ist denn Alles für das letzte Ziel angebahnt, das Klassische des Hellenenthums und das Romantische des Germanenthums haben sich breit vor uns entfaltet, und wir konnten ihre gegenseitige Neigung und Annäherung und willige Hingabe beobachten. Das Alles sind Knospen und Blüthen; es fehlt eben nur noch die reife Frucht. Diese bringt uns nun der dritte, der letzte Abschnitt. Dem Sichkennenlernen folgte bei Faust und Helena die Liebe, der Liebe folgte Verlöbnis, der Verlobung folgte Vermählung, der Vermählung folgt die Geburt eines Sprösslings, also eines Kindes, welches das wirkliche, wahrhaftige Erzeugnis des Klassischen und Romantischen ist.

Was wird nun aber der Leser, der meine für Goethe begeisterten Aufsätze in dieser Zeitschrift gelesen hat, denken und sagen, wenn ich mich hier in entschiedenen Widerspruch mit Goethe setze! Aber — — — ich kann nicht anders. Zuvor jedoch noch zwei Bemerkungen. Wenn Goethe jenen Knaben Euphorion genannt hat, so lehnt er sich an die griechische Sage, die von einer Vermählung des Achilles und der Helena auf den Inseln der Seligen und von der Geburt ihres geflügelten Sohnes Euphorion berichtet. Und wenn Goethe selbst gesagt hat, in dem Knaben Lenker des Mummenschanzes stecke schon der spätere Euphorion, so müssen wir das so weit einschränken, dass jener nur die untergeordnete Gattung der Poesie darstellt, wie sie das gesellige und gesellschaftliche Leben belebt und schmückt. Euphorion dagegen kann nur die höchsten und tiefsten Sphären der Poesie versinnbildlichen. —

Das steht doch nun nach unsrer Dichtung und nach unsrer Darstellung über jeden Zweifel fest, dass Euphorion eine ideale Gestalt sein muss. Helena ist das schöne Ideal klassischer Poesie, Faust ist das ritterliche Ideal romantischer Anschauung. Ihr Kind Euphorion kann nur die ideale Verschmelzung des Klassischen und Romantischen darstellen. Wie aber zeigt er sich in dieser ihm gewidmeten Scene? Er ist ein stürmischer Geist, mag nicht am Boden haften, richtig geebnete Bahnen wandeln, sondern den Gemsen gleich auf Schwindelstufen hoch hinauf in die Luft sich schwingen, er hasst begrenzte Enge, mag nicht hinter Wall und Mauern

in fester Burg ausdauern, sondern hält die eherne Brust des Mannes für die beste Schutzwehr, mag nicht zwischen Berg und Wald und Rebenhügeln in langen Friedenstagen sein Leben verträumen, sondern Krieg ist sein Losungswort für die Bahn zum Ruhme, will nicht in feiner, sittiger Weise um Liebe werben, sondern hascht nach schönen Mädchen zu erzwungenem Genusse, drückt widerspenstige Brust und küsst widerstrebenden Mund, kurz er verabscheut jeden Zwang seiner Person, erlaubt sich selbst jede Ausschreitung, gestattet aber Andern nicht gleiche Freiheit.

Nun, alle diese Züge passen ja ganz vortrefflich auf Lord Byron, den, wie wir wissen, Goethe in Euphorion hat darstellen wollen. Goethe hat diesen wunderbar begabten, aber im Grunde immer tief unglücklichen Mann wohl erkannt. Und in der That, Byron war ein edler Charakter, er zeigte Muth für die Befreiung Griechenland's und gewann durch seine Menschenliebe sich die Herzen der Sulioten. Auf der andern Seite aber durchzog innere Zerrissenheit sein ganzes Wesen. Verkehrt erzogen, sittliche Schranken überspringend, fand er für seine riesenhafte Begabung in seinem excentrischen, oft konvulsivischen Stürmen keinen Raum zu geordneter Thätigkeit; sich in revolutionärem Drange loslösend von allem geheiligten Herkommen, verzehrte er sich in quälendem innerem Feuer bis zum Weltschmerz, bis zur Menschenverachtung, ja bis zur Verzweiflung. Goethe sagt von ihm: „Er erzählt selbst, dass sein Vater drei Frauen entführt habe. Da sei Einer einmal ein vernünftiger Sohn." Ein kleiner, aber für sein Wesen charakteristischer Zug. Am Morgen nach seiner Hochzeit erweckt er seine junge Frau dadurch, dass er einen Pistolenschuss über ihrem Bette abfeuert und sich höchlich wundert, dass sie darüber erschrickt und ungehalten ist. —

Was sollen wir nun zu dem Allen sagen? Die Schilderung des Lord Byron im Euphorion ist ja wunderschön, und sein Charakter, seine Dichtungsart, sein ganzes Wesen ist in poetischen Bildern vortrefflich ausgedrückt. Aber ist denn Das der Euphorion, den unsre Dichtung fordert? ist es der richtige Sohn der klassischen Helena und des romantischen Faust? verkörpert sich in ihm die Verschmelzung des griechischen und des germanischen Geistes? Unsre Antwort kann nur lauten: nimmermehr! Weit eher dürfte man Byron ein wildes Extrem der Romantik nennen. Goethe hat ja allerdings Byron sehr hoch geschätzt, hat ihn für ein großes Dichtergenie erklärt und ihm in dem — wohl mit Vorbedacht etwas allgemein gehaltenen — Trauergesange ein herrliches Denkmal gesetzt. Darin liegt aber keine Berechtigung, den unrechten Mann an die unrichtige Stelle zu setzen.

Aber, fragen wir weiter, was sollte denn Goethe thun? Lassen wir die größten und besten unsrer Dichter vor unserm Geiste vorüberziehen,

so eignet sich wohl kein Einziger zu dem Euphorion, wie Goethe ihn brauchte. Am meisten hätte sich wohl Schiller geeignet, und wir würden gewiss dankbarer Freude voll sein, hier aus Goethe's Munde eine Apotheose Schiller's zu haben. Aber selbst Schiller wäre hier nur zum Theil an seinem Platze gewesen. Nun, sagen wir es gerade heraus: Einzig und allein nur Goethe wäre der rechte wahrhaftige Euphorion! Aber seine wirklich große Bescheidenheit verbot ihm, selbst in verschleierter Form sich selbst als Euphorion hinzustellen. So macht denn dies Unterlassen und das Hineinschieben Lord Byron's seinem Charakter alle Ehre. Drum sei und bleibe es fern von uns, Goethe um dieses Euphorions willen herabzusetzen. Was der Dichter Goethe vielleicht in unsern Augen verliert, Das gewinnt der Mensch Goethe in unserm Herzen.

Dass aber Goethe in der That der richtige Euphorion war, bedarf für keinen Goethekenner des Beweises Wie er das Klassische in sein eigen Fleisch und Blut aufgenommen hatte, zeigt der erste Abschnitt unsers dritten Aktes; wie das Romantische, zeigt der zweite. Und wie er beide zu einer vollendeten Einheit in Geist und Herz herausgebildet hatte, Das zeigen tausendfach seine Werke. Ich will gar nicht jene Dichtungen nennen, welche bewusste Nachahmungen des Griechischen sind (wie die Achilleïs). Aber Das möcht ich hier berühren, so unbedeutend es auch scheinen mag, dass Goethe es versteht, in wenigen Worten onomatopoetisch das Wesen eines griechischen Dichters zu charakterisieren. Mir sind die Zeilen immer wunderbar schön erschienen, in denen er die olympischen Wagenwettkämpfe und die Pindarischen Siegeshymnen schildert (in Wanderers Sturmlied):

> Wenn die Räder rasselten,
> Rad um Rad rasch ums Ziel weg,
> hoch flog
> siegdurchglühter
> Jünglinge Peitschenknall,
> und sich Staub wälzt',
> wie vom Gebirg herab
> Kieselwetter ins Thal,
> Glühte deine Seel Gefahren, Pindar,
> Muth.

Von ähnlicher Schönheit sind auch die vorangehenden Verse, in denen er das Wesen der Dichtungen Anakreon's und Theokrit's nachahmend schildert. — Als Beispiel dieses Geistes nenne ich das herrliche Gedicht „Meine Göttin", in welchem griechischer und germanischer Geist sich völlig durchdrungen haben. — Noch tiefer erkennen wir den deutschen Griechen in „Hermann und Dorothea", wo der in Deutschland wiedererstandene Homer und Theokrit in seliger Ruhe den „Sieg des epischen Friedens"

feiert. — Und nun die Krone von Allem: die Iphigenie, diese echte edle Griechin mit dem weichen deutschen Sehnsuchtshauch und der heiligen Wahrhaftigkeit. Mir däucht es zu gering, wenn ich um dieses Werkes willen Goethe den deutschen Sophokles nennen sollte. Ich will lieber gestehen, dass ich einfach in meinem „Faust" in die Überschrift des dritten Aktes als Verfasser den Namen Wolfgang Apollo eingeschrieben habe. —

Drei Weltalter sehen wir in unsrer Dichtung vor uns vorüberziehen: das klassische, das mittelalterliche und das moderne. Das Klassische hatte sich überlebt, und aus seiner letzten Zeit im römischen Kaiserthum weht uns ein Modergeruch entgegen. Dann brachten germanische Völker neues Leben und Streben in die Welt; aber die Zeit versank allmählich in geistige Barbarei. Erzählt doch Petrarka, dass es ihm viele Mühe gekostet habe, in der Stadt Lüttich ein wenig Tinte aufzutreiben und, als er sie endlich erhalten habe, sei sie ganz safrangelb gewesen. Als aber vor und nach 1500 das klassische Alterthum mit seinen geistigen Schätzen — man möchte sagen — neu entdeckt und erforscht und (öfter übertrieben) nachgeahmt wurde, (eine Zeit, die man wohl in Überschätzung: die Wiederherstellung der Wissenschaften genannt hat), da hub durch die neu eröffnete Welt eine neue Zeit des Ringens und Gärens an, mit der Aufgabe, die widerstrebenden Elemente beider Anschauungen zu versöhnen und zu einer höheren Einheit herauszubilden. Das ist auch noch heut unsre große Aufgabe. Wir sind ja so glücklich, sagen zu können, dass sie schon oft meisterhaft gelöst ist, schon von Schiller, nicht bloß in der Braut von Messina, sondern mehr noch im Wallenstein, und in vollendeter, unübertrefflicher Weise ist sie gelöst von unserm Wolfgang Apollo!

Die Gehilfin.

Berliner Roman in 3 Büchern von Paul Lindau.

(National-Ztg. 47, 492 ff.)

Hundert sprachliche Bemerkungen.

I. Kapitel: 1. „Es machte auf Eugenie fast den Eindruck, als ob die beiden Freundinnen die Rollen vertauscht hätten, als hätte sie die ihre philosophische Milde an die junge Frau abgetreten und von ihr die abgestreifte Unfreundlichkeit übernommen."

In dem Zusammenhang des Ganzen wird allerdings der Leser sich wohl sagen, dass die eine der „beiden Freundinnen" Eugenie selbst sei, aber klarer, deutlicher und natürlicher würde nach meiner Ansicht der Anfang des Satzes doch wohl lauten: „Es machte auf Eugenien fast den

Eindruck, als ob sie und ihre Freundin die Rollen getauscht hätten." Im Vorübergehen möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daſs der gewandte und feinsinnige Schriftsteller für eine gefällige Abwechslung gesorgt hat, indem er auf den mit „als ob" eingeleiteten Satz (in welchem das Hilfszeitwort „hätten" am Schluſs steht) den gleichlautenden mit bloßem als*(unter Weglassung des ob) hat folgen lassen, worin das Hilfszeitwort „hätte" unmittelbar hinter das „als" zu stehen kommt, s. Hauptschwier. S. 34b/5b Nr. 2.

2. „Wenn er die Beiden . . . gemüthlich mitsammen plaudern sah," vgl. mein Wörterb. III S. 849c. Üblicher hieße es hier wohl: „miteinander" — oder zusammen, s. unter Nr. 7.

3. „Sie besaß offenbar nicht die geringste Eitelkeit. Das fühlte Verwitz instinktiv. Er war nicht im Stande, ihr über ihr Äußeres, über ihre Erscheinung das armseligste, das billigste Kompliment zu machen."

Es giebt Schriftsteller, die für Fremdwörter im Deutschen förmlich schwärmen und solche, als ob sie dadurch nicht eine Mißachtung unserer so reichen und bildsamen Muttersprache, sondern eine feinere und höhere Bildung an den Tag legten, selbst da mit Vorliebe anwenden, wo der deutsche Sprachschatz bei einigem Nachdenken ihnen guten, vollgültigen und üblichen Ersatz bieten würde. Lindau gehört nicht zu diesen Schriftstellern, die wähnen, die deutsche Sprache durch Einflicken unnöthiger fremder Bestandtheile aufputzen zu können oder gar zu müssen. Im Gegentheil! er befleißigt sich im Allgemeinen einer möglichst ungemischten und rein deutschen Sprache und, wenn er (wie hier) Fremdwörter nicht verschmäht, so verfährt er dabei nach den Grundsätzen, die ich in meinen „Deutschen Sprachbriefen" (11. Aufl. Nr. 9 S. 19 ff.) ausgesprochen habe. Um der Sache willen glaube ich hier daraus das Folgende wiederholen zu sollen.

Dort heißt es also:

Im Gegensatz zu den in ihrem Übereifer unverständigen Sprachreinigern hat schon der bedächtige Leibniz die Nothwendigkeit anerkannt, „gewisse noch gleichsam zwischen Deutsch und Fremd hin und her flatternde Wörter ein für allemal für deutsch zu erklären ꝛc." und, nachdem ich ausgeführt, in welchem Umfange wir Deutschen fremdländische Bezeichnungen beizubehalten haben, wie solche in den entsprechenden Fällen z. B. auch die über die Gleichartigkeit und Reinheit ihrer Sprache so eifersüchtig wachenden Franzosen in ihrer Muttersprache beibehalten, — fahre ich dort fort:

In dem angegebenen Umfange werden meines Erachtens bedächtige,

von engherziger und dumpfgeistiger Beschränktheit sich frei erhaltende Freunde der Sprachreinheit fremdher stammende und fremde Wörter als berechtigt in der deutschen Sprache anerkennen; aber auch außerhalb dieser Begrenzung wird man noch gar manches von einem feineren Ohr als störende und fremdartige Entstellung der reinen Sprache empfundene Fremdwort einstweilen dulden müssen und an der gehörigen Stelle* mit dem vollen Bewusstsein, warum man es thut, es selbst verwenden. Es ist eben nicht möglich, das seit Jahrhunderten auf dem Felde der deutschen Sprache wuchernde, theilweise sogar gehegte und gepflegte Unkraut mit einem Mal auszugäten und die dadurch entstandenen Lücken sofort mit guten heimischen Anpflanzungen genügend und vollständig auszufüllen. Der eben so bedächtige wie feinfühlige Lessing, dieser große Meister des deutschen Stils, der uns Allen auch in der sorgfältigen und liebevollen Pflege und dem verständnisvollen An- und Ausbau der Sprache als glänzendstes Musterbild voranleuchtet, hatte sich bekanntlich zu eigenem Gebrauch eine Sammlung von guten, aber wenig üblichen Ausdrücken angelegt, die ihm zur Ausfüllung irgend einer Lücke geeignet schienen und von denen er dann auch manche durch den Gebrauch in seinen Schriften in Umlauf gesetzt. In diesem Verzeichnis finden wir dann z. B. die hergehörige sehr beachtens- und beherzigenswerthe Bemerkung, dass er in seiner „Emilia Galotti" an einer Stelle statt Kopie hätte Abbild setzen können, „wenn es im Dramatischen nicht mehr darauf ankäme, der Person eher angemessene als gute Worte in den Mund zu legen." — Vgl. auch in meinem „Deutschen Stilmusterbuch" S. 277 zu dem von J. J. Engel in seinem „Tobias Witt" gebrauchten Ausdruck: „der Stadtpoete" die Bemerkung: „für die Sittenschilderung passender und die zu schildernde Zeit bezeichnender als ein gut deutscher Ausdruck (wie etwa: der städtische Gelegenheitsdichter)" und weiter eben da (S. 302 ff.) den nicht genug zu empfehlenden und zu beherzigenden Aufsatz „Nationalehre" aus Engel's „Fürstenspiegel".

Nach dieser längern Abschweifung komme ich auf die beiden hervorgehobenen (wie ich zugebe, durchaus noch gäng und geben) Fremdwörter in der Stelle aus Lindau's Roman zurück. Ich kann und will sie hier nicht tadeln, aber ich bemerke doch, dass Lindau sie wohl hätte vermeiden können, ohne gegen das heute Übliche zu verstoßen wenn er etwa geschrieben hätte: „Das fühlte B. unbewusst. Er war nicht im Stande, ihr über ihr Äußeres . . die armseligste, billigste Artigkeit zu sagen."

4. „Er war ihr offenbar vollkommen gleichgültig. Obgleich Das das ganz Natürliche war, verdross es ihn doch." Vielleicht hätte der Schriftsteller hier mit Rücksicht auf den Wohllaut das erste Das durch Dies ersetzen können oder sollen, obgleich zwei unmittelbar auf ein-der

folgende Das (oder dass das ꝛc.) für ein deutsches Ohr nicht geradezu misslautend sind und sich auch nicht immer leicht vermeiden lassen. Ich habe — ehrlich gestanden — mit meiner Bemerkung auch eigentlich nicht grade Lindau treffen wollen, sondern minder feinhörige Schriftsteller als ihn, die auch vor dreimaligen das unmittelbar hinter einander nicht zurückschrecken und also z. B. auch vorkommenden Falls vielleicht schreiben würden: „Obgleich er einsah, dass Das das ganz Natürliche war, verdross es ihn doch." (vgl. Hauptschwier. S. 76a Nr. 3.)

II. Kap.: 5. „Gesellschaftlich feiert er eigentlich größere Triumphe denn als Künstler." Vgl. Hauptschwier. S. 308/9 unter dem Titelkopf: „Vergleichendes als und wie" Nr. 4g wo ich für dies „denn als" Belege aus Goethe, Immermann, Gottfr. Keller, Lessing, Rob. Prutz, Karl Vogt gegeben. Ich habe die Stelle aus Lindau hier nur hinzugefügt, weil Wustmann in seinen allerhand Sprachdummheiten S. 279 für das auch ohne den Zusammenstoß mit einem als heute noch in der gehobenen Sprache durchaus nicht veraltete denn (s. unten Nr. 39 und a. a. O. die Belege dafür aus guten und mustergültigen Schriftstellern in Nr. 4f) gesetzt wissen will, mit der Behauptung („Begründung" kann ich nicht sagen): „Die lebendige Sprache setzt unbefangen ein doppeltes als". Wenn ich dagegen a. a. O. als „unerträglich hart" Sätze bezeichnet habe, wie den folgenden aus Oken's Naturgeschichte: „Die ganze Haut ist als nichts Anderes zu betrachten als als eine Lage von Nervenwärzchen", so überlasse ich getrost den „unbefangenen", nicht ganz harthörigen Lesern die Wahl zwischen denn als oder dem als als, s. u. Nr. 31.

6. „Ein sehr hübscher Mensch . . . mit krausem blondem Haar und dünnem blondem Vollbart," richtig mit gleichmäßiger Endung em für die beiden auf einander folgenden männlichen oder sächlichen Eigenschaftswörter im Dativ der Einzahl, vgl. Nr. 13, s. darüber Hauptschwier. S. 97a Nr. 10 und in der Zeitschr. die Inhaltsverzeichnisse aller Jahrgänge.

III. Kap.: 7. „Sie standen mit einander auf gutem Fuße, aber von einer innigeren und herzlicheren Freundschaft war nicht die Rede. Wenn sie zusammenkamen, schüttelten sie sich die Hand und verkehrten gemüthlich mitsammen" Sp. 498 [üblicher: mit einander oder zusammen] s. o. Nr. 2.

8. „Bei Donnsdorf war gestern großes Lämmerhüpfen, ein Rudel von jungen Mädchen, die alle unter die Haube kommen wollen ꝛc." — spöttische Bezeichnung für „Ball, Tanzvergnügen für junge Mädchen."

9. „Die arme kleine Frida Donnsdorf . . ., ein kümmerliches, spilleriges Ding, mit Armen, wie Trommelstöcke," s. mein Wörterb. III S. 1142a.

10. „Unter all diesen körperlichen, geistigen und seelischen Verkümmertheiten nahm sich Fräulein Eugenie aus wie ein Schwan unter Krähen“ — in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 325 a nachzutragen, wo allerdings Verkümmertheit aufgeführt ist = das Verkümmertsein, aber nicht in der Bedeutung und Anwendung (in der Mehrzahl) wie hier = ein verkümmertes Wesen, solche Person.

11. „Er stand ihr gegenüber wiederum unter dem seltsamen Banne einer ihm unerklärlichen erkaltenden und lähmenden Gewalt“ Sp. 500, statt des richtigeren erkältenden mit dem Umlaut, s. dazu, was ich in meinem Wörterb. I S. 855–856 a und Ergänz.-Wörterb. S. 292 a über die Unterscheidung des intransitiven kalten und des faktitiven kälten (= kalten machen) und der häufigeren Zusammensetzungen ausgeführt und belegt habe. Ich wäre fast geneigt, hier einen — der in der Nat.-Ztg. nicht seltenen Druckfehler anzunehmen, wenn ich nicht in meinem Wörterb. unter erkalten in Nr. 2 für die umlautlose Form statt der umgelauteten Belege gegeben hätte, die ich hier zu wiederholen für angemessen erachte: Es heißt dort:

„². tr. und refl. statt erkälten: Eine Freundschaft, die sich nie erkaltet hat. Ense Denkw. 1, 433. Ihr stilles Leiden steigerte und erkaltete abwechselnd seine Liebe. Fanny Lewald Pr. Louis Ferdinand 1, 64. Dass erst der Tod das Herz des Geliebten erkaltet. Rob. Prutz Musikantenthurm 246“ —,

woran sich in dem Ergänz.-Wörterb. dann noch 3 weitere Belege und nun noch der obige von Lindau schließen, s. auch in diesem Hefte der Zeitschr. S. 391 Nr. 10.

IV. Kap.: 12. „Seltsam . . ., dass ein Mädchen, wie sie, sich von der gefälligen Oberflächlichkeit des guten Viktor hatte bestechen lassen können. Ja, er war ein sehr hübscher Mensch. Er war gewiss auch talentvoll. Die dummen kleinen Gänschen sperrten den Schnabel auf und sahen mit schwärmerischen Blicken zu ihm empor, wenn er neben dem Flügel stand und seine schmachtenden Romanzen flötete. Dass aber auch Eugenie die billigen Künste dieses Salonrattenfängers nicht durchschaut hatte, Das nahm ihn Wunder.“ Nr. 502, vgl. mein Wörterb. I S. 410, wo ich gesagt habe: „Rattenfänger: 1. vgl. Kammerjäger: Der Rattenfänger von Hameln, nach bekannter Sage, auch Kinder sich nachlockend, vgl. Goethe 1, 160 ff.: „Ich bin der wohlbekannte Sänger, | der vielgereiste Rattenfänger . . . Mitunter auch ein Kinderfänger . . . Gelegentlich ein Mädchenfänger!“ Daher: Vermaledeiter Rattenfänger! 11, 162 [Valentin im Faust 1] zu Einem, der durch sein Citherspiel ein Mädchen verlocken will ꝛc.“ — und für die weitere Zusammensetzung: Salonrattenfänger s. Büchmann Geflüg. Worte 16. Aufl. S. 166, wo es heißt:

„Später nannte ein Kritiker der ‚Nachträge zu den Reisebildern (1831)' im ‚Konversationsblatt' Heinrich Heine einen ‚Salondemagogen' (s. Ges. W. XX, 225. 1876), woraus dann das harmlosere Witzwort ‚Salontiroler' entsprungen sein mag, was [das] Berthold Auerbach in seinem Roman ‚Auf der Höhe' gebraucht und das von Defregger zum Titel und Inhalt eines Gemäldes (Berliner Nationalgalerie) auserkoren ward, nur dafs dort nicht das Waldkind im Salon, sondern der Salonmensch unter den Wäldlern die komische Figur spielt."

13. „Eine Anzeige in großem Umschlag von besonders schönem, mattgelbem englischem Papier ꝛc." s. Nr. 6.

14. „Also werfen Sie bei den Herrschaften zwei Karten von mir ab" Nr. 504, in den für Aufnahme der Besuchskarten ꝛc. bestimmten Kasten, ähnlich, wie man durch die Post zu befördernde Sachen in den öffentlichen (oder Post-) Briefkasten wirft.

V. Kap.: 15. „Bis zur Stunde habe ich nicht die Ehre, dein Fräulein Braut zu kennen," vgl. daneben: deine Fräulein Braut, s. Hauptschwier. S. 157a/b unter „Fügung nach dem Sinn" Nr. 1 f und mein Wörterb. I S. 488a s. u. Nr. 24.

16. „Wir haben ja die Sache zu Dutzenden Malen besprochen." Nr. 506, wofür es richtig heißen müfste: zu Dutzenden von Malen oder (minder üblich) zu Dutzendmalen, vgl. auch: manch oder viel Dutzendmal ꝛc., s. Hauptschwier. S. 243a, mein Wörterb. II. S. 213.

17. „‚Aber erlaube!' rief Viktor . . . ‚Zwischen einer Vermählung und einem Selbstmord — ich denke, du wirst selbst einen gewissen Unterschied gelten lassen.' — ‚Aber natürlich! ich wählte das Bild nur, um ꝛc.'" — wo das zweite hervorgehobene aber (entsprechend dem französischen mais) im Deutschen hätte wegbleiben können, s. hierüber Zeitschr. II S. 259 u. ä. (s. die Inhaltsverzeichnisse der folgenden Jahrgänge).

VI. Kap.: 18. „Der älteste dieser Söhne starb in ganz jungen Jahren noch bei Lebzeiten des Vaters; auch der zweite, Leberecht, sollte den Vater, der im Jahre 1805 die Augen schlofs, nur um wenige Monate überleben." Das hervorgehobene, eine Gleichheit bezeichnende auch ist — streng genommen — nicht ganz zutreffend, da der zweite Sohn nicht, wie der erste, schon bei Lebzeiten des Vaters gestorben; doch ist es als eine Art Fügung nach dem Sinne zu rechtfertigen, in so fern dem Schriftsteller der Gedanke vorgeschwebt: die beiden ältesten Söhne konnten, einer wie der andere, das Geschäft nicht fortführen, da der älteste schon bei Lebzeiten des Vaters gestorben und auch der zweite den Vater nur um wenige Monate überlebte; doch dürfte ein bloßes und statt des auch wohl den Vorzug verdienen.

VII. Kap.: 19. „Hennern verdoppelte seine Aufmerksamkeiten und machte nach Verlauf von einigen Tagen ganz diskrete und vorsichtige Andeutungen seiner wahren Absichten. Sie schienen indessen kaum richtig verstanden worden zu sein; denn er bemerkte nur in dem Benehmen der Beiden eine gewisse, allerdings kaum erkennbare Zurückhaltung, für die er bei seiner Eitelkeit nur dann eine Erklärung hätte finden können, wenn man an der Lauterkeit seiner Absichten hätte zweifeln dürfen." Täusche ich mich nicht, so wäre es dem auszudrückenden Gedanken gemäßer, wenn statt des hervorgehobenen Konjunktivs des Plusquamperfekts der Indikativ des Imperfekts gesetzt wäre, also: „für die er bei seiner Eitelkeit nur dann eine Erklärung finden konnte, wenn ꝛc." Ich verkenne dabei nicht, dass sich auch die gewählte Zeitform rechtfertigen lässt.

20. „Er [Hennern] sprach, als er mit seinem Socius im Herbst in Berlin wieder zusammentraf, mit Donnsdorf über die Sache [dass er dessen Tochter heirathen wolle]. Er war ganz verwundert, als der Vetter nicht sofort mit beiden Händen zugriff; und als er Tages darauf einen langen Brief von Donnsdorf erhielt, in dem ihm Frida's Vater in höflichster Form mittheilte, dass er sich einstweilen noch nicht entschließen könne, sich von seinem Kinde zu trennen ꝛc." Der Satz ist durchaus klar und übersichtlich, und Lindau vermeidet auch glücklich durch die abwechselnden Bezeichnungen für ein und dieselbe Person statt der nicht immer ganz klaren und unzweideutigen persönlichen Fürwörter der dritten Person die sonst durch diese nur zu leicht sich einstellende Möglichkeit von Missdeutungen (vgl. meine Hauptschwier. S. 353b ff. unter dem Titelkopf: Zweideutigkeit 1d); aber der Leser des Romans, der aus dem Vorhergehenden weiß, dass Donnsdorf Hennern's Socius und Vetter und zugleich Frida's Vater ist, „fühlt" in den abwechselnden Bezeichnungen für die eine Person vielleicht ein wenig zu sehr „Absicht", die, wenn auch nicht gradezu „verstimmt", doch ein wenig stört. Danach dürfte eine kürzere Fassung mit mäßigerer Anwendung der abwechselnden Bezeichnungen den Vorzug verdienen, also etwa:

„Er sprach mit seinem Socius, als er mit diesem im Herbst in Berlin wieder zusammentraf, über die Sache. Er war ganz verwundert, dass der Vetter nicht sofort mit beiden Händen zugriff; und, als er Tags darauf einen langen Brief erhielt, in welchem ihn Frida's Vater in höflichster Form mittheilte, dass ꝛc."

Ich glaube kaum, dass der Leser hier das Weggelassene vermissen wird.

21. „Sie bemerkte, dass, was sie zuerst geblendet hatte, doch nur Rauschgold sei" —, vgl. zu diesem glücklich gewählten Bilde z. B. in meinem Wörterb. II S. 608b die Stelle aus Kinkel's Erzählungen:

„Das knattrige Rauschgold macht sich eben so wohl wie das Edelmetall geltend.“

22. „Von dem armen reichen Mädchen,“ d. h. von dem trotz ihres Geldreichthums bemitleidenswerten, weil von der Natur kärglich und stiefmütterlich ausgestatteten Mädchen, vgl. in meinem Wörterb. I S. 44c, wo es unter arm heißt: „Oft als Oxymoron in Verbindung mit dem Gegensatz“ und dazu dort die Belege.

23. „Wie die ungelenke reizlose kleine Frida . . . sich immer fester in dem von dem geschickten Vogelsteller gelegten Garn verstrickte“ — durchaus sprachrichtig; aber vielleicht stimmen die Leser doch der Bemerkung zu, dass es wohlklingender lauten würde: „Wie . . . Frida sich immer fester in das von dem geschickten Vogelsteller gelegte Garn verstrickte“ (s. mein Wörterb. III S. 1244a über verstricken mit in und dem Dat. oder dem Accusativ) oder sonst: „in dem Garn verstrickte, das ihr der schlaue Vogelsteller gelegt hatte“, wobei ich das Eigenschaftswort geschickt durch schlau ersetzt habe, um den in der ungebundenen Rede störenden Reim zu verstrickte zu vermeiden.

24. „Und ich habe das Vergnügen, mein großes Fräulein Tochter, an deren Anblick ich mich nun seit 24 Jahren erfreue, noch Gott weiß wie lange bei mir zu haben,“ — wo durchaus sprachrichtig die vor dem sächlichen Hauptwort Fräulein stehenden Bestimmungswörter im sächlichen Geschlecht stehen, während das zu dem dahinter stehenden weiblichen Tochter gehörende bezügliche Fürwort weiblichen Geschlechts ist, s. o. Nr. 15.

25. „Den nahezu sechzigjährigen unförmig dicken Gatten,“ vgl. mein Wörterb. I S. 481a, wo ich für unförmig Belege aus Heinr. v. Kleist und Theod. Mügge gegeben habe, doch mit der hinzugefügten Bemerkung: „gewöhnlich unförmlich“.

26. „Er benutzte die erste Gelegenheit, um sich dem schlüpfrigen Boden, auf den ihn Agnes gehänselt hatte, zu entziehen.“ Über hänseln s. mein Wörterb. I S. 692c und Ergänz.-Wörterb. S. 257c. Die dort für das Transitiv angegebene Bedeutung aufziehen (zum Besten haben, narren, foppen 2c.), s. u. Nr. 37: Hänseleien und Schraubereien, passt aber nicht für den Satz von Lindau, wo es vielmehr den Sinn von verlocken 2c. hat, und darum habe ich den Satz hier angeführt.

27. „Auch Eugenie schreckte vor dem Gedanken, mit Hennern für nun und alle Zeiten verbunden zu werden, nicht mehr zurück“ — schreckte (statt des eigentlich sprachrichtigen schrak) zurück ist in dem heutigen Sprachgebrauch fast das Üblichere (s. Hauptschwier. S. 249b; mein Wörterb. III S. 1007c; Zeitschr. S. 313 und 391 Nr. 10 und die

Inhaltsverzeichnisse der früheren Jahrgänge, doch sollten meiner Ansicht nach maßgebende Schriftsteller dahin zu wirken suchen, dass für das intransitive schrecken und dessen Zusammensetzungen die richtige starke Form nicht außer Gebrauch komme. — Statt „für nun" hieße es üblicher wohl: für jetzt.

28. „Sie blickte auf die weißgescheuerten Dielen mit den merkwürdigen Linien der durchsägten Äste," — vgl. in meinem Wörterb. I 51c, wo unter Ast in Nr. 5 die hier geltende Bedeutung angegeben ist: „Stelle im Holz, wo ein Ast gesessen: Ein Brett voller Äste &c."

X. Kap.: 29. „Als sich bei der hereinbrechenden Dämmerung die Gesellschaft zum Aufbruch rüstete, trat Hennern an Eugenie heran" Nr. 522 f. den Aufsatz: heran- oder hinantreten hier in der Zeitschrift S. 254 ff.

30. „‚Nicht wahr, Herzi?' . . . ‚Herzi' pflegte Viktor Frida jetzt zu nennen. Er hatte nach langem Suchen keinen andern Kosenamen ersinnen können. Und ‚Herzi' erregte Frida's und Papa Donndorf's Wohlgefallen" ebd., s. Herz als „liebkosende Bezeichnung geliebter Personen", verkleinert Herzchen mein Wörterb. I S. 751, plattdeutsch, besonders in Meklenburg: Herzing, dem sich hier das Herzi anschließt.

31. „Es wäre eine unwürdige Komödianterei und Selbsttäuschung, wenn wir für den Augenblick die Verbindung, die ich mit Ihnen anstrebe, anders denn als eine sogenannte Vernunftheirath bezeichnen wollten." (Nr. 524), nicht: anders als als, s. o. Nr. 5.

32. „Es liegt mir unendlich fern, Sie um eine Entscheidung zu drängen." Die durchaus untadelhafte Verbindung: „Jemand um Etwas drängen" (vgl.: dringend bitten, ersuchen &c.) ist, wie bei Grimm auch in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. nicht aufgeführt, weshalb ich sie hier nachtrage, vgl. (als vielleicht etwas gewöhnlicher): auf eine Entscheidung bei Ihnen zu drängen. Nicht ganz gleich ist die Verbindung: Jemand zu Etwas (zu einer Entscheidung) drängen.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe's Hochzeitlied.

Von Richard Andrä.

Die vielen festlichen Gelegenheiten des menschlichen Lebens wollen des dichterischen Schmuckes nicht ermangeln. Ihre Fruchtbarkeit ist keineswegs gering, aber nach allen Richtungen ausgeschöpft; Gedanken und Empfindungen, die ihnen zu Grunde liegen, sind — sie mögen ewig wahr bleiben — ohne Rettung der Langweiligkeit verfallen. Darum greift der Gelegenheitsdichter, und namentlich der, unter seiner Pflicht seufzende

Verfasser von Hochzeitskarmen, deren traurige Notwendigkeit auch der beste Mensch nicht in Abrede zu stellen vermag, nach den Blümchen, die am Wege wachsen, nach den, ihm und dem Gefeierten persönlich nahe liegenden, oft sehr kleinlichen Umständen. Es ist bitter, wie unter dem Vortrage dann das ästhetische Gefühl des feinsinnigen Zuhörers ängstlicher zittert, als der Vortragende selbst um seinen Erfolg. Von Leistungen dieses Sinnes und Zweckes ist das Goethische Gedicht, das schlechthin „Hochzeitlied" betitelt ist, so weit entfernt, wie seine erste Überschrift von der uns bekannten. Es hieß Anfangs und könnte noch so heißen: „Der Graf und die Zwerge." Unter diesem Namen ging es zuerst in die treuen Hüterhände seines Komponisten Zelter, so finden wir es noch erwähnt in dem Aufsatz: „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort" (Hempel XXVII, 351, geschrieben 1823). Die ursprüngliche Bezeichnung trifft mehr den Kern der Sache, bedeutet uns, von vorn herein, daſs wir eine Sage, ein Märchen erwarten sollen, die spätere, vielleicht eine Erfindung Zelter's, deutet auf die Schale, die den Kern umgiebt, auf die fröhliche Form des Liedes, seinen Schwung und seine Musik.

„Der Graf und die Zwerge" lagen dem Dichter, man weiß nicht, wie lange schon im Sinne. Am Anfang des oben erwähnten Aufsatzes schildert Goethe, wie er solche Motive „oft 40 bis 50 Jahre lebendig im Innern erhielt." „Mir schien der schönste Besitz, solche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehn, da sie sich dann zwar immer umgestalteten, doch, ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften." Es ist bekannt, wie Goethe sein ganzes Leben, doch sicherlich im Anfang seiner dichterischen Entfaltung mit reinerem Verständnis für die Bedeutung des Märchens diesem sein Herz zuwandte. In der Melusine erzählte er bereits den Sesenheimern, wie sein Begleiter Weyland ausdrücklich berichtet, jene Zwergenepisode, die für den Inhalt unseres Gedichtes nicht wenig Anklänge enthält, wir finden dort den wesentlichen Wendepunkt in dem Verlaufe aller Zwergensagen, das (verhängnisvolle) glück- oder unglückbringende Lauschen neugieriger Menschen. Mit diesem Wendepunkt sind sie auch dem Dichter zu Gehör gekommen, aber an welchem Orte? Wo Zwerge, sind auch Berge, könnte man sagen; Zwerge gehen nicht wenig um in den Sagen der Schweiz, Thüringen's und im Harze; aber nirgends sind sie so heimisch und erfüllen so ausschließlich die Phantasie des Volkes, wie in den schönen Bergen und Geländen Sachsen's und der Lausitz. Dort giebt es noch Schlösser und Ruinen, oder Flecken, wo solche gestanden haben; tiefe, enge Höhlungen; Schneiderlöcher, Schäferlöcher und Wolfsschluchten schneiden in die senkrechten Wände von Sandstein. Einzelne Vertiefungen heißen geradezu

Querxlöcher, nach der Art wie die mitteldeutsche Zunge das „Zw“ sich bequemer gemacht hat. Das ausgewaschne Gestein formt sich zu wunderlichen Gebilden. Dort muss auch Goethe, vielleicht schon von seinem Wirth und Schuster, in Dresden, das Märchen aufgefischt haben. Man ist den Spuren nachgegangen. Wir haben „Deutsche Sagen“, herausgegeben von den Brüdern Grimm, 1816, darin eine Erzählung, wie es heißt, mündlich aus Sachsen: „Des kleinen Volkes Hochzeitfest.“ Sie stimmt bis auf den Kreuzritter Goethe's und die Prophezeiung am Schluss, die Goethe nicht hat, mit der Fabel des Gedichtes im Wesentlichen überein. Der Anfangssituation im Hochzeitslied steht die Fassung, wie sie Götzinger gehört haben will, so viel näher, wie sie sich am Ende von Goethe entfernt. Auch Büsching's „Wöchentliche Nachrichten“ (Breslau, 1816) beschäftigen sich eifrig mit den Sagen des kleinen Volkes; wichtig für uns ist Stück V (Seite 72) und der Aufsatz: „Die Querkse, nach Sagen der Oberlausitz.“ Es ist nicht möglich, festzustellen, ob der Dichter die hier erwähnte Geschichte von der Wöchnerin, vor deren Augen die Zwerge feiern, ob er jene genannten Fassungen als Vorlage benutzt habe. Als Vorlage, können wir sagen, keine, als Material vielleicht alle und mehr. Büsching lokalisiert die Sage bestimmt, knüpft sie an die Gegend um Zittau, Grimm nennt den Grafen von Eilenburg; so suchen ja alle Sagen dem Glauben der Menschen sich leichter einzuschmeicheln; Goethe zeigt nicht in diesem Gedicht allein, sondern überhaupt im Gegensatz zu einem Schiller etwa oder Uhland eine merkwürdige Scheu, seine Gestalten aus den Luftreich der Sage auf festen Boden zu verpflanzen. Seine Grafen, Könige und Sänger sind sämmtlich, seine Schlösser meistens namenlos. Goethe bricht die Erzählung mit dem Verschwinden der Zwerge ab, während die eigentliche Sage von hier ab erst recht geschäftig weiterspinnt, die Bedingungen und Verheißungen der Zwerge umständlich erzählt, und wie unter diesen Bedingungen dem Geschlechte erst Glück, dann Unheil erwachsen sei. Spielt Goethe etwa nur mit der Begebenheit? Nein, er will sie nicht abschließen, er braucht es nicht zu thun, die ihm ganz eigenthümliche Einkleidung verlangt, dass er es nicht thue. Der Sänger trägt das Erlebnis des Ahnen auf dem Hochzeitsfeste des Enkels vor, die freundlichen Mächte haben sich bis dahin dem Geschlechte treu erwiesen. Das gegenwärtige Fest soll eben so heiter ausklingen wie die Hochzeit der Zwerge und soll seinen Segen bringen, wie dieses. Damit wären die deutlichsten Eigenthümlichkeiten der dichterischen Umformung herausgehoben bis auf eine, die wesentlichste, die den einfachsten Stoff den kunstvollsten Gebilden zur Seite stellt; nämlich die äußere Gestaltung, durch welche „der Graf und die Zwerge“ wahrhaft zu einem „Hochzeitliede“ werden. Dieser widmen

wir den zweiten Theil unser Untersuchung. Bis dahin war die Zeit der Abfassung ziemlich belanglos, so bald es sich aber um Goethische Formen handelt, Formen, an denen die Zeit beständig bildend wirkte, ist die Frage, wann sein Werk entstanden, die nächste. Als im Jahre 1802 mit Zelter, dem verdienten Kapellmeister der Berliner Liedertafel, ein Singen und Klingen in das Haus am Marktplatz zu Weimar einzog, da regten sich die Zwerge wieder, die, wie wir sahen, lange in den Schächten der Dichterbrust gewartet hatten. Vorher schon durch Briefwechsel verbunden, reichten sich hier zwei Freunde die Hand und ersetzten, jeder dem andern mit seiner Person, in späterer Zeit herbe Verluste. Dankbar erinnern sie sich an jene Festtage, die Zelter's Besuch herbeigeführt hatte. Eine glückselige, von Musik getragene Stimmung war der Nachklang des Ereignisses, aus ihr ist unmittelbar die Gestalt des Liedes herausgewachsen. Das Gedicht ist wie unter die fünf Linien des Notensystems gedacht. Etwas Anderes kommt hinzu: Seit seinem Aufenthalte im Lande der schönen Farben und Formen hatte sich Goethe einer streng formalen Schule unterzogen. Es ist, wenn wir diese Seite seiner Entwicklung für sich betrachten, die Periode der Stilisierung, in die er eintritt. Dort war Moritz sein Wegweiser, in jüngster Zeit zollte er der Schlegel'schen Formgewandtheit solche Aufmerksamkeit und Anerkennung, dass er seine eignen Distichen durch August Wilhelm säubern ließ. Allmählich steigert sich immer mehr Goethe's Interesse an der Form, er erreicht auf diese Weise Wirkungen, die vormals lediglich der Gewalt des Gedankens und Ausdrucks anheimgestellt waren; aber es ist auch nicht zu verkennen, wie eine gewisse Maßlosigkeit in Anwendung der formalen Kunst einreißt und die geschmeidige Muse steif und verschroben macht. — Das Alles gehört auf ein ander Blatt, wie die Worte sich häufen und spreizen, wie die Rede allmählich pomphafter wird, die syntaktischen Freiheiten zunehmen, wie die in Briefwechseln wohlgepflogenen Theorieen sich unheimlich bemerkbar machen: Das „Hochzeitlied", das im Anfange dieses Abschnittes steht, ist rein und unverkümmert zu genießen. (Vgl. darüber Victor Hehn. Goethejahrbuch. Band VI 176 ff.)

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da, wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben,
Doch Diener und Habe zerstoben.

Angenommen, der Sänger würde nach der ersten Zeile unterbrochen, schon aus diesem einen Verse klingt den Zuhörern etwas von der sprudelnden Munterkeit des Ganzen entgegen. Dem zu Grunde liegenden Rhythmus — man nennt ihn den anapästischen Dimeter — ist eine unverwüstliche Beweglichkeit eigen, welche einen schleppenden Gang der Erzählung nicht leiden würde; in der Tradition des vorigen Jahrhunderts zeigt seine Natur noch eine andere Färbung, locker, leicht und zwanglos stellt er sich dar, wie die Gedanken und Empfindungen, denen er bei andern Eindruck verschaffen sollte. Will man von Erleichterungs- und Erheiterungsmitteln dieser Art eine starke Prise und zugleich den treffendsten Beweis für das Gesagte, so genügt ein flüchtiger Blick auf den „Hochzeitsscherz" Günther's. Darin heißt es:

O Himmel! Was hör' ich vor geitzige Küsse!
O Himmel! Was rauschen vor kräftige Flüsse!
O Himmel! Wie kützelt das züngelnde Spiel!
O Liebe! Wie machst du der Freuden so viel! —,

die einzigen Worte, die im Gedicht vielleicht noch anständig zu nennen sind. Zahmer Hagedorn (aus dem Gedicht: „Der Alte"):

Im Beiseyn der Alten verstellt sich die Jugend:
Sie trinkt nur bei Tropfen: sie durstet vor Tugend:
Ich ehrlicher Alter verstelle mich auch,
Bezeche den Jüngling und leere den Schlauch.

Waren also dem Anapäst durch die Einseitigkeit seiner Behandlung enge Grenzen gezogen, so begreift sich, dass er, besonders zur Zeit des allherrschenden Alexandriners, selten zur Anwendung kam. Goethe macht keine Ausnahme, nicht allzu oft erfreut sich das Versmaß seiner Beachtung, wenn aber, so in dem angeführten Sinne. Bereits in Leipzig sang der Lebensfrohe:

„Es küsst sich so süße der Busen der zweiten
Als kaum sich der Busen der ersten geküsst."

Ähnlich 1789:

„Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze."

Genau ebenso 1813:

„Ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht."

Ernstere Bedeutung gewinnt der Rhythmus im Munde des liebeglühenden Phileros (Pandora), doch hören wir gleich darauf, wie der bedächtige Epimetheus von dem „Tonmaß des Gesangs" berührt wird:

„Ein eilend leiser Tritt bewegt sich her
Mit frohem Tonmaß herzerhebenden Gesangs."

Dieses frohe „Tonmaß herzerhebenden Gesangs" hat sich allen Denjenigen bewährt, die einmal in festlicher Stunde bei Gläserklang das

Goethesche: „Ergo bibamus“ haben zum Himmel steigen lassen. Dem herrlichen Trinklied ist eigenthümlich, dass es in Vers und Strophe, bis auf eine Zeile, die aber von der Musik ersetzt wird, sich vollkommen mit unserm Hochzeitsliede deckt. Offenbar erinnerte sich der Dichter im Jahre 1810 wieder seines melodienreichen Gedichtes. Mit Worten lässt sich die Musik, welche im Strophenaufbau liegt, gar nicht ausdrücken, wenn wir nicht eine Melodie kennen und innerlich hören, die mit jenem Aufbau schön zusammenklingt: dieser ruhige, fast feierliche Eingang, die Steigerung des Tones, die durch drei gleichaushallende Verse herbeigeführt wird und ihren Höhepunkt im Anfang der vorletzten Zeile erreicht, endlich das volle Ausklingen des letzten Verspaares. Was ist nicht der Musik mit jenen drei verschwisterten Reimen für ein herrliches Mittel gegeben, ihre volle Gewalt zu entfalten! Dichter, die sich in den Dienst der Musik stellten, haben davon, wenn anders sie musikalisch empfanden, ergiebigen Gebrauch gemacht, und wie alt ist dieser Gebrauch!

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla
Teste David cum Sybilla.

Er findet sich bei Goethe besonders in den Chorliedern, z. B. im Chor der Schmiede aus „Pandora“. Und wenn wir im Faust lesen: Thätig ihn Preisenden | Liebe Beweisenden | Brüderlich Speisenden | Predigend Reisenden | Wonne Verheißenden | Euch ist der Meister nah | Euch ist er da — so erkennen wir klar, dass der Dichter nur an die Musik dachte; denn gesprochen wirken diese reichen Reime nichts weniger als wohlthuend. Solche Reimfülle kann sehr charakterlos werden; auch Goethe hat bezeichnende Strophen (man suche nur in der Pandora nach), um ihn aber nicht immer sprechen zu lassen, höre man A. W. Schlegel, Gedichte:

Inschrift (1811):

Vieles hat sich umgestaltet,
Manches Neu' ist schon veraltet,
Zwietracht hat sich mehr zerspaltet,
Doch die Lieb' ist nicht erkaltet.
So die Schwingen erst entfaltet,
Als ich jene Lieder sang.

Was der Jüngling zu vollenden,
Stolzen Muths sich konnte blenden,
Will das Leben anders wenden;
Kaum beginnend muss man enden.
Nehmt denn aus des Mannes Händen,
Deutsche, die geringen Spenden:
Euer bin ich lebenslang.

Ein Schwarzkünstler kann nicht eleganter seinen ellenlangen Papierstreifen aus dem Munde ziehen, als dieser Schlegel Reime. Ein besonderer Strophenbau ist nur dann am Platze, wenn etwas ganz Besondres dazu einladet und der Dichter nicht nur sich damit zieren will.

Außer diesem treffenden Rhythmus und der charakteristischen Strophe entfaltet nun Goethe zwar durchaus nicht den ganzen Reichthum seines poetischen Hausrathes, aber alle Mittel, die seinem Gedichte Freudigkeit, Bewegung und Klang verleihen. Also der Stil ist zwar einfach, wie sich ein Märchen anhören soll, ohne Tropen und glänzende Beiwörter oder gar Anaphern, Epiphern, Wiederholungen; „und, als, nun" sind die einzigen syntaktischen Bindeglieder: aber wie malt er jede Stimme, jeden Schall, das grelle Pfeifen und Geigen; das heimliche Pispern und Knistern, Flistern und Schwirren, das rauhe Dappeln und Rappeln und Klappern, wie malt er den Tanz: das Drehen, Walzen und den lustigen Hopp, das Ringeln, Schleifen, Rauschen und Wirren. Das Zierliche und Komische der Situation findet seine äußerliche Wirkung in einer Anzahl von Deminutiven. Um alle diese sinnlichen Erscheinungen dem Auge und Ohr recht vernehmlich, eindringlich zu machen, verbinden sich Reim, Assonanz, Allitteration und Binnenreim. Ihre Anwendung lässt eine besondere Sorgfalt erkennen, dieselbe Sorgfalt, welche sich auch diesmal bemüht hatte, den Endreim so rein wie möglich zu halten. Der letzte Umstand ist nicht so ganz unwesentlich für Goethe, der in den zahmen Xenien (Hempel II 385) seinen Standpunkt dahin erklärte:

> Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
> Doch den Gedanken rein zu haben,
> Die edelste von allen Gaben,
> Das ist mir alle Reime wert.

So ist aus der schlichten Sage von dem Grafen und den Zwergen ein Kunstwerk geworden, ein anziehender Gegenstand Allen, die Sinn haben für poetische Formen. Uns erfüllt es noch andere Zwecke als den, welchen Goethe dem Gedichte bestimmt hat, indem er an Zelter schrieb (Briefwechsel, Ausg. von Riemer Nr. 17): „Hegen Sie diese Wundergeburten im treuen musikalischen Sinne und erheitern Sich und uns einige Winterabende."

Unlängst.

Zu dem Aufsatz im 9. Heft der Zeitschrift auf S. 344/5 unter dem Titel Dereinstig gebe ich hier eine Art Gegenstück über die in der Überschrift genannte Zeitbestimmung.

Adelung in seinem Wörterbuch V Sp. 1259 sagt: „Unlängst, ein Nebenwort der Zeit, nicht längst, d. i. vor kurzer Zeit, vor Kurzem; ein Wort, welches im gemeinen Leben üblicher ist als in der edlen Schreibart. Un verneint hier nicht bloß, sondern es bezeichnet das Gegentheil. Schon Otfried sagt in der ersten Staffel unlango und noch jetzt ist im Oberdeutschen unlang für kurz, von der Zeit, üblich. Ohnlängst für unlängst ist eine fehlerhaft gedehnte Aussprache des un."

Der Punkt, auf den ich die Aufmerksamkeit der Leser hauptsächlich hinlenken möchte, ist die Bedeutung der Zeitbestimmung unlängst, die auch das Campe'sche Wörterb. übereinstimmend mit Adelung so giebt: „Unlängst nicht längst, vor kurzer Zeit";
und auch ich in meinem Wörterb. II S. 22b habe gesagt:

„Alcestens Geld, das er nicht lang' [= vor nicht langer Zeit, neulich] erhielt, ist mit einander fort."

Goethe 7, 73, [die Mitschuldigen III 2] ꝛc.

Ich hab ihn nicht längst (oder unlängst) erst gesehen = vor Kurzem ꝛc. . . . Vgl. die Zusammensetzung des Superlativs, z. B.:

Mein Neffe, der ohnlängst von weiten Reisen | zurückgekehrt. Schiller 419a [= Mar. Stuart II 4], gewöhnlich unlängst (s. o.), vor Kurzem."

Nun aber lese ich in der National-Ztg. (Morgen-Ausgabe vom 24. Nov.) in einem Roman von Karl Greg unter dem Strich (oder im Feuilleton) auf der dritten Spalte:

„Wer nun wohl einmal der Beglückte war, der mit der Hand der hübschen Bertha auch Haidbruch und dieses architektonische Juwel erhielt? Das würde sich wohl unlängst entscheiden." —
wo das hervorgehobene Umstandswort der Zeit offenbar sich nicht auf die Vergangenheit bezieht (= vor Kurzem), sondern vielmehr auf die Zukunft (= binnen Kurzem).

So weit mein Gedächtnis reicht, ist mir unlängst in Beziehung auf die demnächst kommende Zeit in der Schriftsprache noch nicht aufgestoßen; vielleicht kann einer oder der andere der freundlichen Leser weitere Belege aus der Büchersprache mittheilen, oder auch nur genauere Angaben darüber machen, wo dieser Gebrauch in der heutigen Volkssprache gäng und gebe ist, wodurch er mich — und, wie ich wohl voraussetzen darf, auch viele Leser — zu Dank verpflichten würde.

Todfroh.

Mit Rücksicht auf die Aufforderung des sehr geehrten Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift (7. Heft S. 265) erlaube ich mir Das, was ich weiß, zum Besten zu geben, wenn ich auch voraussetzen muss, dass kundigere Gelehrte inzwischen Besseres beizusteuern in der glücklichen Lage gewesen sind. Derjenige Leser, dem das Folgende nichts Neues ist — darunter wird sich natürlich unser Altmeister in der Abfassung von Wörterbüchern befinden — möge dies ruhig überschlagen.

Todfroh ist zunächst österreichisch, wird aber mehr in halbgebildeten Kreisen gebraucht, die die Mundart gerne ins Hochdeutsche übertragen möchten. Doch erinnere ich mich genau, es auch in Baiern gehört zu haben, wenn das Wort auch bei Schmeller nicht verzeichnet ist. Häufiger wird freilich, namentlich in der reinen Mundart, zu Tod froh (z' tôt froh, zi to^we fro^we) gebraucht. Doch bleiben wir zunächst bei todfroh. Dass hier tod als eine Verstärkung gebraucht wäre, ist natürlich und auch von Sanders in seinen Wörterbüchern wenigstens angedeutet worden. So wird namentlich tôt reif = völlig reif in verschiedenen, ziemlich weit von einander abliegenden Mundarten, gebraucht, z. B. in Preußen (Frischbier Preuß. Wörterb. II, 406, wo freilich dieses tôt verkannt ist); im Schwarzwald (Schmid Schwäb. Wörterb. 130). Ansätze dazu sind ja auch schon im Mittelhochdeutschen vorhanden: so z. B. tôt arm (Benecke-Müller I, 58; Lexer Mhd. Wörterb. II, 1471), das Schade (Altd. Wörterb.[2] 947) gewiss richtig mit „im höchsten Grade arm" übersetzt. Ähnlich verhält es sich wohl auch mit tôt stum, tôt trüebe, tôt vinster und ähnl. (Benecke-Müller III, 66). Auch andere Sprachen bieten durchaus Entsprechendes; z. B. das Engl. deaddrunk schwer betrunken, deadripe todreif, deaddull u. s. w. Weitere Vergleichungen bietet L. Tobler: Über die Wortzusammensetzung nebst einem Anhang über die verstärkenden Zusammensetzungen, Berlin 1868 (S. 114; 123), eine treffliche Schrift, die ich gerne vor der Vergessenheit bewahren möchte.

Allein wenn auch die Bildung von todfroh durch ähnliche Zusammensetzungen mit tôt hinlänglich gestützt werden kann, so ist doch die Frage, ob nicht todfroh trotzdem nur eine Verkürzung von zu Tod froh, z' tod froh ist. Wenigstens ist zu Tode als Verstärkung sehr verbreitet; z. B. zu tôd wâr (Schmeller-Frommann I, 586; Schöpf 746; Lexer Kärnt. Wörterb. 65: zi toade); zi tôd frôh aus Mähren (Frommann Mundarten V, 469). In Tirol wird nur zu to^we fro^we gebraucht. Lexer ist im deutschen Wörterb. (XI, 544) auf die Sache zu wenig

eingegangen. Wenn ich nun alle Umstände in Betracht ziehe, so drängt sich mir die Überzeugung auf, dass todfroh doch nur eine Verkürzung aus zu Tode froh ist, indem man das als lästig gefühlte Vorwort einfach abgeworfen hat.

Wien, 2. Nov. 1894. Prof. Dr. Val. Hintner.

Sprachliche Bemerkungen zu Aufsätzen aus der National-Ztg.

I. Zu Eugen Zabel's Aufsatz: „Nach dem Nordkap“ (47, 490).

1. „Aber ein Walfischfang war uns versprochen worden. Wir hatten während der letzten Tage diese Meerungeheuer einzeln, so wie in ganzen Herden, wenn auch nur in größeren Entfernungen erblickt.“ Vgl. meine Hauptschwier. S. 347, wo unter dem Titelkopf: „Zusammengesetzte Hauptwörter“ in Nr. 2 „die Beziehung eines Fürworts, attributiven Adjektivs ꝛc. auf das Bestimmungswort einer Zusammensetzung“ als „Inkorrektheit“ bezeichnet ist, von der sich freilich auch bei Goethe, Schiller, Lessing, Wilh. v. Humboldt, Joh. Heinr. Voß und andern namhaften Schriftstellern Beispiele finden, wie die dort zahlreich angeführten Belege zeugen. Ich begnüge mich, indem ich darauf hinweise, hier nur zwei anzuführen, den ersten als einen der bekanntesten (aus Schiller's Piccolomini): „Es giebt im Menschenleben [statt im Leben des Menschen] Augenblicke, wo er [der Mensch] dem Weltgeist näher ist ꝛc.“ und ferner als einen dem Satze von Zabel sehr ähnlichen: „Ein großes Stiergefecht, in dem sechs dieser unschuldigen Bestien ihr Leben ließen“ Wilh. Mohr Spanien 2, 51.* Den gerügten kleinen Anstoß hätte Zabel durch die Änderung des Anfangs vermeiden können, wenn er gesetzt hätte: „Aber eine Jagd auf Walfische ꝛc.“

2. „Die Stelle, wo Walfische [pl.] schwimmen, wird meistens durch eine Schar über ihn [Acc. der Einzahl] flatternder Möven gekennzeichnet.“ Die Einzahl des Fürworts (ihn) stimmt nicht zu der Mehrzahl des Hauptwortes (Walfische), worauf es sich beziehen soll, und da außerdem statt des von über abhängigen Accusativs hier richtiger der Dativ stände (s. meine Hauptschwier. S. 295a Nr. 3), so darf man wohl einen bloßen Druckfehler annehmen, l.: über **ihnen** [den Walfischen].

* Vgl. auch: „Seit langer Zeit hatte das Orchester der Oper keinen so ausgezeichneten Paukenschläger gehabt, keiner vor ihm hatte sie [= die Pauke] mit größerer Sauberkeit und Sicherheit geschlagen“ Em. Breslauer, Der Klavierlehrer (vom 1. Sept. 1890) S. 235b.

3. „Am 21. Juli, als wir nach Jngo kamen, hatte man innerhalb des Jagdbezirks bereits achtundfünfzig Thiere erlegt, während die Ausbeute während der ganzen Jagdzeit auf ungefähr 120 Exemplare geschätzt wird. Während sich die ersten Walfische auf der Fahrt von Bodö nach Jngo zeigten, wurde gerade im zweiten Salon der ‚Augusta Viktoria' ein Ball arrangiert ꝛc." Die drei so unmittelbar auf einander folgenden während (zweimal als Bindewort, dazwischen als Verhältniswort) hätten vermieden werden können, wenn auch nur für das Verhältniswort in gesetzt worden wäre.

4. „Bevor Dies geschah, baten sich die Leute noch eine besondere Vergütung aus, die ihnen in Gestalt zweier Kisten Cigarren, eines Schinkens und mehrerer Laib Brot bewilligt wurde." Ich benutze gern die hervorgehobene durchaus richtige unveränderte Form der Mehrzahl Laib, um bei dieser Gelegenheit auf Das hinzuweisen, was ich in meinen Hauptschwierigkeiten S. 228b/9 unter dem Titelkopf: „Plural von Maßen" gesagt habe.

II. Zu einem Aufsatz: „Talleyrand" von S. Benfeld (47, 566 ff.).

5. „Als er [Talleyrand] später gefragt wurde, wie er es wagen konnte, in Gegenwart jener Dame mit Alexander zu unterhandeln, wo eine Indiskretion ihm leicht den Kopf hätte kosten können, gab er die selbstbewußte Antwort zurück: Noch niemals hat mich eine Frau verrathen." Hier wäre das hervorgehobene zurück füglicher weggeblieben.

6. „Diesem eifrigen Verehrer der Frauen ist eine Ehrenrettung zu Theil worden [statt: geworden] durch eine geistvolle Dame in hoher socialer Stellung. In [man setze mit einem Komma anstatt des Punkts: , in] einem Buch, dessen Gründlichkeit und Klarheit uneingeschränktes Lob verdienen, ein [statt: einem] Buch, das man zu den besten Erzeugnissen auf dem Gebiete der historisch-biographischen Litteratur zählen kann ꝛc."

7. „Als konstitutioneller Bischof celebrierte er die kirchliche Ceremonie des Föderationsfestes am 14. Juli 1790, über dessen Hohlheit und nichtssagende Phraseologie er am letzten im Unklaren blieb," — üblicher und deutlicher: am wenigsten, s. mein Wörterb. II S. 1170 unter letzt 2d.

III. Zu Karl Witte's Aufsatz: Aus dem Leben Marlborough's (47, 596 ff.).

Folgende kurze Bemerkungen zu dem in der Überschrift genannten Aufsatz finden hier wohl in der Zeitschrift passend ein Plätzchen.

8. „Gerade in dieser Hinsicht sind die . . . vorliegenden Bände . . . von um so größerem Interesse, als sie ꝛc."

„Mit um so begehrlicheren Blicken verfolgten deßhalb die leichtsinnigen Hofdamen den schönen Officier."

Der im Allgemeinen als hart zu meidende Zusammenstoß zweier unmittelbar auf einander folgenden Präpositionen (s. Hauptschwier. S. 232 b/3 a Nr. 5 und 6) ist in Verbindungen wie die vorstehenden weniger störend, weil in dem um so vor dem höhern Steigerungsgrade das keinen Kasus regierende um nicht mehr eigentliche Präposition ist oder als solche gefühlt wird. Man vergleiche — wo auch der kleinste Anstoß verschwindet —: Sie sind von desto größerem Interesse 2c. Mit desto begehrlichern Blicken 2c. und dagegen — wo die Härte wohl auch für ein stumpferes Ohr empfindlich hervortritt —: von in so größerem Maße empfundenem Interesse; mit in um so höherem Grade begehrlichen Blicken 2c.

Hier möchte ich noch gleich Sätze anschließen, in denen das unmittelbar vor einer Präposition stehende um nicht als störend empfunden wird, weil es verbunden mit zu vor einem Infinitiv eben nicht mehr eine Präposition, sondern ein Bindewort ist, z. B.: Ich wünsche dir — um mit wenigen Worten — oder: um in zwei Worten — viel zu sagen: alles Gute 2c., so auch: um von allem Übrigen zu schweigen 2c.

Schließlich erwähne ich noch den Fall, wo unmittelbar hinter einer Präposition über (oder unter) steht im Sinn von: mehr (oder weniger) als z. B.: „Städte mit über (oder: mit unter) 10000 Einwohnern 2c." Auch hier wird der Zusammenstoß — wie ich glaube — nicht grade als ein sehr harter und empfindlicher Mißstand gefühlt; doch würde ich für mein Theil auch in solchen Fällen vorziehen und als vorzuziehend empfehlen: mit mehr als (oder: mit weniger als) 10000 Einwohnern.

9. „Nichts vermochte dieselbe [seine Liebe] abzuschwächen, weder ihre herrschsüchtige Natur . . . noch . . . die erkaltende Macht des Alters," — statt des strenger richtigen: erkältende (s. mein Wörterb. 1 S. 855 b/c und Ergänz.-Wörterb. S. 292 a); dagegen steht richtig die Form ohne Umlaut kurz darauf: „Trotzdem aber trat in den Beziehungen Marlborough's zu Jakob II. bald eine offenbare Erkaltung ein" —, s. in dem vorliegenden Heft der Zeitschr. S. 376 Nr. 11.

10. „Der Träger der Krone, der selbst vor der Gewaltthätigkeit nicht zurückschreckte, 6 Bischöfe . . . in den Tower werfen zu lassen," statt des strenger richtigen: zurückschrak, s. o. S. 379 Nr. 21.

IV. Zu dem „Thronbesteigungs-Manifest des Kaisers Nikolaus von Russland" (47, 600).

Von wem die Übertragung ins Deutsche herrührt, ist nicht angegeben; jedenfalls giebt sie zu sprachlichen Bemerkungen Anlaſs, wie ich hier die folgenden für meine Zeitschrift mittheile.

11. „Wir thuen kund allen treuen Unterthanen: Gott hat auf unerforschlichen Wegen gewollt, dem kostbaren Leben Unseres heißgeliebten Kaiserlichen Vaters ein Ziel zu setzen."

Gewöhnlich gilt nicht die zweisilbige Form thuen, sondern das einsilbige thun, s. mein Wörterb. III S. 1318c, Anm.; auch wäre die gewöhnliche und übliche Stellung im Deutschen: „Wir thun allen treuen Unterthanen kund." — Ein zu vor dem von wollen abhängigen Infinitiv ist ungewöhnlich (s. meine Hauptschwier. S. 339a) und das Particip lautet da in der Regel nicht „gewollt", sondern „wollen" (s. ebd.), also: „Gott hat auf unerforschlichen Wegen dem kostbaren Leben Unseres heißgeliebten Kaiserlichen Vaters ein Ziel setzen wollen."

12. „Wir glauben, dass an keinem Orte des weiten russischen Reiches nicht heiße Thränen fließen werden um den vorzeitig abberufenen Kaiser &c." Die beiden Verneinungen in demselben Satze sind hier nicht falsch (s. meine Hauptschwier. S. 227 unter Pleonasmus 4a und Zeitschr. II S. 104 § 137, VIII S. 271 Nr. 30), aber dem Geist der deutschen Sprache gemäß würden sie richtiger und unzweideutiger in zwei Sätze vertheilt: „dass es in dem weiten russischen Reich keinen Ort giebt, in welchem nicht heiße Thränen fließen werden &c."

13. „Das Gedächtnis des Zaren zu ehren, der die unerschütterliche Wahrheit und den Frieden verkörperte, der kein einziges Mal unter seiner Regierung gebrochen ward." In diesem Satze könnte der Leser oder Hörer, bis er an den Schluss gekommen, in Zweifel sein, ob die beiden gleichmäßig durch der angeknüpften Sätze einander nebengeordnet oder ob der zweite dem ersten untergeordnet sein soll. In Fällen wie dieser empfiehlt sich durchaus ein Wechsel der bezüglichen Fürwörter welcher und der (s. Hauptschwier. S. 6b ff. Nr. 6): „welcher . . . den Frieden verkörperte, der u. s. w."

Aus einem nur Wenigen zugänglichen Buche von Renan.

Ernst Renan hat eine dem Andenken seiner Schwester Henriette gewidmete Schrift nur in hundert, an die nächsten Angehörigen und Freunde zur Vertheilung gekommenen Abzügen erscheinen lassen. Aus dem höchst dankenswerthen Bericht, den S. Samosch in der National-Zeitung (Nr. 486 ff.) über dieses nur Wenigen zugängliche Buch veröffentlicht hat, halte ich es für angemessen, den Lesern meiner Zeitschrift wenigstens die folgende kurze Stelle hier mitzutheilen:

„Sie [Henriette Renan] hatte sich eine vortreffliche Schreibart gebildet, die ganz aus den alten Quellen geschöpft und so rein, so streng

war, dass ich nicht glaube, seit Port-Royal (der berühmten jansenistischen Klosterschule) habe man sich ein Ideal der Ausdrucksweise von vollkommenerer Richtigkeit zum Muster genommen. Das machte sie zuweilen unerbittlich; sie ließ sehr wenige Schriftsteller unserer Zeit gelten und, als sie die Essais sah, die ich vor unserer Vereinigung verfasst und die nicht zu ihr nach Polen hatten gelangen können, gefielen sie ihr nur halb. Sie billigte ihre Tendenz und meinte in jedem Falle, dass bei dieser Anordnung intimer, mit Maß ausgedrückter Gedanken Jeder Das, was in ihm liegt, mit voller Freiheit geben müsse. Aber die Form erschien ihr nicht abgerundet, sondern vernachlässigt, sie fand darin übertriebene Züge, harte Töne, eine zu wenig respektvolle Art, die Sprache zu behandeln. Sie überzeugte mich, dass man im einfachen und korrekten Stil der guten Schriftsteller Alles sagen kann und dass die neuen Ausdrücke, die gewaltsamen Bilder stets von einer übel angebrachten Anmaßung oder der Unkenntnis unseres alten Sprachschatzes herrühren &c."

Der Bilderschmuck der deutschen Sprache

in Tausenden volksthümlicher Redensarten. Nach Ursprung und Bedeutung erklärt von Dr. Herman Schrader. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. Weimar 1894. Verlag von Emil Felber. XX und 543 S.

Bereits im 7. Heft meiner Zeitschrift S. 280 habe ich den Lesern die höchst erfreuliche Mittheilung machen können, dass demnächst eine vermehrte 2. Auflage des vortrefflichen „Bilderschmucks" erscheinen werde, und ich konnte das 8. Heft mit einem dafür bestimmten Aufsatze: „Das Roth" (S. 281—299) eröffnen. Als nun der stattliche Band bei mir eintraf, suchte ich zunächst diesen Aufsatz, der meiner Zeitschrift zur Zier gereicht hat und über den mir z. B. der Sanitätsrath Dr. Eduard Mayer in Halle geschrieben: „Ich habe den an Belehrung und Anregung so reichen Aufsatz mit Bewunderung des Bienenfleißes im Zusammentragen alles Dessen, was zu dem einen kurzen Worte „Roth" gehört, gelesen und freue mich von Herzen auf das zu erwartende Werk Ihres Freundes, das nach dieser und den schon früher in Ihrer Zeitschrift gegebenen Proben ein wahrer Schatz für das deutsche Haus werden muss und jeden echten Deutschen mit Freude und Stolz auf unsre so herrliche und namentlich auch so bilderreiche Muttersprache erfüllen wird."

Aber grade dieser Aufsatz findet sich nicht in der nun vorliegenden „vermehrten und verbesserten" Auflage; und bei näherem Vergleich ergab sich, dass auch andere in meiner Zeitschrift erschienene und für die zweite Auflage des „Bilderschmucks" bestimmte Aufsätze Schrader's hier keinen

Platz gefunden haben, z. B. die über die Farbenbezeichnungen: Grün und Weiß, ferner über Haar, Hammer, Ohr rc. Der Verleger hat über den Umfang des Buches, den es jetzt hat, nicht hinausgehen wollen oder können und, da der Raum, den Schrader durch Weglassung von einzelnen minder bedeutenden Aufsätzen in der 1. Auflage und durch kürzere Fassung in den beibehaltenen gewonnen hat, für zahlreiche werthvolle Zusätze und neue Aufsätze nur eben knapp zureichte, so hat er die oben erwähnten in meiner Zeitschrift veröffentlichten Arbeiten und manche noch im Pulte der Veröffentlichung harrende für eine dritte Auflage zurücklegen müssen, die — wenn mich nicht Alles täuscht — nicht lange wird auf sich warten lassen, so dass der rüstige und jugendfrische Greis (dass er im Jahre 1895 sein achtzigstes Lebensjahr vollenden wird, merkt sicher seinem vortrefflichen Buche kein Leser an), so dass er, sage ich, hoffen darf, eine vollständige unverkürzte und vermehrte Auflage noch selbst zu veröffentlichen. Wir, seine Freunde, wünschen es ihm — und uns von Herzen. Inzwischen dürfen die Leser meiner Zeitschrift sich des Vorzuges rühmen und erfreuen, dass sie werthvolle Aufsätze, welche erst in der 3. Auflage Allgemeingut werden können, theils schon besitzen, theils mit Sicherheit zu erwarten haben. Ich schließe diese kurze Anzeige des Buches (einer Empfehlung bedarf es für Keinen, der sich Einsicht in das Werk verschafft) mit dem kurzen, aber alles in sich schließenden Wunsche:

Alles Gute!

Bauwich.

In dem 8. Hefte der Zeitschrift hatte ich auf S. 316 eine Stelle aus einem Aufsatz von Kornelius Gurlitt mitgetheilt, worin das männliche Hauptwort Bauwich viermal vorkommt, und am Schluss gesagt:

„Wenn etwa freundliche Leser mir darüber Auskunft zukommen lassen wollten, in welchen Ortschaften und seit wann (vielleicht schon in älteren Bauordnungen) der Ausdruck im Gebrauch ist, so werden sie mich dadurch zu besondrem Dank verpflichten.“

Aus den höchst dankenswerthen Zuschriften, die ich darauf von Sachverständigen erhalten habe, theile ich mit verbindlichstem Danke nun hier das Nachstehende mit, — zunächst dass durch ein tückisches Spiel des Druckfehlerteufels, statt des in 12 Zeilen viermal gleichmäßig bei Kornelius Gurlitt erscheinenden „Baurich“ vielmehr „Bauwich“ zu lesen ist.

Herr Paul Sauerborn, Architekt und Lehrer an der Königlichen Baugewerkschule zu Nienburg an der Weser, schreibt mir:

„Unter Bauwich versteht man im mittleren und südlichen Deutschland den Raum zwischen zwei benachbarten Grundstücken, der von verschiedener Größe sein kann. In Frankfurt war für die Außentheile früher der Bauwich gesetzlich, wie jetzt noch in Stuttgart. In Bremen ist meines Wissens nur geschlossene Bauweise. Ob das Wort von zurückweichen abzuleiten ist, kann ich nicht sagen, jedenfalls hängt es zusammen mit dem alten Lichtrecht, Traufrecht 2c."

Herr Dr. G. Koch, Vorstand des statistischen Bureaus in Hamburg, theilt über den Ausdruck Bauwich mit:

„Mir ist dies Wort zum ersten Mal in einem Buche aus dem Jahre 1876 begegnet, welches von dem Professor am Polytechnikum zu Karlsruhe R. Baumeister unter dem Titel ‚Stadterweiterungen in technischer, baupolizeilicher und wirthschaftlicher Beziehung' herausgegeben ist. Dort heißt es auf S. 345: ‚Nach dem Frankfurter Baugesetz von 1851 soll jedes neue Gebäude von der nachbarlichen Grenze um 2,66 m zurückweichen; der Abstand wird daher Wich genannt'."

Herr Gymnasial-Professor Eufang in Leoben theilt ferner noch ergänzend mit, dass in Leoben, wo fast alle alten Häuser in kleinen Zwischenräumen — etwa 1 m breit — und von der Gasse gewöhnlich durch eine dünne Mauer verdeckt, gebaut sind, die Zwischenräume Reiche oder mundartlich Reichen heißen.

Indem ich das Vorstehende hier in meiner Zeitschrift veröffentliche, sage ich zugleich den gütigen Einsendern meinen herzlichen und verbindlichen Dank.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Zweideutigkeit.

„Der ‚Ostasiatische Lloyd' bringt eine Schilderung der ‚Durchquerung China's auf dem Zweirad', durch die amerikanischen Radfahrer Allen und Sachtleben." Nat.-Ztg. 46, 456. Bei dieser Stellung kann dem Wortlaut nach der Leser zweifelhaft sein, ob die Schilderung oder die Durchquerung durch die amerikanischen Radfahrer erfolgt ist, vgl. unzweideutig: eine Schilderung der durch die amerikanischen Radfahrer . . . unternommenen (oder erfolgten, ausgeführten) Durchquerung 2c.

2. Entbehrliche Fremdwörter.

„Seine Schilderung, ein Augenblicksbild, ohne Voreingenommenheit und ohne Nachbesserung." Nat.-Ztg. 46, 457 (K. Frenzel). Hier würden Fremdwörterfreunde oder (um sie nach ihrer Weise zu bezeichnen)

„Impuristen“ (d. h. Sprachmenger, Sprachverunreiniger, Sprachbesudler) vielleicht geglaubt haben, nur von einer Momentphotographie ohne Retouche sprechen zu können.

3. Anreichen.

„In Riesenschüsseln, die je 2 Sklaven hochgestemmt auf den Händen trugen und anreichten &c.“ Nat.-Ztg. 46, 460 statt darreichten &c. s. mein Wörterb. 2, 707.

4. Zweifler an.

„Ein Dritter that einen heimlichen Schluck aus der Kognakflasche, die ein Zweifler an dem kriegsministeriellen Weinkeller zu sich gesteckt hatte.“ Nat.-Ztg. 46, 460 statt: „Einer, der an dem Weinkeller des Kriegsministers gezweifelt.“

5. Stellung.

„Werden aber Manieren, die außerhalb der Gesellschaft, die man mit Recht die gute nennt, nur vorzukommen pflegen, innerhalb derselben nicht geduldet sind, ohne Widerspruch an einer so auffälligen Stelle, wie die Bühne es ist, wieder und wieder vorgeführt, so &c.“ Gegenw. 43, 480a (M. Kraschel). Hier sollte das hervorgehobene nur weiter hinauf stehen: „Die [oder besser: welche] nur außerhalb &c.“

6. Der letztere?

„Zu den vielen Erinnerungen der Marienkirche, welche jetzt beim Umbau der letzteren aufgefrischt werden, gehört &c.“ Nat.-Ztg. 46, 463, statt: bei ihrem Umbau — oder: Zu den vielen Erinnerungen, welche jetzt beim Umbau der Marienkirche aufgefrischt werden &c., s. Hauptschwier. S. 199a.

7. Falsches Imperfekt statt des Präsens &c.

„In der Weisheit des Brahmanen (1836) gab er [Rückert] ein Lehrgedicht in Sprüchen, die in Alexandrinern abgefasst waren.“ Otto Lyon, Abriss der deutschen Litteraturgeschichte S. 115. Richtig sollte das Schlusswort in diesem Satze sind lauten; denn die Sprüche waren nicht bloß, sondern sie sind noch jetzt in Alexandrinern abgefasst. (Außerdem ist in dem Hauptsatz das Zeitwort gab auffällig; man erwartet ein dazu gehöriges heraus oder sonst hätte statt gab ein Ausdruck wie veröffentlichte gesetzt werden sollen.)

„Max von Schenkendorf . . . sang innig empfundene, weihevolle und zarte Lieder, in denen sich lebendigste Begeisterung für Freiheit, Recht und Vaterland aussprach,“ S. 115 statt ausspricht u. ä. m., vgl.: „Sein [Dr. Östrup's] Augenmerk war auf die Beduinen gerichtet, deren

Sprache er vollkommen mächtig war." Nat.-Ztg. 46, 470, — vielmehr: ist, da es sich um einen noch lebenden Gelehrten handelt rc., s. Zeitschr. S. 266 Nr. 7.

8. Sein.

„Vorbildlich für die Organisation der ethischen Bewegung sei die Freimaurerei hinsichtlich der Verbreitung allgemeiner Bildung und unbefangener Gesinnung unter seinen Mitgliedern, ferner in dem Ansatz zu einem vom Dogma befreiten Kultus und durch seine örtliche Universalität." Nat.-Ztg. 46, 466.

Nach dem heutigen Sprachgebrauch müsste an Stelle der hervorgehobenen Fürwörter die entsprechende Form von ihr statt von sein gesetzt sein, s. Hauptschwier. S. 251b ff.

9. Abzucken; Wichtling.

„Hier zuckte er mit der Stimme ab." Rosegger (Vom Fels zum Meer XII S. 101a), eine — so weit ich sehe — noch in allen Wörterbüchern fehlende Zusammensetzung = hier brach er (in der Rede) ab rc. Einige Zeilen weiter heißt es: „Diesen Wichtling [gewöhnlich: Wicht] muss ich niederlegen [niederschießen]."

10. Holz. (pl.)

„Ein größerer Knabe, . . . beschäftigt mit Holzstücken und Schulbüchern eine Festung zu bauen . . . Als Hans damit fertig war und die Bücher und Holze als Mauern zwei- und dreifach dastanden rc." Rosegger (Vom Fels zum Meer 14 S. 104b).

Die Mehrzahl Holze gilt in der allgemeinen Schriftsprache (außer in dem volksthümlichen Scherz für Prügel, Schläge) gewöhnlich nur für Holzarten, in welcher Bedeutung man auch die sonst übliche Mehrzahl Hölzer findet; als Stoffnamen hat Holz regelmäßig keine Mehrzahl, s. mein Wörterb. I S. 782 und Hauptschwier. S. 178a. In Fällen wie der vorliegende wendet die Schriftsprache (wie es auch Rosegger kurz vorher gethan) meist Zusammensetzungen an: Holz-Stücke (s. o.), -Blöcke, -Klötze rc., vgl. auch: Stücke Holz.

11. Umthun.

„Gerne that der junge Mann mit seines Gastherrn Kindern um." Rosegger (Vom Fels zum Meer 12, 106b) = (schriftdeutsch) verkehrte (unterhielt sich rc).

12. Fraulichkeit.

„Weniger das Bischen Werthsachen wäre in Gefahr gewesen, als vielmehr ihre Fraulichkeit" Rosegger (Vom Fels zum Meer 12, 107a) = ihre Frauenehre rc.

13. Früher.

„Aber früher musst du dich ausruhen. Wenn's dunkel wird, dann gehe ihnen nach." Rosegger (Vom Fels zum Meer 12, 140a) statt (schriftdeutsch) vorher.

14. Spieß rc.

„Mit einer dreispießigen Stallgabel . . . Stemmte den Stiel auf den Boden, dass die drei Spießen himmelwärts standen." Rosegger (Vom Fels zum Meer 12, 140b) schriftdeutsch: dreizinkig; die drei Zinken. (Man beachte auch die Mehrzahl Spießen statt Spieße, vgl. die Spitzen.)

15. Jungheit.

„In der Jungheit." Rosegger (Vom Fels zum Meer 12, 141a) = Jugend.

16. Ausschlingen.

„Ein Schlag, ähnlich dem, wenn man ein Tuch ausschlingt." Rosegger (Vom Fels zum Meer 12, 143a), vgl.: schlenkern, ausschlenkern in meinem Wörterb. III S. 954c und ausschwingen ebd. S. 1052a.

17. Um zu.

„Helgoland hatte am 8. sein schönstes Festgewand angelegt, um dem Kaiser, der auf der Reise von England nach Kiel dort Station machen wollte, um einem Probeschießen mit den 21 Centimeter-Drehgeschützen in den neuen Panzerbatterien beizuwohnen, einen würdigen Empfang zu bereiten." Nat.-Ztg 46, 468.

Hier hätten füglich die in einander geschachtelten zwei verkürzten Absichtssätze (im Infinitiv mit um zu) vermieden werden sollen, s. Hauptschwier. S. 5a Nr. 3b), man vgl. z. B.: Helgoland hatte . . . sein . . . Festgewand angelegt. Es galt, dem Kaiser . . . einen würdigen Empfang zu bereiten.

18. Geschlecht der Schiffsnamen.

„Nachdem der ‚Hohenzollern' als in Sicht gemeldet worden war" und (auf derselben Spalte): „Da die Herren alsbald mit der Barkasse des Kommandanten nach der ‚Hohenzollern' hinausfuhren." Nat.-Ztg. 46, 468.

Hier ist also der Name des Schiffes das erste Mal als männliches, das zweite Mal als weibliches Hauptwort gebraucht, vgl. Zeitschr. VII S. 21 u. VI S. 196 Nr. 5, wo aus der Nat.-Ztg. 44, 599 die Sätze angeführt sind: „Der neuerbaute Dampfer ‚Staßfurt' . . . lief vom Stapel . . .

Als der ‚Staßfurt‘ zu Wasser gelassen war, brach die Ankerkette . . . Der ‚Staßfurt‘ scheint keinen Schaden genommen zu haben,“ mit Hinweis auf die Zeitschr. IV S. 383, wo ich im Briefkasten einem Anfragenden die Antwort gegeben: „Die Ausdrucksweise: Die ‚Rhein‘ ist von ihrer Reise zurück, — ist wohl dem Englischen nachgebildet, in welcher Sprache die Ausdrücke für Schiff und Schiffsnamen auch in der gewöhnlichen Rede als weibliche Hauptwörter behandelt werden. Sie haben vollkommen Recht, daſs es dem Geiste unserer Sprache entsprechend lauten müſste: Der Dampfer Rhein ist von seiner Reise zurück,“ wie es — ein wenig vor dem zuerst aufgeführten Satze aus der Nat.-Ztg. (46, 486) — entsprechend lautet: „Um 9 Uhr Morgens ging der Kaiseraviso ‚Hohenzollern‘ im Süden der Insel vor Anker, begrüßt von den Salutschüssen des schon am 7. von Wilhelmshaven eingetroffenen Panzerschiffes ‚Friedrich der Große‘ ꝛc.“ Welcher Deutsche würde es über die Zunge bringen von den Salutschüssen des (oder gar: der) „Friedrich der Große“ zu sprechen. Vgl. ferner auch: „Die beiden Dampfer „der Rhein“ und „die Elbe“ ꝛc. — nicht: „**die** Rhein“ und „die Elbe“ oder gar: „**die** Rhein“ und „der Elbe“ ꝛc.

19. Versprechen.

„Die üblen Folgen, welche die Helgoländer sich von dem Knall der schweren Kanone, die mit 47 Kg. Pulver geladen wird, versprochen hatten, scheinen aber nicht eingetreten zu sein ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 468. Hier hätte statt: „sich versprochen“ vielmehr befürchtet gesetzt sein sollen, s. den kurzen Aufsatz: „Versprechen“ in der Zeitschr. V S. 436, wo freilich ähnliche Anwendungen des Zeitwortes versprechen aus Goethe und Heyse angeführt sind, vgl. auch: „Sie versprach ihr den Tod mit 25 Jahren“ Hopfen Vers. Liebe S. 193 = verkündete, prophezeite (von etwas Unerwünschtem).

20. Daſs, wiederholt.

„Sie [die Direktion der Wasserleitung] scheint der Ansicht zu sein, daſs, weil sie seit Eintritt der etwas kühleren und wiederholt regnerischen Witterung den geringen Wasserbedarf prompt hat liefern können und jetzt daran arbeitet, ihre Werke leistungsfähiger zu machen, daſs nun auch nicht mehr die hinter ihr liegende wochenlange vollständige Nichterfüllung der kontraktlichen Wasserlieferungs-Verpflichtung als Vertragsbruch aufgefaſst werden könne.“ Nat.-Ztg. 46, 486.

Die Wiederholung des satzanknüpfenden Bindewortes daſs (s. in meinen Hauptschwier. unter den Titelköpfen: Satzeinschaltungen; sagen ꝛc.) hätte leicht vermieden werden können, etwa durch eine

Anordnung wie: Sie scheint der Ansicht zu sein, weil . . ., so könne auch u. s. w.

21. Fehlerhafter Satzbau.

„Bernhardi's Mutter war Sophie Tieck, die Schwester des Dichters und des Bildhauers, in den Kreisen der Romantiker zu Hause und wie auffallend viele Frauen dieses Kreises in unglücklicher Ehe mit dem ausgezeichneten Sprachforscher August Bernhardi lebend.“ Gegenwart 43, S. 302 b.

Der Schluss dieses Satzes lässt nach dem Wortlaut, zumal bei dem Fehlen jeder Satzzeichnung, nur die Deutung zu, dass August Bernhardi sich ein förmliches Harem von Frauen aus dem Kreise der Romantiker gehalten habe, mit welchen Frauen insgesammt er in unglücklicher Ehe gelebt habe. Das hat der Schreiber natürlich nicht sagen wollen, sondern vielmehr etwa: „und, wie auffallend viele Frauen dieses Kreises in unglücklicher Ehe lebend. Ihr Gemahl war der ausgezeichnete Sprachforscher August Bernhardi.“

22. Subjekt und Objekt.

„Gott Morpheus selbst beschämt dies Buch“ lautet ein Vers in der „Gegenwart“ Bd. 43 S. 302 b. Hier fragt der Leser wohl: Wer ist der Beschämende und wer der Beschämte? (s. meine Hauptschwier. S. 352 b unter „Zweideutigkeit“ Nr. 2 b). Jeder Zweifel wäre beseitigt durch die Änderung: Den Morpheus selbst beschämt dies Buch.

23. Aus aller Herren Länder[n].

„Kranke aus aller Herren Länder.“ Nat.-Ztg. 46, 482 ein noch immer nicht ganz auszurottender Fehler statt „Ländern“, s. Zeitschr. I S. 33—37 und die Inhaltsverzeichnisse der verschiedenen Jahrgänge.

☛ „Anzeige der eingesandten Bücher“ und „Briefkasten“ im nächsten Hefte.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Heinrich von Kleist's Michael Kohlhaas in seinen beiden Fassungen.

Von R. Klahre.

Das Leben großer Dichter gleicht einem Feiergeläut. Hart setzt eine tieftonige Glocke voll ein; heller, greller drängt sich auf zitternden Schwingen ein Glöcklein hinzu; und nun eilen die übrigen Schwestern herbei, und aus ihren streitenden, aus ihren verbundenen Stimmen hallt inbrünstiger Wohllaut über die sinkenden Schatten der Dämmerung. — Die Sonne ist durch die brennenden Nebel der Ferne entwichen; von den Thürmen sendet sie klingenden Abschiedsgruß: Ziellose Sehnsucht, Andacht voll Trauer erschüttern das Herz.

Wenn es wahr ist, dass aus den Werken pathetischer Dichternaturen die Melodie ihres Lebens, wie aus dem versunkenen Vineta das Ostergeläut, bald leiser, bald lauter, bald eins, bald zerschellend emporklingt, so kann man sie nirgends besser belauschen, als in den Schöpfungen Heinrich's v. Kleist.

Nirgends ist er der Held seiner Dichtung, der Held der Dichtung ist er überall; freilich zumeist zu jener Vollendung erhöht, nach der seine Seele mit haltloser Innigkeit rang. In der Mehrzahl der großen Gestalten hat Adolf Wilbrandt die Kleistähnlichkeit mit vornehmer Klarheit zur Anschauung gebracht. In der Besprechung des novellistischen Meisterstückes „Michael Kohlhaas" hat er es aus kompositorischen Gründen versäumen müssen. Er hat uns nicht geschildert, wie die sittliche Feinfühligkeit, die warme Freude am lichten Zauber des Heims, die Sehnsucht nach den Erquickungen versöhnender Liebe, die Menschenfreundlichkeit gegen Untergebene, die die Brust des Kohlhaas beleben, auch das Wesen Kleist's umstrahlen; wie in beiden Figuren die männische Gehaltenheit hervortritt, die sprunghafte, aber gesammelte Thatkraft, die das Schicksal in ihre eigenen Bahnen zwingen will, die mit grausamer Rücksichtslosigkeit nach dem Ziele schreitet, die Alles mit einem Wurfe wagt; er hat uns nicht geschildert, wie der Hass gegen den Feind des heiligen Rechtes, wie all Das im Widerstreite mit den zarteren Empfindungen des Herzens liegt, und wie das Herz sich in diesem Wirrsal zerquält.

Kleist ging an dem Zwiespalt seines Innern zu Grunde, weil die Welt seine großen Aufgaben in den Staub trat. Kohlhaas endet sein Leben unter der vollen Anerkennung der Erfüllung seiner einzigen, selbstlosen Pflicht.

Wir besitzen die Kleist'sche Novelle in zwei Fassungen. Die erste befindet sich im Juliheft des Phöbus von 1808 (hier bezeichnet durch P), während die spätere unter den 1810 in der Berliner Realschul-Buchhandlung erschienenen[1] Erzählungen (Theil I hier bezeichnet durch O) die erste Stelle einnimmt. P. ist Bruchstück; es berichtet die Geschichte des Kohlhaas nur bis zu jenem Tage, an dem er seine Knechte zum Zuge gegen die Tronkenburg rüstet. Aber auch tiefgründende Unterschiede im Plane des Ganzen und in der Durcharbeitung des Einzelnen finden sich zwischen beiden Recensionen.

Die Örtlichkeit, die Kleist sonst mehr zu modellieren als zu zeichnen pflegt, ist in der ersten Fassung fast gänzlich schattenhaft. Wir hören nur, dass die Besitzungen des Helden in Kohlhaasenbrück, dass sie an den Ufern der Havel liegen. Die Verbindung dieser beiden Angaben schließt eine geographische Unmöglichkeit ein.[2] Selbst diese oberflächliche Angabe erhält erst in der zweiten Fassung durch Wiederholung einigen Nachdruck.[3] Im Übrigen scheint es nach P., als ob sich Kohlhaas nur im Gebiete eines Landes bewege, das indessen ebenfalls nicht bestimmt bezeichnet ist. P. erzählt nur von einem „Grenzfluss", in O. erfahren wir, dass dieser Strom die Elbe ist. Es wird niemals Dresden oder Berlin als Sitz der Regierung genannt; die Reisen des Roßkamms und seines Weibes gelten immer nur der „Hauptstadt", der „Residenz". Das Schloss des Landesherrn ist nur ein „fürstliches"; erst später wird es ein „kurfürstliches". Erst in der zweiten Fassung wird uns berichtet, dass Kohlhaas „im Brandenburgischen Besitzungen und im Sächsischen Haus und Hof" zu eigen hat. Ja, selbst bei der Erzählung einer nebensächlichen, aber anschaulichen Einzelthatsache vermeidet der Dichter die Ortsangabe. Nicht nach Schwerin, sondern nach M. lässt Kohlhaas die Kinder bringen.

Dieser Mangel an anschaulichen Beziehungen auf brandenburgisches oder sächsisches Lokal giebt einer Vermuthung inneren Halt, derzufolge Kleist schon in Königsberg die Erzählung theilweise, oder ihrem ganzen Gehalte nach niedergeschrieben hätte. Er hat alsdann zuerst auf einer nur mündlichen Mittheilung des Stoffes aus dem Munde Pfuels gefußt, die uns für die Potsdamer Zeit verbürgt ist.

Für den Phöbus habe er dann in Dresden den „Kohlhaas" einer Durchsicht unterworfen. Der Wunsch nach der Illusion geschichtlicher

[1] Nicht immer genau wieder abgedruckt: H. v. Kleist's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Theophil Zolling. (D. N. L. 150 Bd.) Bd. IV. S. 58 ff. citiert als Z.
[2] O. Brahms, Heinrich v. Kleist. Berlin 1884. S. 273.
[3] Z. S. 76 [33].

Wahrheit, nach dem Schein aktenmäßiger Darstellung[1] sei erwacht und habe ihn nach neuen Quellen suchen lassen. Im dritten Theil der „diplomatischen und kurieusen Nachlese der Historie von Obersachsen und angrenzenden Ländern, gehalten von Christian Schöttgen und George Christoph Kreysig. Dresden und Leipzig. Hekels seel. Sohn 1731“ habe er die „märkische Chronik“ des Peter Hast (auch Hastiz, Hastitius)[2] gefunden und aus ihr die Geschichte der brandenburgisch-sächsischen Händel, die sich um die Gestalt des Kohlhaas gruppieren, genauer kennen gelernt. Es ist sicher, dass von daher neue Säfte schwellend in den Körper seines Werkes drangen; und es ist wahrscheinlich, dass es im Jahre 1808 geschah.

Es glühte damals geheim und heiß in Dresden eine vaterländische Begeisterung, welche die Erhebungen von 1809 in Hoffnungen vorwegnahm. Und Kleist entzündete an diesem Feuer die Fackel, deren flammender Schein in der Hermannsschlacht, und heller, lieblicher spät im Prinzen von Homburg die Scene bestrahlt. Er verkehrte im Hause des österreichischen Gesandten von Buol, war im trauten Kreise des alten Körner ein lieber Gast, er traf sich mit Gentz und stand im Briefwechsel mit Friedrich v. Schlegel, zu schweigen davon, wie sein wachsender Hass gegen Napoleon ihn auf das Schlachtfeld von Aspern führte, der politischen Lyrik und Tagesschriftstellerei in die Arme warf, und ihn endlich zum Plan des Giftmordes trieb. Von diesem leidenschaftlichen Hasse traf ein gutes Theil auch die Rheinbundfürsten, die des Vaterlandes unter dem Rauschen französischer Fahnen vergaßen, vor Allen aber den König von Sachsen. Daher in der Kohlhaasrecension von 1810 die herabsetzende Schilderung des sächsischen Kurfürsten und die schönfärbende Verherrlichung des brandenburgischen Hofes. — In der Figur des Kurfürsten von Sachsen hat der ganze zweite Theil der Erzählung seinen Schwerpunkt; mit ihr kommen denn auch die mystischen Elemente herein, die der Geschichte ihre romantische Farbe gegeben. Kleist's Anlage zum Mysticismus aber hatte Blut und Leben im Verkehr mit Adam Müller und Gotthilf Heinrich v. Schubert empfangen. Und ihr Zusammensein fällt in das Jahr 1807/8. Aus der Versenkung also ins Geheimnisvolle und aus der Entzündung seines Hasses ist Kleist jenes Zwischenspiel mit der Zigeunerin, mit ihrer glor-

[1] Dieser Wunsch lässt sich namentlich im zweiten Teile der Erzählung erkennen. Es weisen darauf hin im I. Teile: die Hinzufügung auf dem Titel: „Nach einer alten Chronik“, die Entfernung subjektiver Bemerkungen, und die Wandelung moderner Fremdworte zu Gunsten eines derben, wenigstens zeitlosen Deutsch. Z. B. für Canaille — Galgenstrick; für den Hundenamen Tiras — Jäger.

[2] S. Burckhardt. Der historische Hans Kohlhase und H. v. Kleist's Michael Kohlhaas. Leipzig 1864.

reichen Weissagung für Brandenburg und ihrer Drohung des Unheils für Sachsen entsprungen.

Der Phöbus zeigt die Novelle, überdies als Fragment, in einer viel schlichteren und harmloseren Gestalt. Die Landes-Regierung von Sachsen hatte ein wachsames Auge und eine schwere Hand!

Die Ökonomie der zweiten Fassung verlangt es, dass Kohlhaas gleich von Anfang als brandenburgischer Unterthan erscheine. So zeigt uns denn die neu hinzugekommene Episode mit dem Schlosshauptmann von Geusau, wie er sein Recht als Bürger, den Schutz des Landesherren fordert. — Kleist nimmt einen frischen Faden nicht bloß auf, er verflicht ihn auch fest in die Maschen des ganzen Gewebes: Die Häufung der Ungerechtigkeiten, selbst auf dem Boden der Heimath reift des Kohlhaas Entschluss, das Land zu verlassen, wo man ihm sein Recht verweigert; sie empört einen fürchterlichen Grimm in seiner Brust. Und wieder ist es Sachsen, wo alle die Ränke gegen sein Glück sich angesponnen haben. — Jetzt wird es erst so recht verständlich, warum er statt seiner sein Weib die Gnade des Fürsten suchen lässt. Dieser Gang aber raubt ihm sein Weib, seine Hoffnungen und alle Lockungen zu einem irdischen Dasein.

Wir lernen endlich in Heinrich von Geusau einen leutseligen, klugen Herrn voll Gerechtigkeitssinnes kennen, so dass sein späteres Wirken für Kohlhaas als ein natürlicher Ausfluss seines männlichen Mitgefühls erscheint.

Kleist wird in der zweiten Fassung überall tiefer. Die Gestalt des Helden ist mehr gewachsen, als geschaffen; seine Geschicke sind mehr durchlebt, als durchdacht. Allenthalben hat des Künstlers behutsame Hand seine Striche gethan, die die Züge des früheren Bildes nirgends verändern, stets aber menschlicher, wirklicher machen. Kohlhaas legt jetzt eine größere Freundlichkeit gegen seine Knechte an den Tag, durch seine Sorge um sie, durch Wort und Gebärden im Gespräch mit ihnen. Und nach männischer Art ist er bei seinem Weibe um so sparsamer, ja karg mit Zeichen seiner Liebe. Wir hören Nichts mehr von Küssen, zu denen der Gatten Lippen sich finden; Nichts mehr von der schönen Jugend der Frau. Der letzte Hauch von Sinnlichkeit ist leise hinweg gewischt. Auch die Kinder begrüßen die Heimkehr des Vaters nicht mehr mit lautem Jubel, aber sie spielen mit harmlosem Frohlocken um seine Kniee. Die ganze Familie hat an warmer Schlichtheit gewonnen. Und warm aus des Dichters Herzen weht es uns an, wenn nun Kohlhaas gerade seinem weinenden Weibe in einfachen Worten erklärt, wie mit dem Kampf um sein Recht sich die Daseinsfrage für ihn aufgethan hat. — Sein Wesen athmet in den Erzählungen eine größere Gelassenheit, als im Phöbus, und entbehrt selbst einer etwas schwerfälligen Umständlichkeit nicht. Die Kunde von Herse's

Verjagung aus der Tronkenburg setzt ihn nicht mehr in „Schrecken“; sie bedeutet ihm nur einen „unangenehmen Auftritt“. — Heimgekehrt ruht er nun 2 Tage (früher nur einen) im Kreise seiner Familie und sorgt erst für den Fortgang seiner Geschäfte, ehe er sich aufmacht, in der Hauptstadt sein und seines Knechtes Recht zu suchen. Zu diesem Zwecke, erzählt P., „setzte er ein Verzeichnis der (geraubten) Sachen auf“, während O. berichtet: „Und damit stand er auf und fertigte ein Verzeichnis der Sachen an“. — Aber vor dem Beginn des Verhörs mit Herse zieht er sich nicht mehr, wie früher unter dem Schein behaglicher Langsamkeit seinen „Schlafrock“ an, sondern kurz läſſt er sich auf den „Lehnstuhl“ nieder, in sorgenschwerer Erwartung seines Eintritts. Kohlhaas ist auch vorsichtiger geworden. Er fragt jetzt in einem „vertrauten“ Briefe nach den Gründen der Urtheilsverzögerung in seinem Prozesse. Zu dieser Erhöhung seiner Gelassenheit und Vorsicht stimmt es, wenn ihm Kleist in der zweiten Fassung auch ein volleres Maß an Kraft zur Selbstbeherrschung, als vordem, zuerkennt. Hieß es früher bei Gelegenheit des Verhörs: „Er antwortete mit so viel Heiterkeit, als er auftreiben konnte“, so ist das „auftreiben“ in ein stärkeres „erzwingen“ gebessert worden. P. erzählte einst: „Kohlhaas saß, bleich im Gesicht, wie Linnenzeug; seine Lippen begleiteten zitternd jeden Zug, den ihm der Knecht mit nur zu viel innerer Wahrhaftigkeit vortrug; er sagte mit erzwungenem Lächeln.“ In O. aber maßvoller und doch gewaltiger: „Kohlhaas sagte, bleich im Gesicht, mit erzwungener Schelmerei“. Aufs Höchste hat Kleist diese innere Festigkeit seines Helden in jener großen Scene auf dem Dresdener Markte[1] gesteigert. Er bestätigt mit kurzer, unentwegter Höflichkeit, dasſs die halbtodten, verhungerten Mähren sein Eigenthum seien, und geht mit festen Schritten davon. Später verräth eine ganz beiläufige Bemerkung, dasſs gerade dieser jammervolle Anblick seine Widerstandskraft endlich gebrochen hat.[2] Und im Gegensatze zu dieser stählernen Geschlossenheit ist es ein schöner, lebensvoller Zug, dasſs in seinem Berufe eine muntere Heiterkeit den Unerschütterlichen liebenswürdig macht. Er scherzt mit den Rittern, die seine Rosse kaufen sollen. Auch Das ist eine Neuerung. Wenn er früher durch einen „Boten“ über das Schicksal seiner auf der Tronkenburg verbliebenen Rappen Gewisſsheit suchte, so bringt ihm jetzt „ein Bekannter“, der die Straße gereiset war, die verlangte Kunde. Noch ein Mal vereinen sich da sittliches Feingefühl und starre Hartnäckigkeit, um aus diesem männlichen Mann in Ungerechtigkeit und Unglück den „rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit“ zu machen. In diesen

[1] Z. S. 114 $^{4-12}$.

[2] Z. S. 117 ^{10}.

beiden Beiworten schmiedet Kleist in der zweiten Fassung den Vorwurf seines Werkes zusammen. 1808 hieß es abstrakt und farblos: „Einer der außerordentlichsten und fürchterlichsten Menschen seiner Zeit“. Jetzt gestaltet der Dichter Alles wirklich und wahr; nirgends Erhöhung, aber überall klarer Idealismus; und man muss sagen, ohne die Dazwischenkunft romantischer Elemente wäre Kleist auf diesem Wege zur reinen Ausbildung seines eigensten Stiles gelangt.

„Erzwinge den Schein lebendiger Wirklichkeit!“ ist also das höchste Stilgebot dieses Dichters. Er ist Dramatiker. Überall giebt er statt einzelner Vorgänge dem Auge ganze Scenen zu schauen. Aber Das sind keine todten „lebenden Bilder“. Alles ist Ereignis, alles Handlung. Jedes Nebeneinander ist in ein Nacheinander oder Untereinander aufgelöst. Und diesem Gesetze zu Liebe hat sich der Dichter eigens einen kunstvollen Satzbau geschaffen, mit feiner Gleich- und Unterordnung. Zeitliche und bedingende, einschränkende und gegensätzliche, begründende und folgernde Glieder bilden, mit Geschick getrennt und verbunden, jedes an seinem Platze, in reicher Verschlingung eine bewegte, lebendige Gruppe. Hier nur zwei Beispiele, eines für die Rücksichtslosigkeit, ein zweites für das glückliche Gelingen, womit der Künstler bei der Wandelung eines Zustandes in Handlung verfahren ist! Kohlhaas fragt auf der Tronkenburg einen Jungen, wer in Abwesenheit seines Knechtes die Rosse gewartet habe, „worauf dieser erwiederte, er wisse es nicht und dem Roßkamm den Stall öffnete. In O., um den Schein der Gleichzeitigkeit zu vermeiden, scheut Kleist selbst eine stilistische Härte nicht und schreibt: „Worauf ihm dieser erwiederte . . . . und darauf dem Roßkamm den Stall öffnete. — Die zweite Änderung! Bevor Kohlhaas das Geschäft der Rache begann, warf er sich noch einmal „vor dem nun leeren Bett“ der Gattin nieder. So 1808. In den Erzählungen aber heißt es: „Er warf sich vor ihrem nun verödeten Bette nieder“.

Kommen schon solche Änderungen mittelbar der Anschaulichkeit der Schilderung zu Gute, so geht Kleist mit vielen anderen geradewegs auf die sinnliche Wirkung aus. Wenn z. B. die Ritter, da Kohlhaas in den Saal der Tronkenburg tritt, in ein tobendes Gelächter ausgebrochen sind, so erfahren wir, dass es „um eines Schwankes willen“ geschah. Diese wenigen kleinen Wörtchen lassen uns, errathend, das Bild des ganzen Vorgangs schauen. So finden wir überall auf den Wegen Kleist's die Spuren von Lessing's Laokoon.

„Sternbald, der Knecht“ erhält jetzt seinen Namen und im zweiten Theil der Geschichte wohl auch einige Charakteristik. — Wenn Herse früher, um den Pferden im Schweinekoben den Aufenthalt zu ermöglichen, sich

half, „indem er die Bretter oben Morgens von den Latten ab- und Abends wieder zudeckte“, so ist in der zweiten Fassung aus dem abstrakten Zeitadverb ein schimmerndes Bild geworden, und die unsinnliche Verkoppelung zweier Komposita zu einem Verbum ist in die Wiedergabe zweier selbständigen Handlungen aufgelöst. Es heißt nunmehr: Er half sich, „indem er die Bretter oben, wenn der Morgen dämmerte, von den Latten abnahm und Abends wieder auflegte“. — Als Herse von seiner Vertheidigung gegen die mörderische Sippe des Schlossvogts berichtet, erzählt er in P.: „Darauf greif ich, was mir zunächst zur Hand kömmt und drei Hunde todt streck' ich neben mir nieder“. In O. aber lässt ihn der „Dichter eine Latte vom Zaune brechen“ und mit der sich gewaltig des feigen Schwarms erwehren. Wir sehen ihn jetzt in seiner Krankheit, von der Aufregung des Verhörs, von Zorn und Schwäche erschöpft, den Schweiß von seiner Stirne trocknen. Wir sehen ihn über den Hof schleichen, und, während wir früher nur wussten, er sei erst „einigermaßen“ wieder hergestellt, so erfahren wir jetzt, er speit noch Blut. — Wir sehen, wie den „dürren, abgehärmten Mähren“ die Knochen gleich Riegeln aus dem Leibe stehen, „an denen man hätte Sachen aufhängen können“; wie „Mähnen und Haare, zusammengeknetet“ der Wartung entbehren. Wir sehen Kohlhaas zu den Pferden treten und hören, wie sie ihn „mit einer schwachen Bewegung anwiehern“. Und es steigt Etwas von der äußersten Entrüstung in uns auf, die in dem Misshandelten über die Schändung seiner schutzlosen Thiere grollt. — Und dann die erschütternde Scene am Lager der sterbenden Frau! Man höre P.!: „Sie lag mit schon sich brechenden Augen da und antwortete nicht. Nur kurz vor ihrem Tode kehrte ihr noch einmal die Besinnung wieder. Sie nahm einem vor ihr stehenden Geistlichen, lutherischer Religion (denn zu dieser hatte sie sich bekannt), eine Bibel aus der Hand, blätterte und blätterte und schien Etwas zu suchen, und zeigte Kohlhaas endlich, der an ihrem Bette saß, jenen Vers: „Vergieb deinen Feinden, thue wohl Denen, die dich hassen.“ — Die endgültige Fassung zeigt Alles sinnlicher, Alles ergreifender. Man sieht es, wie das arme Weib „mit starrem schon g e b r o c h e n e m Auge“ da liegt. Man fühlt die Qual, die ihr das laute und empfindlich feierliche Pathos des Geistlichen bereitet. Auch über unser Antlitz huscht da „ein finsterer Ausdruck“; und wir begreifen, dass sie ihm, „als ob ihr daraus Nichts vorzulesen wäre“, die Bibel aus der Hand nimmt. Wir sehen es, wie sie mit blassem Finger dem Gatten, um dessen Seelenheil ihr in den Ängsten des Todes bangt, das Gebot verzeihender Liebe weist. Und hier erfahren wir an rechter Stelle, dass das edle Weib, in dem sich Stärke

und Milde zum Einklang gepaart, mit williger Liebe den Glauben des Gatten bekannt hat.

In den letzten Hinzufügungen arbeitet schon der Wunsch des Dichters mit, in den Seelen seiner Gestalten ein regeres Leben zu entfachen und ihre Handlungen als dessen Ausfluss erscheinen zu lassen. So berichtet die erste Fassung: „Er (Kohlhaas) versuchte alles Mögliche, die Pferde an sie los zu werden.“ Aber reicher lautet es 1810: „Er ließ es aus einer dunklen Vorahnung an Nichts fehlen, die Pferde an sie los zu werden.“

So schaltet die letzte Redaktion der Erzählung ein: Kohlhaas war, als er die Tronkenburg verließ, halb und halb ungewiss, ob nicht doch wegen aufkeimender Pferdezucht ein solches Gebot im Sächsischen erschienen sein könne“. — Er kam in der Hauptstadt an und „erfuhr“, erzählt Phöbus, „was er schon wusste, dass die Geschichte mit den Passscheinen ein Märchen sei“. Aber nun malt Kleist die wägende Empfindung des Gerechten weit feiner: „Er erfuhr, was ihm allerdings schon sein erster Glaube gesagt hatte“.

Kohlhaas kehrt zurück; man überhäuft ihn von Neuem mit Unrecht und Kränkungen! Wie beherrscht stellt er nun „mit gesenkter Stimme“ seine Fragen, „während er, die Schimpfreden niederschluckend, zu den Pferden tritt und ihnen in stiller Erwägung der Umstände die Mähnen zurecht legt.“ Alles Träumerische, das ihm die Fassung des Phöbus noch gab, ist von dem Manne gewichen. Er bezwingt seinen Zorn, indem er sich liebreich an seinen Pferden zu schaffen macht. — Und als er zu Hause von Hersen erfährt, wie übel man diesem mitgespielt trotz seiner Bereitwilligkeit, mit den Rappen bei der Ernteeinfuhr zu helfen, „da quillt ihm das Herz empor, er schlägt die Augen zu Boden und versetzt: „Davon hat man mir Nichts gesagt, Herse!“ Wie ungeschickt dagegen die Wendung von P.: „Kohlhaas, dem das Herz schlug, rief, es wäre wohl nicht möglich“!

Das alles zeigt uns, wie Kleist die Erzählung mit dem Athem seines eigenen Lebens erwärmt hat. Es sind Alles Änderungen aus einem großen Sinne, Alles Förderungen des Stils. Indessen war Kleist auch um das Geringste, den Gesetzen der bloßen Stilistik gehorsam, bemüht. In Verwendung der Kasus[1] und in Wahl des Ausdrucks[2] schließt er sich enger an den Sprachgebrauch an. Er benützt vornehmere Worte[3]

[1] Z. B. Z. S. 79[8].

[2] Z. S. 79[10] gegen P.: „wenn du die Kinder in deinem Herzen eingeschlossen hast.“ S. 80[14] gegen P.: „ibre Sprache“.

[3] Von S. 60[31] an „Pferde“ für „Mähren“.

und edlere Formen.[1] Er vertauscht einen unnöthigen „dass“-Satz mit dem geläufigeren Infinitiv.[2] Er fasst schwerfällige Nebensätze in knappe Participien zusammen,[3] und giebt, bald Subjekt[4], bald Objekt[5], bald einer adverbialen Bestimmung[6] schärfere Prägung. Auch häsliche Klänge fallen unter der Feile.

Reichthum also und Weisheit des Planes, Bildkraft und Seelentiefe der Darstellung sind wie die Schönheit der Form die Ziele, denen Kleist bei der Redaktion seines Michael Kohlhaas unermüdlich zugestrebt hat. Rastlos und ruhlos wie in allen seinen Werken. Füllt doch eine Welt von Leiden die Geschichte des Guiskardfragments! Rastlos und ruhlos, wie sein ganzes Leben in ewigem Kampf um die Dichterkrone der Zukunft. Ringen, Verzagen, apollinischer Jubel und Verzweiflung des Wahnsinns. Das ist sein Dasein, bis er es endlich mit lächelnder Erhabenheit am lichten Ufer des Wannsee begräbt.

Die Gehilfin.

Berliner Roman in 3 Büchern von Paul Lindau.

(National-Ztg. 47, 492 ff.)

Hundert sprachliche Bemerkungen.

(s. S. 372—380.)

33. „Wirklich nur noch 8 Tage! Wie die Zeit *fliegt!*“ Nr. 526, durchaus richtig, aber doch üblicher: *dahinfliegt*, *vergeht* ꝛc.

34. „Vielleicht that sie ihm schweres Unrecht, aus einer *Geringfügigkeit* gleich die *weitestgehenden* Folgerungen zu ziehen,“ wovon für die durch den Druck hervorgehobenen Wörter zu bemerken sein dürfte, dass das erste hier nicht abstrakt das Geringfügig-Sein, sondern konkret eine geringfügige Sache (vgl. Kleinigkeit) bezeichnet, und für das zweite

---

[1] Z. S. 69[19] gegen P.: „Wenn ihr's gewesen wärt“.

[2] Z. S. 67[20] gegen P.: „Er beschwört, Niemanden zuzumuthen, dass er sich in diesem Raubneste zeige.“

[3] Z. S. 77[16] gegen P.: „Kaufkontrakt für einen Fall, der binnen hier und vier Wochen eintreten müsse“. Desgl. S. 82[20] für: „Wundarzt, den man herbeigerufen hatte.“

[4] Z. S. 60[18] gegen P.: „Der Rosshändler, den Dieses zu erbittern anfing“. Z. S. 72[12] gegen P.: „Die Kosten, die ihm der Process verursachen würde“.

[5] Z. S. 73[25] gegen P.: „Und schloss, ihn zu verschonen“.

[6] S. 69[1] gegen P. desshalb aber.

meine Hauptschwier. S. 265 b („Steigerung“ Nr. 4) zu vergleichen sind. Von den Steigerungsformen die weitestgehenden und die weitgehendsten Forderungen dürfte meiner Ansicht nach die erstere (hier von Lindau gebrauchte) den Vorzug verdienen, ohne dass die zweite als tadelhaft zu bezeichnen wäre, vgl. in diesem Hefte S. 422 und S. 427 Nr. 2.

35. „Also, mein liebes Kind, verwerthe deine Energie darauf, den starren Sinn, der dir nun einmal angeboren ist, zu beugen.“ Nr. 528. Üblicher würde es hier statt verwerthe wohl heißen: verwende. Die Fügung: „Etwas auf Etwas verwerthen“ ist mir — so weit mein Gedächtnis reicht — hier zum ersten Mal aufgestoßen und ich glaube nicht, dass sie im Sprachgebrauch begründet ist, vgl. etwa: „Verwerthe deine Energie besser (oder: richtiger), beug den starren Sinn rc.“

36. Kap. 11. „Viktor Ellers hatte einige Schwierigkeit gehabt, seinen Schwiegervater dazu zu bestimmen, der Hochzeitsfeier die bescheidensten Verhältnisse zu geben.“ In so kurzen, übersichtlichen Sätzen tritt der Missstand, dass von einem Infinitiv mit zu ein zweiter Infinitiv mit zu abhängt (s. unten Nr. 53, vgl. Hauptschwier. S. 3 b Nr. 3) am wenigsten störend hervor; doch würde ich auch hier einer Fassung den Vorzug geben, wie: seinen Schwiegervater dazu zu bestimmen, dass er der Hochzeitsfeier die bescheidensten Verhältnisse gab.

37. „Diese Hänseleien und Schraubereien, die zu Unverbindlichkeiten führen, sind mir peinlich“ Nr. 530 (s. o. Nr. 26).

38. „Agnes war ohne irgend welchen Grund in übermüthigster Laune. Sie verbiss sich, obwohl nicht der geringste Grund dazu vorlag, beständig das Lachen und, als Verwitz zufällig einmal zu ihr hinübersah, kniff sie ihm schelmisch und verschmitzt ein Auge zu.“ Nr. 532. Hierzu hätte ich Zweierlei zu bemerken, worauf ich durch das Sperren zweier Wörter hindeute. Das so hervorgehobene dazu wird der Leser nicht (wie es die Absicht des Schriftstellers ist) auf das erste nachfolgende Hauptwort „das Lachen“ beziehen, sondern auf das vorangehende Zeitwort: „verbeißen“. Richtiger wäre die Stellung etwa: „Sie verbiss sich beständig das Lachen, obwohl zu einem solchen [oder kürzer: zu welchem] nicht der geringste Grund vorlag. Ferner sagt man sprachüblich wohl nur: „Jemand kneift ein Auge zu“, aber nicht: „er kneift es einem Andern zu.“ Meiner Ansicht nach hätte Lindau etwa setzen sollen: „Blinkte (oder: blinzte) sie, ein Auge zukneifend, ihm schelmisch und verschmitzt zu.“

39. „Sie war davon um so mehr durchdrungen, als sie zugleich empfand, wie es ihr jetzt unendlich leichter wurde, Hennern's Artigkeiten artig zu erwiedern denn je zuvor.“ Nr. 534, vgl. über dies denn nach der höheren Steigerungsstufe statt des gewöhnlicheren als oben Nr. 5 u. 31.

40. **Zweites Buch.** I Kap.: „[Er] streckte sich auf die Ottomane nieder und blies — nachdenklich, wie er meinte, gedankenlos in der That — den Rauch aus seiner dicken Cigarre vor sich.“ Nr. 536, hier aufgeführt wegen der hübschen Gegenüber- und Zusammenstellung der durch Sperrdruck hervorgehobenen Wörter.

41. „Wie dieses Andere beschaffen sein sollte, war ihm einstweilen selbst noch schleierhaft.“ Das in dieser Anwendung noch in meinem Ergänzungs-Wörterb. fehlende Schlusswort ist heute durchaus nicht unüblich, weshalb ich es hier nachtrage, ohne dabei die Bemerkung unterdrücken zu wollen, dass ich in der hier vorliegenden Bedeutung einen ähnlichen Missgriff finde oder wenigstens zu finden glaube, wie in der hier in der Zeitschr. schon mehrfach (s. S. 172 Nr. 52) zur Sprache gebrachten Verbindung Seume's (die zum geflügelten Worte geworden):

Europens übertünchte Höflichkeit,

wogegen mit Recht geltend gemacht worden ist, dass die Höflichkeit nicht eine übertünchte, sondern im Gegentheil eine übertünchende ist. Ähnlich glaube ich, könnte man sagen, dass (s. meine „Neuen Beiträge zur deutschen Synonymik“ S. 106 ff.) schleierhaft zunächst Etwas bezeichnet, das in der Art eines Schleiers ist, etwas Verschleierndes, aber eben darum nicht füglich etwas Verschleiertes (von dem Schleier Verdecktes &c.) bezeichnen kann, man vergleiche z. B. räthselhaft, welches in ganz richtiger Bedeutung Etwas bezeichnet, das in der Art eines Räthsels, räthselartig ist und welches Lindau etwa für schleierhaft hätte setzen können; aber, wie gesagt, schleierhaft hat in dieser Anwendung den heutigen Gebrauch für sich.

42. „Er hatte, mit dem feinen Spürsinn des guten Sammlers ausgestattet, auch aus allen Gauen unseres Vaterlandes Charakteristisches und Schönes zusammengehamstert,“ vgl. Zeitschr. VII S. 173, wo aus einem andern Roman Lindau's der Satz angeführt ist: „Manches Andere, was mein guter Papa mit feinem Verständnis und unermüdlichem Eifer zusammengehamstert hat“ und im Anschluss daran: „Der hineingehamsterte Inhalt.“

43. „Sie seufzte innerlich, wenn sie sich zum Ball wie zu einem Opfer mit Blumen schmückte . . . Sie war die Verneinung aller Eitelkeit.“ Nr. 538. Das hervorgehobene zu scheint mir hier nicht ganz richtig. Der Leser wird es zunächst als zu dem vorangehenden „zum Ball“ gehörig auffassen, wonach also dann der Ball das Opfer wäre, während sie (Eugenie) sich als das zu dem Ball mit Blumen geschmückte Opferthier betrachtete. Der Änderung : „wenn sie sich zum Ball wie ein Opfer mit Blumen schmückte“ steht im Wege, dass das Opferthier sich

nicht selbst mit Blumen schmückt, sondern von Andern damit geschmückt wird (vgl. meine Sprachbriefe S. 182a, wo es am Schluss von [282 § 18] heißt: „Füglich nicht: ‚Jemand putzt sich auf wie ein Pfingstochse [sich aufputzt]‘, sondern: ‚wie [man] einen Pfingstochsen [aufputzt]‘, auch mit Weglassung des in eckigen Klammern Eingeschlossenen. Vielleicht hätte der Verfasser setzen können: „wenn sie sich zum Ball mit Blumen schmückte, wie es dem Opferlamm geschieht (oder ergeht)“ ꝛc. — Auch der Schlussſatz scheint mir nicht ganz unanfechtbar. Man kann wohl von Jemand, z. B. von einer Dame sagen: Sie war die personificierte Eitelkeit, die Eitelkeit in Person, die Eitelkeit selbst (s. mein Wörterb. II S. 516b und Person 2e) und im Gegensatz dazu: „Sie war ohne alle Eitelkeit, von aller Eitelkeit frei;“ und stärker wohl auch: „Sie war das grade Gegentheil (oder der vollständige Gegensatz) der Eitelkeit ꝛc.,“ da man unter dem Gegentheil, dem Gegensatz von Etwas doch immer ein in der Wirklichkeit vorhandenes Etwas versteht, auch wenn man es nicht mit einem eignen Ausdruck bezeichnet; aber ich bin nicht ohne Zweifel, ob es vollständig richtig sei, zu sagen: „Sie war die Verneinung aller Eitelkeit,“ da mit dem Ausdruck Verneinung die Wirklichkeit des Verneinten gradezu aufgehoben wird.

Ob ich mit dem hier Ausgesprochenen Recht habe oder nicht, mögen die Leser entscheiden.

44. „Mehr aber als alles Andere versöhnte sie die ernste und rührende Fürsorge um ein künftiges Leben [um das Kind im Mutterschoße] mit den geheimen Leiden und Peinlichkeiten ihrer in trügerischem Golde schimmernden Existenz“ Nr. 540, wofür es vielleicht üblicher hieße: mit den geheimen ihr Gemüth peinigenden Leiden ꝛc., vgl. mein Wörterb. II S. 511b/c und Ergänz.-Wörterb. S. 382a.

45. „Dass nicht Alles so war, wie es sein wollte“ statt sollte (vielleicht nur ein Druckfehler), wie sie wollte, dass es sein sollte (oder — mit Vermeidung des Reims — wie es ihrem Willen (ihren Wünschen) nach sein sollte.

46. II. Kap.: „Frida war in ihrer Naïvität vollkommen ahnungslos. Sie taumelte glücklich durchs Dasein, ohne zu wissen, was sich um sie ereignete, und ohne zu hören, was die Spatzen von den Dächern pfiffen. Frida [l. Agnes] war ihre Jugendfreundin und sie verkehrte mit ihr.“ Nr. 542.

47. „Dass Agnes sich genöthigt gesehen hatte, ein großes Diner abzubestellen, da ihr nahezu von allen Eingeladenen Absagen zugegangen wären . . . Eugenie . . . hatte die Bedeutung dieser tendenziösen Enthaltsamkeit natürlich vollkommen verstanden.“ Das soll nach dem

Zusammenhang bedeuten: Eugenie hatte vollkommen verstanden, warum man sich so absichtlich (oder geflissentlich) von Agnes fern hielt (oder zurückzog); aber tritt dieser Sinn in den durch Sperrdruck von mir hervorgehobenen Worten wirklich klar und deutlich hervor? — s. mein Wörterb. I S. 676c.

48. „Sie empfand den Gegensatz zwischen der feuchten Kühle und Frische von Heringsdorf mit der ozonleeren dumpfen Schwüle der Hauptstadt jetzt doppelt und dreifach empfindlich." Der Schriftsteller hat hier wohl das rasch aufs Papier Hingeworfene vor dem Druck nicht einer nochmaligen Durchsicht unterzogen; sonst wäre wohl nicht die Verbindung stehen geblieben: „Etwas empfindlich empfinden" und eben so wenig: „der Gegensatz zwischen Etwas mit etwas Andrem" statt: „der Gegensatz zwischen Etwas und etwas Andrem," vgl.: „der Gegensatz, den Etwas mit etwas Andrem bildet ꝛc." s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 437b.

49. III. Kap. „Die Geburt des kleinen Mädchens, das in der Taufe nach seiner Pathin den Namen Frida erhalten hatte, hatte in den Beziehungen der Eltern zu einander wenig verändert, jedenfalls keine Besserung herbeigeführt." Nr. 544. Hier hätte der Schriftsteller, um den Zusammenstoß der beiden hatte zu vermeiden, vielleicht das erste einfach weglassen können oder sollen, vgl. Hauptschwier. S. 170a/b Nr. 2 und 3, vgl. in andrer Weise: „. . . dem in der Taufe . . . der Name Frida beigelegt worden war, hatte ꝛc. . . ." oder: „Durch die Geburt des . . . Mädchens, das . . . erhalten hatte, war in den Beziehungen . . . wenig geändert, jedenfalls keine Besserung herbeigeführt worden."

50. „Eugenie war in der That erst jetzt [nach der Entbindung] zu vollster Schönheit aufgeblüht. Sie war als junge Mutter noch schöner geworden, als sie als Mädchen gewesen war." Hier hätte der durch Sperrdruck hervorgehobene Satz füglich wegbleiben können.

51. „Das entzückende Kind anzusehen, das gerade jetzt im reizendsten Zustande war und die ersten Worte zu pappeln anfing." Nr. 546, s. in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. babbeln, pappeln ꝛc., vgl. auch lallen.

52. „Daſs er an seinen genialen Schwiegersohn, an seine gute Frida aber die Forderung stellen sollte, fortan haushälterisch zu rechnen, . . . Das war dem alten guten Papa Donnsdorf überaus traurig." Nr. 548. Täusche ich mich nicht sehr, so würde hier statt des von traurig abhängenden Dativs üblicher und richtiger das Verhältniswort für zu setzen gewesen sein: „Das war für den guten Papa überaus traurig", eben so noch in demselben Kapitel: „Sie war glücklich, wenn sie mit ihm zusammen

war, und es war ihr geradezu traurig [vgl.: es war geradezu traurig für sie, es erfüllte sie geradezu mit Trauer rc.], sich auch nur auf kurze Zeit von ihm zu trennen" Nr. 550. Ich habe allerdings in meinem Wörterb. III S. 1360 auch einen Satz von Kretschmann angeführt, aber hier liegt doch das Verhältnis wesentlich anders. Der Satz lautet: „Mir ist traurig", wozu ich als Erklärung in Klammern beigefügt: „zu Muthe".

53. „Hennern hatte nun zunächst die Aufgabe zu lösen, ohne einstweilen seine wahre Absicht zu verrathen, Eugenien zur Theilnahme am Feste zu bestimmen." Nr. 552. Die drei auf einander folgenden Infinitive mit vorangehendem zu (s. o. Nr. 36) wovon der dritte vom ersten abhängt, der mittlere einem verkürzten Zwischensatze angehört, geben dem Satzbau etwas Eintöniges (vgl. Hauptschwier. S. 3b ff. Nr. 3) und Unübersichtliches. Vielleicht hätte der Schriftsteller den kleinen Missstand vermeiden können, etwa durch eine Änderung, wie: „Hennern hatte nun zunächst die Aufgabe, Eugenien zur Theilnahme an dem Feste zu bestimmen, ohne dass er einstweilen seine wahre Absicht dabei verrieth", oder in ähnlicher Weise.

54. „Die Ellers'sche Einladungskarte in großem Format und origineller Ausstattung auf japanischem Papier, in deren linken Ecke sich noch der besondere Vermerk befand: ‚Kostüm erwünscht. Anzug beliebig, nur keinen Frack!' lag schon seit einigen Tagen unerledigt in der großen Cloisonnéschale im Salon" ebd. Hier ist das Subjekt: „Die . . . Einladungskarte" durch die umfangreiche Zwischenschiebung etwas zu weit von dem zugehörigen Zeitwort lag getrennt; vielleicht hätte sich die Theilung in zwei Sätze empfohlen, etwa: „Die . . . Einladungskarte . . . auf japanischem Papier lag u. s. w. In der linken Ecke befand sich noch u. s. w."

55. „Ich erwarte ferner . . ., dass du auch andern Persönlichkeiten gegenüber deine besonderen Zuneigungen und Abneigungen unterdrückst, wenn du von mir weißt, dass diese Personen mir nützlich oder schädlich sein können" Nr. 554. Das durch Sperrdruck Hervorgehobene ist nicht ganz unzweideutig (vgl. Hauptschwier. S. 325a unter Von 4 am Schluss). Dem Wortlaut nach kann der Leser zweifeln, ob der Sinn sein soll: „wenn du durch mich weißt" oder: „wenn du in Betreff meiner weißt." Im letztern Falle hätte das „von mir" ganz wegbleiben können, im andern stände dafür unzweideutig eben (wie schon gesagt): „durch mich".

56. „Da sollte die Morithat, die einige Freunde angekündigt hatten, vorgetragen werden. Auf dem Gerüst stand auch schon der nothwendige Leierkasten" Nr. 556, statt Mordthat, nach der Aussprache der mit ihren Standbildern umherziehenden Leierkastenmänner.

57. „Sah er zu seiner unfreudigen Überraschung Agnes im Gespräch mit Hennern" Nr. 558 gewöhnlicher: zu seiner unangenehmen Überraschung, s. für das in meinem Wörterb. noch fehlende unfreudig Belege im Ergänz.-Wörterb. S. 512c, vgl. im Wörterb. I S. 501b das von Goethe gebrauchte unfroh und die Bemerkung Lessing's über dies schon in der alten Sprache vorkommende Eigenschaftswort.

58. „Du bist mir gegenüber von einer geradezu gewollten Schwerfälligkeit" Nr. 560 statt: beabsichtigten, absichtlichen, geflissentlichen.

59. „Das Nachdenken über solche unabänderliche Unerfreulichkeiten macht verdrießlich ꝛc." Nr. 562 (Kap. 6) = unerfreuliche Dinge, s. Ergänz.-Wörterb. S. 213a, vgl. Hauptschwier. S. 219a.

60. „[Er] hatte sich dort mit baumelnden überschlagenen Beinen niedergelassen" Nr. 564 = mit baumelnden über einander geschlagenen Beinen. Meiner Ansicht nach ist es schon etwas Gewagtes und nicht streng Richtiges in dem Satz: „Er schlug die Beine über einander" das Schlusswort wegzulassen und jedenfalls sollte man die auf diese Weise entstehende trennbare Zusammensetzung: überschlagen (mit dem Hochton auf der ersten Silbe) regelrecht mindestens auch wirklich als trennbare Zusammensetzung behandeln, also (mit Weglassung des eingeklammerten einander): Er versuchte, die Beine über (einander) zu schlagen = überzuschlagen. Er hat die Beine über (einander) geschlagen = übergeschlagen. Noch weniger aber lässt sich die Behandlung der Zusammensetzung überschlagen als einer echten oder untrennbaren rechtfertigen, worin regelrecht der Hochton auf die dritte Silbe zu legen wäre (–̀ ⏑ –́ ⏑) Er versuchte die Beine zu überschlagen. Er hat die Beine überschlagen, was sich freilich (s. o. das Beispiel aus Lindau) vereinzelt findet, aber schwerlich zur Nachahmung zu empfehlen ist, vgl. in meinem Wörterb. III S. 943c unter überschlagen II 2d das dort als „inkorrekt" bezeichnete Beispiel aus Goethe: Jede Loge hat ihren überschlagenen [statt: übergeschlagenen] Teppich, s. auch S. 326 Anm. 9.

61. „Er sang nun aus vollster Brust ein spanisches Volkslied . . . mit echt andalusischem Juchzer," s. zu dem Schlusswort mein Wörterb. I S. 836a—c und Ergänz.-Wörterb. S. 287c.

62. „Einen Börsenrath, ob Sie Papiere behalten oder nicht behalten sollen, den kann ich Ihnen beim besten Willen nicht geben," Nr. 566 = einen Rath in Bezug auf Angelegenheiten der Börse.

63. „Der Mann, der um seinen geschäftlichen Vortheil willen Weiberwitz und Weiberschlauheit vorspannte" Nr. 568, s. mein Wörterb. III S. 1127b, wo es heißt: „in engrem Sinn: Zugthiere noch vor die (oder

zu den) schon am Wagen befindlichen spannen (s. vorsetzen 1e) eigentlich und übertragen" — wie hier.

64. „Eugenie schien es auch zu bereuen, dass sie sich vergessen hatte. Der Ausbruch ihrer Offenheit war elementar gewesen", gewöhnlicher: war mit elementarer Gewalt erfolgt. Bei einer Erörterung, wie an dieser Stelle das Fremdwort etwa hätte vermieden werden können, wurden mancherlei Vorschläge gemacht. Einem davon will ich hier wenigstens ein Plätzchen einräumen: „Eugenie schien es auch zu bereuen, dass sie sich vergessen und zu dem Ausbruch dieser Offenheit hatte hinreißen lassen. Aber ihr Gefühl hatte sie überwältigt und unwiderstehlich fortgerissen." Vielleicht regt diese Mittheilung einige Leser dieser Zeitschr. zu weitern Vorschlägen an.

65. Kap. VII. „Die Berufung auf das Kind wirkte also auf Eugenie unaufrichtig und phrasenhaft." Die Verbindung des Zeitworts wirkte mit den Umstandswörtern unaufrichtig und phrasenhaft ist sprachlich nicht richtig; denn nicht die Wirkung war eine unaufrichtige und phrasenhafte, sondern Das, was diese Wirkung erzeugte. Es hätte etwa heißen sollen: „Die Berufung auf das Kind verfehlte also die (beabsichtigte) Wirkung, weil Eugenie sie als unaufrichtig und phrasenhaft erkannte.

66. Kap. VIII. „Ich habe heute schon starken Verdruss gehabt. Und nun kommt noch ein kleiner Ärger hinzu" Nr. 572, vgl. mein Wörterb. deutscher Synonymen (2. Aufl.) S. 151/2, wozu ich bei dieser Gelegenheit noch — ebenfalls aus der Nat.-Ztg. (42, 432) — folgenden Satz von Trojan füge: „Die Frauen, die, abgesehen von einem kleinen Morgenärger, noch keinen Verdruss gehabt".

67. „Hätte sie damals die Wahrheit geahnt, hätte sie sich mit einem Manne verbunden, dessen ganzes Wesen ihr so durch und durch sympathisch war, dessen Charakter, wie sie glaubte, wie sie hoffte, wie sie wusste, auch nicht von einer einzigen unedlen Faser durchzogen war, — mit dem Manne, den sie hätte lieben können, den sie, ohne es sich zu gestehen, schon geliebt hatte, den sie, wie sie schaudernd jetzt erkannte, auch noch zu dieser Stunde lieben konnte, — wie anders, wie ganz anders würde sich ihr Dasein gestaltet haben!" Ich habe das Vorstehende als ein Beispiel eines wohlgegliederten und darum trotz seines Umfanges klaren, deutlichen und übersichtlichen Satzgebildes in bewegter Rede hergesetzt und möchte noch besonders auf die durch Sperrdruck hervorgehobene aufsteigende Stufenfolge (oder den Klimax) aufmerksam machen, vgl. dazu meine „Deutschen Sprachbriefe" S. 298b, Abschnitt [374] § 4.

68. „Sie können Sich denken, dass ich dieser frivolen Tändeleien mit der Zeit recht überdrüssig wurde und eigentlich jeden neuen

Bekannten mit einem gewissen Misstrauen entgegentrat“ Nr. 574. Streng genommen sind hier die durch Sperrdruck hervorgehobenen beiden Wörter in ihrer Zusammenstellung nicht ganz richtig. Ein Bekannter ist (s. mein Wörterb. I S. 863 b) Jemand, „mit dem man bekannt ist“, nicht: Einer, mit dem man eben erst bekannt wird, Bekanntschaft macht &c., und doch will hier die sprechende Person, wenn sie von neuen Bekannten spricht, damit nicht Leute bezeichnen, mit denen sie erst seit Kurzem bekannt ist, sondern eben erst bekannt wird, die sich ihr vorstellen, um mit ihr Bekanntschaft anzuknüpfen. Diese Bemerkung nimmt es vielleicht etwas zu strenge; aber meiner Ansicht nach hätte Lindau doch vielleicht richtiger gesagt: „dass ich . . . eigentlich Jedem, der meine Bekanntschaft suchte, mit einem gewissen Misstrauen gegenübertrat.“

69. „Man heirathet eben nicht vom Flecke weg jedes hübsche junge Mädchen, das Einem gefällt“ = auf dem Fleck, auf der Stelle, sofort &c., s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 204 unter Fleck 1 b.

(Schluss folgt.)

Das R.

Von Dr. Herman Schrader.

Das R ist ein interessanter Buchstabe, wenn es richtig gesprochen wird. Aber freilich wird es leider von den Sprechenden oft arg gemisshandelt. Wenn es zu Anfang eines Wortes oder einer Silbe steht, klingt es oft wie gh, z. B. Ghuhe d. h. Ruhe, Moghal d. h. Moral. Steht es am Schlusse eines Wortes, so hört man oft ziemlich deutlich ein kurzes a sprechen z. B. U-a, O-a d. h. Uhr, Ohr. Nein, wie ein leiser Donner soll es aus dem Munde kommen und, da es ein Semivokal ist, so kann es lange ausgedehnt werden, wie es die stolzen Franzosen gern machen, wenn sie von ihrer grrrrande nation reden. Ganz anders klingt es, wenn Jemand auf die Frage, wann seine Schwiegermutter zum Besuch komme, die Antwort giebt: „Zu Anfang Decembrrr“. — Man hört ihm das innerliche Grausen an. — Das bloße brr schon stößt man aus, wenn man schaudert oder sich schüttelt vor Frost oder Abscheu (s. Sanders Wörterb. I S. 245 c). — Unsre Kinder geben sich redliche Mühe, wenn sie sich üben, scharf auszusprechen: dreiunddreißig römische Reiter ritten rasch ums römische Rathhaus herum, wie sie — beiläufig — ihren Scherz mit dem w treiben: Wir Wernigeröder Waschweiber wollten wohl weiße Wäsche waschen, wenn wir wüssten, wo weiches Wasser wär. Richard Wagner — wegen seiner Operntexte — müsste doch seine helle Freude an diesen Kinderspielereien haben.

Das R zumal in Verbindung mit dem O hat etwas Donnerähnliches an sich. So malt das Wort Donner trefflich den Klang des Donners; und der alte Gott des Gewitters heißt passend Donar. Drum ist das am kräftigsten klingende Fluchwort Donnerwetter (in den Rheingegenden Dunerkiel). Ja, das Volk verstärkt den Klang wohl auch noch durch ein eingeschobenes d: Donderwetter. Eine gleiche Verbindung des R mit dem O zur Bezeichnung des Donners haben auch andere Sprachen. So das lateinische tonitru und das französische tonnerre (auch foudroyer hat diesen Ton); spanisch tonar, weniger schön italiänisch tuono. Das englische thunder lehnt sich an das Deutsche, zumal an das Mundartliche. Am treffendsten aber malt doch das Griechische den Donner in *βροντή* und in *κεραυνός* (wenn Blitz und Donner als Eins gedacht werden). — Das Hebräische ist weniger treffend, weil es in raam (zweisilbig) den hellen Vokal a einschiebt.

Wenn wir wahrnehmen, dass fast alle äußerliche Thätigkeit des Menschen, wie auch die elementaren Kräfte, das Feuer, das fließende Wasser, die bewegte Luft, mit irgend einem Geräusch verbunden sind, so werden wir es ganz natürlich finden, dass die sprachbildenden Menschen jene Klänge mit ihren Worten nachzuahmen suchten. So pfeifen und pfiff; klimpern und klappern; bellen, ballern, bullern; rappeln, rumpeln; ribbeln (wribbeln), rubbeln. Wie fein weiß der Grieche in dieser Weise sich Wörter zu bilden! *πιππίζω* piepen wie ein Vogel, *παππάζω* vom lallenden Kinde, das schmeichelnd Papa sagt, *κυππάζω* einen Ausruf der Verwunderung ausstoßen, vor Erstaunen *κύππαξ* rufen, *ποππύζω* durch einen schnalzenden, schmatzenden Ton anlocken, indem man die Lippen zusammendrückt und so die Luft einsaugt oder herausstößt. Daneben noch *ποπίζω*, wie der Wiedehopf, der *ἔποψ* heißt, hophop schreien. Wie wir das Hellere und Dunklere in girren und gurren unterscheiden, so der Grieche (und wir) *μηκάομαι* meckern, quäken, und *μυκάομαι* muhen, brüllen. Ähnlich *ἀλαλάζω* zu Beginn der Schlacht ein muthiges Kriegsgeschrei erheben, und *ὀλολύζω* laut aufschreien in Klage; was wir vielleicht annähernd wiedergeben können: ein Geschrei, ein Geschricht erheben.

Bei diesen Schallnachahmungen spielt nun das R eine große Rolle. Zunächst heißt das R darum der Hundebuchstabe, wie wir denn das langausgedehnte R des Hundes bezeichnend durch knurren wiedergeben. Schon bei den alten Griechen und Römern führte dieser Buchstabe diesen Namen, litera canina irritata canis quod R R quam plurima dicat. Auch im Englischen the dog-letter. — Da der R-Laut dadurch entsteht, dass der Rücken der Zunge emporgehoben und der durch engen Kanal hindurch gepresste Luftstrom den vorderen dünnen Saum der Zunge in eine zitternde

Bewegung oder in Schwingungen versetzt (die man andauern lassen kann) — was eine größere Kraft erfordert als die Bildung anderer Laute, — so tritt das R treffend da ein, wo es gilt, eine kräftige Wirkung zu erzielen, wo man in Zittern versetzen und Schrecken erregen oder Gelärm und rollende Bewegungen schildern will. Auch das Rauhe, Harte, Derbe, Grobe, Starre nimmt gern diesen Laut an. Das zeigen schon die eben genannten fünf Wörter, denen wir noch folgende zufügen: rollen, rauschen, rasseln (rasselnde Räder), räuspern, rülpsen, raffen, rappeln, rupfen, rumpeln, raufen. Das R braucht auch nicht am Anfang der Wörter zu stehen und zeigt doch seine Kraft: knurren, murren, klirren, brüllen, prasseln, trillern, Wirrwarr. Beachten wir die hier dem R beigefügten Vokale, so dürfen wir sagen, das bezeichnete Geräusch sei durch den Klang der Wörter förmlich in Musik gesetzt. — Wie klangschön ist das Wort: der Fluſs ist gefroren. Das fl, noch mehr das Wort fließen, deutet auf das sanft hingleitende Wasser, das o zwischen zwei r auf das Starre hin.

Das Rauhe, Starre, Harte des R wird noch verschärft, wenn ihm ein G vorhergeht, dem dann auch entsprechende Vokale beigefügt werden. Graus, gram, grabbeln, Granne (Borste, Stachel), grass, gräſslich, Grat (scharfe Kante); grätschen (mit ausgesperrten Beinen gehen), grau, Gräuel, Greuel, grauen, graulich, grausam, Graus (Schutt), griesgram, Grimm, Grind, grinsen, grob, Grube, grübeln, Grus (Schutt, Geröll). — Hierauf macht schon der schnarrende Greif in der klassischen Walpurgisnacht des zweiten Faust aufmerksam, wenn er sagt:

> Jedem Worte klingt
> Der Ursprung nach, wo es sich her bedingt:
> grau, grämlich, griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
> etymologisch gleicherweise stimmig,
> verstimmen uns.

Wenn andere Konsonanten sich zum R gesellen, so giebt das dem Worte etwas Kräftiges, Belebendes, Rühriges, Frisches: Kraft, brav, kernig, stark, kribbeln und krabbeln, prangen, prunken, Krimskrams (französisch cric-crac). Manche Verkleinerungswörter wechseln den Laut, wie frieren, Frost, frösteln; raufen, Rüffel, rüffeln; rauschen, rascheln, ruscheln; reiben, ribbeln oder wribbeln (zwischen den Fingern reiben), rubbeln, abrubbeln (verächtlich und unsanft einen schmutzigen Buben abreiben). Besonders giebt die Verbindung fr einen frischen Klang: freuen, Freude, Friede, freien, froh, früh, Frühling; und die Turner haben sich ganz sinnig ein vierfaches fr zum Wahlspruch genommen: frisch, fromm, fröhlich, frei.

Höchst interessant für den Sprachforscher ist es auch, zu sehen, welche Wandlungen das R bei verschiedenen Völkern im Laufe der Zeiten erfahren hat. Am natürlichsten erscheint da wohl seine Vertauschung mit L, ein=

mal, weil beide Buchstaben in ähnlicher Weise gebildet werden, und sodann, weil L sich ungleich leichter als R sprechen läßt. Diese Vertauschung geschieht so häufig, dass man sie sogar mit dem besonderen Namen Lambdacismus bezeichnet (Lambda ist der griechische Name für das L. Schon die Griechen nannten so die Vorliebe für das L). Am bekanntesten ist im Deutschen wohl, dass das Volk statt Barbier, barbieren gern Balbier, balbieren sagt. Der lateinische und griechische Marmor verwandelte sich zuerst in Marmul und dann in Marmel. Dichter brauchen gern das Wort Marmelstein. Wir können auch an das mundartliche Kilche für Kirche und Bilche für Birke erinnern. Aus dem lateinischen peregrinus haben wir Pilgrim und Pilger gemacht, der Italiäner macht aus Sant Erasmo Sant Elmo. Der Lateiner verwandelt perlegere, perlucere, perlucidus in pellegere, pellucere, pellucidus. Das griechische λείριον geht in das lateinische lilium und in das deutsche Lilie über. Der altsemitische Name Kedorlaomer (1. Mos. 14, 19) wird von der LXX als Chodollogomor wiedergegeben. Das hebräische kikkar ist aus kirkar entstanden. Beiläufig wollen wir auch hinzufügen, dass Himilcar in Himilco und Barmilcar in Bomilco bei den Puniern übergegangen ist. — Leider schleift ja unser deutsches Volk wohlklingende Endsilben von Ortsnamen gern in tonlose ab. So Darßen und Deerßen statt Dardesheim und Deersheim, Borne und Börßen statt Bornum und Börßum, Rockeln statt Rokkum, Achen statt Achim. — Wenn man meint, dass umgekehrt L in R übergehen könne und zum Beweise sich auf das attische κρίβανος (Art Scherben) statt κλίβανος beruft, so dürfte man mit vielleicht mehr Recht die Sache umdrehen und sagen, aus dem attischen κρίβανος sei das mundartliche κλίβανος gemacht worden.

Weit auffallender ist der Wechsel zwischen R und S. Doch scheint die Sache außer Zweifel zu sein. Und zwar ist S die ältere Form. Früher hieß es verliesen, friesen statt verlieren, frieren; und in den Wörtern Verlust und Frost haben wir noch ein Überbleibsel des S. Merkwürdiger noch ist das Wort kiesen, mit den alten Formen kos, kurn, gekorn, da wir daneben das Wort küren haben. In völlig gleichem Sinne sagt man noch jetzt erkoren und erkiest (im Liede: In allen meinen Thaten). Das Zeitwort wesen ist verloren gegangen, nur noch in gewesen zu erkennen; die alte Form was (noch jetzt im Plattdeutschen und im Englischen) ist längst in war übergegangen. Auch im Lateinischen hat die alte Form arbos und honos (noch in honestus ist Hindeutung darauf) der späteren Form (um des Stammes willen) arbor, honor weichen müssen. — Vielleicht steckt sogar in dem berlinischen Wort Besinge (Heidelbeere) ein Verkleinerungswort von Beere.

Dafs auch das D in R übergeht, wird wunderlich genug erscheinen. Und doch ist es geschehen. Ich kenne freilich nur zwei Beispiele. Das lateinische meridies (Mittag) ist ohne Zweifel aus medius dies (die Mitte des Tages) gebildet. Und die Engländer, welche freilich oft seltsame sprachliche Verdrehungen sich erlauben, kürzen den Namen Richard in Dick ab.

Bei oberflächlichem Betrachten könnte man zu der Meinung kommen, das R sei in Präpositionen, die mit einem Vokal anfangen, des Wohlklanges wegen oder zur Erleichterung des Sprechens eingeschoben, in: darin, daraus, darüber, darauf, darunter. Dem ist jedoch nicht so. Denn hier haben wir vielmehr das ältere Wort dar für da, d. h. nach einem bestimmten Orte hin. Man sagte früher: Es sind noch sechs Wochen dar (bis zu Neujahr). In Verbindung mit manchen Zeitwörtern gebrauchen wir noch jetzt das alte dar: darbringen, darreichen, darthun, darstellen u. s. w., getrennt vom Zeitwort, Matth. 25, 20: er legte fünf Zentner dar. Dagegen in Zusammensetzungen mit hier lassen wir das R gern fallen, früher wohl noch mehr als jetzt, wenn die Präposition mit einem Konsonanten beginnt: hiemit, hievon, hiedurch, hiebei, hiezu.

Nach Dem allen dürfen wir sicherlich sagen, dafs das R unsrer Sprache einen erfrischenden Klang giebt. Als ich daher vor vielen Jahren einmal eine längere Erzählung las, in welcher der Verfasser absichtlich und nicht ohne gewisse Kunst den Buchstaben R gänzlich vermieden hatte, so fand ich Das nach wenigen Sätzen so unerträglich, als wenn man mir eine Fleischbrühe ohne jegliches Salz gereicht hätte. Wenn in ähnlicher Weise die Sprache der Eingebornen von Tahiti (nach den Bruchstücken, die ich vor Zeiten davon las) fast nur aus Vokalen besteht nebst Häufung des L, ohne R, so mag Das passend und charakteristisch sein für ein Naturvolk, dem die herrliche Natur fast alle Lebensbedürfnisse in den Schoß wirft. Ein kraftvolles Volk will auch etwas Donnergepolter in seiner Sprache haben.

Es ist ein hübscher Gedanke, wenn man gesagt hat, das a (mit R oder einem andern Konsonanten verbunden) gleiche der weißen Farbe, das i der rothen und das u der schwarzen, wie denn auch das Lachen in a Ausdruck des Behagens, das in i das natürlichste, und das in u der Ausdruck des Mifsbehagens affektierter und verrückter Menschen sei. Sehr sinnig sagt Dr. Grabow (dem wir einige Bemerkungen verdanken): Das ei! in hoher Stimmlage gesprochen bedeutet Beifall zollende, in tiefer Stimmlage mifsbilligende Verwunderung. Wie malerisch ist der Klang: Beifall zollen, und mifsbilligen! — Derselbe macht auch darauf aufmerksam, dafs das Hebräische — das doch sonst nicht eben an sprachlichen

Schönheiten leidet — in den thätigen Formen des Zeitworts helle Vokale, in den leidenden Formen dunkle liebe und bevorzuge. So katal, kittêl, hiktil, hithkattêl (tödten, morden, tödten lassen, sich morden), dagegen passivisch in den Participien: katûl, mĕkuttâl, moktâl (getödtet, gemordet). —

So möge denn auch dieser Aufsatz, wie schon ein früherer über i, a, u, mit dazu helfen, die Schönheit unsrer deutschen Sprache auch nach der Seite hin zu erkennen und zu würdigen, wo sie gehörte Töne der Außenwelt, wie auch innere Gemüthsstimmungen durch den Klang der gebildeten Worte malerisch oder musikalisch nachbildet.

Zu einem Aufsatze von Karl Frenzel.

Die National-Ztg. bringt über den jüngst erschienenen Band von Heinr. v. Treitschke's „Deutscher Geschichte des 19 Jahrhunderts" aus der Feder des fein- und scharfsinnigen Karl Frenzel eine höchst anregende und beachtenswerthe Besprechung. Zu dem 2. der Aufsätze (Nat.-Ztg. 47, 658) habe ich mir einiges Sprachliche angemerkt, das ich den Lesern meiner Zeitschrift füglich hier mittheilen zu dürfen glaube.

1. Vergleicht man das Jahrzehnt von 1840 bis 1849 mit dem folgenden in unserer Geschichte, so wird man nicht anstehen, es trotz seiner Irrungen und Fehlschläge, trotz des endlichen Zusammenbruches seiner Erwartungen und Ideale als eine der hoffnungsvollsten und hochfliegendsten Epochen in diesem Jahrhundert zu bezeichnen.

Diesen Satz habe ich hier mitgetheilt als Nachtrag zu meinem Wörterb. I S. 462b, wo ich unter fliegen in Nr. 1 nur gesagt habe:

Mein Wunsch [s. 3] fliegt [steigt, strebt] nicht so hoch. Wieland 12, 246. Mein hochfliegender [hochstrebender] Geist. Schiller 112b. Von dieser hochfliegenden [hochtrabenden] Art zu denken. Wieland 5, 10 ꝛc.,

ohne über die Steigerung dieses eigenschaftswörtlichen Mittelworts Etwas hinzuzufügen. Das Nöthige darüber findet sich freilich in meinen Hauptschwier. unter dem Stichwort Steigerung in Nr. 5 (S. 262b ff.), woraus ich hier zunächst den Anfang hersetze:

5. Verschieden von dem in 4 Behandelten sind Zusammenschiebungen eines Adjektivs, namentlich eines Verbaladjektivs oder eines adjektivischen Particips mit einem davorstehenden Adverb, obgleich einzelne dieser Zusammenschiebungen sich sehr nahe mit Zusammensetzungen berühren und zum Theil darein übergehen

und weiterhin im Besonderen (S. 264b):

Sie ist die hochbegabteste von allen [Schwestern] Schiller 449b . . . ., vgl.: Sie ist die höchst [oder am höchsten] begabte Schwester u. s. w., nicht zu verwechseln mit dem Adv. höchst als absolutem Superlativ (s. d. 10b) wie äußerst ꝛc. [= sehr, ungemein ꝛc.], auch beim unbestimmten Artikel z. B.: Sie ist ein höchst begabtes Mädchen u. s. w., welches höchst zu allen steigerungsfähigen Adjektiven treten kann, auch zu solchen, von denen die Verbindung mit hoch nicht üblich ist, z. B.:

Ein höchst — armes, elendes, leichtsinniges, unglückliches, verworfenes ꝛc. Geschöpf (s. Schluſs). Vgl. dagegen als Steigerung des Positivs hoch bei Participien, z. B. (s. o.): Einzelnen Höherbegabten. Humboldt Kosm. 2, 310. Wo ist ein höher Beglückter? An. Grün Ritter 62. Ein anderer höher gebildeter Stand. Fichte 7, 279 ꝛc. vgl. auch mit Participien Präs., z. B.: Die hoch, höher, am höchsten oder höchstgehenden [daneben: die hochgehenderen, die hochgehendsten] Wellen. Der höher strebende Geist. Heine 1, 132, vgl.: Der hochstrebendere und so: der zum Höchsten strebende und der hochstrebendste Geist, wie bei den vollständig zu zusammengesetzten Adjektiven gewordenen Participien ausschließlich, z. B.: hochfahrender, am hochfahrendsten; hochtrabender, am hochtrabendsten ꝛc.

Vgl. in diesem Heft der Zeitschr. S. 410 Nr. 34, S. 427 Nr. 3 und einigermaßen auch S. 428. Abschließend füge ich hier noch hinzu:

Die hochfliegendsten Erwartungen. National-Ztg. 41, 415. Rundschau 14, 4, 426 u. o.

Dagegen z. B.:

Der am höchsten oder: höchst fliegende Vogel sollte König werden u. Ä. m.

2. Treitschke hat sich durch seine Antipathie gegen den Liberalismus, der doch in jener Zeit gar nicht anders als in der englisch-französischen Schablone und mit einem Stich ins Weltbürgerliche auftreten und weder urgermanisch noch antisemitisch gefärbt sein konnte, um die richtige Würdigung des Vereinigten Landtags gebracht. Seine Berufung war die größte freie politische That Friedrich Wilhelm's IV.

Das von mir im Druck hervorgehobene seine ist hier nicht ohne Anstoß. Zunächst wird der Leser immer eher geneigt sein, es auf Treitschke als auf den Vereinigten Landtag zu beziehen. Der kleine Misſstand wäre beseitigt, wenn der Schluſs etwa gelautet hätte:

„dessen Berufung die größte freie politische That Friedrich Wilhelm's IV. war.“

3. Darum erregte die Rede des Königs bei der Eröffnung des Landtags mit seinem Gelöbnis: „Daſs es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln, und daſs ich es nie und nimmermehr zugeben werde, daſs sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte Treue zu ersetzen“, allgemeinen Tadel und Widerspruch.

Hier erregt es zunächst einen sprachlichen Anstoß, daſs in dem mit daſs eingeleiteten, die Worte des Königs anführenden Satze die unabhängige (direkte) Redeweise statt der abhängigen (indirekten) gewählt ist (s. meine Hauptschwier. S. 180 ff. und als Ergänzung Ipsen's Aufsätze hier in dem 6. Jahrgang der Zeitschr. S. 205 u. s. w.). Sprachlich richtiger hätte es wohl heißen müssen:

Daſs es keiner Macht . . . je gelingen solle, ihn zu bewegen ꝛc. . . . und daſs er es nie zugeben werde ꝛc.

Außerdem aber ist in Bezug auf den Stil zu tadeln, daſs hier das von dem Zeitwort erregte abhängige Objekt (allgemeinen Tadel

und Widerspruch) durch die lange Zwischenschiebung so weit getrennt und aus einander gerissen ist, vgl., was ich in meinen Hauptschwier. unter den Titelköpfen Satzeinschaltungen und Nachklappende Satztheile (s. hier besonders die Fußanm.) aus einander gesetzt, und als einen Verbesserungsvorschlag etwa:

Darum erregte es allgemeinen Tadel und Widerspruch, als bei Eröffnung des Landtags der König das Gelöbnis aussprach: „Keiner Macht der Erde soll es je gelingen, mich zu bewegen u. s. w. . . . und nie und nimmermehr werde ich es zugeben, dafs ꝛc. . . .“

Der Prolog zum „Wallenstein“

kann so, wie er vorliegt, bei den Wallenstein-Aufführungen nicht gesprochen werden, weil er eine für den Abend der ersten Aufführung, die im Jahre 1798 stattfand, berechnete Gelegenheitsdichtung ist. Er deutet auf das Auftreten Iffland's und Schröder's in Weimar hin und enthält noch andere Hinweise auf vergängliche Zufälligkeiten. Dennoch wird man nicht leugnen, dafs es wichtig und wünschenswerth wäre, ihn wegen seines unvergänglichen und unvergleichlichen Gehaltes sprechen lassen zu können; es gilt also, ihn mit Ausscheidung jener Zufälligkeiten umzugestalten. Im Folgenden gebe ich den Versuch einer solchen Umgestaltung. Viele werden den Prolog besser umarbeiten können als ich; ich bitte sie, es zu thun. Nur eine Anregung wollte ich gegeben haben, damit er der Bühne nicht dauernd entzogen bleibe, denn dieser Prolog ist dem Range nach der erste Prolog in der dramatischen Litteratur aller Völker und aller Zeiten.

Freienwalde a. O., im December 1894.

Dr. Eduard Schulte, Gymnasiallehrer a. D.

Als Schiller einst in Weimar's goldnen Tagen
Sein Drama „Wallenstein“ zum ersten Mal
Auf Weimar's hehre Bühne bringen wollte,
Da gab er ihm ein Wort mit zum Geleit.
Das Haus, in dem man spielte, war erneuert,
Verschönt durch Umbau, und mit „Wallenstein“
Ward neu es nun eröffnet. Dieser Anlafs
Bewog den Dichter, im Prolog den Neubau
Mit Freude zu begrüßen, einen Blick
Der frühern Zeit der Bühne gern zu gönnen,
Der Zukunft hoffnungsfreudig zu gedenken
Und auf das neue Drama hinzuweisen.
Gelegentliche Dichtung war es nur,
Was Schiller damals im Prologe schrieb;
Vergehen mufste mit der Stunde Alles,
Was nur der Stunde diente; doch dem Spruch,
Der nur für jenen Abend Geltung hatte,
Sind Worte auch gesellt, die ewig gelten,
Und diese sollen unvergessen sein.
Die Schauspielkunst, so spricht der Dichterfürst,
Ist Geist in seiner flüchtigsten Erscheinung.
Gar schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meißels, der Gesang
Des Dichters nach Jahrtausenden noch leben.
Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,

Und, wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer ist die Kunst, vergänglich ist ihr Preis;
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze:
Drum muss er geizen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen,
Muss seiner Mitwelt mächtig sich versichern
Und im Gefühl der Würdigsten und Besten
Ein lebend Denkmal sich erbaun. — So nimmt er
Sich seines Namens Ewigkeit voraus;
Denn, wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, Der hat gelebt für alle Zeiten.
Die neue Ära, die der Kunst Thaliens
Auf Weimar's Bühne nun erblühen sollte,
Stellt Schiller dann als einen Antrieb hin,
Uns aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu versetzen.
Entbrannt seit Jahren war zur Zeit der Kampf,
Den Frankreich gegen halb Europa führte;
An ihn erinnert Schiller, und er wünscht,
Sein Drama solle des erhabenen
Moments der Zeit nicht unwerth sein, denn nur,
Sagt er, der große Gegenstand vermag,
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.
Da um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja, sie muss,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.
In jenen Kämpfen brach die alte Form,
Die nach dem dreißigjähr'gen Kriege einst
Der Friedensschluss der Staatenwelt gegeben.
So ließ die Brücke zwischen Schiller's Zeit
Und Wallenstein und seiner Zeit sich schlagen.
Und mit beredtem Wort sagt der Prolog:
In jenes Krieges Mitte stellt euch jetzt
Der Dichter. Sechzehn Jahre der Verwüstung,
Des Raubs, des Elends sind dahin geflohn,
In trüben Massen gäret noch die Welt,
Und keine Friedenshoffnung strahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Waffen ist das Reich,
Verödet sind die Städte, Magdeburg
Ist Schutt. Gewerb' und Kunstfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt Nichts mehr, der Krieger Alles,
Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern sich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.
Auf diesem finstern Zeitgrund malet sich
Ein Unternehmen kühnen Übermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.
Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen,
Denn jedes Äußerste führt sie, die Alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größ're Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.
Nicht er ist's, der in unserm Vorspiel schon
Erscheinen wird. Doch in den kühnen Scharen
Die sein Befehl gewaltig lenkt, sein Geist
Beseelt, wird euch sein Schattenbild begegnen,
Bis ihn die scheue Muse selbst vor euch
Zu stellen wagt in lebender Gestalt:
Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt;
Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen.
Darum verzeiht dem Dichter, wenn er euch
Nicht raschen Schritts mit einem Mal ans Ziel
Der Handlung reißt, den großen Gegenstand
In einer Reihe von Gemälden nur

Vor euren Augen abzurollen wagt.
Das Vorspiel heut' gewinne euer Ohr
Und euer Herz den ungewohnten Tönen;
In jenen Zeitraum führ' es euch zurück,
Auf jene fremde kriegerische Bühne,
Die unser Held mit seinen Thaten bald
Erfüllen wird.
Und, wenn die Muse heut',
Des Tanzes freie Göttin und Gesangs,
Ihr altes deutsches Recht, des Reimes Spiel,
Bescheiden wieder fordert, — tadelt's nicht!
Ja, danket ihr's, dass sie das düstre Bild
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst
Hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft,
Aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt:
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

(Bei jener ersten Aufführung wurde der Prolog von einem der im „Lager“ nachher auftretenden Soldaten gesprochen.)

Indem ich vorstehend, dem Wunsche des Herrn Dr. Schulte gemäß, seine Umarbeitung des Schiller'schen Prologs zum „Wallenstein“ in meiner Zeitschrift veröffentliche, füge ich aus Herrn Schulte's Begleitbrief an mich das Folgende hinzu:

„Es ist ja wahr, dass der Prolog nicht organisch mit dem Drama zusammenhängt und dass Schiller ihn zu dauernder Verwendung nicht bestimmt hat; denn dann hätte er ihn für diese Verwendung selber umgearbeitet. Aber die Nachwelt darf aus Pietät gegen Schiller wohl anders über den Prolog denken als Schiller selbst. Er ließ ihn nach der ersten Aufführung fallen, wir aber heben ihn wieder auf, weil er eins seiner schönsten Gedichte ist. Ist er für das Verständnis des Dramas nicht unentbehrlich, so ist er doch dafür auch nicht unerheblich, denn er erinnert dass die größere Hälfte der Schuld den unglückseligen Gestirnen zuzuschreiben ist ꝛc.“

Ein japanisches Liebespaar.

Von Berthold Lausen.

(Sonntags-Beilage zur National-Ztg. vom 16. Dec. 1894.)

1. „Diese Komurasaki . . . war dasselbe Mädchen, das er [Gomparachi] vor wenigen Monaten aus der Hand der Räuber errettet und zu seinen Eltern zurückgebracht hatte.“

„Seinen Eltern“. Sind das nun die Eltern Gomparachi's oder die des Mädchens, der Komurasaki? Gemeint sind die der letztern; aber der Leser wird vielleicht eher an die Eltern des Liebenden (Gomparachi) denken. Jeder Zweifel und jede Zweideutigkeit wäre beseitigt, wenn der Schriftsteller von der so nahe liegenden und natürlichen „Fügung nach dem Sinne“ (s. Hauptschwier. S. 158a Nr. 1 y) Gebrauch gemacht hätte: „Dasselbe Mädchen, das [oder: die] er . . . zu ihren Eltern zurückgebracht hatte.“

2. „Erkläre es mir; denn darunter waltet ein Geheimnis,“ vgl. sprachüblich: „darunter steckt ein Geheimnis“; „Dem (oder hier) liegt ein Geheimnis zu Grunde“; „hier waltet ein Geheimnis ob“.

3. „Komurasaki, zerrissen zwischen Freude und Scham, antwortete unter Thränen,“ vgl.: zerrissenen Herzens, zwischen Freude und Scham schwebend &c.

4. „Kenner der Litteratur wollen unwillkürlich durch diese japanische Liebesgeschichte an die Liebe des Chevaliers des Grieux zu Manon Lescault in Prevost's berühmter Novelle erinnert werden“, wo statt des wollen sinngemäß werden zu setzen gewesen wäre.

Klassikerdämmerung.

(Zolling's „Gegenwart“ XLVI S. 105.)

Aus dem in der Überschrift genannten Aufsatz hebe ich für meine Zeitschrift die folgenden auf einer Spalte vorkommenden Stellen aus:

1. „Ein wenig die Litteratur, wenigstens die von heute durchgemacht, und man gewöhnt sich an Alles: an ältesten Kohl und neuesten Gegenkohl, an Verzweiflung und an Weltsturz.“

Vgl. in meinem Wörterb. I S. 968a:

„**Kohl** . . . 2. namentlich burschikos: langweiliges dummes Geschwätz, Unsinn“ mit Belegen aus Droysen und Hegel in der Zusammensetzung: Allerwelts-Kohl (in König's Klubbisten als mainzerisch bezeichnet), vgl. auch das Zeitwort kohlen (a. a. O. S. 969a) in Nr. 4: „burschikos: Kohl (s. d. 2) oder langweiliges dummes Geschwätz vorbringen“ mit Belegen von Riemer und Waldau. Die Zusammensetzung Gegenkohl wie hier in der „Gegenwart“ in dem Sinne: „dummes Geschwätz vom entgegengesetzten Standpunkt aus“ fehlt noch in meinem Ergänz.-Wörterb. und wird — meiner Ansicht nach — auch schwerlich in den allgemeinen deutschen Sprachschatz übergehen.

2. „Damit wird sich der konservative Goethe-Stürmer etwas überhaut haben,“ — vgl. in meinem Wörterb. I 704c/5a über die schwachformige Abwandlung von hauen (gehaut statt gehauen) und die Zusammensetzungen: „Überhauen (— ◡ ⏊ ◡) refl: sich beim Hauen übernehmen, zu stark ausholend hauen, vgl. verhauen 3: Er überhaut sich wie beim Fechten und trifft die Luft und fällt fast selbst um. Auerbach Neues Leben 1, 339.“

3. „Die Überraschung bestand darin, dass einer der konservativsten Gegner der modernen Zeitmenschen an einem der gestempeltsten Vollkommenheits- und Ewigkeitsmenschen auch Unvollkommenes und Vorübergehendes aufzuzeigen versuchte.“

Man beachte die hervorgehobenen Zusammensetzungen von Mensch: „Zeitmenschen“, die nur der vorüber gehenden Zeit angehören — im Gegensatz zu den Vollkommenheits- und Ewigkeitsmenschen, die (als vollkommene Muster auch für die Nachwelt) dauernd bleiben und der Ewigkeit angehören — und ferner den Superlativ gestempeltst für das übliche: anerkanntest, s. in meinen Hauptschwier. S. 261/2 unter „Steigerung 2“ zahlreiche Belege von Wörtern, die im eigentlichen Sinne durch ihren Begriff die Steigerung ausschließen, sie aber doch in einem andern (uneigentlichen oder verallgemeinerten) zulassen.

Auch eine Liebesheirath.

Humoreske von Gustav Beßnard (Gegenwart 46. 202 ff.).

In dieser Humoreske habe ich mir zwei Stellen angezeichnet, an die ich hier in meiner Zeitschrift Bemerkungen anknüpfen möchte.

Die erste Stelle lautet buchstäblich:

„Miß Grace.“ In fußhohen Lettern stand es an den Anschlagssäulen zu lesen. Darunter war ein Bild angebracht und die Mittheilung, dass besagte Miss, „die erste Serpentintänzerin der Welt“, nachdem sie in ihrer amerikanischen Heimath die nie dagewesensten Triumphe gefeiert, nun auch die alte Welt durch ihre Kunst zu entzücken gedenke.

Schon wiederholt sind hier in der Zeitschrift (unter Hinweis auf meine Hauptschwier. S. 261) Beispiele von Eigenschaftswörtern gegeben worden, die im eigentlichen Sinne durch ihren Begriff die Steigerung ausschließen, sie aber doch in einem andern (uneigentlichen oder verallgemeinerten) zulassen. Dazu gehört auch das im Obigen durch Sperrdruck hervorgehobene, vgl. auch in den Hauptschwier. S. 137b das über die Steigerung des in der Bedeutung sich anschließenden einzig. Worauf ich aber hierbei noch besonders die Aufmerksamkeit hinlenken möchte, Das betrifft die Rechtschreibung. Gesteigert ist hier nicht etwa das Wort dagewesen (ein eigenschaftswörtliches Mittelwort in Verschmelzung mit einem Umstandsworte des Ortes oder — in der üblicheren lateinischen Ausdrucksweise: ein adjektivisches Particip in Verschmelzung mit einem Ortsadverb), sondern vielmehr dies durch die Verbindung mit dem vorgesetzten nie in seinen Gegensatz umgewandelte Wort. Die richtige Schreibweise wäre also: die niedagewesensten Triumphe (oder wenigstens: die nie-dagewesensten mit Bindestrichen), vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 632c, woraus ich hier folgende scherzhafte Bildungen von Hauptwörtern auf heit (aus der Glassbrenner'schen Montags-Ztg.) hersetze:

„Eine solche Nochnichtdagewesenheit. Sämmtliche Charaktere sind von einer Schondagewesenheit ohne Gleichen rc.,“ wofür nicht die Schreibweise statthaft wäre: Einer . . . noch nicht Dagewesenheit; von einer schon Dagewesenheit.

Die zweite Stelle in der Humoreske heißt (wiederum buchstäblich):

„My heart is not here,“ deklamierte das Beinkleid. Hier fragt wohl der Leser: Wie in aller Welt kann denn aber ein Beinkleid deklamieren? — aber es ist eben auch nicht das Beinkleid als solches gemeint, sondern vielmehr die das Beinkleid tragende Person; und darin soll eben der von dem Verfasser beabsichtigte Witz stecken, der dadurch vorbereitet ist, dass es in einer früheren Stelle der Humoreske heißt:

Der Eingeführte war eine Blüthe der jeunesse dorée. An Stelle der Hose trug er zwei sackähnliche Behälter. Jacket und Weste waren desto knapper. Hier musste der Stoff zu Reige gegangen sein. Aus der linksseitigen Tasche seines „Beinkleides“ hing ein gelber Lederriemen mit bügelartigem Griff rc., —

wo der Leser vielleicht zuerst verdutzt fragt, warum hier das Wort Beinkleides in Anführungszeichen eingeschlossen sei, ehe er späterhin entdeckt, dass er durch die Anführungszeichen auf den kommenden Witz vorbereitet werden soll, der dann im Folgenden wiederholt und fortgeführt wird. Hier heißt es nämlich im weitern Verlauf:

„Speak you not English?“ frug das Beinkleid . . .

„Schauffieren Sie sich nicht, meine Gnädige,“ versetzte das Beinkleid . . .

„O . . .!“ lächelte das Beinkleid . . .

Nun wurde auch das Beinkleid kalt gestellt.

Ich weiß nun freilich sehr wohl, dass es im Deutschen nicht unstatthaft ist, eine Person durch ein sie von Andern unterscheidendes Kleidungsstück zu bezeichnen, s. beispielsweise mein Wörterb. II S. 237b, wo ich unter Mantel in Nr. 2 gesagt habe: „zuweilen für eine Person im Mantel, vgl. Domino, Maske rc., z. B: Da kam noch einmal ein weißer Mantel, | der fragte nach rc. Körner . . ., s. Roth-, Weißmantel“ und so andere Stellen, aber meines Erachtens ist in dem oben Angeführten der von dem Verfasser der Humoreske beabsichtigte Witz doch gar zu sehr bei den Haaren herbeigezerrt und namentlich hat der Verfasser bei der Wiederholung nicht beachtet, dass „Kürze des Witzes Würze“ ist. Die Leser mögen entscheiden ob ich mit dieser Bemerkung im Rechte bin.

Narciſs.

Neue Novellen von Adolf Wilbrandt (Berlin 1870) S. 1—136.

1. S. 8: „Zu ſeiner Linken rauchte der Veſuv, faſt bis zu halber Höhe von weißen Landhäuſern und Weilern erklettert“, mehr im Ton der dichteriſchen oder wenigſtens der gehobenen Sprache als in dem der einfachen Erzählung, da man gewöhnlicher von lebenden Weſen oder auch z. B. von Pflanzen ſagt, daſs ſie klettern, Etwas erklettern, aber nicht von Landhäuſern und Weilern, wenn man ſie nicht eben — mit dem Kunſtausdruck — perſonificieren, d. h. als belebte Weſen darſtellen will, vgl. die zweite Novelle Nr. 16.

2. S. 8: „Der Blick ſchweifte dann weiter nach Weſten zu und löſte ſich in dem träumeriſchen Duft, in dem die kampaniſchen Inſeln wie entkörpert ſchliefen“ (vgl. 1), wo ebenfalls das Unbelebte gleichſam als belebt dargeſtellt wird, wenn von den Inſeln als „entkörperten“ (ſ. mein Wörterb. I S. 999a) und als „ſchlafenden“ geſprochen wird.

3. S. 12: „Ihre Arme ſtaken zur Hälfte in den kurzen Ärmeln eines Jäckchens“ ſtatt des heute üblicheren ſteckten.

4. S. 12: „Den kleinen goldbrüſtigen Vogel,“ vgl. S. 13: „Der Goldbrüſtling“, ſ. mein Wörterb. I S. 232a, wo auch Brüſtling als Bluthänfling aufgeführt iſt.

5. S. 16: „Der ſüße Geruch war ſo verlockend, daſs auch Ariſton ſtehen blieb und auf einmal ſeinen Wanderhunger erwachen fühlte,“ d. h. ſeinen durch das Wandern rege gewordenen Hunger.

6. S. 17: „Ariſton durchſchritt die ſchmale Flur, ging durch die große leere Halle ꝛc.“ ſtatt des — wenigſtens in Norddeutſchland üblichern —: den ſchmalen Flur, ſ. die im Inhaltsverzeichnis des 7. Jahrgangs unter Flur angegebenen Stellen und vgl. Kluge's Etymol. Wörterb. (4. Aufl.) S. 91a.

7. S. 19: „Soll ich dir Etwas ſagen? . . . Etwas, was ich dir ſchon lange ſagen wollte? — ‚Wenn es dir Vergnügen macht,‘ antwortete er kühl. — Ich glaube nicht, daſs es mir Vergnügen macht; aber es prickelt mich, es dir zum Abſchied zu ſagen: daſs du ein eitler, unausſtehlicher Menſch geworden biſt ꝛc.“ — vgl. mein Wörterb. II S. 589a unter prickeln 2c und Hauptſchwier. S. 127a (Eintheilung der Zeitwörter 3): ein Unbekanntes, nur aus ſeinen Wirkungen Erkennbares übt auf mich einen unwiderſtehlichen, mir keine Ruhe laſſenden Reiz, dir zu ſagen.

7. S. 25: „Eine jünglingshaftere Geſtalt konnte man nicht ſehen“ (vgl. S. 143 in der 2. Novelle dieſes Bandes: „Eine jünglings-

hafte Gestalt"), s. mein Wörterb. I S. 846 c mit Belegen auch für die Form ohne Binde -s: jünglinghaft und vgl. über die Bildungen der Eigenschaftswörter auf -haft meine Neuen Beiträge zur deutschen Synonymik S. 106 ff. Die sinnverwandten jugendlich und jugendhaft (s. mein Wörterb. I S. 843c) sind umfassender, da sie nur etwas dem Wesen der Jugend Entsprechendes bezeichnen ohne Beschränkung auf das männliche oder weibliche Geschlecht der menschlichen Jugend, s. in meinem Wörterb. I S. 487c: jungfrauenhaft (namentlich den Vers von Joh. Heinr. Voß: Die Gestalten . . . | jungfraunhaft an den Knaben und knabenhaft an den Jungfraun) und S. 488a: jungfräulich.

8. S. 28: „Hier steht ein Mann, der Rom für den Nabel des Erdkreises hält und uns Griechen wie Mücken in der Sonne betrachtet," s. mein Wörterb. II S. 368c unter Nabel 2a. Hier, wo es sich um griechisch-römische Verhältnisse handelt, steht der Ausdruck durchaus passend; für neuzeitliche Verhältnisse wird er im Allgemeinen gemieden, vgl. Herz, Mittelpunkt.

9. S. 31/2: „Du musst die Sache nicht so auf den Stachel spießen" vgl.: auf die Spitze treiben.

10. S. 39: „Du sahst uns Alle an, ohne uns zu sehen" = du richtetest den Blick auf uns, ohne dass du uns wirklich gewahr wurdest ꝛc., s. mein Wörterb. III S. 1062b (unter ansehen 1) und S. 1060c (unter sehen, besonders Lukas 8, 10). In dem unmittelbar Folgenden, wodurch der Sinn klarer wird: „und Lala neckte dich schon im Stillen und sagte, du seist eine wandelnde Bildsäule geworden mit beweglichen Augen, die man bald hier, bald dort aufstellen könne", wo das hervorgehobene bezügliche Fürwort sich nicht auf die unmittelbar vorhergehende Mehrzahl Augen, sondern auf das entfernter stehende weibliche Hauptwort Bildsäule beziehen soll, s. Zeitschr. VII 434 ff. und das dort Angezogene, wie auch VIII S. 75 Nr. 30; S. 151/2; S. 269 Nr. 20. Sollte in Wilbrandt's Satze der Misstand ohne wesentliche Umgestaltung beseitigt werden, so hätte etwa hinter Augen aus dem Vorhergegangenen (also unmittelbar vor die) wiederholt werden können: „eine Bildsäule, die ꝛc."

11. S. 40: „Weil sie" [die Bildhauer] „da neue Myrtilosse nach dir" [o. Myrtilos!] „machen und dich verewigen werden ꝛc.," vgl. S. 82: „Ein ganzes Dutzend Narcisse könnte sich hier bewundern" — als Mehrzahl von Narciss oder Narcissus, s. mein Fremdwörterb. II S. 99a und meinen Katechismus der Orthographie (4. Aufl.) S. 39 Z. 23 ff. und S. 133 Z. 18 ff.

12. S. 41: „Es denkt sich Manches leichter als es sich spricht" — vgl. Hauptschwier. S. 236b Nr. 3.

13. S. 56: „Sie sah den etwas verwirrten Jüngling mit verführerischer Heiterkeit an. Dann ließ ihr dunkles Auge ihn plötzlich los und starrte in die Luft.“ Der Ausdruck, dass ein Auge den Angeblickten loslässt, ist nicht eben ein gewöhnlicher, aber doch jedenfalls in seiner Kürze vielsagend und bedeutsam, in so fern damit gesagt ist, dass der Angeblickte von dem Auge gleichsam in Fesseln geschlagen war, bis es, sich von ihm abwendend, ihn losgelassen und freigegeben.

14. S. 65: „Die schöne Frau saß an einem offenen Fenster; das Meer blaute herein 2c.,“ s. mein Wörterb. I S. 158a und Ergänz.-Wörterb. S. 81b.

15. S. 70: „Sein Herz schlug heftig, von einer Freude, die er noch nie empfunden hatte,“ — wo das hervorgehobene von nicht eigentlich von dem Zeitwort schlagen abhängt, sondern nur daneben steht, zu erklären etwa durch ein zu ergänzendes erregt, bewegt 2c., vgl. üblicher: „Sein Herz schlug vor Freude, wie er sie noch nie empfunden hatte 2c.

16. S. 72: „Rechts und links wuchsen die Villen auf weißen Dämmen ins Meer hinaus,“ vgl. Nr. 1; 2 und z. B.: „Rechts und links zeigten sich seinem Blick immer deutlicher und größer erscheinend die auf weißen Dämmen ins Meer hinaus sich erstreckenden Landhäuser.“

17. S. 81: „Lass uns zugleich die kühle Wasserluft trinken!“ — vgl.: die durch das Wasser gekühlte Luft athmen, s. auch mein Wörterb. III S. 1378c unter trinken 3b.

18. S. 81: „Sie gab ihm von den Krumen in die Hand,“ — vgl. Hauptschwier. S. 324a/b unter Von Nr. 3: „Substantive mit dem partitiven von als Subjekt, Prädikat und Objekt ohne ein regierendes Wort (wie Etwas, einige, welche 2c.) finden sich freilich bei guten Schriftstellern, haben aber doch immer etwas dem deutschen Sprachgeist Widerstrebendes“ 2c.

19. S. 82: „Das Wasser ward völlig still und Myrtilos sah [in dem Wasserspiegel], wie seine braunen Ringeln, vom leisen Luftzug bewegt, seine Stirn umspielten.“ = geringelte Locken, s. mein Wörterb. II S. 762a, auch über die Mehrzahl Ringeln statt des richtigern Ringel, der männlichen Einzahl entsprechend (s. Zeitschr. VII S. 386 Nr. 4, vgl. Hauptschwier. S. 42b unter Angel).

20. S. 83: „Wie ihre fiebernden Augen funkelten, als ob sie ihn niederblitzen wollten,“ s. mein Wörterb. I S. 169c, wo es u. A. heißt: „Einen [Druckfehler: Einem], Etwas niederblitzen (darnieder blitzen) = niederschmettern, vernichten.“

21. S. 85: Es überschauerte ihn plötzlich das Bewusstsein, dass er diese Frau umschlungen halte,“ vgl. S. 117: den es wunderbar über-

schauerte, sein Ich, so verkörpert sich gegenüber zu sehen," s. mein Wörterb. III S. 899a.

22. S. 87: „Ich gegen Ich! Wer nehmen will, muss auch geben," — vgl. Ich II in meinem Wörterb. I S. 813c, Ergänz.-Wörterb. S. 283c.

23. S. 91: „Wie kommt es dir überhaupt, mich wegen dieser kleinen Pompejanerin zur Rede zu stellen? — ‚Weil sie mir zu gut scheint, um dir als Eintagsfliege zu dienen, die einmal genossen wird und dann stirbt' ꝛc." — gewöhnlicher: Wie kommt es dir überhaupt in den Sinn [s. mein Wörterb. I S. 974c unter kommen 10i] — oder: wie kommt dir der Gedanke, der Einfall ꝛc., vgl.: was fällt dir ein u. s. w. — Das Bild der Eintagsfliege ist nicht richtig (vgl. Hauptschwier. S. 82b unter Bilderwechsel). Die Eintagsfliege lebt nur einen Tag und stirbt dann, aber sie wird nicht „genossen" und stirbt dann.

24. S. 105: „Bis die Hähne auf den benachbarten Höfen ihn endlich wach krähten," vgl. mein Wörterb. I S. 1010a und Hauptschwier. S. 185a (Nr. 5 und 6).

25. S. 107: „Ich habe mich hierher gesetzt, um unterdessen über unsern Todten [Accus. der Einzahl] zu wachen," vgl. über die Fügung von wachen über mit dem Dativ oder mit dem Accus. mein Wörterb. III S. 1440c (unter wachen 1c) und Hauptschwier. S. 297a (unter über 9a). Hier, wo wachen zunächst in der eigentlichen, örtlichen Bedeutung steht, würde ich dem Dativ den Vorzug vor dem Accus. geben oder das über mit bei (und dem Dativ) vertauschen: „um . . . bei unserm Todten zu wachen" —, vgl. Zeitschr. S. 173 Nr. 54.

26. S. 112: „Ein tiefer Schmerz fuhr ihm durch die Brust, ein Gefühl der Selbstverachtung, der Verstoßenheit, das in Wehmuth zerschmolz." Das hervorgehobene, abstrakte Hauptwort als Fortbildung von dem eigenschaftswörtlichen Mittelwort verstoßen (gebildet wie so viele andere durch das jetzt zur bloßen Endsilbe gewordene Hauptwort Heit, s. mein Wörterb. I S. 733c) im Sinne von „das Verstoßen-Sein" fehlt, wie in meinem Wörterb. auch noch in meinem Ergänz.-Wörterb. und wäre hier S. 530a nachzutragen.

27. S. 114: „Der Himmel, der sich mit bleiernem Gewölk von Süden her umgraut hatte," s. mein Wörterb. I S. 620c, wo umgrauen (vgl. in einer andern, obgleich nah angrenzenden Bedeutung S. 621a) erklärt ist: „mit Grau, mit Dämmerung umgeben, umdüstern, grausig umgeben" mit zahlreichen Belegen, zu denen in meinem Ergänz.-Wörterbuch S. 235a noch mehrere, darunter auch der vorliegende von Wilbrandt gefügt sind.

28. S. 116: „Darüber schrak sie zusammen", — empfehlens- und nachahmungswerther als das freilich heute nicht seltene: „schreckte sie zusammen" s. mein Wörterb. III S. 1007c, Ergänz.-Wörterb. S. 462a und Zeitschr., z. B. Inhaltsverzeichnis zum 7. Jahrg.

29. S. 118: „Steh auf! Du bist nicht an deinem Platz! Es ist eine Unnatur, dich zu meinen Füßen zu sehen," — üblicher: es ist etwas Unnatürliches oder: es ist (Etwas) gegen (oder wider) die Natur ꝛc.

30. S. 121: „[Er] fühlte nun auf einmal die ganze schreckliche Last, die sein Herz bedrängte, und blieb in der Haltung eines verzagenden Menschen stehen." Richtiger hieße der Schluss: „und blieb verzagt stehen". Die Worte des Schriftstellers würden ihre Richtigkeit haben, wenn es sich um Jemand handelte, der (etwa wie ein Schauspieler) nur die Rolle eines Verzagten zu spielen hat, nicht aber (wie es hier der Fall ist) um einen wirklich Verzagten.

31. S. 125: „Was ist geschehen? fragte er mit durch den Qualm halb erstickter Stimme," — wo der harte Zusammenstoß der beiden Präpositionen (s. Hauptschwier. S. 232b/3a Nr. 6) besser vermieden worden wäre, z. B. mit einer Stimme, die von dem Qualm erstickt war ꝛc.

32. S. 129: „Sein verwildertes Gesicht, das ihr aus der Dämmernis entgegenfuhr" — ein weiterer Beleg für das in Grimm's Wörterb. noch fehlende Wort = Dämmerung, s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 133c und z. B. auch als weiblichen Geschlechts: Er führte sie tiefer in die graue Dämmernis hinein.

Bauwich.

(Vgl. Zeitschrift S. 316 und 394.)

Über diesen Fachausdruck der Baukunst erhalte ich noch von Herrn Architekten G. v. Rößler in Nienburg die folgende sehr erwünschte und dankenswerthe Auskunft unter Hinweis auf einen von dem genannten Herrn in der deutschen Bauzeitung (Jahrg. 1874) veröffentlichten Aufsatz Indem ich aus seinem Brief an mich vom 7. Jan. d. J. mit verbindlichem Dank die nachstehende Mittheilung über den in allen bisherigen Wörterbüchern der deutschen Sprache fehlenden Ausdruck hier in meiner Zeitschrift veröffentliche, glaube ich zuversichtlich, auch vielen Lesern damit einen Dienst zu erweisen:

„Bauwich bezeichnet den gesetzlichen Mindestabstand, welcher von Gebäuden gegen Grenzen eingehalten ist. Das Wort ist bekannter geworden, weil es in die Bauordnung für die Vororte von Berlin vom 5. December 1892 aufgenommen worden ist. Weil es in den früheren Berliner

Bauordnungen nicht vorkommt, hat man in Berlin es vielfach fälschlich für ein neues Wort gehalten. Früher wird der Ausdruck in den Bauordnungen für Frankfurt a. M. vom Jahre 1884 und 1891 gebraucht. Noch früher kommt es in einem Frankfurter Gesetz vor, welches den Titel führt:

Gesetz vom 1. April 1851, den Wich die Einfriedigungen die Furchen und Nothwege in den Gemarkungen von Frankfurt und Sachsenhausen [betreffend?]. Das Gesetz ist gedruckt in: von Oven: Neue Sammlung von Gesetzen, Statuten und Verordnungen für Frankfurt a. M. III. Heft, Baugesetze und Baupolizeiverordnungen 1809—1872.

Nach seiner Mittheilung in der deutschen Bauzeitung 1893, Seite 19 von C. Weber scheint sich der Gebrauch des Wortes bis 1578 verfolgen zu lassen. Es wird dort gesagt: Die Frankfurter-Rechtsbücher der Reformation von 1572—1611 enthalten nämlich in Theil IX Titel 4 schon die Bestimmung, dass in den Stadtgemarkungen gegen den Nachbar bei Gebäuden ein Abstand von der Grenze (Wich) mit 3/4 Feldruthe = 9 Fuß 4½ Zoll gegenseitig einzuhalten sei. Ob sich diese Bemerkung nur auf die Sache oder auch auf den Gebrauch des Wortes bezieht, wäre leicht von der Frankfurter Stadtbibliothek zu erfahren. Letzteres ist übrigens wahrscheinlich, denn das Wort Wich kommt auch in der mittelalterlichen Kriegsbaukunst vor, z. B. wird in Weber's Weltgeschichte erzählt: Die Stadt Köln (am Rhein) war seit 1200 mit einem gewaltigen Mauergürtel, zwölf burgartigen Thoren und fünfzig „Wichhäusern"* befestigt."

* Vgl. hierzu mein Wörterb. III S. 712a, was ich hier vollständig wiederhole, (vermehrt um einen kurzen Zusatz in eckigen Klammern):

Weichhaus: Thurm oder Haus zur Befestigung im Mittelalter [für die zur Deckung und zum Schutz der vor dem Feinde Zurückweichenden]: Die Thürme und Weichhäuser. Wil. Alexis Hos. des Herrn v. Bredow 2, 2, 260. Ein Bergfried hob . . . seine Mauerkrone über den weiten Pallas und die festen Wickhäuser. K. Seifart (Hausblätter 1857, 1, 271) ꝛc., in manchen Städten das Rathhaus; in andern, z. B. noch in der mecklenburgischen Stadt Neubrandenburg heißen „Wiekhäuser" kleine in der Stadtmauer befindliche Häuser; und so finden sich unter den dortigen Magistratspersonen nach dem mecklenburgischen Staatskalender (z. B. von 1849 S. 129) „8 Wiekhaushauptleute".

Frisch in seinem „Teutsch-Lateinischen Wörterbuch" Berlin 1741 Bd. II S. 431b führt noch unter dem (starkformigen) Zeitwort weichen an:

„* **Wich**, m. sie haben nicht einen Wich genommen. Hortled. T. Krieg p. 598, sie sind nicht ein einigmahl gewichen.

* **Abwich**, sich in den Abwich begeben. Hortled. vom T. Krieg p. 600."

Der Herausgeber.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Wiederholung des Geschlechtswortes, der besitzanzeigenden Fürwörter ꝛc.

„Als Schiller 1789 von Jena aus brieflich mit seiner zukünftigen Gattin und [seiner] Schwägerin den phantastischen Einfall . . . erwog, schrieb er ihnen ꝛc." Gegenwart 43, 324b.

Ohne das von mir in Klammern hinzugefügte besitzanzeigende Fürwort müsste der Leser glauben, dass Schiller's Gattin zugleich auch seine Schwägerin gewesen, was freilich mit der Thatsache und mit der Mehrzahl des auf die beiden Personen hinzeigenden persönlichen Fürwortes (ihnen) nicht stimmt, s. Hauptschwier. S. 359a Nr. 2g.

2. All.

„Aller zwei Wochen muss eines der Bismarckischen Blätter gegen andre Blätter erklären, dass ꝛc." Grenzbote 52, 503, wofür es außerhalb Sachsens heute gewöhnlich heißen würde: alle ꝛc., s. Zeitschr. VI S. 95/6 Nr. 20.

3. Flüchtigkeitsfehler.

„Wer recht sattelfest in der deutschen Litteratur wäre, könnte sich mit versificierten Erinnerungen durch den ganzen Tag dichten können." Nat.-Ztg. 46, 501 (G. Lenz), wo das Schlusswort zu streichen oder das könnte in würde umzuwandeln ist.

4. Zweideutigkeit.

„Bob, dem Rosalie ihre zitternde Hand reichte, musste ihr Erhard vorstellen." Nat.-Ztg. 46, 503 (Grey).

Der Leser darf hier wohl im Zweifel sein, wer denn hier eigentlich der Vorstellende und wer der Vorgestellte sei, vgl. — je nach dem Gemeinten — Bob musste die Vorstellung Erhard's — oder: Erhard musste die Vorstellung Bob's — übernehmen.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Alemannia, Zeitschrift für Sprache, Kunst und Alterthum, besonders des almannisch-schwäbischen Gebiets. Von Frdr. Pfaff. 22. Jahrg. 2. Heft. S. 97—122. Bonn, P. Hanstein's Verlag, jährlich 3 Hefte. 6 Mk.

Amicus Juventutis. Unsere Primaner. 16 S. Leipzig. Karl Fr. Pfau. Pr. 50 P..

Amsler und Ruthardt, Wochenberichte. Illustr. Zeitschr. für Kunst, Kunsthandel und Kunstgewerbe, mit den Beilagen: Im Künstlerland (alle 14 Tage erscheinend); Kunst im Salon (monatlich erscheinend) und Kunst aller Welt (alle 6 Wochen erscheinend). Berlin, Amsler und Ruthardt. Preis fürs ganze Jahr 12 Mk.

C. A. Buchheim, Phil. Doc., F. C. P. Dc. German Classics. Volume XII: Goethe's Dichtung und Wahrheit (the first four books). Oxford at the Clarendon Press. 1894.

Germania. A monthly Magazine for the study of the German Language and Literature. Boston, published by Spanhoofd & Spanhoofd. 120 Tremont Street. Price 20 cents, $ 2,00 per year.

Dr. Joh. Heinemann, Kalender für Lehrer an höheren Schulen. Jahrgang 1895. Dauerhaft in Original-Leinwandband gebunden. Pr. 1 Mk. Verlag von C. Adler in Hamburg.

Karl Hempel, Kurzschriftliche Blätter. Officielle Zeitschrift der Berliner Vereinigung für Gabelsberger'sche Stenographie. 7. Jahrgang 1894. A. Jacobi & Co., Aachen, monatlich erscheinend, Pr. 1 Mk. 50 Pf.

J. Jung, Kaiserl. Postinspektor. Entwicklung des deutschen Post- und Telegraphenwesens in den letzten 25 Jahren. Mit 7 graphischen Tafeln. 3., unveränderte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot 1893. VIII und 186 S.

Languages An international Journal for Linguists, Philologers, Students etc., the Literary and Advertising Medium of all interested in Language. New Series. Nr. 9. Vol. 2. Oct. 15th 1894. Three pence Monthly. Henry Schaefer, 19—23 Ludgate Hill, London, E. C.

Henry Lichtenberger, Docteur ès Lettres, Maitre de Conferences à la Faculte des Lettres de Nancy. Histoire de la Langue Allemande. Paris A. Laisny, Éditeur, 6. rue de la Sorbonne 1895. XIV u. 480 p.

Raphael Mayer, Einführung in das ältere Neuhochdeutsch zum Studium der Germanistik. X S. und 98 S. Leipzig, O. R. Reisland. Pr. 1 M. 60 Pf.

Heinr. Stümcke, Neue litterarische Blätter, Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur. Nr. 4.

A. Wolfromm, Prof. au Lycée Saint Louis. Revue de l'enseignement des langues vivantes. 11. Année, Dec. 1894. Paris, A. Laisney, C., rue de la Sorbonne.

Briefkasten.

Herrn Schulrath **Hößel** in Löbau (Westpr.): „Im evangelischen Gottesdienste wird gleich am Anfang des Sündenbekenntnisses gebetet: „. . . in tiefer Demuth erkennen und bekennen &c.' Welche Silben sind hier in den durch Sperrdruck hervorgehobenen Zeitwörtern richtig zu betonen?"

Auf diese Ihre Anfrage erlaube ich mir auf meinen Abriss der deutschen Silbenmessung (2. Aufl.) § 5 zu verweisen, aus dem ich hier das Folgende hersetze:

„Ganz tonlos und vollständig kurz sind eigentlich nur die Silben mit dem tonlosen e, und zwar, wie die Nachsilben (Ableitungs- und Biegungssilben), auch die untrennbaren Vorsilben: be, ent (emp), er, ge, ver, zer. Ihre Kürze ist so tief begründet und wurzelnd, dass selbst in den Fällen, wo diese Vorsilben durch einen sogenannten logischen Accent hervorgehoben werden, sie freilich aus tonlosen Silben betonte werden, aber doch trotzdem für die Silbenmessung immerhin Kürzen bleiben, z. B. in dem Satz:

Mit solchem Lärm wirst du kein Wild erjagen, sondern vielmehr nur es verjagen,

wird man die durch fetten Druck ausgezeichneten Vorsilben des Gegensatzes halber auch beim Sprechen durch den Ton hervorheben und, wenn man das Silben- und Tonbild von erjagen und verjagen gewöhnlich bezeichnet: ◡–́◡, in diesem Falle dafür setzen ◡́–◡, ohne dass doch die durch den logischen Accent gehobene erste kurze Silbe für die Silbenmessung ihre Geltung als Kürze einbüßt und zur Länge oder auch nur zur Mittelzeit wird. Vgl. folgende Verse aus einer Ballade (Der Zauberbann):

> Und höhnisch will ich lachen und jauchzen jedes Mal,
>
> Wenn auf du steigst und schauest umher in Angst und Qual
>
> Und schaust und immer schauest und ihn erschauest nicht,
>
> Wie ich um dich geworben und dich erworben nicht.

Sanders, „Aus den besten Lebensstunden" S. 43.

In diesen Versen ist die im Druck ausgezeichnete Vorsilbe er kurz, obgleich ein richtiger Vortrag sie durch den logischen Accent hervorheben wird ꝛc."

Nach dem Vorstehenden kann ich mich für die Beantwortung Ihrer Frage kurz fassen. Mit der Zusammenstellung: erkennen und bekennen soll jedenfalls doch ausgesprochen werden, dass dem reuigen Bekenntnis der Sünden die Erkenntnis der Sündhaftigkeit vorausgegangen und dass sie aus dieser hervorgegangen ist. Wer Dies als etwas Selbstverständliches betrachtet und in der Zusammenstellung der beiden Zeitwörter einfach nur die natürliche Aufeinanderfolge erblickt, wird in beiden Zeitwörtern (wie in jedem einzelnen) den Ton auf die zweite Silbe, als auf die Stammsilbe, legen; wer aber darin nicht eine bloße Zusammenstellung, sondern eine Gegenüberstellung erblickt und hervorheben will, dass es sich nicht um ein bloßes vorgeschriebenes Lippenbekenntnis handelt, sondern um ein aus reuiger Erkenntnis hervorgegangenes Herzensbekenntnis, der wird Dies durch den logischen, auf die Vorsilben gelegten Accent ausdrücken. Sonach ist keine der beiden Betonungsweisen als unrichtig zu bezeichnen, doch würde ich nach meiner Auffassung der zweiten den Vorzug geben.

Herrn **L. P. Ipsen** in Kopenhagen. Die freundlichsten Grüße! Ihr angekündigter Aufsatz wird mir sehr willkommen sein.

Herrn **Karl Knortz** in Evansville (Indiana): Ich erwiedere Ihre Grüße aufs herzlichste.

Herrn **Kübel**, Stadtpfarrer in Ansbach: Ich danke Ihnen für die freundliche Mittheilung, dass das Wort todtfroh (oder: zum Tod froh) im Sinne eines hohen Grades des Frohseins in Franken sowohl im Volk, wie auch bei Gebildeten in der Umgangssprache, gar nicht selten sei.

Herrn Sanitätsrath **Ed. Mayer** in Halle: Dank für Ihre Postkarte. Meine Antwort werden Sie erhalten haben. Alles Gute!

Herrn **L. Ott** in Wien: Sie verpflichten mich ungemein durch Ihre werthvollen Zusendungen, die ich sämmtlich benutzen und — so weit sie sich auf die Zeitschrift beziehen — auch in dieser veröffentlichen werde. Mit der Bitte, fortzufahren, dankbar ergeben der Ihre.

Fräulein **Paula Rheinhold** in Höchst a. Main: In dem von Ihnen angeführten Spruche Goethe's:

> Liegt dir Gestern klar und offen,
> Wirkst du Heute kräftig frei,
> Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
> Das nicht minder glücklich sei

ist in dem dritten Verse das Wort Morgen, das — wie das davor stehende unbestimmte Geschlechtswort zeigt — unbedingt als Hauptwort, nicht als Umstandswort aufzufassen ist —, richtig mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben. Die vorangegangenen Zeitbestimmungen (Gestern, Heute) könnte man vielleicht auch als Umstandswörter auffassen wollen und ihnen demgemäß den kleinen Anfangsbuchstaben geben wollen; aber Dem widerspricht doch die Gegenüberstellung des darauf folgenden Hauptworts „ein Morgen" und man hat nach einer bei Goethe nicht seltnen Weglassung des Geschlechtswortes die Stelle vielmehr so zu erklären:

Liegt dir das Gestern [= der gestrige Tag oder: die Vergangenheit] klar und offen, wirkst du das Heute [= das am heutigen Tage oder das in der Gegenwart zu Wirkende, zu Thuende] kräftig frei, so kannst du auch auf ein Morgen [oder auf eine Zukunft] hoffen 2c.

Dafs diese Erklärung den Sinn des Dichters richtig trifft, werden Sie erkennen, wenn Sie auch den unmittelbar vorhergehenden Spruch (40bändige Ausg. Bd. III S. 94 — Zahme Xenien IV den siebten Spruch vom Ende) zu Hilfe nehmen. Dieser lautet:

> „Das Schlimmste, was uns widerfährt,
> Das werden wir vom Tag gelehrt:
> Wer in dem Gestern Heute sah,
> Dem geht das Heute nicht zu nah
> Und, wer im Heute sieht das Morgen
> Der wird sich rühren, wird nicht sorgen."

Vgl. Sie auch Bd. III S. 78 (= Zahme Xenien III, vierletzter Spruch) und Bd. X S. 260 = Des Epimenides Erwachen 2. Aufz. 9. Auftr., die Worte der Hoffnung.

Herrn **Emil H . . .** und dem gesammten Kreise der Anfragenden in Altona. Auf die Anfrage, ob es richtiger das oder der Marcipan heiße, erwiedere ich, dafs ich das sächliche Geschlecht für das üblichere halte (s. mein Wörterb., Fremdwörterb. 2c und z. B. auch Sachs-Villatte französisches Wörterb.), dafs aber z. B. das Heyse'sche Fremdwörterb. das Wort als männliches aufführt, und ich füge hinzu, dafs, wenn die allerdings nicht unangefochtene Deutung = Markusbrötchen (Marci panis) als maßgebend gelten dürfte, das männliche Geschlecht sich darauf stützen kann, nach der bekannten Reimregel:

> Viele Wörter sind auf is
> masculini generis,
> Panis, piscis etc.

Beste Grüße und alles Gute!

Herrn **Dr. H. Schrader** in Berlin. Herzlichen Dank, auch von meinem Erbfreunde in Halle, für Ihren im zehnten Hefte zum Abdruck gelangten Aufsatz.

Herrn **Dr. Gust. T . . .** in Hamburg: „Wie werden diese Leute überrascht gewesen sein bei der Kunde, dass ein hoher Würdenträger der katholischen Kirche, der Bischof Korum selbst, aktenmäßig Thatsachen festgestellt haben will, an deren wundermäßigen Charakter zu glauben zwar, wie er selbst bemerkt, Niemand zu glauben verpflichtet ist, die er aber doch selbst für Wunder hält und ausgiebt." Indem Sie mir den vorstehenden Satz aus den „Grenzboten" vom 5. Juli 1894 (S. 1 des dritten Vierteljahrs) mittheilen, fragen Sie an, ob sich die hervorgehobene Wiederholung des „zu glauben" irgend wie vertheidigen lasse. Ich kann darauf nur erwiedern, dass sie sprachlich nicht zu rechtfertigen ist, halte es aber einigermaßen für begreiflich und entschuldbar, dass sie dem Verfasser entschlüpft ist, weniger schon, dass er sie nicht beim Durchlesen getilgt hat, und am wenigsten, dass auch die Grenzboten das vom Verfasser Versäumte unverbessert haben stehen lassen.

Herrn Gutsbesitzer **Rud. v. W . . .** bei Magdeburg. Als Bücher, die Ihre Söhne gleichzeitig zur Ausbildung in der Muttersprache und im Französischen und Englischen mit Erfolg benutzen können, kann ich Ihnen die in der Clarendon Press Series in Oxford erscheinenden Ausgaben der German Classics von C. A. Buchheim (den 12. Bd. finden Sie in diesem Hefte auf S. 437 angezeigt) und das im 8. Hefte S. 359 angezeigte Buch Goethe und Schiller ꝛc. bestens empfehlen.

Herrn **Leo Wiener,** Acting Professor of modern Languages, Missouri State University Columbia, Ms.: Ich danke Ihnen freundlichst für die gütige Übersendung des Sonderabdrucks von Ihrem Aufsatz in the American Journal of Philology: „The Judaeo-German Element in the German Language", auf den ich hiermit die Aufmerksamkeit derjenigen meiner Leser lenken möchte, die dieser Frage besondern Antheil zuwenden. Den freundlich weiter angekündigten Aufsätzen „über die 2. Lautverschiebung" und „über die bei Wolfram von Eschenbach vorkommenden französischen Lehenwörter" sehe ich mit Verlangen entgegen. Freundlichsten Gruß.

Dem ungenannten Zusender des „Wiesbadener General-Anzeigers" vom 17. Nov. 1894: Ich kann hier nur den Schluss des von Ihnen angestrichenen Aufsatzes: „Eine juristische Ungeheuerlichkeit ꝛc." mittheilen. Er lautet:

„Wer sich die Mühe des Nachrechnens nicht verdrießen lassen will, Der wird finden, dass sich hier in einem Satz — sage und schreibe dreiundzwanzig — Prädikate und 283 Worte, nicht einmal durch ein Semikolon getrennt, zusammenfinden."

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Die Uhr in Goethe's „Faust“.

Von Dr. Eduard Schulte, Gymnasial-Lehrer a. D. in Freienwalde a. O.

Als Faust und Mephistopheles ihre „Wette“ abschließen, sagt Faust:

> Werd' ich zum Augenblicke sagen:
> Verweile doch! du bist so schön!
> Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
> Dann will ich gern zu Grunde gehn!
> Dann mag die Todtenglocke schallen,
> Dann bist du deines Dienstes frei,
> Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
> Es sei die Zeit für mich vorbei!

Bei Faust's Tode, der bei Fackelschein um Mitternacht stattfindet, wird auf diese Worte noch einmal Bezug genommen. Mephistopheles sagt:

> Die Zeit wird Herr, der Greis liegt hier im Sand.
> Die Uhr steht still —

Chor: Steht still! Sie schweigt wie Mitternacht.

> Der Zeiger fällt.

Mephistopheles: Er fällt, es ist vollbracht.

Chor: Es ist vorbei.

Zu jenen Worten der „Wette“ bemerkt Düntzer erklärend: „Die Worte — die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen — sind bildlich von Faust's Leben zu verstehn. Wenn die Thurm- und Pendeluhr stille steht, so fallen der Stunden- und Minutenzeiger etwas, die sogenannte Zahnluft, zurück, der erstere mehr als der letztere.“

Diese Erklärung ist aus mehreren Gründen unrichtig. Es liegt nämlich auf der Hand, daſs dem Dichter ein Verhalten der Uhr vorschwebt, durch welches der Ablauf eines entscheidenden Zeitabschnitts, und zwar des mit dem Zeitverlauf überhaupt in Parallele gestellten Tagesverlaufs sinnfällig gemacht wird. Denken wir mit Düntzer an die Uhren, die wir jetzt allein in Gebrauch haben, so bedeutet erstens das Stillstehen der Uhr keineswegs den Ablauf irgend eines bestimmten Zeitabschnitts. Das Stillstehen der Uhr tritt, wenn wir von jeder willkürlichen oder zufälligen Störung des Uhrwerks absehen, nur ein, wenn das rechtzeitige Aufziehen unterlassen worden ist; mit dem Ablaufen eines Zeitabschnitts hat das Stillstehen Nichts zu thun; fiele einmal Beides zusammen, so wäre Das ein Zufall, an den der Dichter nicht denken kann. Will Jemand das Stillstehen unserer Uhren symbolisch verwerthen, so würde er Das nur etwa in dem Zusammenhange thun können, daſs von der Erschöpfung eines aufgespeicherten, in Thätigkeit gesetzten, aber nicht erneuerten Kraftvorraths

die Rede ist. Zweitens wird nur von einem Zeiger gesprochen. Da unsere Uhren deren zwei haben, so kann genau genommen einer nur erwähnt werden, wenn kein Zweifel darüber besteht, welcher gemeint sein soll. An unserer Stelle würde dieser Zweifel bestehen, was doch immer ein Mangel ist; es fehlt so die sichere Anschaulichkeit. Drittens ist das Fallen des Zeigers oder der Zeiger, wenn es in der von Düntzer behaupteten Weise stattfindet, ein unmerklicher, nur dem Uhrmacher bekannter und sonst nur aus technischen Werken oder aus Kommentaren zu lernender Vorgang, während es klar ist, dass hier nur auf einen deutlich erkennbaren Vorgang hingewiesen wird, der jedem Beschauer der Uhr sofort als das unzweideutige Zeichen für das Abgelaufensein eines Zeitabschnittes verständlich wird. Mit anderen Worten: wenn Goethe hier an die jetzt gebräuchlichen Uhren gedacht hätte, so müsste er den Gedanken variiert haben: „Dann mag die letzte Stunde schlagen," oder wie er sich sonst mit unseren Uhren abgefunden hätte; die Worte, die er thatsächlich gebraucht, passen, wie ich gezeigt zu haben glaube, zu unseren Uhren nicht.

Das Richtige hat sich mir ergeben, als ich mit einer Studie über das mittelalterliche Frankreich beschäftigt war. Ich habe sie früher (Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung, 1892, Nr. 33 und 34) veröffentlicht und fasse das Wichtigste über die mittelalterliche Tagestheilung und Uhr, die in Frankreich und in Deutschland wesentlich dieselbe war, hier kurz zusammen.

Die Eintheilung des Tages in 24 Stunden, die von Mitternacht bis Mitternacht reichten, hatte man in Frankreich, das ja mehrere hundert Jahre hindurch in seiner ganzen Ausdehnung zum römischen Reiche gehörte, aus dem Alterthum überkommen. Aber wie im Alterthum, ließ auch in Frankreich nur die astronomische und astrologische Eintheilung der Zeit die 24 Stunden des Tages immer gleich lang sein; im bürgerlichen Leben waren die Stunden je nach der Jahreszeit verschieden lang. Man gab dem Tage im engeren Sinne, der Zeit zwischen Aufgang und Untergang der Sonne, 12 für diesen Tag unter sich gleiche Stunden, eben so der Nacht. Man hatte also im Hochsommer 12 unter sich gleiche, aber lange Tagesstunden, und 12 unter sich gleiche, aber kurze Nachtstunden; der abnehmenden Länge der Tagesstunden entsprach die zunehmende Länge der Nachtstunden; unter sich gleich waren alle 24 Stunden nur an den beiden Tagen der Frühlings- und der Herbst-Tag- und -Nachtgleiche.

Den Stundenablauf festzustellen überließ der gemeine Mann, wenn er nicht etwa eine Sonnenuhr beobachten konnte, den Klöstern; und diese wiederum ergänzten die nur bei Tage möglichen Beobachtungen an der Sonnenuhr dadurch, dass sie allnächtlich je einen Mönch wachen ließen,

welcher in der Beobachtung der scheinbaren Drehung des Sternenhimmels so viel Erfahrung und Übung hatte, um die für die Eintheilung der Nacht in 12 gleiche Stunden erforderlichen Zeitpunkte mehr oder minder sicher angeben zu können. Für Zeiten, wo ein bedeckter Himmel die Beobachtung der Sonne und der nächtlichen Gestirne nicht gestattete, hatten die Mönche mehrere Auskunftsmittel ersonnen. Sie wussten ungefähr, wie viel Psalmen sie gebetet, wie viel Seiten sie gelesen haben mussten, bis in einer gegebenen Jahreszeit wiederum eine Stunde verflossen war. Den Ablauf einer Stunde wussten sie ferner aus dem Maße des Ölverbrauchs ihrer Lampen, aus dem Maße des Niederbrennens ihrer Kerzen zu erschließen. Auch außerhalb der Klöster wurde es üblich, an dem Niederbrennen der Kerzen, deren Brennzeit vom Lichtzieher für eine bestimmte Stundenzahl berechnet war, die Zeit zu messen. Man hatte z. B. Kerzen, welche für je vier Stunden einer Winternacht aushielten.

Einen Fortschritt bezeichnete die Anwendung und Vervollkommnung der schon im Alterthum bekannten Wasseruhren, von denen die besten im Orient verfertigt wurden; einige davon kamen als Geschenke orientalischer Herrscher nach dem Abendlande. Man lernte Wasser- und auch Sanduhren so regeln, dass sie, je nach der Jahreszeit, in den 12 langen Stunden Wasser und Sand langsamer ablaufen ließen, als in den 12 kurzen Stunden, und man versah entweder das Gefäß, aus welchem, oder dasjenige, in welches das Wasser oder der Sand ablief, mit entsprechenden Theilstrichen. Eine der kunstvollsten Wasseruhren hatte die Gestalt einer auf einem vierkantigen Untersatz stehenden, cylinderförmigen Säule. Auf einer Ecke des Untersatzes stand eine Engelsfigur, welche mit einem Stäbchen, einem Zeiger also, auf die an der Säule angebrachten Linien wies. Die Linien, in sich zurücklaufend und dem Kreise sich nähernd, theilten die Säule in 24 Querschnitte, deren jeder auf einer Seite der Säule schmal, auf der anderen breit war, je nach der Lage der anzuzeigenden Stunden. Der auf der Ecke sichtbare Engel stand wiederum auf einer kleinen Säule, die, wenn er mit seinem Zeiger auf den untersten Stundenring wies, in dem Untersatz verborgen war, sich aber allmählich hob, bis er in der 24. Stunde beim obersten Stundenringe angekommen war. Die Erhebung wurde dadurch bewirkt, das die kleine den Engel tragende Säule auf Kork ruhte, welcher im Untersatz in einem besonders abgetheilten Behältnis auf Wasser schwamm und mit dem steigenden Wasserzufluss aufwärts stieg. War die Wasserfläche am oberen Rande des Behältnisses angelangt, so floss das Wasser vermöge einer geeigneten Einrichtung ab und damit sank der Engel auf den untersten oder ersten Stundenring zurück. Das Wasser fiel in ein Schaufelrad, welches ein Räderwerk in Bewegung setzte, und dadurch wurde

die große Säule in der Weise um ihre Achse gedreht, dass sie jeden Tag eine kleine Wendung machte und nach 366 Tagen wieder in die ursprüngliche Lage kam. So wurde bewirkt, dass der Engel die Stunden trotz ihrer im Laufe des Jahres verschiedenen Längen richtig anzeigen konnte. Indem die Uhr stand, was durch das Fallen des Zeigers sinnfällig wurde, war gewissermaßen die Zeit für sie vorbei, denn ihr ganzer Mechanismus war nur auf genau 24 Stunden berechnet; damit sie ein neues „Tagewerk" begann, musste ihr Wasserzufluß neu geregelt werden.

An eine derartige Uhr, die mit dem Ablauf der zwischen Mitternacht und Mitternacht liegenden 24 Stunden ihren ganzen Lauf beendete und bei der das Fallen des Zeigers das natürliche und nothwendige Ende dieses Laufes bezeichnete, muss Goethe gedacht haben. Vergleichen wir noch einmal und denken wir zu seinen Worten erst unsere heutige Uhr hinzu. „Die Uhr mag stehn" — Das bedeutet eine Störung im Uhrwerk, aber kein Ende eines Zeitverlaufs. „Der Zeiger" — welcher denn? — „der Zeiger mag fallen" — Das ist trotz aller Zahnluft ein bis zur Lächerlichkeit unklarer Vorgang; „Es sei die Zeit für mich vorbei" — Das hat mit jenen beiden Angaben keinen hinlänglich deutlichen Zusammenhang. Nun denken wir uns die mittelalterliche Uhr, wie ich sie beschrieben habe. „Die Uhr mag stehn", — das Stehen ist das normale Ende, das Ziel ihres ganzen Laufes; „der Zeiger mag fallen" — der eine Zeiger, der vorhanden ist, stellt zugleich mit dem Uhrwerk seine Thätigkeit ein und erinnert uns so, dass der Tag dahin ist; „es sei die Zeit für mich vorbei" — denn das den Stillstand der Uhr und damit den Ablauf des Tages anzeigende Fallen des Zeigers bildet eine Analogie des Moments, wo mit dem Eintritt in die Ewigkeit die Zeit versinkt. So ist das Stehen der Uhr und das Fallen des Zeigers in Verbindung mit dem den Ablauf der Zeit vergegenwärtigenden Ablauf der 24 Tagesstunden ein sinnfälliger und zugleich hochsymbolischer Vorgang.

Bekanntlich erzählt man, dass in der Stunde, wo Friedrich der Große starb, die in seinem Sterbezimmer befindliche Tafeluhr stehen blieb. Goethe könnte um diese Erzählung gewusst haben; und man sagt ja, dass er die letzte gemeinnützige Thätigkeit Faust's in Hinblick auf Friedrich's Wirken für sein Volk und Land ausmalte. Hier kann das Stehen einer von den neueren Uhren als symbolischer Vorgang angeschaut werden, aber man darf sich doch zur Erklärung unserer Goethe'schen Stellen über die Uhr darauf nicht berufen, denn ein Stehen der Uhr, wie das der Uhr Friedrich's kann man nicht ins Auge fassen, bevor es eintritt; wenn Faust auf das Stehen der Uhr hinweist, so kann nur das vorher genau zu berechnende und normale Stehenbleiben der mittelalterlichen Uhr gemeint

sein. Schiller sagt in dem „die Kindesmörderin" überschriebenen Gedicht: „Der Zeiger hat vollbracht den Lauf". Wahrscheinlich ist auch hier durch traditionellen Sprachgebrauch, wie er ohne lebendige Anschauung der mittelalterlichen Uhr sich doch hat erhalten können, auf diese mittelalterliche Uhr hingewiesen*; doch ist nicht ausgeschlossen, daſs man an den Minutenzeiger heutiger Uhren denken darf, der ja, wenn die Hinrichtung zur vollen Stunde stattfindet, „seinen Lauf", nämlich seinen Umlauf um das ganze Zifferblatt, vollbracht haben muſs; zweifelhaft ist eben auch beim Gedanken an die moderne Uhr nicht, welcher von den beiden Zeigern gemeint sein müſste. In den dem Landvogt Verderben drohenden Worten Tell's: „Deine Uhr ist abgelaufen" wird man eher an den Ablauf der mittelalterlichen als an den der modernen Uhr zu denken haben, denn nur jener Ablauf ist ein Ziel, auf das man Bezug nehmen kann, ehe es erreicht ist. Um das Wort „Ablauf" im Sinne der mittelalterlichen Uhr dauernd zu erhalten, bedurfte es nicht einmal der Erinnerung an sehr kunstvolle Uhren; eine Sanduhr, wie sie in einigen Kirchen noch jetzt auf der Kanzel sichtbar ist, genügte dafür schon. Das Stehen der Uhr Friedrich's und die Schiller'schen Hinweise auf Uhr und Zeiger sind meiner Erklärung der Goethe'schen Worte jedenfalls nicht entgegen.

An kunstvollen Stand- und Tafeluhren aus älterer und neuerer Zeit sieht man auch jetzt wohl eine Figur angebracht, die, an die mittelalterliche Uhr erinnernd, einen Zeiger hebt und senkt. So war vor Jahren in dem Schaufenster eines Berliner Uhrenladens eine Uhr ausgestellt, auf der eine kleine, rechts vom Beschauer neben dem Zifferblatt stehende, einem Todtengerippe ähnliche Gestalt mit einem Zeiger die 60 Sekunden einer Minute anzeigte. Indem das Gerippe die Hand gesenkt hielt, gab der von dieser Hand gehaltene Zeiger, auf der Ziffer Sechs stehend, die erste Sekunde an; dann hob sich die Hand mit dem Zeiger auf der linken Hälfte des Zifferblattes nach oben, legte in jeder Sekunde ein halbes Feld der 30 zu durchlaufenden Minutenfelder zurück und langte also mit der sechzigsten Sekunde auf der Ziffer Zwölf an; hierauf fiel der Zeiger, um seinen halbkreisförmigen Lauf von neuem zu beginnen, auf die Ziffer Sechs zurück. Ich möchte sagen, das das Fallen des Zeigers selbst in dieser Form einen gewissen Eindruck machte und die Flüchtigkeit der Zeit augenfälliger vorführte, als der beständige Rundlauf der sonst üblichen Sekundenzeiger es thun kann.

* Doch dürfte hier vielleicht auch im Vorübergehen auf die Verwechslung von Seiger und Zeiger hingewiesen werden, s. darüber in meinem Wörterb. Bd. III S. 1068b/c und S. 1720a bezüglich unter Seiger 2b und Zeiger 2a.

Der Herausgeber.

In der Erforschung der Einzelheiten im Leben Goethe's gehen einzelne Gelehrte zu weit; es werden Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten ans Licht gezogen, die zu einem Verständnis der Persönlichkeit und der Werke des Dichters nicht das Mindeste beitragen. Warum untersucht man nicht einmal, ob und wo Goethe eine mittelalterliche Uhr oder eine Uhr mit einem einzigen, nach Ablauf des Werkes fallenden Zeiger kennen gelernt haben muss oder kann? Vielleicht ist an der astronomischen Uhr im Straßburger Münster ein fallender Zeiger irgend wo mit angebracht, der des jungen Goethe Aufmerksamkeit erregte. Sollte der Dichter aber eine mittelalterliche Uhr nicht gesehen haben, dann hat er sich durch Studium darüber belehrt, denn gekannt hat er sie; und in den „Faust" paßte sie besser, als die moderne Uhr.

Zur Inschrift des deutschen Reichstagsgebäudes.

Mehrfach bin ich von freundlichen Lesern der Zeitschrift ersucht worden, in dieser eine passende Inschrift für das deutsche Reichstagsgebäude vorzuschlagen. Aus eigenem Antrieb wäre ich, da meiner Zeitschrift die Angelegenheit ferner liegt und ich den Raum sehr zu Rathe halten muss, schwerlich darauf gekommen; aber die an mich ergangenen freundlichen Aufforderungen unbeachtet zu lassen oder abzulehnen, widerstrebt mir; denn nach meiner Ansicht hat Jeder, der in Fällen, wie der vorliegende, glaubt, vielleicht einen brauchbaren Vorschlag machen zu können, das Recht — und vielleicht sogar einigermaßen die Pflicht —, damit nicht zurückzuhalten, und sei es auch nur, um dadurch vielleicht zu bessern Vorschlägen anzuregen. Wer es mit der Sache treu und ernst meint, wird sicher bei seinem Vorschlage nicht von dem Wunsche geleitet sein, dass grade dieser, sondern dass vielmehr der beste durchdringe und allgemeine Annahme finde; und so will ich denn zum Schluss — ehe ich mit dem Vorschlag meines kurzen Zweizeils als Inschrift für das deutsche Reichstagsgebäude hervortrete — noch aussprechen, dass ich etwaigen bezüglichen weitern Vorschlägen aus dem Kreise meiner Leser bereitwilligst und mit Vergnügen ein Plätzchen hier in der Zeitschrift einräumen werde. — Mein Zweizeil aber lautet:

Mögen zu Deutschland's Heil und Frommen in diesem Gebäude
Weise Berather allzeit fassen den besten Beschluss!

— — —

Kurze Zeit, nachdem das Vorstehende niedergeschrieben war, las ich in der Abend-Ausgabe der National-Ztg. vom 28. Januar, dass auf eine Aufforderung des Frankfurter General-Anzeigers Heinrich v. Sybel jede

Inschrift für unschicklich erklärt habe, während Ernst Wichert vorgeschlagen habe: Kaiser und Reich, Johannes Trojan: Fürs Vaterland, Professor Wilhelm Oncken: Dem Vaterlande, und Karl Frenzel: Deutscher Reichstag. Ich wollte nicht unterlassen, in aller Kürze diese Vorschläge dem meinigen hinzuzufügen.

Ein Verworfener.

Roman von J. D. H. Temme. Berlin (ohne Jahr), Hausfreund-Expedition. 2 Bde.

Ein Zufall spielte mir nach einer langen Reihe von Jahren das in der Überschrift genannte Buch wieder in die Hände; und sogleich trat mir lebhaft ins Gedächtnis die spannende, bewegte Erzählungsweise des strafrechtskundigen Verfassers in ihrer Eigenart, mit ihren kurzen, raschen, um nicht zu sagen: abgerissenen Sätzen, und namentlich auch der bei ihm so häufig wiederkehrende eigenthümliche Gebrauch des doch (vgl. mein Wörterb. I S. 303b) zur Hervorhebung eines Bedenkens, das sich bei etwas Mitgetheiltem oder Erzähltem fast unwillkürlich geltend macht, in Fällen, wo den meisten Schriftstellern das doch als selbstverständlich in der Feder stecken bleibt.

Eine kurze Ausführung wird Das, was mir bei dem Gesagten vorschwebt, auch den Lesern verdeutlichen, die keine Erinnerung an Temme's eigenartige Erzählungsweise haben. Bd. I S. 25 finden sich die nachfolgenden Sätze:

Susanna war ängstlich geworden. Was die Dame ihr sagte, erschien ihr nur zu wahr. Sie war in ihrem Schreck in der That leichtsinnig gewesen; sie hatte den Gärtnerburschen in Bodenhausen nicht einmal gefragt, wo die Gräfin, zu der sie wollte, in Berlin wohne. Sie saß nachdenklich sinnend über die Folgen ihres Leichtsinns.

„Hören Sie, Kind," sagte die gutmüthige Baronin v. Arnswalde, „ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sie bleiben heute Nacht bei mir. Sie schlafen bei meiner alten Kammerfrau. Morgen lasse ich Sie dann zu Ihren Bekannten bringen."

Susanna Walther besann sich doch, ehe sie den Antrag annahm. Sie war plötzlich misstrauisch geworden; sie befand sich wildfremden Menschen gegenüber; diese waren zwar so theilnehmend und wohlwollend gegen sie; sie schienen dem vornehmen Stande anzugehören. Aber konnte Das alles auf der andern Seite nicht wieder auffallend sein? ꝛc.

Das hervorgehobene doch ist in der oben angegebenen Bedeutung durchaus berechtigt, aber hätte der Vf. einfach geschrieben:

„Susanna W. besann sich, ehe sie den Antrag annahm,"

so würde schwerlich, glaub' ich, ein Leser das fehlende doch vermisst haben, obgleich es seine Rechtfertigung findet, wenn es $1\frac{1}{4}$ Seite weiter heißt:

„Sie genieren Sich, liebes Kind?" sagte die gutmüthige Baronin. „Es wäre unrecht. Ich mache mir eine Freude daraus, Sie aufzunehmen."

Susanna widersprach nicht.

„Also abgemacht!" sagte die Baronin wieder &c.

Hieraus ersieht der aufmerksam gemachte Leser gewiss, dass der „gutmüthigen Baronin" es bei dem stockenden Schweigen Susannens aufgefallen ist und auffallen musste, dass diese nicht sofort und „ohne Besinnen" den freundlichen Antrag angenommen und somit unwillkürlich und ohne es zu wollen, ihr Bedenken hatte zu Tage treten lassen, womit, wie gesagt, das obige doch vollständig begründet ist. Am Schluss dieses kleinen Aufsatzes komme ich noch auf dieses doch zurück; jetzt aber will ich ohne Weiteres noch einige Stellen, die ich mir in dem Buche angezeichnet habe, hersetzen, um einige kurze Bemerkungen daran anzuknüpfen.

1. Bd. I S. 10:

Die Dame war eine richtige Berliner Wasch- oder ähnliche Frau

statt etwa: eine richtige Berliner Waschfrau oder etwas Ähnliches (oder: ähnlichen Schlages &c.).

2. S. 35:

Sie fuhr zurück. Sie erblasste; vielmehr ihr dunkelrothes, grobes Gesicht konnte nur fahl werden,

wo die Leser gewiss nicht ohne Vergnügen die feinsinnige Berichtigung des Verfassers bemerken werden, dass man bei dem groben dunkelrothen Gesicht der sich als Baronin behabenden Waschfrau nicht eigentlich von einem Erblassen, sondern nur von einem Fahlwerden sprechen könne, vgl. den unmittelbar folgenden Satz:

An ihrer Seite erblasste der Baron v. Rosenfeld; ihm schimmerte durch das Gran des Gesichts ein sonderbar gelbliches Weiß.

3. S. 91:

Der Justizminister saß in seinem Hôtel an der Wilhelmstraße zu Berlin in seinem Arbeitszimmer. Es war ein großes, hohes Gemach. Alle Wände waren mit Bücherrepositorien versehen, die vom Boden bis zur Decke hinauf mit Büchern besetzt waren &c.

Es hätte füglich bloß heißen müssen: „mit Repositorien" mit Rücksicht auf das sofort folgende: „mit Büchern".

4. S. 185:

Sie hatte früh gealtert, ihre besten Kräfte verloren,

s. über das ziellose altern mit dem Hilfszeitwort haben oder sein mein Wörterb. I S. 26c/7a; Hauptschwier. S. 35b/6a.

5. S. 196:

Seine Jugend hatte, wie jung er noch war, etwas Imponierendes,

vgl. üblicher: so jung er auch noch war.

6. S. 209:

Sie waren beide seine unglücklichen Kinder; und unglücklicher als sie war die Mutter. Und was war denn der letzte Grund ihres, ihrer Aller Unglück?

Hierzu vergleiche man, was ich in meinen Hauptschwier. S. 239 unter dem Titelkopf: Sächsischer Genitiv Nr. 3 gesagt habe nebst den dort gegebenen Beispielen:

Das mit dem sächsischen Genitiv verbundene Hauptwort kann im Nominativ, Dativ und Accusativ stehen, steht gewöhnlich aber nicht im Genitiv ꝛc. (s. u. S. 455 Nr. 84).

Stände hier unter Weglassung des sächsischen Genitivs: ihrer Aller bloß mit dem besitzanzeigenden Fürwort ihr im Genitiv, so hieße es durchaus sprachrichtig und ohne jeden Anstoß:

Was war denn der letzte Grund ihres Unglücks?

Daſs der Schriftsteller hier fälschlich das Genitiv -s weggelassen hat (s. meine Hauptschwier. S. 104 a), beruht doch wohl nur darauf, daſs er — ohne sich der angegebenen Regel bewusſt zu sein — doch das Harte und Fehlerhafte des von einem Genitiv abhängigen sächsischen Genitiv richtig gefühlt hat. Um den Fehler wirklich zu vermeiden, hätte er vielmehr den hier unstatthaften Genitiv von Unglück durch die Umschreibung mit dem Verhältniswort von ersetzen müssen, s. Hauptschwier. S. 74 b, wo es unter dem Titelkopf: „Bezeichnung von Abhängigkeitsverhältnissen durch Artikel oder Präposition statt Kasus" in Nr. 2g heißt:

Der Erbe von des Königs Throne, da ein vom sogenannten sächsischen Genitiv (s. d. 3) begleitetes Hauptwort nicht füglich im Genitiv steht,

— also:

Was war der letzte Grund von ihrem, von ihrer Aller Unglück?

7. Bd. II S. 1:

Bei dem Herrn Meinhard war ein wohlgekleideter Herr erschienen, in den mittleren Jahren, Aristokrat vom Kopfe bis zum Fuße, dennoch eine etwas zweideutige Erscheinung durch zwei Sonderbarkeiten. Die eine von diesen war, daſs der vornehme aristokratische Herr, so wie er in das Zimmer trat, lauernde Blicke umherwerfen muſste, auf Alles, was da war, Menschen und Dinge; das andere, daſs er, wahrscheinlich, um den lauernden Blick zu verbergen, fortwährend mit den Augen zwinkern muſste.

Für das durch Sperrdruck Hervorgehobene habe ich Einiges zu bemerken. Das nachklappende durch zwei Sonderbarkeiten stände richtiger unmittelbar hinter dem unbestimmten Geschlechtswort: eine durch zwei Sonderbarkeiten etwas zweideutige Erscheinung. Wenn es dann unmittelbar weiter heißt: die eine von diesen, so sind die beiden letzten Wörter durchaus überflüssig, und weiterhin entspricht dem weiblichen die eine nicht recht das sächliche das andere, wofür es in genauerer Schreibweise mit großem Anfangsbuchstaben heißen müßte: das Andere; aber abgesehen von diesen Einzelheiten fällt die schleppende Breite der ganzen Darstellung unangenehm auf. Man vergleiche:

Aristokrat von Kopf bis Fuß, nur daſs er gleich beim Eintritt ins Zimmer auf Alles umher lauernde Blicke warf und —, wahrscheinlich, um diese zu verbergen, — fortwährend mit den Augen zwinkerte.

Die — wohl aus dem Streben nach größter Deutlichkeit hervorgegangene — Breite der Darstellung findet sich bei Temme neben seiner vorher erwähnten Vorliebe für kurze abgerissene Sätze nicht selten.

8. S. 4:

Schreib': ein Souper von fünfzehn Kouverts auf übermorgen Abend um neun Uhr, das Kouvert um einen [üblicher: zu einem] Friedrichsdor ꝛc.

9. S. 8:

Da ging Euch wohl das Herz mit Grundeis,

s. über diese volksthümliche Redensart mein Wörterb. I S. 358b und Ergänz.-Wörterb. S. 176c (wo die Stelle aus Temme angeführt ist).

10. S. 13:

Hier wurde sein Gesicht noch nachträglich tief blaſs,

wo das tief wohl nicht eben sprachüblich ist, vgl. dazu mein Wörterb. III S. 1323c unter tief 2a (und das dort Angegebene) und I S. 152b unter II blaſs (wo dies erklärt ist durch: „von schwacher, matter, wenig intensiver Farbe") und verstärkende Zusammensetzungen wie leichen-, todtenblaſs ꝛc.

11. S. 53:

Excellenz, wir sind keine gewöhnliche Menschen, sonst würden wir zu Hause junkern. Wir genießen das Leben mit vollen Zügen ꝛc.,

vgl. weitere Belege in meinem Wörterb. I S. 847b/c.

12. S. 53:

Der Polizeiminister war — wir glauben, wir sagten es schon — Officier in der Garde gewesen

und allerdings findet sich auf der vorgehenden Seite (52) der Satz:

Wir haben Humor, Excellenz. Und auch Sie hatten ihn, als Sie junger Leutenant waren ꝛc.;

aber darf der Schriftsteller, was er so unmittelbar vorher mitgetheilt, mit einem zweifelnden: „wir glauben" einleiten, als könne er sich auf sein Gedächtnis nicht verlassen? — vgl.:

wie schon erwähnt.

13. S. 54:

Sie dachten, sie sollten jetzt den Grafen verhaften. Der Minister winkte sie zurück,

vgl. über die beiden nah an einander grenzenden Fügungen: Einen — und Einem — zurückwinken mein Wörterb. III S. 1619a.

14. S. 119:

Höre, Urgroßtante, Du bist so gut aus Pommern, wie ich, und in Pommern sagen wir nicht Anna, sondern Anning.

vgl. über die nicht bloß in Pommern, sondern z. B. auch in Meklenburg üblichen kosenden Verkleinerungen auf -ing hier in der Zeitschrift VI S. 449.

15. S. 179:

Promenieren wir ein wenig! Die Nacht ist schön. Oder haben Sie Schlaf? vgl. mein Wörterb. III S. 230c, wo es heißt: „als Gallicism.: Vielleicht hast du Schlaf [schläfert dich]. F. Müller Faust 134 und im Anschluss daran weitere Belege in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 449a (darunter auch die Stelle aus Temme).

— — —

Und nun zum Schluss komme ich auf das im Anfang erwähnte, bei Temme so häufige doch zurück. Ich habe mir in dem 2. Band eine große Anzahl von Stellen angezeichnet, in denen es sich findet. Sie sämmtlich mitzutheilen, verbietet die Rücksicht auf den Raum, da zum Verständnis und zur Erklärung auch die vorangehenden Sätze mitgetheilt werden müssten. Ich setze also nur für Die, welche die Stellen im Einzelnen prüfen wollen, die Seitenzahlen der Reihe nach her und begnüge mich, nur bei der letzten auch die vorhergehenden Sätze mitzutheilen. Das erwähnte doch findet sich also z. B. S. 18; 36; 44; 47; 50; 52; 73; 79; 89; 101; 155; 173; 176 und 191. Die letzte Stelle aber lautet:

Die alte Gräfin Barnim und ihre Tochter schliefen nicht.

Die Mutter las in der Bibel, vielleicht dieselben Stellen, die in denselben Augenblicken ihr Sohn las.

Die Tochter ging mit gefalteten Händen in dem Gemache umher; sie erwartete mit banger Angst den ersten Strahl der Morgensonne.

Mit dem ersten Strahl fiel das Haupt ihres Bruders, des Sohnes ihrer armen, alten Mutter. Brach mit ihm nicht auch das Mutterherz?

Sie hatten beide kein Wort gesprochen; die Herzen waren ihnen zu voll.

Da hörten sie unten die Hausthür aufgehn.

Schritte kamen leise die Treppe hinauf.

„Wer kann uns stören wollen?" sagte die alte Frau.

Die Thür des Zimmers wurde geöffnet.

„Gnädige Komtesse!" sprach der Bediente in das Zimmer.

Die Komtesse Sophie ging hinaus.

Hinten im Gange stand ein Paar.

„Leise, leise, Sophie! was macht die Mutter?"

Der Graf Ludwig musste doch die Schwester halten, dass sie nicht umsank. Sie hielten sie beide, der Graf und Susanna.

Hier erklärt sich das hervorgehobene doch etwa so: Sophie war mit dem festen Vorsatz hinausgetreten, — was auch kommen möge — gefasst zu bleiben und mit dem vollen Aufgebot ihrer Selbstbeherrschung sich aufrecht zu halten; aber, als sie nun den zum Tode mit dem ersten Sonnenstrahl ohne Gnade verurtheilten Bruder so urplötzlich mit seiner Braut vor sich stehen sah, da hielt der feste Vorsatz nicht Stand — und der Graf Ludwig musste doch die Schwester (die sich nicht selbst aufrecht halten konnte) halten, dass sie nicht umsank.

Die Gehilfin.

Berliner Roman in 3 Büchern von Paul Lindau.
(National-Ztg. 47, 492 ff.)

Hundert sprachliche Bemerkungen.

(s. S. 372—380.) (Schluss.)

70. **Drittes Buch.** I. Kap.: „Sie hatte ... mit ihrem Manne ... eine Auseinandersetzung gehabt, in der sie ihm in lösendem Zorn Alles gesagt, was sie auf dem Herzen hatte.“ Nr. 576. Das hervorgehobene Beiwort zu Zorn ist nicht ganz klar; fasse ich den Sinn recht, so hätte Lindau etwa setzen können: „im Zorn, der ihr die Zunge gelöst.“

71. „Eine anständige Frau braucht nicht bei jeder Geringfügigkeit Großfeuer zu melden.“ — In meinem Wörterb. I 440a ist für Großfeuer nur die Anwendung angegeben und belegt: „bei der Klinkerbrennerei das auf das Schmauch- und Mittelfeuer folgende, dem selbst das sogenannte wilde Feuer folgt;“ aber es hätte hinzugefügt werden sollen (was hiermit nachgetragen wird): „auch: Groß-, Mittel-, Kleinfeuer als Meldung für die Feuerwehr, in Bezug auf die je danach erforderlichen Löschanstalten. Die hier aus Lindau's Roman mitgetheilte Stelle dient zugleich als Beleg für die Übertragung dieser Bedeutung.

72. „Also ein Skandalprocess mit allen widerwärtigen Einzelheiten! Du weißt nicht, was du sagst, Eugenie! Du bist eben außer dir.“ Nr. 578, s. über die eigenartige Anwendung des eben als Begründung für etwas Gedachtes ꝛc. mein Wörterb. I S. 338c unter eben 8, vgl. noch in dieser selben Nr. 578 ähnlich: „Und glaubst du, fiel ihm Eugenie ins Wort, dass Das mit einem Manne wie Hennern überhaupt möglich sei? Du kennst ihn eben nicht, wie ich ihn kenne“ —, was etwa zu erklären ist: „Das könntest du nicht glauben, wenn du ihn so kenntest wie ich, und du glaubst es nur, weil (oder aus dem Grunde, dass) du ihn nicht kennst.“

73. „Ich habe von dieser Summe bis jetzt nur eine Geringfügigkeit zurückgezahlt.“ Nr. 580. Dieser Satz wäre in meinem Wörterb. I S. 509a nachzutragen als ein weiterer Beleg dafür (s. S. 409 Nr. 34), dass das hervorgehobene Hauptwort, wie das entsprechende Kleinigkeit, auch zur Bezeichnung von etwas Geringfügigem (z. B. geringfügige Summe, Bagatelle) gebraucht wird.

74. Kap. II. „Ich [der Maler] habe immer schon die Löwenbraut machen wollen,“ vollkommen entsprechend der gewerbmäßigen Sprache der Malerwerkstatt (des Ateliers), während von dem Gesichtspunkte der

künstlerischen Hervorbringung aus malen der bessere Ausdruck wäre, s. in meinem Wörterb. II S. 189a/b unter machen 1a.

75. „Sie [seine Frau] war doch bei Lichte besehen — und es bedurfte dazu nicht einmal einer besonders hellen Beleuchtung — von wahrhaft betrübender Unansehnlichkeit, kümmerlich, ja garstig und geistig vollkommen nichtssagend." Nr. 582, vgl. für das hervorgehobene Hauptwort mein Wörterb. III S. 1066c.

76. Kap. III. „Der Fall, dass Hennern seinen geschäftlichen Pflichten die Rücksichten auf seine Familie hintanzusetzen hatte, ereignete sich allerdings ziemlich oft." Nr. 584. In meinem Wörterb. I S. 266a/b habe ich unter der Zusammensetzung von dann, dannen auch „hindann(en) = von da hin, hinweg" aufgeführt und dort gesagt: „Namentlich finden sich die Verbindungen: hindan(n) lassen, legen, setzen, stellen (s. d.) und Ableitungen = fort, bei Seite: Weil ihr die Studia hindan setzt. Zinkgräf Apophth. 1, 10. Heute gilt in dieser Verbindung meist die Schreibweise hintan, was man = hinten an deutet. Adelung 2, 1188 (vgl. Schmeller Bair. Wörterb. 2, 217). Für den Sinn ist diese Umdeutung ziemlich, doch nicht ganz gleich: „Wer die Scham hintansetzt, weist ihr die letzte Stelle an; wer sie hindan(n)setzt, setzt sie ganz fort, weg, bei Seite ꝛc." —, vgl. III S. 1086b: „**Hindan-setzen**: s. hin-dann, z. B.: „Die Leib und Leben, Freund und Gut und Alles hindan setzen, dass sie Lob und Ehre erjagen." Luther 1, 232b, Zinkgräf 1, 10 ꝛc., heute zumeist in umdeutender Schreibweise: „hintansetzen" ꝛc. — und weiterhin: „**Nachsetzen**: 1 tr.: a) gewöhnlich: einem Gegenstand einen andern nachsetzen, in Vergleich zu jenem diesem hintansetzen ꝛc." — Während nun so bei nachsetzen gewöhnlich zu dem nähern Objekt ein Accusativ gefügt wird, findet sich bei hintansetzen (worin man das ursprüngliche hindan(n) setzen noch nachfühlt) zumeist nur das Accusativobjekt ohne ein hinzugefügtes Dativobjekt, wie es sich hier in dem Satze von Lindau findet: „Was hatte Hennern hintanzusetzen?" Die Rücksichten auf seine Familie — und: „Wem (oder: welchem andern Objekt) hatte er sie hintanzusetzen?" Seinen geschäftlichen Pflichten. Meinem Gefühl nach würde es üblicher heißen: „Dass Hennern seinen geschäftlichen Pflichten die Rücksichten auf seine Familie nachzusetzen hatte;" doch findet sich Dativ und Accusativ bei hintansetzen neben einander z. B. auch in Goethe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (40bänd. Ausg. 19, 281): „Er war großmüthig genug, seine Rechte der Forderung der Natur hintanzusetzen" (vgl.: nachzusetzen).

77. „Da er über den verhängnisvollen Ultimo des Januar wenigstens anscheinend heiler Haut hinweggesetzt war," Nr. 586, wohl als Genitiv

zu fassen, gewöhnlich: *mit heiler Haut*, z. B. davon kommen ꝛc. = unverletzt, mit einem blauen Auge ꝛc., s. mein Wörterb. I S. 713c, wo auch aus Wieland angeführt ist: „Sind *in heiler Haut* | schon wieder hier ꝛc.“ (vgl. auch Ergänz.-Wörterb. S. 262c ꝛc.).

78. „Wenn Euer Hochgeboren *auf Ihren Schein bestehen* wollten“ Nr. 588, s. über die Fügung von *bestehen auf* mit dem Dativ oder mit dem Accus. (und der Abwandlung mit dem Hilfszeitwort *haben* oder *sein*) den Beleg in meinem Wörterb. III 1194c und Ergänz.-Wörterb. S. 514a Nr. 11 und mehrfach hier in der Zeitschr.

79. „Sei aufrichtig *bedankt* von Deinem Bruno Pagger,“ s. über die Fügung von *bedanken* Hauptschwier. S. 63a/b.

80. „Um die kaum erträglichen Schmerzen zu stillen, hatte er gerade in den letzten Tagen übertriebene *Quanten* von dem verführerischen Morphium sich beigebracht,“ s. mein Fremdwörterb. II S. 187a, wo ich aber nur die lateinische Form für die Mehrzahl (*Quanta*) angegeben habe. Die Form *Quanten* wäre also dort nachzutragen; doch wäre hier wohl das Fremdwort überhaupt entbehrlich und etwa durch *Mengen* zu ersetzen gewesen (vgl. auch Dosen, s. Fremdwörterb. I S. 292a).

81. Kap. IV. „Auf der andern Seite aber widerstrebte es ihr auf das entschiedenste, den Einfluss, den sie auf Verwitz vielleicht auszuüben vermöchte, für eine *undurchsichtige* Sache, von der sie ahnte, dass sie nicht ganz reinlich war, geltend zu machen,“ Nr. 590, hier = für eine Sache, die sie nicht ganz klar durchschauen konnte ꝛc., s. mein Wörterb. III S. 1094a.

82. „Es *war ihr hart angegangen*“ Nr. 592, vgl. *angekommen*, s. mein Wörterb. I S. 975c Nr. 6, woraus ich wenigstens den Anfang hersetzen will: „Etwas uns innerlich Ergreifendes kommt uns an = entsteht in uns und packt uns (s. 3), ferner: Etwas (außer uns) kommt uns so oder so an, z. B. hart, schwer, leicht ꝛc. = es fällt, wird uns hart ꝛc. In der älteren Sprache war für die Person der Accus. gewöhnlich (s. 4), in der heutigen überwiegt fast der Dativ, der jedenfalls zu dem Hilfszeitwort *sein* besser stimmt als der ein transitives Verhältnis bezeichnende Accusativ.“ — Die Belege dazu, die ich mit Rücksicht auf den Raum hier nicht wiederhole, wolle man dort nachlesen und dazu auch S. 858c das unter *angehen* 8d (auch in der Anm.) Gesagte (vgl. auch Hauptschwier. S. 42b) vergleichen.

83. „*Verwitz* war es vor Allem darum zu thun, Eugeniens Befangenheit . . . ein Ende zu machen; und [er] gab nun der Unterhaltung ohne Weiteres eine andere Wendung.“ Hier hätte das von mir in eckiger Klammer hinzugefügte *er* nicht fehlen sollen. Aus *Verwitz* im Anfang

des Satzes (wo es der Dativ ist) konnte richtig in dem mit und angeknüpften Satze ganz richtig nicht das Subjekt im Nominativ (obgleich es bei dem Eigennamen mit dem Dativ gleich lautet) ergänzt werden, vgl. — wodurch das Satzverhältnis deutlicher und klarer wird —: „Ihm war es darum zu thun . . . und er gab ꝛc.“, wo wohl so leicht Niemand das er, als aus dem ihm zu ergänzend, weglassen würde, vgl. den in den Hauptschwier. unter „Zusammenfassung 2 b“ angeführten Satz Lavater's: „Salomo [Dativ] ward und [zu ergänzen: er Nominativ] bekam Alles, was das Traumgesicht ihn hoffen ließ“ ꝛc.

84. „Erst während Eugeniens Worten hatte er die Herrschaft so weit über sich wiedergewonnen ꝛc.,“ s. hierzu meine Hauptschwier. S. 240a unter dem Titelkopf: Sächsischer Genitiv Nr. 3, wo ich davon gesprochen, daſs dieser Biegungsfall nicht füglich von einem selbst im Genitiv stehenden Worte abhängen dürfe, und wo ich, daran anknüpfend, gesagt: „Man beachte hier namentlich auch Präpositionen (s. d. 3), die außer dem in der Schriftsprache vorherrschenden Genitiv auch den Dativ regieren und bei voranstehendem sächsischem Genitiv richtig diesen letztern Kasus erfordern.“ Das weiter Folgende, das ich mit Rücksicht auf den Raum hier nicht wiederhole, wolle man a. a. O. nachlesen, s. o. S. 448/9 Nr. 6.

85. „Unmittelbar darauf erschien der Diener, in der Hand einen silbernen Teller, auf dem ein geschlossenes Kouvert lag.“ Nr. 594. Auf der nächsten Spalte heißt es: „Sie riſs den Briefumschlag auf,“ während dazwischen die Sätze stehen: „Weſshalb haben Sie den Brief nicht früher gebracht? — Der gnädige Herr haben befohlen, daſs ich den Brief nur dann der gnädigen Frau überreichen soll, wenn ꝛc.“ Das Fremdwort Kouvert und die Verdeutschung Briefumschlag, mit denen Lindau hier abwechselt, sind in der That im Gebrauch der heutigen Umgangssprache noch neben einander gäng und gebe; und so kann man dem Romanschreiber keinen Vorwurf daraus machen, daſs auch er das Fremdwort und die Verdeutschung neben einander gebraucht; nur möchte ich meinen, daſs Lindau doch besser hier weder das Fremdwort Kouvert noch die Verdeutschung Briefumschlag, sondern vielmehr Brief hätte setzen sollen. Was der Diener auf dem silbernen Teller überreicht, ist nicht bloß „ein geschlossenes Kouvert“, sondern ein Brief in einem geschlossenen Kouvert oder Umschlag, dagegen, was die gnädige Frau aufreißt, ist nur der Umschlag, nicht der Brief.

86. „Dasselbe bittere Lächeln von vorher umspielte wieder ihren halb geöffneten Mund.“ Ganz streng genommen müſste es nach meiner Ansicht hier entweder heißen: „Das bittere Lächeln von vorher“ — oder sonst: „Dasselbe bittere Lächeln wie vorher.“

87. „Eugenie . . . brach in ein hohes, gellendes, schreckliches Lachen aus." Irre ich nicht, so hätte von den drei Beiwörtern das erste füglich wegbleiben können oder vielmehr sollen, da der Begriff des „hohen" schon in dem „gellenden" liegt.

88. „Das stimmt in die Rechnung," vgl. in meinem Wörterb. III S. 218c, wo ich unter stimmen 2 (intr.) kurz — neben andern Fügungen — angegeben habe: Nicht ins Ganze stimmen [passen] Goethe 19, 124. Ich setze den Satz (aus den Wanderjahren III, Kap. 10) vollständiger her: „Das wahre Große hebt uns über uns selbst hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern; die Wahl der Mittel aber ruft uns in uns selbst zurück; und da wird der Einzelne gerade wie er war, und fühlt sich eben so isoliert, als hätte er vorher nicht ins Ganze gestimmt." Vgl. anders in der gewöhnlichern Wendung: „Das stimmt in der Rechnung" = das in der Rechnung Stehende, der sich dort findende Posten stimmt [ist richtig].

89. „Ich habe als Vertreter meines Freundes nur auf Eines Bedacht zu nehmen: dass er nicht in irgend eine Spekulation verwickelt wird und [dass er] möglichst bald aus der Sache herauskommt." Die von mir in Klammern hinzugefügten beiden Wörter sind allerdings nicht unumgänglich nothwendig, aber doch wünschenswerth, um von vornherein bestimmt auszusprechen, dass in den zweiten, durch und angeknüpften Satz aus dem ersten nur die Wörter: „dass er", nicht auch das darauf folgende „nicht" herüber zu nehmen ist.

90. Kap. V. „Das wollte der Mann, der im Aufstreben und auf der Höhe so klug und umsichtig gewesen war, in seinem Abrutsche nicht mehr einsehen." Das männliche Hauptwort: Abrutsch ist in deutschen Wörterbüchern, so weit ich sehe, zuerst in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 433b aufgeführt, mit 2 Belegen, von denen ich wenigstens den ersten, von Arn. Ruge hier wiederholen will: „Das Wasser habe den ungeheuern Keil losgelöst, der in einem Abrutsch Dorf, See und Thal überschüttete." Es ist mir willkommen, diesen neuen Beleg von Lindau hier hinzufügen zu können; über die Bedeutung bedarf es nach dem über rutschen, abrutschen und Abrutschung in meinem Wörterb. III S. 824 und Ergänz.-Wörterb. a. a. O. Bemerkten keiner weitern Erklärung, die ja in dem Satze Lindau's sich aus der Gegenüberstellung zu dem „Aufstreben" und dem Sich-Befinden „auf der Höhe" als das rutschende Ab- oder Niedergleiten von der Höhe in die Tiefe von selbst ergiebt.

91. „Die wegen des Ablebens des badischen Prinzen auf Halbmast gesetzte Fahne." Nr. 598.

92. „Überall waren große Pfützen mit gelblich schmutzigem Wasser, die sich mitunter zu großen Lachen erweiterten," vgl. mein Wörterb. II S. 2c, wo unter I Lache gesagt ist: „vgl. Pfuhl, Pfütze = kleine Lache".

93. „Die Firma, . . ., die er aus der schläfrigen Unbedeutendheit aufgerüttelt rc." Nr. 600, in vermeintlichem Verbesserungsbestreben statt des durchaus sprachrichtigen Unbedeutenheit (ohne d s. Hauptschwier. S. 86/7 und das dort Angezogene), wie auch z. B. Ab- und Anwesen(d)-heit, All- und Unwissen(d)heit u. s. w. durch Einschiebung des eingeklammerten d nicht „verbessert", sondern verballhornt würden.

94. „[Er] bemühte sich, seinen Unwillen, der seine Stimme färben wollte, möglichst zu unterdrücken," Nr. 602 = seinen Unwillen, der unwillkürlich in ihm aufsteigend, sich in die Farbe, d. i. in den Klang seiner Stimme einmischend und sie verändernd, hervortreten wollte, — hier angeführt als weiterer Beleg zu dem in meinem Wörterbuch unter Farbe, färben, Färbung Aufgeführten, vgl. auch in diesem Heft S. 463 Nr. 15: Altfarbe.

95. Kap. VII. „Der alte sorgenschwere Mann." Nr. 604. Der Ausdruck ist vollkommen richtig; aber ich möchte doch die Frage anregen, ob es nicht üblicher sei, z. B. zu sagen: das sorgenschwere Haupt, die sorgenschwere Brust rc., aber: der sorgen-beschwerte, -bedrückte, -belastete Mann. Täuscht mich mein Gefühl nicht, so liegt der Grund darin, dass man allerdings sagt: das Haupt, die Brust ist schwer von Sorgen, aber doch nicht leicht: der Mann ist schwer von Sorgen, sondern: er hat schwere Sorgen, trägt schwer an seinen Sorgen rc. Ich wiederhole, dass ich durch diese Bemerkung die Frage bei meinen Lesern nur anregen will, die Entscheidung ihrer Prüfung und ihrem Ermessen anheimgebend.

96. „Wagte man es, ihm, dem Chef der Firma J. W. Donnsdorf und Söhne eine Stelle als untergeordneter Leiter einer Fabrik in der Provinz anzubieten?" Nr. 606 statt (sprachrichtig): „ihm . . . als untergeordnetem Leiter," s. Hauptschwier. S. 50/1 Nr. 11.

97. „Aber möglich war es . . ., ein nichtsahnendes Mädchen . . . an Ihre Unberechenbarkeit zu fesseln," wo in der erregten, gehobenen Sprache das abstrakte (abgezogene), eine Eigenschaft bezeichnende Hauptwort für die mit dieser Eigenschaft behaftete Person gesetzt ist, vgl.: „an Sie, den Unberechenbaren" oder: „an Sie in Ihrer Unberechenbarkeit", vgl. z. B. in meinem Wörterb. II S. 358 unter den Zusammensetzungen von „Muth": „Was denkt Jungfer Hochmuth? [die hochmüthige Person] . . . Übermuth: übermüthige Person]" mit Belegen u. A. m.; und so wäre auch ebd. S. 669a der Satz von Lindau unter Unberechenbarkeit nachzutragen.

98. „Wenn der Ocean . . . das Echo Ihrer Erbaulichkeiten von hüben bis zu Ihnen trägt ꝛc.,“ s. über diesen Plural eines ursprünglich abstrakten Hauptworts, (das aber in den Sinn des Konkretums übergegangen ist: Erbaulichkeit = erbauliche Handlung, und zwar hier im spöttischen Gegensinn für Handlungen, die nicht erbaulich sind) meine Hauptschwier. unter „Numerus“ 3g und vgl. in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 59a einen andern Beleg in etwas andrer Wendung: „Mit seinen Baulichkeiten und Erbaulichkeiten, zunächst mit seinen Kirchenthürmen“ = mit seinen zur Erbauung dienenden Baulichkeiten (oder Gebäuden).

99. „Der Anblick, der sich ihr darbot, jagte ihr einen Schauer des Entsetzens über den Rücken,“ Nr. 608, — eine in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 285c (vgl. Wörterb. I S. 828a) nachzutragende Wendung für jagen mit der Präpos. über.

100. „Er bündelte das Fläschchen fest in das seidene Tuch,“ Nr. 610, s. mein Wörterb. I S. 242b Ergänz.-Wörterb. S. 124a. Da man bei „bündeln“ (wie bei Bündel) in der Regel an mehrere vereinigte (zusammengebundene) Dinge denkt, nicht an einen einzelnen, so hieße es vielleicht richtiger: „Er band (oder wickelte) das Fläschchen fest in das seidene Tuch ein,“ wie denn auch Lindau fortfährt: „Er legte die sorglich umwickelte Flasche behutsam in die Schublade ꝛc.“

100a. „Nach meiner Meinung profaniert“ [warum nicht: entweiht?] „man die Heiligkeit des Schmerzes und der Trauer, wenn man sie an Unwürdige vergeudet. Das ist kein Mitgefühl, es ist sittliche Schwäche“ — vgl. kurz darauf: „Wenn das erste Rebhuhn nicht acht Tage vor Eröffnung der Jagd auf ihrem Tische paradiert“ [warum nicht: prangt?]

Unvergeſsbare Worte und andere Novellen.

Von Paul Heyse. Fünfzehnte Sammlung der Novellen. Berlin 1883.

Sprachliche Bemerkungen.

I. Unvergeſsbare Worte (1882) S. 1—102.

1. „Die Persianen aufzumachen“ S. 11, üblicher: die Persiennes (s. mein Fremdwörterb. II S. 232b), warum nicht: die (Fenster-)Laden?

2. „Die Sonne . . . ließ einen schiefen Strahl auf den Schläfer gleiten, der ꝛc.“ S. 13. Wird nicht zunächst jeder Leser annehmen, daſs das hervorgehobene bezügliche Fürwort der sich auf das unmittelbar davor stehende männliche Hauptwort: „den Schläfer“ beziehen solle? Dies ist aber nicht der Fall, wie die Fortsetzung zeigt, welche lautet: „der von den Knien aufwärts über die Brust vorrückt und in Kurzem das Gesicht erreichen muſste.“ Gemeint ist also — nicht: „den Schläfer, der“ —,

sondern: „einen schiefen Strahl, der ꝛc." Warum hat also nicht der Schriftsteller, was doch so nahe lag, die Stellung gewählt: „Die Sonne ... ließ auf den Schläfer einen schiefen Strahl gleiten, der ꝛc."? Vgl. II Nr. 3; III Nr. 16 und s. hier in der Zeitschr. VII S. 72 Nr. 13a; 104 Nr. 1; 109/10 Nr. 20 und 23; S. 143; VIII S. 75 Nr. 30; 151/2; 269 Nr. 20; 431 Nr. 10.

3. „Doch war ihm zu wohl auf seinem grünen Lager, um sich sogleich zum Aufstehen zu entschließen." S. 14. Hieße es hier am Schluss: „als dass er sich sogleich zum Aufstehn hätte entschließen können", so wären damit auch die Forderungen der strengsten Sprachlehrer befriedigt, die den verkürzten Sätzen mit „um zu" und dem Infinitiv volle Berechtigung nur zugestehen wollen, wenn das Subjekt des zu verkürzenden Satzes dasselbe ist wie das des Hauptsatzes; doch meiner Ansicht nach ist hier die Verkürzung statthaft, da hier durchaus kein Missverständnis zu befürchten ist. Das Nähere über die verkürzten Sätze mit „um zu" habe ich in meinen „Deutschen Sprachbriefen" (11. Aufl.) S. 250b—253; S. 257—259 und S. 273—274 ausführlich besprochen und erörtert und muss mit Rücksicht auf den Raum darauf verweisen, vgl. z. B. auch hier in der Zeitschr. I S. 292 § 4, S. 349 § 78 und die Inhaltsverzeichnisse der verschiedenen Jahrgänge unter „um zu" u. in diesem Heft S. 476.

4. „All Das gab ihr ein Gefühl von Befreiung und Losgebundenheit, dessen sie sich mit starkem, frohem Herzklopfen bewusst wurde." S. 41, s. mein Wörterb. I S. 141b; Ergänz.-Wörterb. S. 76c.

5. „Da blieb sie noch eine Weile sitzen, bis sie es wagte, über die offene Galerie ins Zimmer zurückzuhuschen." S. 41, s. mein Wörterbuch I S. 808b.

6. „Während hier unten Reif [s. mein Wörterb. II S. 109a, auch oft Reifen] gespielt wurde, bin ich auf den Gedanken gekommen, die Bücherkiste auszupacken, die ich mir schon vor drei Wochen [hatte] nachschicken lassen, aber in meiner trägen Misslaune noch nicht angerührt hatte." S. 66, s. meine Hauptschwier. S. 170a über das von mir in Klammern hinzugefügte hatte, das in Fällen, wie der vorliegende, nach meiner Beobachtung, trotz Lessing's Vorgang heute lieber gesetzt als weggelassen wird, so empfehlenswerth auch mit Rücksicht auf die Kürze im Allgemeinen die Weglassung der schleppenden Hilfszeitwörter ist, wo dadurch keine Missdeutung zu befürchten steht.

7. „Darauf kommt es ja nicht an, dass man das Unerhörte, Unvergängliche leistet, sondern dass man an sich selber glauben lernt und sich so hoch schwingt, wie es die Natur jedem Einzelnen gestattet." S. 67. Hier ist, glaube ich, das hervorgehobene jedem nicht ganz an seiner Stelle

als Ersatz für den fehlenden Dativ des allgemeinen persönlichen Fürworts man statt des üblichern Einem (s. Hauptschwier. S. 201b ff.), vgl.: dass man sich so hoch schwingt, wie es die Natur Einem (oder: **dem** Einzelnen, auch wohl: je dem Einzelnen) gestattet; dass der Einzelne (oder: jeder Einzelne) sich so hoch schwingt, wie die Natur es ihm gestattet 2c.

8. „Ein großer tragischer Dichter hat hier einen Stoff von geringem tragischen Gehalt durch seine Kunst so geadelt," wofür ich tragischem vorziehen würde (s. Hauptschwier S. 99a), vgl. im Nomin.: ein geringer tragischer [nicht: tragische] Gehalt 2c.

9. „Dass sie ihm das Pony gekauft habe." S. 74, vgl.: „Das berühmte Pony" S. 78, vgl. mein Fremdwörterb. II S. 310b, wo Belege für das männliche und für das sächliche Geschlecht von Pony aufgeführt sind.

10. „Dass noch mehr dazu gehört, um mit einander ein ganzes Leben lang glücklich zu sein, als dass man als Kinder mit einander gespielt hat und sich Kousin und Kousine nennt." S. 80.

Vgl. hierzu Das, was ich in der Zeitschr. II S. 498/9 zu der Stelle aus Chamisso: „Um einander hassen zu können, muss man eben Brüder sein" gesagt habe, in der sich ebenfalls das nur in der Einzahl vorkommende man verbunden mit der Einzahl des Zeitworts, aber zugleich mit der Mehrzahl des Prädikats findet, nebst weitern Belegen dazu, wie schon in meinen Hauptschwier. S. 202a unter man 2k.

Zur Vermeidung oder Umgehung der unleugbaren Härte hätte Heyse etwa setzen können: „als dass man in den Kinderjahren mit einander gespielt hat."

11. „Ich begreife Alles; und so kann ich auch Alles verzeihen; aber vergeben ist nicht vergessen. Denn es giebt Worte, die ein Mann von Selbstgefühl und Würde nicht vergessen darf, selbst wenn er dazu geneigt wäre 2c.," s. die durch Sperrdruck hervorgehobenen, nah an einander grenzenden Ausdrücke in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb., mit den Belegen.

Hier mag sich zum Schluss noch eine Bemerkung über den Titel der Novelle: „Unvergessbare Worte" anreihen unter Hinweis auf mein Wörterbuch deutscher Synonymen S. 203, wo es von den mit den Endsilben -bar und -lich gebildeten Eigenschaftswörtern in Nr. 17 heißt:

„Mit der Vorsilbe un- tritt der angegebene Unterschied minder scharf hervor; doch sind, genau genommen, hier die Wörter auf -bar stärker als die auf -lich, da durch jene die Möglichkeit ganz verneint, durch diese nur als eine nicht leicht eintretende 2c. bezeichnet wird."

Demgemäß hat der feinsinnige Schriftsteller seine Novelle betitelt: Unvergeſsbare Worte [die niemals vergessen werden können], nicht: unvergeſsliche [die sich nicht leicht vergessen lassen].

II. Die Eselin (1880) S. 103—152.

1. „Ich! — mit meinen Vierundzwanzig [Jahren] zu schnöder Bärenhäuterei verdammt!" S. 109, s. mein Wörterb. I S. 715b.

2. „Der Boden ringsum war quellig" S. 111, s. mein Wörterbuch II S. 620a, wo quellig (mit der Erklärung = Quellen oder quellende Flüssigkeit in sich haltend, vom Erdboden 2c.) mit zahlreichen Belegen aufgeführt ist.

3. „Ein graues Tuch um den Kopf gewickelt, unter welchem die schwarzen Haare . . . hervorhingen." S. 113. Vgl. I Nr. 2, — statt (unzweideutig) in der Umstellung: Um den Kopf ein graues Tuch 2c.

4. „Ein Vieh ist's nur, aber es soll wie'n anderer Christenmensch seine Pflege haben 2c." S. 115. Über dies pleonastische ander in der Volkssprache s. Hauptschwier. S. 41 unter ander Nr. 7, vgl. bei Heyse S. 118: „Unseren Pfarrer . . . der hat gesagt . . ., nur Christenmenschen kämen in den Himmel und die Thiere hätten keine unsterblichen Seelen."

5. „Wir haben viel aus dem Holz zu holen gehabt, Beeren und Schwämmerlinge." S. 117 = Pilze, s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 467c.

6. „Ein so treues Thier . . . muſs so niederträchtig schimpfiert und verelendet werden." S. 117, s. mein Wörterb. I S. 363c; Ergänz.-Wörterb. 177c.

7. „Darüber hatte sich das Kind, das nur ein paar Monate alt sein konnte, in Schlaf getrunken und geweint." S. 121, — von dem weinenden Säugling, der an der Mutterbrust eingeschlafen war, s. mein Wörterb. III S. 1378c/9a unter trinken 1a und 3d.

8. „Weil sie so hintersinnig und schwach unter der Stirn ist." S. 126, s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 1106a/b und Wörterbuch deutscher Synonymen (2. Aufl.) S. 47 Nr. 20.

9. „Während . . . der Stromregen an die Fenster schlug." S. 149a = der niederströmende Regen.

10. „Wurde man der Brunst Herr." S. 151 statt des allgemein üblichen: der Feuersbrunst (des Brandes), s. mein Wörterb. I S. 230b (unter Brunst 1a), Ergänz.-Wörterb. 114c.

III. Das Glück von Rothenburg (1881) S. 153—226.

1. „Als ob statt des neuen Reisegefährten nur ein Gepäckstück mehr in den Wagen geschoben worden wäre." S. 156 (s. mein Wörterb. III

S. 1250a ꝛc.), hier angeführt, um neben Pack-, Fracht-stück (s. ebd.) zur gelegentlichen Verwendung für das Fremdwort Packet (⁀, paquet) empfohlen zu werden.

2. „Wie das Halbgesicht, in die Hand gedrückt und von den Falten der Kapuze leicht umrahmt, in der dämmernden Beleuchtung des Abends sich ihm zeigte ꝛc.“ S. 159, als empfehlenswerthe Verdeutschung für Profil (s. mein Fremdwörterb. II S. 351b), vgl. entsprechend: Dreiviertel-Profil oder -Gesicht ꝛc.

3. „Vielleicht aber lassen Sie Gnade vor Recht ergehen.“ S. 160 vgl. Hauptschwier. S. 160b über den leisen Begriffsunterschied, je nachdem hier vor oder für gesetzt wird.

4. „In der Mappe dort haben Sie ohne Zweifel von Ihnen Zeichnungen und Malereien.“ S. 161, s. Hauptschwier. S. 324 Nr. 3, mehr im Geiste der deutschen Sprache: Zeichnungen und Malereien von Sich.

5. „Mein gutes Mutterl zu besuchen.“ S. 166 in mundartlicher Verkleinerung, vgl. mehr schriftdeutsch: Mütterlein, Mütterchen.

6. „Daſs auch der Vater über meine blutige Jugend und sonstige Anfängerschaft ein Auge zudrücken wollte.“ S. 167, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 88a über den Ausdruck besonders in der Bühnenwelt: blutiger [= blutjunger] Anfänger ꝛc.

7. „Mein Schwiegervater war . . . ein wohlstehender Mann, hatte Haus und Garten ꝛc.“ S. 168 mehr schriftdeutsch: ein wohlhabender Mann, ein Mann im Wohlstand ꝛc.

8. „Die immer stärker sich umnachtende Gegend.“ S. 169 = sich in Nacht (und Dunkel) hüllende.

9. „Sein offenes, blühendes Gesicht verschattete sich plötzlich.“ S. 170 = überzog sich wie mit einem Schatten, schwächer als = verfinsterte sich.

10. „Als ob ihm plötzlich in dem engen Koupé schwül und kerkerhaft zu Muthe würde.“ S. 171, — wie in einem Kerker.

11. „Bei dem . . . Laternenschein sah ihr weißes Gesicht noch viel fabelhafter und prinzeſslicher aus.“ S. 181 = einer Prinzessin ähnlicher (prinzess[inn]enhafter).

12. „Die Schläferin fuhr in die Höhe, schien Mühe zu haben, sich zu besinnen, wo sie war ꝛc.“ S. 182, vgl. — zur Vermeidung der beiden von einander abhängenden Infinitive mit zu, etwa: schien sich nur mit Mühe besinnen zu können ꝛc.

13. „Was er freilich klugermaßen für sich behielt.“ S. 187. s. Wörterb. II S. 251a unter Maß 3k = klugerweise, klüglich.

14. „Der Wächter war seines Zeichens ein Schneider und ‚bekleidete‘ nicht nur ein städtisches Amt, sondern auch seine Mitbürger.“ S. 200. Ich benutze dieses Wortspiel, um eine öfter an mich gerichtete Frage, wie sich der Ausdruck: ein Amt bekleiden erklären lasse, nach meinem Wörterb. (I S. 931) zu beantworten. Dort habe ich aus älteren Schriften Stellen angeführt, wie: Jemandes Seite bekleiden = sich an dessen Seite setzen; eine Bank bekleiden = darauf sitzen, sie einnehmen. Daraus, habe ich dann weiter gesagt, entwickelte sich die abstrakte Wendung: eine Stelle &c. bekleiden, dem Sinne nach ziemlich = mit einer Stelle bekleidet sein, aber wohl nicht (wie Adelung u. A. wollen) daraus entstanden.

15. „Sang . . . mit einer Stimme, die eine schöne dunkle Altfarbe hatte.“ S. 212 = die mit ihrem schönen dunkeln Klang sich dem Alt näherte, vgl. auch in diesem Hefte S. 457 Nr. 4.

16. „Aber, ehe noch der Hausknecht den Wagenschlag öffnen konnte, war schon der junge Mann mit dem Malerhut, der dort gewartet hatte, hinzugesprungen.“ Vgl. I Nr. 2. Natürlich war es nicht der Malerhut, sondern der junge Mann, der dort gewartet hatte, — also etwa: „Der mit dem Malerhut bekleidete junge Mann, der &c.“

17. „Ich will mir keine Tugend anschminken, die ich nicht besitze.“ S. 220, wo die letzten vier Wörter füglich hätten wegbleiben können, da in dem Begriff des Anschminkens schon liegt, dass es sich um Etwas handelt, das man von Natur nicht besitzt.

Besitzanzeigende Fürwörter der 3. Person.

Die kleine Bemerkung die ich hier darüber machen möchte, knüpfe ich an die folgenden Sätze aus einem sehr anregenden Aufsatze von Eugen Zabel über Hebbel's Nibelungen (in der National-Ztg. 48, Nr. 7). Hier heißt es:

„Fast zu gleicher Zeit, in der Mitte der fünfziger Jahre, haben Wagner und Jordan den Plan zu ihren Nibelungendichtungen gefasst. Es ist nicht nachweisbar, dass der Erzähler den Komponisten oder umgekehrt angeregt habe. Da ein litterarischer oder künstlerischer Zusammenhang zwischen ihnen nicht besteht, darf man annehmen, dass beide von ihren Absichten Nichts gewusst haben.“

Der Anstoß, den hier wohl jeder Leser empfinden wird, liegt in dem hervorgehobenen ihren. Offenbar hat der Schriftsteller nicht sagen wollen, dass beide, Wagner und Jordan, jeder von seiner eignen Absicht Nichts —,

sondern vielmehr, daſs von ihnen beiden keiner Etwas von des andern Absichten gewusst habe; und so hätten die letzten Sätze — zur deutlichen Aussprache der Wechsel- oder Gegenseitigkeit etwa lauten müssen:

Es ist nicht nachweisbar, daſs der Erzähler den Tonsetzer oder dieser jenen angeregt habe. Da ein . . . Zusammenhang zwischen ihnen nicht besteht, so darf man annehmen, daſs keiner von beiden von des andern Absichten Etwas gewusst habe — oder: daſs einer von des andern Absichten Nichts gewusst habe oder in ähnlicher Weise, vgl.: „Einander . . . üblich . . . nicht als Genitiv." Hauptschwier. S. 123b.

Über „Kalb" und einiges damit Zusammenhängende.

1. In der Sonntags-Beilage der National-Ztg. vom 13. Januar (Nr. 2) findet sich in einem Aufsatze: „Der Biber auf der mittlern Elbe" II der folgende Satz:

„Als solche [Schonzeit] empfiehlt er [Dr. Friedrich] mit Rücksicht auf die Kalbzeit des Bibers und die Zeit bis zum Selbständigwerden der Jungen die Monate Februar bis September inkl., so daſs noch immer eine viermonatliche Schuſszeit übrig bliebe."

Das Wort Kalb bezeichnet zunächst, wie ich unter diesem Worte in Nr. 1 in meinem Wörterb. I S. 852 gesagt, „das Junge eines Rinds im ersten Jahr"; aber weiter findet sich dort in Nr. 2, was ich hier vollständig hersetzen will:

„2. Das Junge vom Rothwild (vgl. Hirsch-Kuh): Das Thier setzet das Kalb. Döbel 1, 18b. Das Lab eines jungen Kalbs, das in dem Leib des Wilds erwürget ist. Eppendorf Plin. 67. — Kalb: alles junge Roth-, Dam-, Elen- und Rehwild bis nach der Brunftzeit, nach welcher . . . es Schmalthier oder Schmalreh wird. Laube Brevier 266. Die . . . Hirschkuh . . . Da kommt das zarte Kalb der Mutter nachgesprungen, | lautblökend ꝛc. Rückert Rostem 27a ꝛc. Selten von andern Thieren, s. Elephanten-, Esel-, Kamel-Kalb" —

und unter diesen hier angeführten Zusammensetzungen heiſst es a. a. O.:

„Elephantenkalb: Elephantenjunges: Tretet nicht so mastig auf, | wie Elephantenkälber. Goethe 11, 194. Ein Rudel Elephantenkälber. Heine Lutetia 2, 301, vgl. Plinius H. N. 8, 1.

Eselkalb, veraltet statt Eselfüllen. Fischart Bienenk. IIIa . . .

Kamelkalb: Kameljunges. Droysen Aristoph. 1, 405." — und daran schlieſst sich in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 291b unter Kalb 2:

„Ein Kälbchen geschossen. Bismarck Briefe 144 ꝛc., vgl.: Wirft die Renkuh ein Junges . . . Das Ren-Kalb. Heuglin Nordpol 1, 196 ꝛc. Die Altthiere und die Kälber [der Kudu]. Ders. Nordostafr. 2, 116 ꝛc.; aber auch: Der Dugong Halicore . . . Das Kalb 136 [vgl. Meer-Kuh, -Kalb] ꝛc., wie: Walfische mit ihren Kälbern. Hildebrandt Reisen 1, 350. Ein Kalb des nordischen Bartenwals. Gartenlaube 19, 95a ꝛc. Seehunde . . . Ein Dutzend Kälber . . . Wo die Kühe kalben. Ausland 39, 266. Kalb [des Nilpferds] . . . Hippopotamus-K. Westermann 255, 283b; 280b ꝛc."

Aus Hildebrand's Fortsetzung des Grimm'schen Wörterbuches wäre weiter Hergehöriges nicht anzuführen als etwa Sp. 54:

„Die vielen Buchten an der patagonischen Küste werden stark von Walfischen besucht, die dort kalben." „Bremer Handelsblatt" ohne Hinzufügung der Stelle.

Aber dass auch die Jungen der **Biber** als **Kälber** bezeichnet werden und demgemäß auch von einem **Kalben**, der **Kalbzeit** des Biberweibchens die Rede ist, Das ist mir — so weit mein Gedächtnis reicht — an der oben aus der National-Ztg. mitgetheilten Stelle zum ersten Mal aufgestoßen, vgl. in meinem Wörterb. I, S. 125b, wo ich aus Fleming's Vollk. teutsche Jäger angeführt: „Und trägt die **Biberin** 16 Wochen, bis sie setzet," vgl. auch z. B.: „Der Biber . . . Er brunstet, indem er sich begattet; er **bringt** Junge." Dietrich aus dem Winkell Handb. für Jäger (2. Aufl. 1821) S. 101, vgl. mein Wörterb. II S. 217a.

Sollten freundliche Leser mir Nachweise mittheilen können, in denen von einem Kalben, einer Kalbzeit der Biberinnen die Rede ist, so würden sie mich dadurch zu besonderem Danke verpflichten.

2. In der Meklenb.-Strelitz'schen Landeszeitung, Jahrg. 10, Nr. 11 [vom 13. Jan. 1895] findet sich der Satz: „Schönberg: . . . Der Gastwirth Seeler in Samkow verkaufte in diesen Tagen ein sogenanntes **Störkalb** oder doppelgliederiges Kalb an einen hiesigen Schlachtermeister. Obgleich es erst 7 Wochen alt war, hatte es bereits ein Gewicht von 320 Pfund erreicht und wurde mit 120 Mark bezahlt."

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass in der hervorgehobenen Zusammensetzung die erste Hälfte keine andre ist als die in der allen Zeitungslesern wohlbekannten Bezeichnung des norwegischen Reichstages als **Storthing** (der **große** Thing). Was ich zu erfahren wünschte, ist, ob der Ausdruck **Störkalb** auch außerhalb Meklenburg's unter Landwirthen, Viehzüchtern und Schlächtern üblich ist.

Hertha.

Roman von Ernst Eckstein (Berlin 1890).

Aus diesem Roman (dem 35sten aus der „Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller") habe ich mir viele Stellen angezeichnet, um daran sprachliche Bemerkungen zu knüpfen. Hier theile ich davon ein halbes Hundert mit, denen ich theils einzelne Bemerkungen hinzufüge, theils solche hinzuzufügen dem geneigten Leser überlasse, der dabei nach Bedarf mein Wörterb., Ergänz.-Wörterb. und meine Hauptschwier. zu Rathe ziehen möge.

1. „Was, du fährst Nichtraucher?" S. 3 — in der mündlichen Rede verkürzt für: in einem Koupé (oder Abtheil) für Nichtraucher, vgl.: erste(r) Klasse fahren. Zeitschr. S. 351 Nr. 1.

2. „In der Rechten eine schwarzlederne Tasche und einem großgriffigen Regenschirm." S. 10 = mit großem (Hand-)Griff.

3. „Mit ungekünstelter Flottheit." S. 11.

4. „In Ermanglung des Großwildes." S. 13, üblicher Hochwild.

5. „Sobald die Jagd aufs Tapet kommt, werde ich schwatzhaft. Indess Graf Gaßler und der Freiherr von Gruthenau geben mir in dieser Beziehung wenig heraus." S. 43, üblicher: nachgeben, nachstehen.

6. „Der hellgraue, mit Forstgrün ausgeschlagene Reitanzug." S. 18.

7. „Gleich schrecklich, ob Eure Lyrik uns nun verherrlicht oder verulkt." = ihren Ulk mit uns treibt, uns verhöhnt, verspottet.

8. „Zerkleinerte Fichtenstämme über einander zu schichten. Als der Wagen vorbeikam, warfen sie gerade ein recht knorriges Stück obenauf, und nicht eben geschickt; denn die Stammwalze kollerte jenseits herunter ꝛc." S. 23, vgl.: die Holz-Klobe ꝛc.

9. „Ohne dass es der Freiherr just darauf ablegte." S. 41 (üblicher: anlegte), vgl.: Gerade als ob er es selbst darauf ablegte, den Beiden die Sache recht leicht zu machen. S. 371.

10. „Den blumenumtroddelten Gartenhut." S. 45.

11. „Wenn Gustav wirklich in Frau Iduna ‚verknallt' war." S. 50 burschikos (vgl. verschossen, verliebt).

12. „Dann stehe ich paff." S. 55 (vgl. baff, sprachlos vor Staunen ꝛc.).

13. „Bei einer dreiviertels geleerten Flasche Rothwein." S. 64.

14. „Trotz der etwas faden Gelblichkeit ihrer Erscheinung." S. 68.

15. „So drollig . . ., dass Fräulein von Gruthenau sich rein hätte krempeln mögen." S. 74 [vor Lachen].

16. „Die Nase des regenvermorschten Gesichts" [des Standbildes] S. 81.

17. „Der zwar ‚im Zeichnen schwach', im Vordenken aber ‚groß und schöpferisch' war. S. 97, hier = in den Gedanken Dessen, was er zeichnen wollte.

18. „Wie ein beifallumdonnerter Benefizkünstler." S. 112.

19. „Sein heimliches ‚Lachhaft!' [= lächerlich], das er . . . dem Freifräulein zuraunte." S. 121, vgl.: „Unergründliches Räthsel! Geradezu lachhaft." S. 194.

20. „Fräulein Halffkerke hatte sich von der vertraulichen Einhakung Hertha's langsam gelöst." S. 143 —, hier = von dem Arme Hertha's die sich in den ihrigen vertraulich eingehängt, sie untergefasst hatte, vgl. S. 189: „Sie hing sich vertraulich ein" [in den Arm ihres Gatten].

21. „Man wandelte nun auf der Jenseite [= entgegengesetzten Seite] über die Kuppe des sogenannten Elfenhügels zurück." S. 171.

22. „Ihre heimlichen Händedrucke . . . Mit diesen Händedrucken, die sich übrigens zählen lassen." S. 175.

23. „Ihr Herz krampfte ein wenig." S. 193.

24. „Damals . . . war ich wirklich ein bischen närrisch auf sie." S. 198 [in sie vernarrt].

25. „Ein himmlisches Gefühl der Geborgenheit überrieselte sie." S. 208.

26. „Man speiste so wenigstens dreimal in der Woche daheim. An den übrigen Tagen blieb man, wie Tante Susette Dies genannt haben würde, ‚aushäusig'. S. 24.

27. „Wir haben uns ernstlich gekampelt, um dein Lieblingswort aus der Pension zu gebrauchen." S. 218.

28. „Nun sehe ich bereits im Geist, wie du spannst." S. 218 [auf die Mittheilung gespannt bist].

29. „Trotz ihrer allzunordischen Blondheit." S. 240.

30. „Das Kind ist wie losgelassen." S. 250 = ausgelassen.

31. „Übrigens deutet die Art Ihrer Pinselführung trotz einzelner Ungewandtheiten auf eine systematische Schulung." S. 252.

32. „Was sie durchkämpft und durchlitten hatte . . ., überstieg nahezu ihre Kräfte." S. 266, vgl. durchgekämpft &c.

33. „Bei diesem Ausspruch, dessen Schwerwucht zu dem Gegenstande so gar nicht zu passen schien." S. 271.

34. „Anzendorff unterstellte durchaus nicht, dass ihm zugleich mit der Liebe des angebeteten Weibes auch die Ehre geraubt worden. Ganz im Gegentheil." S. 287.

35. „Um so heißer jedoch und leidenschaftlicher glomm es in ihren tiefschwarzen Augen; um so rother [röther] blühte ihr Mund.“ S. 298.

36. „Lehre sie in Ergebung zu tragen, was du verhängt hast.“ S. 318, s. in den Inhaltsverzeichnissen der verschiedenen Jahrgänge der Zeitschrift die Stellen über den von lehren und lernen abhängigen Infinitiv mit und ohne „zu“.

37. „Nun kam ihr plötzlich der Peingedanke, ob sie's ertragen würde.“ S. 319.

38. „Von Anbeginn war das unscheuchbare Greisenthum ja der Alp gewesen“ ꝛc. S. 325, vgl.: unverscheuchbar.

39. „Nur die Tieftönigkeit ihrer Stimme verrieth, dass hier kein Alltagsgespräch in Scene ging.“ S. 335.

40. „Auf den Bauchungen der japanischen Vasen.“ S. 344.

41. „Ihre Lieblingsautoren mit den bleistiftgekritzelten Anstreichungen.“ S. 345.

42. „Wird das Geklöhne nun endlich aufhören?“ S. 350.

43. „Eine sporendurchklirrte Ballvergangenheit.“ S. 378.

44. „Während die Töchter unsres gefeierten Bildhauers . . . schon zum dritten Mal schimmeln.“ S. 378 [nicht zum Tanz aufgefordert werden, sitzen bleiben].

45. „Erkläre ihm, dass du es müde bist, dich so hanebüchen kompromittieren zu lassen.“ S. 380.

46. „Wie todunglücklich er sie mache.“ S. 381.

47. „Unter der Glasglocke einer beklemmenden Häuslichkeit ist noch niemals ein schöpfungsgewaltiges Werk entstanden.“ S. 384.

48. „Dann warf sie sich langwegs über den Teppich.“ S. 386.

49. „Da klingelte draußen der Schlitten vor“ [fuhr klingelnd vor]. S. 397.

50. „Sie trat zu dem Rauchtisch, spielte an dem Cigarrenabschneider.“ S. 397.

Tiroler Geschichten.

Von Hans Hopfen. 1. Bd.: Brennende Liebe. Dresden und Leipzig, Heinr. Minden. 1884.

Eine norddeutsche Leserin, die ungenannt zu bleiben wünscht, hat mir aus dem in der Überschrift genannten Buche einige Stellen mitgetheilt, von denen sie annimmt, dass sie sich zu einer Besprechung in meiner Zeitschrift eignen dürften. Ich theile diese Stellen (um die von mir hinzugefügten Nr. 5 und 6 vermehrt) im Nachfolgenden mit, muss mich aber — mit Rücksicht auf den Raum — darauf beschränken, für die durch Sperrdruck

hervorgehobenen Wörter auf mein Wörterbuch (bezeichnet durch Wb.), Ergänzungswörterbuch (bezeichnet durch EW.) zu verweisen.

1. „Die rüstigen Schultern in weißen Hemdärmeln, die wohlausgebildeten Hände mit dem Daumen in die grünen Hosenträger gehakt, die ausgegrätschten Beine in grauem Zwilch ꝛc." S. 11, s. Wb. I S. 619a/b, EW. S. 235c.

2. „Zu einem langen innigen Kuss, von dem er sich 5 Minuten vorher in seinen kühnsten Träumen Nichts hatte schwanen lassen." S. 128, s. Wb. III S. 1033c; EW. S. 467c.

3. „Nur der Abendstern sah über annoch lichtem Gewölk vom falben Himmel herab." S. 169, s. Wb. II S. 443c; EW. S. 372b.

4. „Sie wollte sich nicht rühren, wenn der rothe Hahn, der in der nächsten Nähe ausgebrütet worden war, sich mit schlagenden Flügeln dem Bauernhof aufs Dach setzte." S. 266, vgl.: „Der rothe Hahn kommt nicht; aber die andern Hähne weit um in der Runde, krähen den nahenden Tag an ꝛc." S. 267, vgl. Wb. I S. 657c Nr. 1; EW. S. 216b Nr. 2b, vgl. auch Schrader Bilderschmuck (2. Aufl.) S. 231.

5. „Der Schwägerin, die ihm, über das erschreckende Geschehnis verblüfft, heute stieriger als je vorkam." S. 273. In dieser von der Dame nicht erwähnten Stelle hat das hervorgehobene Wort wohl die Bedeutung: dumm wie ein Stier, Ochs, Rindvieh, ochsen-, rindviehdumm (s. Wb. I S. 329a, vgl. auch: begriffsstützig ꝛc.) Auffallenderweise findet sich (s. Wb. III S. 1216a und Anm.) diese Bedeutung in Schmeller's Bair. Wörterb. III S. 654b nicht aufgeführt und freundliche Mittheilung hierüber aus Baiern, Tirol ꝛc. würden erwünscht und sehr willkommen sein.

6. „Die Weiber ließen es sich nicht nehmen, den Maccaronihansel schier wie einen Weinhüter herauszuputzen. Die Saltner um Botzen tragen sich zwar nicht so abenteuerlich, wie die bekannteren Meraner ꝛc." S. 277. — Für den in der von mir ebenfalls hinzugefügten Stelle vorkommenden Ausdruck Saltner = Weinhüter kann ich auf Wb. III S. 844c und EW. S. 476c (unter Seld ꝛc.) und das dort Angegebene verweisen.

7. „Dem Dämon, der über die abgeholzten Wälder mit den wälschen Dukaten, wie eine Vermuhrung der Seelen gekommen sei, mannhaft zu widerstehen." S. 323, vgl. hier in der Zeitschr. VII S. 373 Nr. 47 die mundartlichen Ausdrücke: die Mahr, Muhr(e), Murr(e) ꝛc. = die (Verschüttung durch eine) Schutthalde — woran sich das Zeitwort: vermuhren ꝛc. = zur Schutthalde machen, werden und das hier figürlich gebrauchte Vermuhrung schließen.

8. „Auch er eiferte Alle an, den Abbrändlern beizustehen" = den Abgebrannten, s. Wb. I S. 197a; EW. S. 96c.

Kleopatra.

Historischer Roman von Georg Ebers. 2. Auflage 1894.

Einige sprachliche Bemerkungen zu den ersten Seiten.

1. Der Anfang des Vorworts lautet (S. V): „Wenn dem Verfasser vorgehalten wurde, die sentimentale Liebe unserer Zeit sei dem heidnischen Alterthum fremd gewesen, so wies er nicht am letzten auf das Liebespaar Antonius und Kleopatra und das Testament des derben römischen Reitergenerals. Er hatte darin den Wunsch ausgesprochen, wo er auch stürbe, neben der ihm bis ans Ende theuren Frau begraben zu werden."

Von den beiden hervorgehobenen er bezieht sich das erste auf „den Verfasser", das zweite auf „den römischen Reitergeneral"; aber der Leser oder Hörer wird — wenigstens im ersten Augenblick — nicht wissen, ob er nicht auch das zweite er (eben so wie das erste) auf den Verfasser zu beziehen habe, s., was ich in meinen Hauptschwierigkeiten S. 356b und 357a über die nur allzuleicht Zweideutigkeiten veranlassende Umschreibung: „der Verfasser &c." statt des einfachen ich gesagt habe, vgl. auch Nr. 2, 4, 6.

2. „Ihr [Kleopatra's] Charakter dagegen gehört zu den schwierigsten Räthseln der Seelenkunde. Der knechtische Sinn römischer Dichter und Schriftsteller, denen es widerstrebte, das Licht, das von der Feindin des Staates und Kaisers so glänzend ausging, freimüthig anzuerkennen, löste es zu ihren Ungunsten." (auf derselben S.)

Hier fragt sich der Leser wohl, auf welches sächliche Wort sich das hervorgehobene es beziehen soll. Sprachlich liegt zunächst die Annahme, das es solle das zunächst davor stehende sächliche Hauptwort: das Licht bezeichnen; aber Das widerstreitet dem Sinn, und bei weitrem Nachdenken erkennt der Leser dann auch wohl, dass dies es sich auf ein in einem frühern Satz stehendes Hauptwort beziehen soll, welches freilich in der Mehrzahl steht, woraus aber der gefällige Leser die Einzahl ergänzen soll. Wenn Ebers schrieb: „Ihr Charakter gehört zu den schwierigsten Räthseln &c.", so hat sich seinen Gedanken der gleichbedeutende Satz untergeschoben: „Er war eins der schwierigsten Räthsel" und danach schrieb er weiter: Der ... Sinn römischer Dichter . . . löste es [d. h.: dies schwierige Räthsel] zu ihren [Kleopatra's] Ungunsten." So lässt sich allerdings der Sinn erklären, aber als sprachlich richtig und nachahmungswerth kann ich den Gebrauch des es hier nicht anerkennen.

Nur nebenbei will ich noch bemerken, dass es richtiger heißen würde: „Von der Feindin des Staates und [des] Kaisers" mit dem von mir in

Klammern hinzugefügten Geschlechtsworte, s. meine Hauptschwier. S. 343 und S. 369a.

3. Ferner, gleichfalls noch im Vorwort (S. VIII): „Muss es auch dem Dichter vor Allem am Herzen liegen, seine Arbeit zum Kunstwerk zu gestalten, [so] ist es ihm dabei doch geboten, nach Treue zu streben.“ Über das von mir zur schärfern Hervorhebung des Nachsatzes hinzugefügte so s. meine Schrift „Satzbau und Wortfolge“ S. 38 ff.

4. „Wäre es dem Verfasser [= mir, s. Nr. 1] gelungen, das Bild der merkwürdigen Frau, die so verschieden beurtheilt wurde, nicht weniger ‚lebig‘ und glaubhaft zur Anschauung zu bringen, als es sich ihm selbst [= mir] in der Vorstellung prägte, so dürfte er [= ich] zufrieden der Stunden gedenken, die er [= ich] diesem Buche widmete“ [vgl.: gewidmet habe]. (Schluss des Vorworts) S. VIII.

Über das von dem Vf. in Anführungszeichen eingeschlossene „lebig“ s. mein Wörterb. II S. 70a. Wahrscheinlich hat Ebers auf das dort angeführte Wort hinweisen wollen, das Meister Dannecker in Bezug auf Schiller's Büste gebraucht hat. Aber, wenn diese meine Vermuthung richtig ist, so möchte ich fragen: Darf der Schriftsteller in dieser unausgesprochenen Weise Etwas anführen, das er dem Scharfsinn des Lesers zu errathen überlässt?

5. (1. Kap.) „Je deutlicher es auf der Hand lag, dass er [Cäsarion] ihn [den Baumeister] über seine Umgebung hinweg zu sprechen wünsche.“ S. 2, üblicher: ohne Wissen seiner Umgebung.

6. „Er, Gorgias, glaubte an den Sieg des Antonius und der Königin und wünschte ihn dem hohen Paare von Herzen. Er musste sogar handeln, als sei der Kampf schon zu seinen Gunsten entschieden; denn in seiner Hand ruhten die baulichen Vorbereitungen für den Empfang der Sieger &c.“ S. 2. Auch hier (vgl. Nr. 1 S. 470) wirkt es störend, dass den beiden so nahe bei einander stehenden sein (als besitzanzeigenden Fürwörtern der 3. Person) verschiedene Beziehungen zu Grunde liegen. Unzweifelhaft hat man zu verstehen: „In seiner [d. i.: des Gorgias] Hand“; aber eben so unzweifelhaft ist es, dass man nicht erklären darf: „zu seinen [des Gorgias] Gunsten“. Wollte man aber erklären (was sonst sprachlich am nächsten liegt): „als sei der Kampf zu seinen [des Sieges] Gunsten entschieden“, so enthält der Ausdruck etwas Ungewöhnliches und Schiefes. Man darf vermuthen, dass der Schriftsteller hat etwa sagen wollen: „als sei der Kampf schon zu des Paares (d. h. Antonius und der Königin) Gunsten entschieden“; aber dann hätte es doch richtiger — in Bezug auf zwei Personen — wohl in sinngemäßer Fügung heißen müssen: „zu ihren Gunsten“. Ich ziehe gleich einen Satz

auf der folgenden Seite (3) heran: „Der Meister, der dies Kunstwerk geschaffen, war sein [des Gorgias] Freund gewesen und hatte kurz nach seiner Vollendung [soll Das heißen: nach des Gorgias Vollendung? — sicherlich nicht; gemeint ist wohl: nach der Vollendung des Kunstwerks oder — um die Wiederholung desselben Wortes zu vermeiden: der Bildsäule] die Augen geschlossen."

Im Vorbeigehen sei noch auf S. 2 der Satz erwähnt: „[Sie] wünschten, sie [die Statue] auf einen andern Platz wie [statt: als] er aufgestellt zu sehen."

Sorgseligkeit.

Die nachfolgenden Zeilen über das die Überschrift bildende Wort sind veranlasst durch einen kurzen Brief des Herrn Dr. F. Wilbrandt in Doberan. Das Briefchen lautet:

„Ihr Wörterbuch oder vielmehr eine aus Goethe in demselben (3, 1075b: Goethe 30, 461) angeführte Stelle giebt mir ein Räthsel auf. Sie erklären: Sorgselig voller Sorgen. Und wer wollte es anders deuten? Aber was für Sorgen soll man sich bei diesem Herkules denken?"

Die Stelle, um die es sich handelt, steht in Goethe's Schrift „Philostrat's Gemälde" und zwar in dem Schlussaufsatz: „Herkules bei Admet". Da heißt es von einem diesen Gegenstand darstellenden Bilde eines „treulich mitwirkenden Kunstfreundes" (d. i. doch wohl kein Anderer als Goethe's Freund Johann Heinrich Meyer aus Stäfa):

„In der Mitte ruht Herkules riesenhaft, auf Polster gelehnt, und kommt durch diese Lage mit den übrigen stehenden Figuren ins Gleichgewicht. Der vor ihn gestellte Speisetisch, das unter ihm umgestürzte Weingefäß deuten schon auf reichlich eingenommenen Genuss, mit welchem sich jeder Andere wohl begnügt hätte; dem Helden aber soll sich das Gastmahl immerfort erneuern. Deßhalb sind zu seiner Rechten drei Diener beschäftigt. Einer, die Treppe herauffsteigend, bringt auf mächtiger Schüssel den fettesten Braten, ein anderer ihm nach, die schweren Brotkörbe kaum erschleppend. Sie begegnen einem Dritten, der hinab zum Keller gedenkt, eine umgekehrte Kanne am Henkel schwenkt und, mit dem Deckel klappernd, über die Trinkluft des mächtigen Gastes ungehalten scheint. Alle drei mögen sich verdrießlich über die Zudringlichkeit des Helden besprechen, dessen Finger der rechten Hand den im Alterthum, als Ausdruck von Sorgseligkeit, so beliebten Akt des Schnalzens auszuüben bewegt sind. Zur Linken aber steht Admet, eine Schale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichen Wirthes. Und so verbirgt er dem Gast die traurige

Scene, die durch einen Vorhang von dem bisher beschriebenen Raume getrennt wird, dem Zuschauer jedoch nicht verborgen bleibt.“

Allerdings hätte Herkules volle Ursache zur „Sorgseligkeit“, wenn er um den tiefen Herzenskummer seines Gastfreundes Admet wüsste, den diesem der eingetretene Tod der Gattin (Alceste) bereitet hat. Aber Admet in seinen „gastoffenen Hofe“* ist ja — und mit Erfolg — beflissen, diesen seinen Herzenskummer dem heiter und sorglos schmausenden und zechenden Gastfreunde zu verbergen, indem er neben ihm steht, „eine Schale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichsten Wirthes“.

Herr Dr. Wilbrandt hat also vollkommen Recht, wenn er in der „Sorgseligkeit“ des heiterem Genusse hingegebenen Herkules ein „Räthsel“ erblickt; und ich habe mich vergeblich bemüht, dieses Räthsel zu lösen anders als durch die Annahme, dass hier — wie in dem in der Fußanmerkung erwähnten Falle — ein Druckfehler zu Grunde liegt, dem durch die Änderung von 3 Buchstaben abzuhelfen wäre, indem statt „Sorgseligkeit“ vielmehr „Sorglosigkeit“ zu lesen wäre. Und Das stimmt auch damit, dass das Schnalzen mit den Fingern, so viel ich weiß, wie noch jetzt, auch im Alterthume, nicht als Ausdruck der Sorgseligkeit, sondern der Sorglosigkeit und Unbekümmertheit galt, vgl., was ich in meinem Wörterbuch I S. 267b unter Das Nr. 2 von Luther's Randglosse zu Jes. 51, 6 gesagt: „Solch muss man mit ein Finger zeigen, als schlüge man ein Klipplin mit Fingern, wie man saget: ich gebe nicht Das drümb“ u. s. w.

Wissen andere eine bessere Lösung des Räthsels, so bitte ich um freundliche Mittheilung.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Es.

„Die Zeiten, in denen England sich mit seiner insularen Lage tröften und für den Nothfall sich darauf verlassen konnte, dass Andere für es die Kastanien aus dem Feuer holen werden, sind längst vorbei.“ National-Ztg. 46, 503.

Über dies hier von dem Verhältniswort für abhängende es s. meine Hauptschwier. S. 140b und Zeitschr. I S. 44 ff. und S. 164 ff. u. ö. (s. die Inhaltsverzeichnisse unter Er).

* S. Goethe's Schrift: „Götter, Helden und Wieland“ — in den meisten Ausgaben (z. B. in der 40bändigen Bd. VII S. 223) verderbt durch den Druckfehler: „in den Gasthof Admetens“, s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 376b.

In dem vorstehenden Satze klingt die Verbindung für es auch vielleicht einem norddeutschen Ohr nicht ganz unerträglich; aber doch würden Feinhörigere wohl Wendungen vorziehen wie: dass Andere ihm (oder: an seiner Stelle) die Kastanien aus dem Feuer holen werden.

2. Apposition.

„Über die Einnahme von Nyangwe, die arabische Hauptstadt des Mangema-Landes &c." Nat.-Ztg. 46, 504, wo die Apposition richtig — entsprechend dem von dem Vorwort von abhängenden Namen Nyangwe — im Dativ stehen müsste: der arabischen Hauptstadt &c.

3. Genug.

„Vielleicht wird dadurch dem Streben nach den Bergen seitens junger, unerfahrener und nicht genug kräftiger Leute ein Damm gesetzt." Nat.-Ztg. 46, 504. Vgl. Hauptschwier. S. 165a Nr. 1, wonach es üblicher lauten würde: „Seitens junger, unerfahrener Leute, die nicht kräftig genug sind" oder sonst: „nicht genügend (oder genugsam, zur Genüge, hinreichend, sattsam) kräftiger Leute", s. Zeitschr. 8 S. 325 Anm. 2.

4. Gelten.

„‚Juchhe, heute haben wir Schützentanz!' rief der Bursche und ‚wenn's mich gilt, so verkaufts mein Gewand, ich bin im Himmel.'" Rosegger (Vom Fels zum Meer XII 185a).

Bei diesem kecken Ausruf des Tirolers, wobei es sich um den „Tanz mit dem Feinde" (die Schlacht) handelt, ist sprachlich Zweierlei zu bemerken: Erstens der Accusativ in der Fügung: „wenn's mich gilt" (wie: trifft), vgl. gelten in meinem Wörterb. 1 S. 576, besonders Nr. 2f—h, woraus ich hier nur die Verse anführe: „Eine Kugel kam geflogen, | gilt's mir oder gilt es dir?" Uhland 291 und: „Angeklingt! denn es gilt die Gesundheit unseres Kindes" Voß, 1, 39, und dazu die ausführlichen Anmerkungen bei Voß S. 185 und 191. Zweitens in der Befehlsform des Zeitwortes (verkaufts) das s am Schluss, welches mundartlich dem ihr (Mehrzahl des Anredefürwortes du) entspricht, aber in der Schriftsprache beim Imperativ gewöhnlich wegbleibt: so verkauft mein Gewand! (s. meine Schrift: „Satzbau &c." S. 91 § 21, [1]). Nebenbei verweise ich auch auf mein Wörterb. III 1475c, wo es unter Gewand in Nr. 3 heißt: „bairisch ganz gewöhnlich (s. Schmeller), hochdeutsch (aber meist nur im gehobenen Stil) = Kleidung, Kleid &c."

5. Bremse, Hummel.

Allgemein üblich ist im derben übermüthigen Soldatenscherz für die (schwer im Magen liegende, schwer verdauliche &c.) Flintenkugel die

Bezeichnung: blaue Bohne, s. Belege in meinem Wörterb. I 184c und vgl. ähnlich: blaues Korn ebd. 996c unter Korn 3e. In anderer Weise vergleicht Rosegger in seinem Roman: „Der Wirth an der Mahr" die durch die Luft sausende (brummende) Kugel, wenn er (s. Vom Fels zum Meer XII Sp. 184b) schreibt:

„Er ging auch [aus der Schlacht nach seinem nicht weit entfernten Gehöfte zum Mittagessen], nahm sich aber nur Zeit für die Krautsuppe, denn eine bleierne Hummel summte zum Fenster herein 2c.," vgl. wenige Spalten weiter (Sp. 186a):

„Da summte eine Bremse an ihrem Kopf vorbei, es war aber keine Bremse, sondern eine Kugel; und gleich auch eine zweite; und sie schlugen in das Fass, dass der Wein in einem hohen rosigen Bogen hervorsprang 2c."

6. Manner.

„Weinend ging sie [das Mädchen] herab zu den Schützen: ‚Könnt's mich nicht brauchen, Manner?'" Rosegger (Vom Fels zum Meer XII 186b, auch 189b), s. zu dieser tirolischen umlautlosen Form der Mehrzahl mein Ergänz.-Wörterb. S. 348b, vgl. mein Wörterb. II S. 225c und 226a/b unter Mann Nr. 16.

7. Entstauen

= von dem Stauenden los, frei machen 2c. Für diese in allen bisherigen Wörterbüchern (auch in meinem Ergänz.-Wörterb.) noch fehlende Zusammensetzung von stauen (s. d.) bietet Rosegger (Vom Fels zum Meer XII 189b) den nachfolgenden Beleg:

„Alles ging aus Rand und Band; aus allen Schluchten, wie entstautes Wildwasser wogte der Feind."

8. Stellung in der Volkssprache; nachher.

„‚Gut ist's,' sagte der Bote, ein' Schnaps, wenn ihr habts, nachher red' ich leichter." Rosegger (Vom Fels zum Meer XII 189b) in volksthümlich süddeutscher Weise, vgl.: Wenn ihr einen Schnaps habt [ohne das nachfolgende s, vgl. Nr. 4], mir einen Schnaps geben könnt, so [als Einleitung des Nachsatzes in der Schriftsprache] red' ich leichter.

9. Abwandlung der Eigenschaftswörter.

„Wer freilich sein Herz mit dreifach Erz umpanzert hat." Neumann-Hofer (Vom Fels zum Meer 12. Sp. 255b) statt: mit dreifachem Erz.

10. Unterkommen.

„Es werden ihm schon viele Direktoren untergekommen sein, welche ꝛc." National-Ztg. 46, 516 österreich. statt vorgekommen, begegnet ꝛc., s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 317a.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Aus der **Pitt Press Series.** Cambridge at the University Press (Nr. 1—5):

F. W. Hackländer. Der Geheime Agent. Lustspiel in 5 Aufzügen. Edited with an Introduction and Notes by E. L. Milner-Barry, M. A. XII p. and 176 p. 1894 3 s.

W. H. Riehl. Die Ganerben. Die Gerechtigkeit Gottes. Zwei Geschichten. Edited with notes and a complete vocabulary by H. J. Wolstenholme, B. A. VIII and 204 p. 1895 3 s. 6 d.

Molière. Le Misanthrope with introduction and notes by E. G. W. Braunholtz, M. A., Ph. D. XX and 200 p. 1894.

Émile Souvestre. Le Cerf. Edited with introduction, notes and vocabulary by Arthur R. Ropes. M. A. VIII and 136 p. 1895 1 s. 6 d.

Émile Souvestre. Idem and Le Chevrier de Lorraine. VIII and 188 p. 1895 2 s.

Adolf Stern. Studien zur Litteratur der Gegenwart. Mit 19 Porträts nach Originalaufnahmen. Dresden, Verlag von C. W. Esche VIII und 450 S. in Prachtband 12 M. 50 Pf.

Briefkasten.

Fräulein **Luise von A . . .** in Dresden: Ihre Frage wegen der ziellosen Zeitwörter (oder Intransitiva), die theils mit haben, theils mit sein abzuwandeln sind, finden Sie ausführlicher, als es im „Briefkasten" geschehen könnte, in meinen Hauptschwier. S. 183b—187 beantwortet, worauf ich Sie hiermit verweise; ich füge hier nur ein Beispiel bei, das sich an das von Ihnen mitgetheilte sehr nahe anschließt (vgl. Sie a. a. O. Nr. 3). Dies Beispiel habe ich mir aus Spielhagen's Roman: Noblesse oblige angemerkt, wo sich im 3. Kapitel (4. Aufl. S. 27) die Stelle findet:

„Der Eifrige an ihrer Seite überhörte die bittere Ironie, die in den Worten lag und aus dem Ton, mit dem dieselben gesprochen wurden, für ein feineres Ohr deutlich genug hervorgeklungen wäre," wo für das Schlusswort mit leiser Begriffsabschattung auch hätte stehen könnte.

Herrn **Franz Arz** in Hermanstadt (Siebenbürgen). „Um sich geistig fortwährend auf dem Laufenden zu erhalten, mußte ihr [= seiner Mutter] Goethe diese [die Journale] schicken." Diesen Satz, den Sie aus dem 72. Bde. von Westermann's Monatsheften S. 472 anführen, ist allerdings entschieden zu verwerfen. Er gehört eben zu den Fällen, in denen — wie ich in meinen Hauptschwier. S. 300b gesagt — die Verkürzung nur zu leicht Mißdeutung zu erregen geeignet ist, indem man das rückbezügliche sich sprachrichtig auf das Subjekt des Hauptsatzes, (Goethe) beziehen wird, nicht auf das im Dativ stehende ihr (seiner Mutter), vgl. Zeitschr. S. 459 Nr. 3. Vorsichtige Schriftsteller würden richtig gesetzt haben: „Um seine Mutter geistig fortwährend auf dem Laufenden zu erhalten, mußte Goethe ihr die Zeitschriften schicken" — oder (unverkürzt): „Damit seine Mutter sich geistig fortwährend auf dem Laufenden erhalte, mußte ihr Goethe die Zeitschriften schicken."

Herrn **Mor. Friedländer** in Berlin: Verbindlichen Dank für Ihren sehr willkommenen Beitrag, der möglichst bald zum Abdruck gelangen soll. Bitte, lassen Sie nicht wieder eine so lange Pause eintreten.

Herrn **Dr. Wilh. H . . .** in Augsburg: Sie wünschen, ich möchte Ihnen im Briefkasten mein Urtheil über Adolf Stern's jüngst erschienenes Buch (das Sie in diesem Hefte auf S. 476 auch unter den Bücheranzeigen angeführt finden) mittheilen, d. h. — wenn Sie mir die Anführung aus Goethe gestatten — ich soll

„über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Dass auch Andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze";

aber selbst, wenn ich Ihren Wunsch erfüllen wollte, so sehe ich nicht ab, wie Das auf dem knappen Raume des Briefkastens sollte geschehen können. Freilich, so viel kann ich in aller Kürze aussprechen, dass auch Stern's jüngste Veröffentlichung warm und eindringlich zu empfehlen ist, als eines Mannes, der sein Gebiet allseitig und gründlich beherrscht und der als ein gerechter und billiger Beurtheiler redlich bestrebt ist, ohne Vorliebe und ohne Abneigung jeden der von ihm geschilderten Schriftsteller in dessen Eigenart nach seiner Naturanlage und nach den Einflüssen, die auf ihn eingewirkt haben, in einem getreuen und lebenswahren Bildnis als eine in sich abgeschlossene und abgerundete Figur dem Leser vorzuführen. Das hat seine großen, vielleicht unüberwindlichen Schwierigkeiten, wo es sich um Erscheinungen in dem Schriftthum der Gegenwart, zumal der jüngsten Gegenwart handelt, also um Persönlichkeiten, deren Charakterbild, „von der Parteien Gunst und Hass verwirrt" in dem Urtheile hin und her schwankt.

Ich möchte Sie auf die ausführliche anerkennende Besprechung des Buches in der Frankfurter Didaskalia vom 13. und 14. Dec. 1894 von Adolf Bartels verweisen, der durchaus nicht verhehlt, wo er in manchen Einzelheiten nicht ganz mit Stern's Urtheilen übereinstimmt, aber zum Schluss sagt:

„Wer ein tieferes Interesse an der deutschen Litteratur nimmt, Der wird nicht gut umhin können, sich mit Adolf Stern's Essays zu befassen. Sie werden ihn, ausführlich, ruhig, maßvoll, gedankenreich, klar und voll ausgestaltet, wie sie sind, weit über das litterarische Tohuwabohu erheben und ihn wieder glauben lassen an die beglückende Kraft des echten dichterischen Genius, der mit Optimismus und Pessimismus, mit Realismus und sonstigem Schuldigen gar Nichts zu thun hat —

Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es."

Am meisten aber freut es mich, dass ich ermächtigt bin, in meiner Zeitschrift meinen Lesern aus dem Buche Proben mitzutheilen, aus denen sie ein eigenes unbeeinflusstes Urtheil über Adolf Stern's „Studien zur Litteratur der Gegenwart" sich werden bilden können.

Herrn **F. Häußler** in Port au Prince Haiti (Pharmacie Internationale, Laboratoire Chimique Bacteriologique). Meine sofortige Antwort auf einer Postkarte werden Sie hoffentlich richtig erhalten haben. Landsmännischen Gruß in die Ferne!

Herrn **W. v. Krajewsky** in Charkoff (Südrussland): Ihr mir aus so weiter Ferne zugegangener Brief mit der mich beschämenden Anerkennung hat mich doch natürlich von Herzen erfreut, wobei ich lebhaft mir das alte Wort zurief:

Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas. Und des guten Willens bin ich mir in der That voll bewusst; das Maß meiner Kraft aber haben Sie in wohl-

wollender Güte überschätzt; solches Wohlwollen stärkt aber auch und erhöht die Kraft; und so sage ich Ihnen denn für dies Wohlwollen, das ich mir zu erhalten dringend bitte, meinen herzlichsten und verbindlichsten Dank, mit den besten Grüßen und dem Wunsche alles Guten. Nicht minder danke ich Ihnen für die beigefügte grammatische Tabelle des Deutschen, die Sie in einer Sitzung der pädagogischen Abtheilung der geschichtlich-philologischen Gesellschaft an der kaiserlichen Universität erörtert haben, wie für Ihren Aufsatz über Hans Sachs. Als Gegengabe bitte ich Sie die auf meine Weisung Ihnen von meinem Verleger, Herrn Prof. G. Langenscheidt in Berlin, zugehenden ersten Aushängebogen des von mir ausgearbeiteten zweiten Theils von Prof. Muret's „Encyklopädischem englisch-deutschem und deutsch-englischem Wörterbuch" freundlich aufzunehmen. Möchten Sie diese vorläufige Probe Ihres Beifalls nicht unwerth erfinden!

Herrn **Gottlob Adolf Krause.** Ihr nach mehr als fünfjährigem, hauptsächlich sprachlichen Forschungen gewidmetem Aufenthalt in Afrika an mich gerichtetes ausführliches Schreiben unter der Orts- und Zeitangabe:

„An Bord des Dampfers ‚Jeannette Wörmann', 20° nördlicher Breite, vor Westküste Afrika's, den 27. Januar 1895"

ist mir nebst den Beilagen am 15. Februar richtig zugegangen und ich sage Ihnen für die freundliche, gütige Zusendung meinen herzlichen, aufrichtigen Dank. Nur bin ich bei meiner vollständigen Unbekanntschaft mit den afrikanischen Sprachen leider! außer Stande, den von Ihnen versuchten Beweis,

„dass die meisten afrikanischen, die hamitischen, semitischen und arischen (afrosem-arischen) Sprachen eines Ursprungs seien"

zu prüfen und zu beurtheilen. Um so mehr freue ich mich, Ihnen in dem mir befreundeten Universitätsprofessor Herrn Dr. H. Steinthal in Berlin, der mit Professor Dr. M. Lazarus die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" herausgiebt, einen berufenen Beurtheiler namhaft machen zu können, der nach meiner Überzeugung auch gern bereit sein wird, Ihnen zu sagen, ob die Ergebnisse, zu denen Sie, von afrikanischen Sprachen ausgehend, gelangt sind, „sich mit den Forschungen der Germanisten in Einklang befinden, ob sie ihnen entsprechen oder ob sie etwas ganz Neues offenbaren."

Ein Brief von mir liegt für Sie Ihrer Weisung gemäß postlagernd in Hamburg. Ich schließe mit dem aufrichtigen Wunsch zunächst einer glücklichen frohen Rückkehr in das Vaterland und auch im Weitern alles Guten.

Herrn **Dr. Löwenfeld** in Berlin: Sie theilen mir mit, dass in dem von Ihnen und Herrn Dr. Leske herausgegebenen Werke: „Rechtsverfolgung im nationalen Verkehr" eine in französischer Sprache Ihnen eingelieferte Abhandlung über die Türkei in deutscher Übertragung erscheinen werde, und Sie schreiben weiter:

Wir sind in Zweifel, welcher deutsche Ausdruck für musulman der richtigste, gebräuchlichste und verständlichste ist, ob Moslem oder Muslim, ferner wie der Plural zu bilden ist, ob Moslemin, Moslems, Moslemen? —, endlich wie das Adjektiv am richtigsten lautet: moslemisch, moslimisch, mislimisch?"

Auf Ihren Wunsch, Ihnen hierüber meine Ansicht auszusprechen, erwiedre ich: Eine einfache Antwort auf Ihre Frage ist nicht leicht zu geben, aber à bon entendeur demi-mot. So möchte ich Sie denn ersuchen, zunächst in Goethe's Noten zum westöstl. Divan das letzte Kapitel (40bänd. Ausg. Bd. IV S. 355) zu lesen, und Sie werden mich verstehen, wenn ich sage: ich für mein Theil gebe überall da, wo der deutsche Volksmund fremde Namen sich durch Anähnlichung mundrecht und allgemein gebräuchlich gemacht hat, dieser an- und eingedeutschten Form in deutscher Rede den Vorzug. So

spreche und schreibe ich in der Regel Mailand (und nicht Milano), wie sich denn die Fortbildungen: Mailänder(in), mailändisch bequem und ungezwungen der deutschen Rede anschmiegen; und so würde ich in Ihrem Falle getrost und unbedenklich die volksthümlich üblichen deutschen Formen gebrauchen: Muselmann, Muselmänner, muselmännisch. Wer — um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wisse er nicht, dass Moslem xc. mit Islam in Zusammenhang steht, — mehr Rücksicht auf das Fremde als auf die Muttersprache nimmt, kommt in dieser bei den Fortbildungen gar zu leicht ins Gedränge. Vergleichen Sie mein Fremdwörterb. II S. 90 a und mein Wörterb. II S. 335 a, wo z. B. auch für die Mehrzahl die von Ihnen nicht aufgeführte Mosleminen bei Goethe und Platen [lies 4, 283 statt: 2, 283] belegt ist u. ä. m.

Auch die Formen: Muhamedaner, muhamedanisch fügen sich bequem der deutschen Rede.

Herrn **Otto Möller** in Elberfeld. Ich kann nur bestätigen, was Sie in Ihrem Briefe gesagt, dass in verschiedenen Liederbüchern die erste Zeile des bekannten Liedes verschieden lautet: „Heil dir im Siegerkranz oder: im Siegeskranz; welches die ursprüngliche Les- oder Singart ist, kann ich Ihnen nicht angeben; Sie finden vielleicht den gewünschten Aufschluss in Erk's „Liederhort", der mir — wenigstens augenblicklich — nicht zur Hand ist. Sie schließen daran die Mittheilung, dass auch in Schneckenburger's „Wacht am Rhein" verschiedene Liederbücher, die in Schulen eingeführt sind, in mehreren Strophen von einander abweichende Lesarten bieten, und fragen: „Wäre es nicht wünschenswerth, dass in dieses deutsche Einigungslied eine Einheit gebracht würde?" Dem Wunsche kann man zustimmen, wenn es auch sehr fraglich erscheint, ob in diesem Punkte — wie in vielen andern — in Deutschland eine volle Einheit zu erreichen sein wird. Sie stellen aus zwei Sammlungen die Anfangsverse der 3. Strophe einander gegenüber:

Auf blickt er in des Himmels Blau'n,	Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Wo todte Helden niederschau'n	Da Heldenväter niederschau'n.

Sie haben ganz Recht, dass in meinem Wörterbuch der substantivische Infinitiv: „das Blauen" nicht besonders aufgeführt ist, dem Sie den (Bd. I S. 620c) aufgeführten: das Grauen (des Morgens) an die Seite stellen; aber auf die Aufführung aller derartigen Infinitive habe ich — mit Rücksicht auf den Raum — von vorn herein mit Absicht verzichtet.

Ihre weitere angekündigte Anfrage wird mir — wie Beiträge aus Ihrer Feder — natürlich willkommen sein.

Herrn **Heinrich Spiero** in Leipzig. Meiner Ansicht nach ist die kaiserliche Oberpostdirektion in Leipzig vollkommen im Recht, wenn sie die durch das vorgesetzte „gar" verstärkte Verneinung „nicht" als zwei Wörter, nicht — wie Sie es wollen — als ein einziges in dem Drahtbericht zählt und berechnet. Vergleichen Sie mein großes Wörterb. (oder auch mein Handwörterb.) unter I Gar Nr. 2a und Ganz Nr. 4 oder mein Wörterb. der Hauptschwier. S. 215b in Nr. 1. Die dort u. A. aufgeführten Verstärkungen von nicht:

durchaus nicht, gar nicht, ganz und gar nicht xc.

können allerdings als ein **Begriff** betrachtet werden, aber durchaus nicht als ein **Wort**; die beiden ersten Verbindungen sind je zwei Wörter, die letzte vier Wörter. Einer weitern Ausführung scheint mir das Gesagte nicht zu bedürfen. Das Gesagte gilt auch von Verbindungen wie: gar Nichts, durchaus Nichts, ganz und gar Nichts, nicht das Geringste; gar keine, durchaus keine, ganz und gar keine, nicht die geringste Entschuldigung u. ä. m.

Herrn **Aug. T . . .** in Bremen: Ihr Gegner ist im Recht, wenn er in der Abend-Ausgabe der National-Ztg. vom 9. Febr. (Nr. 94, S. 2, erste Spalte) an der Ausdrucksweise Anstoß nimmt:

„Der Vertrag bezüglich der Emission von Obligationen mit Belmont in Newyork als Vertreter von Rothschild und Söhne in London &c."

Sprachrichtig muss es heißen: „von Rothschild und Söhnen", da von den Dativ regiert, vgl. dagegen richtig: „als Vertreter der Firma Rothschild und Söhne" (im Genitiv).

Herrn **Joseph W . . .** in Köln: Sie sind vollkommen im Recht, wenn Sie Ihren Gegnern gegenüber den Gebrauch des ohnehin in dem nachfolgenden Satze aus der Illustrierten Zeitung (Nr. 2679 S. 492a) als sinnwidrig bezeichnen:

„Die Krisis . . . ist schneller beseitigt worden, als es anfänglich schien, und der Hingebung wie dem Patriotismus des Grafen Hohenlohe . . . ist nicht zum geringsten Theil die rasche Klärung der ohnehin schon verwirrten politischen Lage zu danken."

Ohnehin bedeutet, wie es in meinem Wörterbuch I S. 760d heißt (eben so wie ohnedies): „schon an und für sich, ohne dass noch Etwas hinzutritt" und so kann man wohl sagen, dass etwas schon ohnehin Verwirrtes durch irgend Etwas noch verwirrter geworden sei; aber hier, wo der Vf. (Georg Stampe in Berlin) nicht von einer Steigerung, sondern im Gegentheil von einer Klärung der Verwirrung sprechen will, müsste das ohnehin schon einfach gestrichen werden.

Herrn **Max Z . . .** in Düsseldorf: Ich danke Ihnen für die Freundlichkeit, mit der Sie mir als einen „kleinen Beitrag" für mein Deutsches Wörterbuch den folgenden Satz aus dem 5. Bande von Treitschke's Deutscher Geschichte einsenden:

„In sorgloser Heiterkeit, ganz unanthunlich, wie die Holländer sagen, schritt er [Friedrich Wilhelm IV.] durch das Leben."

Ich möchte mir erlauben, Sie auf mein Wörterb. III S. 1316b zu verweisen, wo ich aus der Augsburger Zeitung von 1859 den Satz von Ernst Moritz Arndt angeführt habe:

„In einer gewissen plattdeutschen Gleichmüthigkeit und Unstörlichkeit, was der Holländer Unanthunlichkeit nennt."

Wenn Sie weiter an mich die Frage stellen, was Treitschke bei dem hervorgehobenen Wort in dem bald darauf folgenden Satze wohl gedacht habe: „Als ob die Gedanken in diesem unruhigen Kopfe wechselten, wie die Bilder im Wandelglase," so kann ich nur als Vermuthung aussprechen: Wahrscheinlich Kaleidoskop, wofür Sie in meinem Verdeutschungswörterbuch u. A. das verständlichere Wandelbild-Spiegel angegeben finden.

☛ Einige Antworten des Briefkastens haben wegen Raummangels für das erste Heft des neunten Jahrganges zurückgelegt werden müssen.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Abecelich geordnetes Inhaltsverzeichnis.

(Ein † vor einem Wort bezeichnet ein Fremdwort.)

